INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Jahrgang 1822.

Nebst Register.

Frankfurt am Main,
bei Johann Friedrich Wenner.

Digitized by Google

AP30
I68
1822

575269

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 1. Sonntag, 6. Januar 1822.

Dieses Blatt erscheint, von jetzt an, wöchentlich zweimal, und kostet im besondern Abonnement jährlich 4 fl., halbjährig mit 2 fl. zu entrichten. Wer die Zeitung der freien Stadt Frankfurt damit verbindet, wovon täglich 1/2 Bogen in 4°, nebst wöchentlich wenigstens zwei Beilagen offizieller Amtsblätter (die Obrigkeitlichen Verordnungen, alle amtliche und gerichtliche Bekanntmachungen, öffentliche Versteigerungen, Wechsel- und Staatspapieren-Curse und die Taxen enthaltend) ausgegeben wird, bezahlt halbjährig nur 3 fl. weiter, überhaupt also 5 fl. pr. Semester. Auswärtige belieben bei den ihnen zunächst gelegenen Post-Aemtern zu bestellen. In Frankfurt abonnirt man bei unterzeichneter Expedition, wo auch die Bestellungen durch Boten besorgt werden.

Die Expedition der Zeitung
der freien Stadt Frankfurt.

Ueber eine natürliche Urkunde die Entstehung von Frankfurt betreffend.

Herr Senator Vogt hatte unlängst die Güte, die hier folgende Mittheilung im hiesigen Museum vortragen zu lassen. Dies gab Anlaß zu einem genußreichen Abend; aber auch zu einer Nachbildung die, kaum geboren, auch schon im Drucke erschien. Den Wünschen Vieler entsprechend, hat jezt der würdige Herr Verfasser dem Unterzeichneten erlaubt, diese für das hiesige Publikum so anziehende Vorlesung in der Iris vollständig mitzutheilen. So wird auch jeder, wenn gleich nicht wahrscheinlichen Verwechslung, vorgebeugt.

A. Kirchner.

Bei keinen historischen Untersuchungen stellen sich dem gründlichen Geschichtsforscher mehr Schwierigkeiten entgegen, als bei jenen, welche er über den Ursprung und die Entstehung alter berühmter Völker und Städte unternimmt. Da kommen ihm so viele Sagen, Mährchen, Fabeln und mythische Gestalten entgegen, daß er öfter darüber den sichern Weg verliert, welchen ihm die Natur anweist. So haben zum Beispiel einige Geschichtsschreiber den Ursprung des Wiedischen Grafengeschlechts in einem gewissen Widanus gesucht, da sie doch die jezt noch fließende Wiedbach sowohl über dessen Namen als Stammschloß hätte zurechtweisen können. So leiten andere den Namen Maguntia, Maynz von Magoc einem Enkel des Noah her, da doch alle Römische Geschichtsschreiber und Alterthümer den Drusus als ihren ersten Erbauer nennen, und der dieser Stadt gegenüber in den Rhein fließende Mogonus oder Moenus, der Mayn, ihre Benennung bis heute noch beurkundet. Eben so wollte ein anderer Geschichtsforscher den Namen des Rheingaues von den alten Ringwällen hernehmen, da doch allgemein bekannt ist, daß die deutschen Gauen größtentheils nach den Flüßen benennet wurden, welche sie durchfließen. Ja erst noch kürzlich wollte ein sonst sehr gründlicher Urkunden-Sammler gegen mich behaupten, die Herren von Langwerth wären keine ursprünglich rheingauische Adliche gewesen, da doch noch jeder, der nicht blind und taub ist, die eine halbe Stunde lange Urkunde davon auf der, Erbach gegenüber gelegenen Aue finden kann, welche das Langwerth heißt und jezt dem Grafen von Westphal gehört.

Alle diese historischen Sprünge haben wir bei der Untersuchung über die Entstehung von Frankfurt nicht zu befürchten. Der Namen unserer Stadt legt in seinen zwei Silben zugleich zwei Urkunden an den Tag, welche mehr beweisen, als alle alten Pergamente und fabelhafte Chroniken. Die erste Silbe Frank giebt uns ihre Stifter, die Zweite furt die Ursache oder Gelegenheit ihrer Stiftung deutlich zu erkennen. Da ich heute nur von denjenigen Geschichtsquellen und Urkunden reden will, welche in dem ewigen Archive der Natur zu finden sind, so werde ich mir hauptsächlich über die lezte Silbe des Namens dieser Stadt, nämlich über Furt einige Bemerkungen erlauben. Ich brauche wohl nicht zu beweisen, daß mit diesem Worte die alten Deutschen die Orte in einem Fluße bezeichnen wollten, wo der Seichtigkeit wegen Menschen und Thiere durchwaten konnten, wie z. B. Haßfurt, Ochsenfurt, Schweinfurt ꝛc, so wurde denn auch die hiesige Furt die Frankenfurt genannt. Ich komme nun auf die Geschichte ihrer ersten Entdeckung.

Als die Römer die alte Festung Moguntiacum oder Maynz und dabei eine Brücke über den Rhein mit dem Brückenkopfe Castell erbaut hatten, fielen sie von da aus in das Land der Mattiaker und Hessen. Die Deutschen zogen sich in ihre Wälder und Gebürge zurück, welche man noch heutzutag den Taunus und Melibocus nennt, und befestigten ihre Anhöhen mit den sogenannten Ringwällen, wovon

Digitized by Google

man noch die Spuren findet. Die ersten Standquartiere, welche die Römer auf dem rechten Rheinufer, von Mainz aus, einnahmen, konnten also anfänglich nicht viel weiter, als bis zu dem Fuße des Taunus und Melibocus vorgerückt worden seyn. Und wenn die lateinischen Namen von alta villa Elfeld, aquae mattiacae Wiesbaden, Ursella Oberursel, Castellum Hadriani Hädernheim, bona messis, Bonames und villa bella, Vilbel, einen gründlichen Beweis ausmachen könnten, so würde sich auch die erste römische Linie ihres Pfalgrabens leichter finden lassen. So viel ist wenigstens durch viele römische dort ausgegrabene Altäre, Grabsteine und Steinschriften dargethan, daß sie die in diesem Striche Landes zurückgebliebenen Deutschen in besondern Schutz nahmen, und cives taunenses, taunische Bürger, nannten.

Nun finden wir aber zwischen dem Taunus oder Altkönig und dem Melibocus oder Malchen von Homburg bis nach Darmstadt eine Fläche von wenigstens acht Stunden, welche der Main durchschneidet. Die Standquartiere oder der erste Pfalgraben der Römer musten also auf dieser Fläche durch den Main miteinander verbunden werden, wenn sie sich gegen die von den Gebirgen herabströmenden Deutschen wechselseitig unterstützen sollten. Diese Verbindung konnte nun entweder durch eine Brücke oder eine Furt unterhalten werden, und diese Furt fanden sie in dem Mayn, da wo er die Ufer der hiesigen Stadt bespült.

So weit gingen schon meine Vermuthungen über die Entstehung von Frankfurt, als ich den zweiten Theil meiner rheinischen Geschichte abdrucken ließ. Bald aber kam mir bei einem Spaziergange in den Feldern von Sachsenhausen eine aus dem Archive der Natur selbst sich darbietende Urkunde vor Augen, welche mir die Römer- und Franken-Furt noch deutlicher anzuzeigen schien, und deren Inhalt ich heute den Geschichtsforschern zu entziffern vorlegen will. Ich fand nämlich hinter Sachsenhausen von dem Wasserhofe bei Oberrad an, bis zu dem Sandhofe, ein längs der Chaussee hinlaufendes, nicht zu verkennendes aber jezt, bis auf eine kleine Bache ausgetroknetes Bett, wodurch ehemals, aller Wahrscheinlichkeit nach, sich ein Arm des Mains von Oberrad bis Niederrad ergoß, Sachsenhausen umschloß und folglich eine Insel bildete. Wenn diese meine Vermuthung, welche sich auf den deutlichen Fingerzeig der Natur gründet, durch eine nähere Untersuchung bestätigt würde, so hätten wir die Römer- und Frankenfurt unverkennbar gefunden. Der Main ist jezt noch, wo er doch zwischen die Ufer von Frankfurt und Sachsenhausen gedrängt ist, bei einem heissen Sommer so seicht, daß man mit einem Pferde durchreiten kann. Wenn er nun zu den Römer- und Franken-Zeiten noch einen beträchlichen Abfluß durch den Arm hinter Sachsenhausen und in seiner Mitte eine große Insel erhalten hätte, wer würde es bestreiten wollen, daß sowohl die römischen als fränkischen Feldherren diese Furt, diese Insel und diese Main-Arme als Uebergangs- oder Verbindungs-Punkte ihrer Truppen gewählt und auch nach ihrer Art befestigt hätten. Diese Insel würde zu gleicher Zeit Aufschluß über die Colonie von Sachsen, welche Karl der Große darauf anlegte, geben, indem er dieses ihm nicht zugeneigte Volk durch zwei Main-Arme hier gleichsam eingeschlossen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Dreisilbige Charade.

(Zum neuen Jahr.)

Wo altes und neues sich scheiden,
Wo alle wir fragen,
Ob Klagen
Ob Freuden
Die kommenden Stunden bereiten:
Da magst auch du den Blick
Zur Zukunft wenden,
Ob dir das Glück
Ob es die erste will senden;
Und rasch mit frommer Bitte
Sprech' ich die zweite und drite;
Im heitern Kranze
Des Guten und Schönen
Soll stets dir ertönen
Das Ganze
Soll stets dich umwallen;
Und spät, mit seligem Schallen
Dich tragen zu himmlischen Hallen.

N.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:
Zaunkönig.

Conzert des Cäcilien-Vereines.

(Am 2ten dieses.)

Mit hundert Armen sehe ich das Publikum, welches dem Conzert beiwohnte, die Iris ergreifen, und hundert Augen suchen schnell nach der Critik desselben, um zu sehen was der Rezensent über die Ausführung sage, da ja dies und jenes darüber zu bemerken wäre. — So unbescheiden ist aber der Criticker nicht, daß er einen Verein, der, von dem herrlichsten Geiste beseelt, die Tonkunst in ihrer edelsten Seite cultivirt, sich selbst mit veredelt und mit seltener Beharrlichkeit nach Vervollkommnung strebt, critisire, wenn auch schon die diesmalige Leistung weniger den strengen Forderungen genügte, als sonst. — Willst du aber durchaus eine Critik haben, schätzbares Publikum! so nimm dich in acht, daß Recensent nicht die Spitze seiner Feder geben dich kehre, dich selbst

Digitized by Google

critisire und sage: das Publikum blieb nicht immer ganz im Takt, und hatte nicht die rechte Stimmung. — „Takt! Stimmung?“ Nun ja! Im feinen Takt des Anstandes, und die fromme Stimmung der Seele. Kann man denn ohne den Mangel an beiden zu zeigen sich so um die Aeußerlichkeit bekümmern, und die Neugierde so weit treiben, daß man mit stöhrendem Geräusch von seinem Sitze aufsteht, wenn eine neue Solostimme eintritt, und mit halblauter Stimme fragt: Wer ist denn das? Heißt das, mit der gehörigen Weihe ein Kunstwerk, von so hoher sittlicher und ästhetischer Bedeutung wie der Judas Maccabäus, anhören, wenn man schon in den ersten Takten des Schlußchors zur Thüre hinaus stürmt, als wenn die Schlußnote auch das Leben der Anwesenden zu beschließen hätte! Ist denn — doch ich sehe die hundert Augen ein wenig unwillig werden — ich schweige! — —

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, 29. Dec. 1821 Elisa von Valberg, Schsp. in 5 Aufz. v. Island. Wir sahen heute Mad. Ellmenreich zum erstenmale als Oberhofmeisterin. Sie brachte unverkennbar eine richtige Idee von ihrer Aufgabe mit, nur gelang es ihr nicht, ihre Persönlichkeit mit dieser Idee zu einigen; sie spielte die Oberhofmeisterin, aber sie war es nicht. Ueberhaupt scheint dieser Schauspielerin das zu mangeln, was wir die Poesie der darstellenden Kunst nennen mögten und worin Dem. Lindner alle anderen weiblichen Mitglieder unserer Bühne so weit überglänzt. Wir meinen das Vermögen, sich mit dem vom Dichter gegebenen Charakter aufs innigste zu individualisiren. Die vorzüglichsten Leistungen dieser Vorstellung waren die der Dem. Lindner (Fürstin) des Herrn Bekker (Fürst) und des Herrn Otto (Amtshauptmann)

Sonntag, 30. Das Alpenröslein. Das Patent. Der Shawl, Schsp. in 3 Aufz. Nach einer Erzählung Claurens, von Holbein.

Dienstag, den 1. Jan. 1822. Vergangenheit. Gegenwart. Zukunft. Vorspiel, zur Feier des Tages. Nach einer Dichtung Adalberts vom Thale. Hierauf (zum erstenmale) Gabrielle d'Etrées, Oper, in 3 Aufz. Musik von Mehül. Zum Beschluß, ebenfalls zum erstenmale: Der Secretair und der Koch, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Franz. vom C. Blum. Das Vorspiel weicht nur als Wechselrede der im Titel genannten allegorischen Personen, zu denen sich am Schluß noch die Freude gesellt, von gewöhnlichen Prologen ab. Mad. Ellmenreich (Vergangenheit) sprach ihren Antheil sehr brav. Dem. Urspruch (Gegenwart) verstand wohl nicht was sie zu sagen hatte: denn sie erdrükte das leichtgefügelte Wort durch eine sinnverwirrende, schwere und zischende Declamation. Sie wurde von Dem. Scholz (Zukunft), abgerechnet einen Anklang von Dialeckt, an Innigkeit und Wahrheit im Ausdruck weit übertroffen. Dem. Lindner (Freude) war wie immer die Allesversöhnende. Durch sie erhielt die schmeichelhafte Wendung zum Schluß ein höheres Interesse. — — — Hierauf Gabrielle d'Estrées:

Die Musik dieser Oper ist von Mehül, möchten wir zu allen denen sagen, die am Ende derselben durch Zischen ihr das Todesurtheil aussprachen, und fragen: bildet Ihr auch ein legitimes Tribunal? Denn das: Vox populi vox Dei, ist in der neuesten Zeit ausser Credit gekommen. — Wenn ein Werk eines hochberühmten, genialen Verfassers, der durch seinen: Joseph, und noch viele andere Werke Euch entzückt hat, so brav dargestellt wird, wie heute, und es gefällt Euch nicht, so könnte doch die Ursache des Mißfallens nicht da liegen, wo Ihr Euren Tadel hingesendet habt. Es könnte mit dem ästhetischen Geschmack die gleiche Beschaffenheit haben wie mit dem physischen, der durch den Genuß starker Gewürze, für den Genuß guter gesunder Speise sich abstumpft. — Die Musik ist bei aller Einfachheit sehr originell, und versetzt in den französisch galanten Geist der damaligen Zeit, wie Gretri's Musik zu König Richard Löwenherz. Mehül hat sehr sinnig viele französische Volksmelodien benuzt, die noch in Frankreich unter dem Volke leben, bei uns aber, weil wir Fremd sind nicht den Eindruck machen können, obwohl sie in jedes Gemüth dringen müssen, das noch Sinn für das Einfache hat. Die Ausführung war im Ganzen sehr lobenswerth und hätten Heinrich IV. (Herr Größer) und seine schöne Gabrielle (Dem. Bamberger) kein anderes Verdienst gehabt, so bliebe ihnen doch das große, daß sie Mehüls Melodien nicht durch allerlei Schnörkeleien verunstalteten. — Der Dichter aber hat sich ein unverantwortliches Versehen zu schulden kommen lassen, und er verdient den Ausspruch des hohen Tribunals, denn warum sezte er den herrlichsten Moment des Stücks in den zweiten Zwischenakt? Ich meyne die Bestürmung des Schlosses von Coeuvres durch die Liguisten, und das Abschlagen ihres Angriffs. Wir hörten die Kanonen, das kleine Gewehrfeuer, den ganzen kriegerischen Lärm; aber alles verdeckte die neidische Gardine den lüsternen Augen. Auf! Auf! riefen in größter Ungeduld viele Stimmen. Umsonst. Sie lüftete sich so wenig wie der Schleier der Zukunft, und erst nach vollendetem Sturm flog sie in die Höhe und zeigte uns, leider! nicht mehr die geringste Spur des gewünschten Spektakels. Darf ein Publikum welches so neckisch tantalisirt wurde, nicht ein wenig seinen Unwillen auszischen?

Zulezt folgt der Secretair und der Koch:

Die Intrigue dieses Lustspiels beruht auf einem Qui pro quo und das Ganze ist so leicht und lose zusammengefügt, daß es bei leiser Berührung der Kritik zerbricht. Indessen ergözt die flüchtige Beschauung dennoch sehr und wir wollen Nie-

Digitized by Google

mand den Genuß verkümmern, den die sehr brave Vorstellung gewährte. Herr Henkel spielte die Hauptrolle, den Koch, und bewies darin aufs neue seine Virtuosität in solchen chargirten Charakteren. Streng genommen wünschen wir nur, daß er im Gebährdenspiel sich mäßigen und Verzerrungen meiden mögte. Die übrigen Rollen wurden gut, mit Auszeichnung die des Baron Sauvecourt durch Herrn Weidner gegeben. Gewiß hat die Lüsternheit womit er den Ortolan à provençal bedroht, mehr als einen Zuschauer nach Hause begleitet.

Mittwoch 2. Adolph und Klara. Oper in 1 Act. Musik von d'Alayrac. Hierauf: Die Entführung od. der alte Bürgercapitain, Frankforter heroisch-borjerlich Lustspiel in 2 Aufz. Der Verfasser dieses Lustspiels hat sich, in einem Vorberichte zu der eben erschienenen neuen Auflage folgendermaßen über dasselbe ausgesprochen:

„Von dem gegenwärtigen Lustspiele ist eine zweite Auflage nöthig geworden. Der Verfasser desselben ist jedoch ebensoweit davon entfernt, dieß als die Folge eines besonderen Werthes zu betrachten, als ihn einzelne, dagegen laut gewordene Stimmen von dem gänzlichen Unwerthe desselben überzeugen können. Das erstere nimmt er überall nicht als einen untrüglichen Maßstab der Vorzüglichkeit an, und das letztere compensirt sich ihm hinreichend durch den ausgesprochenen Beifall achtungswerther Männer.

Erfreulich aber mußte ihm die Art seyn, wie dieses Lustspiel von dem Publikum aufgenommen wurde, welches es zunächst berührte, indem ihn diese am besten von einem Vorwurfe gereinigt hat, der ihm, wenn er auf ihm gelaster, sehr drückend hätte seyn müssen.

Mißverstehend oder übelwollend hatten ihm nämlich Manche die Absicht unterlegt, als hätte er durch dieses Stück, wenn auch nicht Einzelne, doch eine bestimmte Klasse von Einwohnern seiner Vaterstadt lächerlich machen wollen. Narren giebt es, zum Glück der Lustspieldichter, leider in allen Ständen genug; wer aber eine ganze Klasse von Bürgern für lächerlich halten könnte, wäre selbst ein Narr, und schlecht obendrein, wenn er eine solche so darzustellen sich bemühte.

Daß der Verfasser die handelnden Personen vorzugsweise aus der Einen Klasse, die man beleidigt zu seyn glaubte, genommen hat, hat seinen guten Grund darin, daß in ihr sich die Originalität eines Frankfurter Bürgers, von altem Schrot und Korn, in Sprache, Denk- und Handlungsweise noch jetzt am reinsten ausspricht. Jenes kräftige Gefühl für Recht und Unrecht, die Liebe zur Unabhängigkeit, der Sinn für bürgerliche Ordnung und Thätigkeit, kurz alle jene Tugenden, welche den frühern Reichsstädter so vorzüglich auszeichneten, sollten sie sich in den engen, beschränkten, oft selbst kleinlichen Verhältnissen, in denen er sich bewegte, auch zuweilen seltsam genug ausgenommen haben, — sind, zum Ruhme dieser Klasse, in ihr noch weit häufiger zu finden als in denen, welche über oder unter ihr stehen. Die komischen mitunter derben Züge, welche in Verbindung mit jenen Vorzügen vorkommen, können aber, wenigstens im heutigen Lustspiele, nur bei den mittlern Klassen mit Erfolg gebraucht werden; bei den übrigen wird das Komische nur allzuhäufig durch Mitleid erdrückt, bei den untern durch Mitleid mit dem Spaß im Elend, bei den höhern durch Mitleid mit dem Spaß in seichter Flachheit: eins wie das andere muß ein freies, fröhliches Lachen nothwendig verbittern.

Daß Komische erregt Lachen, und ist insofern lächerlich; was aber lächerlich macht, ist Narrheit, und keineswegs zum Lachen. Es gab nun freilich eine Zeit, worin man eines jeden Menschen verkehrtes Streben, eines jeden Menschen Thorheit auf der Bühne lächerlich machen durfte, und dieß war gewiß die schönste Zeit der Komödie; seitdem man aber von diesem odiosen Privileg, lächerlich gemacht zu werden, Einzelne ausgenommen hat, und so lange man fortfährt dieses zu thun, sollte man im Grunde billiger Weise auch die noch übrigen Priviligirten schonen, und dem Publikum einstweilen nur komische, aber keine lächerliche Personen vorführen.

Wer in oder an sich etwas Komisches entdeckt, kann gewiß selbst recht herzlich darüber lachen; über etwas aber, das ihn lächerlich machte, sicher nicht. Und aus diesem Grunde glaubt daher der Verfasser, wie oben gesagt, von dem bemeldeten Vorwurf dadurch am besten gereinigt worden zu seyn, daß das aus allen Klassen bestehende Publikum, bei den bereits öfters wiederholten Darstellungen seines Stücks auf der hiesigen Bühne, nur Beifall, aber keinen Aerger zu erkennen gegeben habe; für ihn eine ehrende Auszeichnung, die er zum großen Theile jedoch den vorzüglichen Leistungen der Darstellenden zu verdanken zu haben willig anerkennt."

Donnerstag den 3. Aurelia, oder der Raub im Schwarzwalde. Schausp. in 4 Aufz.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 8. Jan. Der Doctor und Apotheker, Oper.

Mittwoch, den 9. Der Jude, Schsp. (Herr Wurm: Schewa).

Donnerstag, den 10. Verlegenheit und List, Lustsp. hierauf: Der Secretair und der Koch. Lustsp.

Freitag, den 11. (Zum Besten des Herrn Rieser): Die Vestalin, Oper in 2 Aufz. (Herr Rieser: Licinius.)

Samstag, den 12. Der Doppelpapa, Lustsp. Herr Wurm: Kraft. hierauf: das Geheimniß, Oper. Herr Wurm: Thomas,

Sonntag, den 13. Die Diebische Elster, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 2. Sonntag, 13. Januar 1822.

Ueber eine natürliche Urkunde die Entstehung von Frankfurt betreffend.

(Fortsetzung.)

Zur näheren Untersuchung dieses Main-Arms muß ich noch bemerken, daß, wo das Bett den Weg, welcher von der Chaussee bis an den von Leonhardischen Garten führt, durchschneidet, eine über zwanzig Schritte lange Brücke aufgeführt ist, welche wie das Bett selbst, auf die Breite des Arms schließen läßt. Da ich diese Brücke für ein Werk aus dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert halte, so glaubte ich in dem hiesigen Archive einigen Aufschluß entweder über die Veranlassung oder die Zeit ihrer Erbauung zu finden; allein meine Bemühung war bis jezt vergebens. Sollten daher die berühmten Frankfurter Geschichtsforscher diese meine Vermuthungen und Bemerkungen einer genauern Untersuchung nicht unwerth halten, so bitte ich sie, selbe zu berichtigen oder ihre Grundlosigkeit durch Urkunden und ächte Geschichtsquellen darzuthun. Ich sollte doch denken daß entweder in den alten Lagerbüchern von Sachsenhausen, oder in den Zehnten-Büchern der Stifter und Stiftungen, oder in den Protocollen des Bauamtes irgend eine Auskunft über die Austrocknung dieses nicht zu verkennenden Fluß- oder Weiherbettes und über die Erbauung der oben angezeigten Brücke zu finden seye.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß mich die Nahmen von Ober- und Niederrad, des Ried- und des Sandhofes auf die Vermuthung brachten, daß dieser alte Maynarm hauptsächlich durch den bei seinem Ausflusse angehäuften Sand, und durch die bei seinem Ein- und Ausflusse gerotteten oder angepflanzten Felder, Rode oder Rodländer genannt, verstopft und ausgetrocknet worden seye, denn die Nahmen Ober- und Niederrad bedeuten eigentlich zwey ober und unterhalb jenes Maynarms frisch angepflanzte Felder und Dörfer, und die Nahmen Ried- und Sandhof zwei, bei einem Ried oder angehäuftem Sande, angelegte Mayerhöfe. Die völlige Austrocknung geschah aber durch Ableitung des noch zurück gebliebenen Wassers in Bäche und Weiher, dergleichen man noch bei dem Wasserhof zu Oberrad bei der Geybermühle, in mehreren Gärten vor Sachsenhausen, bei dem Apotheke hof und auf der Wiese, welche zum Sandhof führt, antrifft. Daß aber die kleinern Flußarme durch den bei ihrem Ausflusse angehäuften Sand allmählig versiegen, davon ist der sogenannte alte Sand bei Heidesheim, und der Rheinarm welcher sich längs dem Markbronnen nach Hatternheim hin ergießt, ein noch augenscheinlicher Beweis. Durch Leztern können jezt keine großen Schiffe mehr gehen, und er wird bei heißem Wetter so ausgetrocknet, daß davon kaum noch ein kleiner Bach längs der Heimesischen Aue zu erkennen ist.

Ich habe hiermit den ernstern Frankfurter Geschichtsforschern neuen Stoff zu historischen Untersuchungen gegeben, nun will ich auch den Frankfurter Dichtern einen ähnlichen, über die Entstehung ihrer Stadt, zu irgend einem Romane, oder einer Ballade, oder einem Drama geben. Ditmar von Merseburg sagt in seiner Chronik, daß eine weiße Hirschkuh den Franken bei ihrem Rükzuge aus Sachsen die Furt bei hiesiger Stadt entdekt habe. Von diesem Mährchen fand ich in einem alten Buche der Mainzer Dombibliothek, welches im Jahr 1793 bei der Belagerung verbrannt ist, folgende umständlichere Sage:

Zur Zeit des fränkischen Königs Dagobert III, lebte ein reicher mächtiger Graf im Riedgau. Er hatte an Rutlinden nur ein einziges Töchterlein, was aber an Güte und Schönheit alle Töchter des Landes weit übertraf. Dem Grafen war Franco, ein Edelknabe übergeben, um ihn zu ritterlichen Tugenden anzuführen. Dieser zeigte sich eben so muthig und kühn auf dem Pferde, bei der Jagd und im Kampfspiel, als sanft und gefällig gegen Rutlinden. Kam er aus den Gärten, so bracht' er ihr einen Strauß, kam er vom Felde, so hatt' er ihr einen Vogel gefangen; saß sie am Fenster, so sang er ihr ein Liedchen vor. Sie wuchsen in kindlicher Ergebenheit mit einander auf.

Eines Tags waren der Vater und der Edelknabe auf die Jagd geritten, und da sie bis zum späten Abend ausblieben, wurde es dem Fräulein bange, sie lief zum Thor hinaus dem Walde zu in sehnsuchtsvoller Erwartung. Sie setzte sich, aus Furcht den Weg zu verlieren, bei einem Bildstocke nieder, und blickte in das Dickicht, da sah sie zwischen den Gesträuchen Jagdhunde durchbrechen, — sprang auf, lief dem Walde zu und siehe der Vater mit dem Edelknaben kam ihr entgegen, und lezterer führte an einem grünen Bande, was sie ihm geschenkt hatte, ein weißes Hirschkalb. Wer kann die

Digitized by Google

Freude des Mägdleins ausdrücken, als sie die Erwarteten wiedersah, und der Jugendfreund ihr mit dem Hirschkalbe ein so angenehmes Geschenk machte? Sie führte das Thier selbst nach Haus, streichelte und küßte es und bewahrte es in dem Burgzwinger, wo sie es täglich füttern und pflegen konnte. So lebten in jugendlichem Frohsinn die beiden Kinder zusammen, und merkten nicht, noch in das Kleid der Unschuld gehüllt, daß sich allbereits in ihren Herzen die Knospe einer wechselseitigen Liebe entfaltete.

Indessen waren beide zu dem Alter herangewachsen, wo in Franco sich der kräftige, streitbare Jüngling, in Rutlinden die stattliche Jungfrau entwickelte. Jener mußte zum Heerbann des mächtigen Hofmeyers (Major Domus) Pipin, diese wurde von ihrem Vater an den königlichen Hof nach Worms gebracht, wo ihre Schönheit und Sittsamkeit die Augen aller Fürsten auf sie hinzog. Der Vater stolz auf die Reize seiner Tochter und die Menge seiner Güter dachte an nichts geringers, als die Herrliche an irgend einen Großen des Reichs oder an den königlichen Prinzen selbst zu vermählen. Sie aber erwiederte alle Liebkosungen der Großen mit Kälte. In ihrem Herzen lebte nur das Bild Franco's, welcher sich unter Pipins Heerbann als ein wackerer Krieger auszeichnete und die Hand seiner Geliebten durch Heldenthaten zu erringen hoffte.

(Schluß folgt.)

Der Blumenkranz,
gebunden durch das Band der Kunst.

(Reminiszenz eines genußreichen Abends im Conzert des Hrn C. H. Heigel am 7. Januar 1822.)

Im tiefsten Winter Blumen zu vereinen
Zum schönsten Kranz, dies konnt' ein Künstler nur,
Und, traun! es ist gelungen, sollt' ich meynen! —
Ihn unterstützt' die Kunst und die Natur;
Mit Lieb' auch gab ihm jeder andre Gärtner hin,
Was früher er erzog mit sorglichem Bemühn.

Vom Band der Kunst umwoben war zu sehen
Ein Schmuck von mannigfaltiger Gestalt;
Der heitern, ernsten Blumen duftend Wehen
Es übte eine magische Gewalt;
Gar würzig zog es durch den reichgefüllten Saal,
Und mancher schönen Blume Glanz ward — Demant-Strahl.

Am Kranzes Anfang bunte Astern schimmern
Mit seltnem Reiz; d'ran reiht ein Immergrün
Bescheiden sich, Sternblumen-Knospen flimmern
Mit Frühlingsthau benezt, um aufzublühn;
D'rauf folgt ein Rosenstrauß verschiedner Farb' und Art,
Denn Mild' und Starkes war im Ersten Ton gepaart.

So war des Kranzes Mitte schon gewunden
Da kam Reseb', Heliotrop, Jasmin,
Im holden Einklang brüderlich verbunden,
Zu ihnen neigte sich die Hyazinthe hin;
Darauf erglänzte einer Feuerlilie Strahl,
Die glüht' in dieser Stadt zum Aller erstenmal.

Hortensia in der ersten Jugend-Prangen
Erschien, nach ihr in wunderreicher Pracht,
(Wer könnte Höh'res, Schön'res wohl verlangen!)
Lacht' uns der Nelke reine Zauber-Macht,
Die königlich in tausend Sammet-Blättern wallt,
Daß ihr der Beifall aller reinen Herzen schallt!

Um nun das Ganze würdig zu beschließen,
So schauten uns mit blauem Kindesblick
Gedächtniß-Blümlein an, und ihnen fließen
Erinnrungs-Thränen; möchte das Geschick
Dem wackern Künstler, der die schönen Blumen band,
Viel Glück verleih'n zum Dank mit milder Vater-Hand.

Theodora.

Musicalisch-declamatorische Abend-Unterhaltung, von Herrn Carl Heigel.

(Am 7ten dieses.)

Was das Programm versprach: Unterhaltung, gewährte dieser Abend in vollem Maaße, denn Herr Heigel bot die bedeutendsten musicalischen Kräfte von Frankfurt zu diesem Zwecke auf, und sorgte für die reichhaltigste Mannigfaltigkeit.

Nachstehendes räsonnirendes Verzeichniß der gegebenen Stücke beleuchtet das Einzelne:

Erste Abtheilung.

Große Ouvertüre mit vollständigem Orchester, aus der Oper: Siegmar, von Hrn Kapellmeister Guhr. — Ein sehr effectvolles Tonstück, das besonders durch den Jubel des Schlusses seine Wirkung auf die Zuhörer nie verfehlt. Die Ausführung war vortrefflich.

Das Band der Kunst, Prolog von Bournie, gesprochen von C. Heigel. Vortrag und Dichtung in schönster Uebereinstimmung.

Flöten-Conzert von Bernhard Romberg, geblasen v. Hrn L. Meyer, Schüler des Hrn Schwind. — Ein hochberühmter Tonkünstler wurde einst gefragt: was langweiliger sey als ein Flöten-Conzert? Zwei! antwortete er. Diese Antwort, so wahr sie in den meisten Fällen seyn mag, paßt nicht auf die Composition des berühmten Verfassers, der hier ein sehr interessantes Tonstück, frei von den bis zum Ueberdruß verbrauchten gewöhnlichen Flötenfiguren, geliefert hat. Es ist eine merkwürdige Erscheinung

Digitized by Google

in der Kunstgeschichte, daß so wenig gute Compositionen für die Flöte zu finden sind, und daß die ersten Componisten fast gar nichts für sie schrieben. Mozart z. B., der sie in seinen Orchestersachen so gern, und so schön benuzte, schrieb nur ein einziges Tonstück mit obligater Flöte, ein Quintett für die Harmonica mit obligater Flöte, Oboe, Viola und Violonzell. Aus diesem Grunde sind von der Legion der musicirenden Dilettanten gewöhnlich die Flötebla-senden die geschmacklosesten. Mangel an Zeit erlaubte nicht mehr als nur Einen Satz zu geben, und wir hoffen bei anderer Gelegenheit das Ganze hören zu können. Bis dahin wird auch Herr Meyer, der einen sehr schönen Ton bläst, sich etwas mehr Fertigkeit, und leichtere Doppelzunge angeeignet haben.

Der erste Ton, Gedicht von Rochlitz, mit großer Vocal- und Instrumental-Begleitung von Carl Maria von Weber, gesprochen von C. Heigel:

Die Schöpfung von Haidn in Nuce und folglich eine Iliade nach der von Homer. Die Einleitung schildert auch das Chaos, und hat einige frappante akustische Effekte, aber ohne die Genialität Haidn's. Nach und nach wird alles geschaffen vom Lichte bis zum Menschen, so wie es uns Moses erzählt, und die Musik malt alles so genau wie möglich en miniature nach. „Doch das weite Reich war öde," sagt dann der Dichter, „lebensvoll, erscheint es kalt: Es war stumm!" Nach dem, was wir bis jezt gehört haben, und von dem Lärm der Instrumente fast betäubt sind, fällt es uns sehr schwer das zu glauben, und es verwirrt die poetische Anschauung, durch Töne selbst das Entstehen des ersten Tones darstellen zu wollen. Am Ende fällt ein Chor zum Preise des Tons ein, aber der heutige war so beschaffen, daß wir lieber die Stille hätten preisen mögen, und den Herrn Direktor priesen, daß er die Fuge wegließ. Der Herr Deklamator spielte da nur eine untergeordnete Rolle.

Zweite Abtheilung.

Serenate für Guittarre, von Mauro Giuliani, vorgetragen von Herrn Brandt, mit Violin- und Violonzell-Begleitung von den Herrn Schmitt und Rode gespielt. — Herr Giuliani ist der Mozart der Guittarren-Musik, und lieh schon vielen schmachtenden Liebhabern vor den Fenstern der Angebeteten die süße Sprache seiner Töne. Möge ihn der zarte Dank aller Erhörten beglücken. Von den obengenanten wackeren Künstlern wurde sein Werk vortrefflich vorgetragen. Besonders einschmeichelnd waren oft die Töne der Violine. Herr Brandt zeigte sich als tüchtiger Beherrscher seines Instruments, aber er behandelte es zu wenig zart, und kneipte vorzüglich die Baßtöne zu stark.

Arie, eingelegt in Tancred, gesungen von Madame Brauer. — Ist nur in Tancred in der für sie passenden Umgebung.

Pianoforte-Conzert gespielt und componirt von Herrn Kreuzer. — Durch seine allgemeinfaßlichen Compositionen hat sich Herr Kreuzer einen großen Kreis von Freunden zu verschaffen gewußt, und gewährt durch sein angenehmes Talent überall Vergnügen. Der Beifall womit diesen Abend sein Conzert aufgenommen wurde spricht für dessen Popularität. Wir hören daß er künftigen Montag in einem eigenen Conzert uns seine vielseitigen Künstler-Eigenschaften noch mehr zu erkennen Anlaß geben wird, und versparen unser vollständiges Urtheil über ihn bis dahin.

Cassandra, Gedicht von Schiller, vorgetragen von Dem. Betty Urspruch. — Diese Künstlerin ist immer gern gesehen.

Aria von Mozart, gesungen von Herrn Schelble. — Herr Schelble trug das Parto aus dem Titus mit solcher Vortrefflichkeit vor, daß schwerlich selbst der unsterbliche Verfasser einen Wunsch noch hätte hinzuzufügen gehabt.

Mein Abschied von Frankfurt im neunzehnten Jahre meiner hiesigen Bühnenwirksamkeit, gesprochen von C. Heigel Enthielt einen kurzen Auszug aus Herrn Heigels Leben, in Verse gebracht und folglich durch Poesie verschönert, ohne Anspruch auf kalte historische Genauigkeit.

Auflösung der Charade im vorigen Blatte:
Glückwünsche.

Viersylbige Charade.

Wollt Ihr die Erste Sylbe ergründen,
Sucht in Arkadiens Bergen und Schlünden
Den Schützer der Flur,
Der buschigen Wälder,
Der grünenden Felder,
Kurz, den Herrn der Natur,
Mit Ihm habt Ihr der ersten Spur.

Aber zur Zweiten und Dritten
Eilig geschritten
Aus Griechenlands Schäferaun
Nach Deutschlands Gaun;
Untern den Bauern, mitten
Zwischen Michel und Kunz und Hans
Sitzen sie beide in schönem Kranz.

Doch die Vierte
So klein sie auch ist.
Wißt,
Ist ein halbes Wunderwesen,
Denn das Große macht sie klein,
Und das Grobe macht sie fein,
Und das Derbe macht sie zierlich,
Ungeschliffenes manierlich:
Rathet wohl, was mag das seyn.

Selber dem Ganzen,
Welches der Frauen
Und ihrer Herrschaft
Hohes Symbol ist
Stimmt sie das Herbe,
Schmächliche Derbe,
Wandelt es niedlich
In einen Spas um.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 5. Januar. Jacob und seine Söhne in Egypten, Oper in 3 Aufz. Musik von Mehül. — Der Anschlagzettel nannte die Oper ein musicalisches Quodlibet. Schwerer kann sich doch die Unachtsamkeit an dem Würdigen und Schönen nicht versündigen! — Herr Nieser sang den Joseph. Die Parthie liegt meist in den tieferen Tönen des Tenors, worin die Stimme des Herrn Nieser weniger reinen Metallklang hat als in der Höhe. Demohngeachtet war seine Mitwirkung erfreulich und that dem Ganzen wohl. Sein natürliches, von aller Uebertreibung in Gebärden freyes Spiel und sein deutlicher, gefühlvoller Vortrag sprechen das Herz an. Das Terzett im 2n Act zwischen ihm, Herrn Pillwitz (Jacob) und Dem. Bamberger (Benjamin) entzückte allgemein.

Sonntag, den 6. Graf Benjovsky, Schausp. in 5 Aufz. von Kotzebue. Es lohnt kaum der Mühe, über den Unwerth solcher Schauspiele, wie dieser Benjovsky noch ein Wort zu verlieren. Man ist darüber im Allgemeinen so ziemlich einverstanden. Es giebt darin keine Tugend zu bewundern, keine Größe anzustaunen und kein Schicksal zu fürchten: überall gemeine Menschennatur, die sich groß dünkt, indem sie ihren Begierden den Zügel schießen läßt und die Befriedigung derselben auf Kosten des Glücks und des Friedens anderer Menschen zu erreichen strebt. Was kann die darstellende Kunst bey solcher Misere gewinnen? Sie hat alles gethan, wenn sie keck auftritt, dreist und stark drein redet und im Fall der Noth etwas Thränen vergießt. – Nur zwey Personen haben – freylich nicht als Musterbilder der Sittlichkeit – einen Anschein von Character: der wilde Stepanoff und der Kosacken Hettmann. Der erste mit überströmender Kraft von Herrn Becker, der andere mit viel komischer Laune von Herrn Weidner gegeben. Sonst herrschte hier die ganze Vorstellung nur die Nothwendigkeit spielen zu müssen. Der dritte Akt gieng ganz aus seine Fugen und selbst Dem. Lindner (Anfanasia) wurde irr in der Scenenfolge.

Dienstag, den 8. Der Apotheker und der Doctor, kom. Oper in 2 Aufz. Musik v. Dittersdorf.

Mittwoch, den 9. Der Jude, Schausp in 5 Aufz. nach Richard Cumberland. Herr Wurm spielte als Gast den Schewa. Was wir bei Gelegenheit der Ausführung dieses Charakters von Hrn Costenoble, im Vergleich mit dem heutigen Gaste, in der Iris vom 22. July v. J. nur mit wenig Worten andeuteten, das haben wir aufs Neue bestättigt gefunden. Herr Wurm stattet die Rolle mit allen Eigenthümlichkeiten des gewöhnlichen Juden auf die täuschendste Weise aus, und läßt nicht selten die ganze tiefe Gemüthlichkeit durchblicken, welche diesen Künstler, in Rollen die das Gemüth anregen, besonders auszeichnet. Dadurch entsteht ein Contrast der zwar für den Augenblick anziehend ist; aber bei näherer Untersuchung den Charakter zerstört. Schewa ist nicht was er scheint; doch darf der Darsteller ihn ja nicht tiefer herabziehen wollen als es der verborgte, gesuchte Schein erlaubt. Herr Costenoble traf nach, unserer Ueberzeugung, den Punkt worauf es hier ankommt am schärfsten. Auch entsprach er Aeußerlich mehr dem Manne, von dem der Buchhalter sagt, er genieße auf der Börse allgemeine Achtung. — Am vorzüglichsten gab Herr Wurm die Scenen in seiner Wohnung, sowohl die mit Carl Sternfeld (Hr. Henkel) und Eduard Braun (Hr. Becker) als auch die mit Hirsch, welcher Leztere von Herrn Thieme recht ergötzlich dargestellt wurde. Man sollte diese Rolle nur immer muthigen Anfängern überlassen, deren Ungewandheit und eckiges Wesen hier als die vollkommenste Natur erscheint.

Donnerstag, den 10. Verlegenheit und List, Lustsp. in 3 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: (zum erstenmale wiederholt) Der Secretair und der Koch, Lustsp. in 1 Akt. Nach dem Französ. von C. Blum. Die zulezt genannte Bagatelle wird sich nicht lange auf dem Repertoir erhalten. Es ist ein nackter Scherz, ohne Motiv und ohne Zweck, der, wie Alles was so in der Luft hängt, sich wohl einmal mit ansehen läßt und eine flüchtige Erheiterung gewährt, den aber selbst die beste Darstellung nicht vor schnellem Untergange schützen kann.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 15. Jan. Der Freimaurer, Lstsp. Hierauf: Die Drillinge, Lstsp. in 4 Aufz. (Die Drillinge: Herr Wurm.)
Mittwoch, den 16. Cortez, Oper.
Donnerstag, den 17. Der Schneider u. sein Sohn, Lstsp.
Samstag, den 19. Egmont, Trauersp.
Sonntag, den 20. Das unterbrochene Opferfest, Op.
Montag, den 21. (Zum Besten des Herrn Wurm und zum erstenmale: Der Stadtrichter von Saardam, Lustsp. in 3 Aufz. (Stadtrichter: Herr Wurm.) Hierauf: Der Sänger und der Schneider, Oper in 1 Akt. (Schneider: Herr Wurm.)

Die 3te und 4te Nummer der Iris werden nächsten Donnerstag ausgegeben.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 3. Donnerstag, 17. Januar 1822.

Ueber eine natürliche Urkunde die Entstehung von Frankfurt betreffend.

(Schluß.)

Während der öftern Erscheinung Rutlindens an dem Hofe, wurde auch Teuterich, der königliche Prinz, von ihren Reizen hingerissen und ließ durch einen seiner Vertrauten um ihre Hand ansuchen. So sehr dieser Antrag dem stolzen Vater schmeichelte, so hart bedrängte er das Herz der liebenden Tochter. Sie erblaßte und weinte, wagte es aber nicht ihre Liebe zu Franco zu entdecken, während der Alte, der ihren Tiefsinn nur für weibliche Ziererey hielt, sein Wort gab, und die Verbindung mit dem königlichen Hause öffentlich bekannt machte. Die Nachricht von diesem Vorgange traf sowohl den Hofmeyer Pipin als den jungen Franco wie ein Donnerschlag. Jener dachte schon lange, die schwachen Fürsten des Merowingischen Stammes vom Throne zu stoßen. Er fürchtete daher die Verbindung Rutlindens mit dem königlichen Hause, und dieser konnte es nicht vertragen, daß die Hand seiner Geliebten einem Schwächling zu Theil werden sollte, ein Besitz, auf welchen ihm vor Allen Liebe und Tapferkeit Ansprüche zu geben schienen. Unter solchen Gesinnungen forschte der kluge Pipin den verzweiflungsvollen Jüngling aus, und da er dessen frühere Liebesgeschichte mit Rutlinden vernahm, und ihn zu allen Wagstücken bereit fand, schickten beide einen Vertrauten mit einem Schreiben heimlich an das Fräulein ab, worin Franco sie bat, nur noch so lang die Verbindung mit dem Prinzen aufzuschieben, bis er mit Heeresmacht zu ihrer Rettung herbeieilen würde. Durch diese unerwartete Bothschaft des Geliebten ermuntert, gab sich Rutlinde alle Mühe, ihre Vermählung entweder durch vorgeschützte Jugend oder Kränklichkeit zurückzuhalten; allein der stolze Vater wollte sie befördert wissen. Er ließ zierliche Kleider, flimmernden Schmuk, bequeme mit herrlichen Pferden bespannte Wägen zurecht machen, um die königliche Braut mit Glanz und Würde an den Hof zu bringen, und kündigte ihr an einem Abend an, daß sie sich auf den künftigen Morgen bereit halten sollte, mit ihm nach Worms zu fahren. Rutlinde mochte diesem väterlichen Gebot ihre Bitten, ihre Entschuldigungen, ihre Thränen, ihre Verzweiflung entgegen setzen, er hörte nicht darauf und donnerte ihr endlich zürnend in das Ohr: „Entweder führe ich dich morgen als königliche Braut „an den Hof, oder, als eine zur ewigen Gefangenschaft verdammte Nonne, ins Kloster. Mit diesen Worten überließ er sie ihrem Kummer.

Fast ohnmächtig, zusammengeschreckt, vernichtet, wankte Rutlinde in ihr Schlafzimmer, warf sich am Fenster in einen Sessel, aber kein Schlaf wollte auf ihre schöne Augen sinken. Nach langem Sinnen riß sie das Fenster auf, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu schaffen, und siehe unten im Burgzwinger streckte ihr weißes Hirschkalb den Hals in die Höhe, als wollte es sie zu sich hinabrufen. Bei diesem Anblick fuhr ihr schnell der Gedanke durch den Kopf, daß dieses gute Thier ihr in dem Graben den Weg zeige auf welchem sie allein sich retten könnte. Sobald sie glaubte daß alles im Hause schliefe, schlich sie sich durch das Thürchen, was sie sich, um ihren Liebling zu füttern, hatte brechen lassen, riß auf der Aussenmauer des Grabens ein Geniste von Pfählen und zerfallenen Steinen herab, kletterte darüber hin, lief hastig dem Walde zu, indeß das Hirschkalb ihr folgend voran hüpfte. In der Noth und Verzweiflung, worin sie war, achtete sie weder Nacht noch Graus, weder Gesträuch noch Klippen. Begleitet, ja so zu sagen geführt von ihrem treuen Thier, zog sie den Wald durch, und kam gegen Morgen an die Ufer des Mayns, wo sie sich, hinter ein Gebüsch versteckt, mit ihrem Hirschkalbe auf einen Rasenhügel hinwarf, um auszuruhen und dann auf weitere Flucht zu denken. So lag sie einige Stunden da, sie wußte nicht ob sie rechts, oder links wandern sollte. Vor ihr war der Mayn, hinter ihr das väterliche Schloß. Da hörte sie in der Ferne Töne aus dem Walde erschallen, welche ihr wie Hundegebell und Pferdegetrab vorkamen.

Der Vater hatte, sobald er die Flucht seiner Tochter vernommen, alle seine Vasallen und Knechte aufsitzen lassen um sie aufzusuchen. Er selbst schwang sich auf sein schnellstes Roß, die Entflohene zu verfolgen. Das Gebell kam näher, der Hufschlag der Pferde wurde deutlicher, des Fräuleins Angst wuchs, die Hirschkuh zitterte. In dieser verzweifelten Lage faßte sie den Entschluß, sich entweder auf das jenseitige Ufer zu retten, oder in den Wellen des Mayns ihren Tod zu finden. Sie entkleidete ihre zarten Füße, schürzte ihr Kleid auf, stürzte sich in

den Fluß und war bei dem seichten Wasser so glücklich, die Insel zu gewinnen. Das gute Thier folgte ihr schwimmend nach.

Kaum hatte sie sich auf dem jenseitigen Ufer hinter einem dicken Busch versteckt, als ihr Vater mit seinen Knappen aus dem Walde kam. Man durchritt die Felder, durchsuchte die Büsche, die Jagdhunde umstöberten den Ort, wo sie kurz zuvor sich aufgehalten. Allein da man nicht glauben konnte, daß sie über den Mayn geflohen sey, wandte sich der Zug wieder zum Walde hin und entschwand aus ihren Augen. Nun war sie freilich auf einige Zeit gerettet, aber ohne kräftige Nahrung, ohne irgend eine menschliche Hülfe. Sie nährte sich anfangs von Wurzeln, Eicheln und Hagebutten, welche sie von den Hecken pflückte. Sie schlief auf mooſigen Hügeln. Doch endlich lehrte sie die Noth, für ihre Erhaltung besser zu sorgen. Sie baute sich aus abgebrochenen Aesten und Stroh eine Hütte; sammelte sich einen Vorrath von Rüben, Kräutern und wildem Obst, errichtete vor ihrer Hütte ein Kreuz und bat Gott um Beistand und Hülfe. Ihre treue Hirschkuh warf Jungen und bot ihr, nachdem sie diese gesäugt hatte, nahrhafte Milch an.

Während aber Rutlinde ihr Leben auf der Maininsel kümmerlich fristete, hatten Pipin und Franco das Volk und den Heerban gewonnen, den schwachen Teuterich in ein Kloster gesteckt, und die Krone der Merowinger an das Haus der Karolinger gebracht. Für alle Dienste, welche Franco dem neuen Könige bei dieser wichtigen Katastrophe geleistet hatte, forderte er von ihm keinen andern Lohn, als die Hand seiner geliebten Rutlindis. Aber diese war nicht mehr zu finden. Man berief den Vater, man befragte sich bei dessen Hofleuten, man durchsuchte das Schloß, man ließ Briefe ausgehen. Das Fräulein kam nicht zum Vorschein.

Franco glaubte sie todt und versank in tiefe Schwermuth. Weder der Glanz des Hofes, noch die Gunst des Königs, noch der Ruhm seiner Waffen konnten ihn erheitern. Nur in Wäldern, Schluchten oder auf der Jagd, fand er noch Lebenslust. Pipin dies bemerkend, stellte in dem Dreieichen-Walde ein großes Jagen an, um seinen Liebling zu zerstreuen. Sie jagten neben einander bald rechts bald links, über Sträuche und Gräben. Manches Wild war schon unter ihrem Jagdspieße gefallen, als sie in der Ferne die weiße Hirschkuh erblickten und das flüchtige Thier der seltsamen Farbe wegen, eifrig bis zum Main hin verfolgten, durch welchen es so eben in der Angst geschwommen war. Pipin wollte umwenden, allein Franco stach seinem Pferde die Sporn in die Seite, trieb es in's Wasser, sezte durch die schäumenden Wellen dem Thiere nach, gewann das jenseitige Ufer, und legte schon seinen Wurfspieß an, um es zu erlegen. Da rief ihm eine wohl bekannte Stimme entgegen: halt! Franco! halt! du tödtest deine Rutlinde.

Starr wie ein Steinbild war Franco, der Spieß fiel ihm aus der Hand, er blickte nach dem Orte woher die Stimme gekommen, und erkannte seine Geliebte, zu deren Füßen sich die Hirschkuh geflüchtet hatte.

Kaum konnte er seinen Augen trauen. Er sprang vom Pferde, rannte auf Rutlinden zu, das Thier zitterte, aber seine Gebieterin lag in den Armen ihres Geliebten. Noch stürzten Freudenthränen von den Augen der Liebenden, als auch Pipin mit seinem Gefolge durch den Mainarm gesezt war. Die Freude des Wiederfindens war allgemein. Der alte Vater wurde herbeigerufen. Er legte die Hand seiner Tochter in jene Francos, und übergab ihm seine Grafschaft. Der König sezte noch große Geschenke von Gütern und Mannen hinzu:

Er gab dem Orte den Namen Francofurt, und nahm sich vor darauf eine Stadt zu erbauen.

Die beiden Geliebten lebten zwar glücklich und geehrt, doch Kinderlos. Daher schenkte die leider zu frühe zur Wittwe gewordene Rutlindis viele ihrer Güter an die Kirche, welche später so wie die Stadt und ein Königspallast an dem Orte erbauet wurde, wo Rutlindis von Gott erhört, ihre Rettung, und Franco die Furt fand, die ihn zu der verlassenen Geliebten brachte.

Doch dies alles ist nur eine flüchtig hingeworfene Skizze, für welche man um Entschuldigung bittet.

(Hierzu das Kupferblatt.)

Literatur.

Lord Byron's neue Dramen sind in den lezten Tagen des vorigen Jahrs zu London erschienen. Sie heißen: Sardanapal, die Foscari, Cain. Englische Blätter geben uns nachstehenden Bericht darüber. Man findet in diesen neuen Erzeugnissen der Byronschen Muse die Vorzüge und die Mängel der frühern; Originalität, Kraft im Ausdruck, Talent zur Beschreibung auf der einen Seite, auf der andern aber Paradoxensucht, Ueberspannung und zu krasses Ausmalen. Die Foscari sind das schwächste der drei Stücke; die Diktion ist zahm und ohne alle Poesie; kaum einmal erhebt sich der Autor zur Seelenberedsamkeit. Dagegen ist Sardanapal — was man nicht erwarten wird — voll der herrlichsten Stellen und Cain vielleicht das Beste was Byron bis jezt geschrieben hat. Sardanapal, den uns die Geschichte als einen bloßen Lüstling hinstellt, ist in dem Drama nebenbei ein Muster von Gemüthlichkeit, zärtlich und uneigennützig in hohem Grad, somit ein recht liebenswürdiger Genußmensch. So wie man von Miltons verlornem Paradies mehr witzig als treffend gesagt hat, Satan, der am thätigsten darin erscheint, sey als der Held des Gedichts

anzusehen, so mag mit mehr Recht behauptet werden, daß im Cain der erste Mörder unter den Menschen mit dichterischer Vorliebe als Hauptperson des Drama's aufgefaßt und durchgeführt ist. Unter Byrons Händen wird aus ihm ein philosophischer Forscher, ein fantasiereicher Bewunderer der Natur, ein zärtlicher Gatte, und er hat, um es kurz zu sagen, nur einen Fehler, er haßt seinen Schöpfer und seinen Bruder. Der Charakter Luzifers ist nicht weniger paradox; sein Plan ist, in Cain die Idee zu wecken, daß der Schöpfer, den Menschen übelwollend, nur Böses ins Daseyn rufe, und doch beschäftigt er sich einen ganzen Akt durch damit, seinem Zögling das Schöne, Erhabene und Wundervolle der neuen Schöpfung bemerklich zu machen und straft sich so unaufhörlich Lügen. —

Ja Lord Byron vergißt sich und den Gegenstand seines Werks so sehr, daß er dem Cain nachstehenden Ausbruch des begeistertsten Lobes in den Mund legt:

„Oh, thou beautiful
And unimaginable ether! And
Ye multiplying masses of increased
And still-increasing lights! what are ye? what
Is this blue wilderness of interminable
Air, where ye roll along, as I have seen
The leaves along the limpid streams of Eden?
Is your course measured for ye? Or do ye
Sweep on in your unbounded revelry
Through an airial Universe of endless
Expansion, at which my Soul aches to think
Intoxicated with eternity?
Oh God! Oh Gods! or whatsoe'r ye are!
How beautiful ye are! how beautiful
Your works, or accidents, or whatsoe'r
They may be! Let me die, as atoms die,
(If that they die) or know you in your might
And knowledge! My thoughts are not in this hour
Unworthy what I see, though my dust is;
Spirit let me expire or see them nearer."

Die nachstehende Uebertragung gibt nur die Worte oder den Sinn, aber nicht die Harmonie und einfache Erhabenheit dieser Apostrophe wieder.

O du herrlicher, von keinem Gedanken zu erfassender Aether! und ihr unabsehbare Massen angewachsenen und stets noch zunehmenden Lichts! was seid ihr? was ist diese blaue Wüste schrankenloser Luft, worin ihr fortrollt, gleich den Blättern, die ich hinschwimmen sah auf den klaren Strömen Edens? Ist euch die Bahn gemessen? Oder tobt ihr fort in unbegränztem Taumel durch ein Luftmeer endloser Ausdehnung, unfaßbar dem Gemüth, berauscht in dem schwindelnden Gedanken an Ewigkeit. O Gott! O Götter! oder wer ihr seyn möget! wie schön seyd ihr! wie schön eure Schöpfungen, eure Eigenschaften oder was sonst ihr Namen ist! Laßt mich sterben, wie Atome sterben — wenn es so ist, daß sie sterben — oder lehrt mich euch kennen in eurer Macht und Weisheit! Nicht unwerth sind in dieser Stunde meine Gedanken des Aufschwungs nach oben, wenn schon mein Staub es ist. Geist! laß mich untergehen oder schärfe meinen Blick zur Erkenntniß!

Aus Sardanapal

(Metrische Uebersetzung von Adrian).

(Akt 4, Scene 1.)

Sardanapalus (schlafend auf einem Ruhebett und oft aufgestört in seinem Schlummer) Myrrha.

Myrrha.

Ich find' ihn ruhend hier, wenn Ruh' es ist,
Was so den Schlaf durchzuckt. Soll ich ihn wecken?
Nein, er scheint ruhiger. — O Gott des Schlummers!
Geschloss'ner Augen, sanfter Träume, oder
Des tiefen, tiefen Schlafs Beherrscher du,
Sey starr und leblos, wie der Tod, dein Bruder;
Nur dann beglückt uns höchstes Erdenglück,
Sind wir die Glücklichsten im weiten Reiche,
Wo ernst und stumm dein Zwillingsbruder herrscht.
Er rührt sich wieder — wieder strahlt sein Antlitz
Die innre Qual zurück, wie Stürme plötzlich
Den See bewegen, der so ruhig lag
Im Schirm der Berge, oder wie der Herbstwind
Die Blätter rauh durchfährt, die trauernd, welk
Und regungslos an lieben Zweige hingen.
Ich muß ihn wecken! — Nein, noch nicht: wer weiß,
Aus was ich ihn erwecke? Qual scheint's; doch
Wenn ich zu größerm Schmerz ihn rief? das Fieber
Der stürm'schen Nacht, der Gram um seine Wunde,
Wiewohl sie leicht nur, quält ihn so und macht
Den Anblick schwerer mir, als ihm das Leiden.
Nein, die Natur lass' mütterlich ihn pflegen,
Sie unterstützend harre, nicht sie störend.

Sardanapalus (erwachend.)

Nicht so — und mehrtet ihr der Sterne Heer,
Und gäbt ihr als ein Königreich sie mir
Zum Antheil! — nein, das Reich der Ewigkeit
Erkauf' ich so nicht. Fort, von hinnen ihr,
Der ersten Thiere Mörder, und auch ihr,
Die ihr, gleich Thieren Mitgeschöpfe jagtet;
Einst blut'ge Menschen, nun als Götter — lügen
Die Priester nicht — noch blut'ger. Zauberin,
Die du von dunkelm Blute triefend, wild
Auf Leichen schreitest — o hinweg, hinweg!
Wo bin ich? Wo die Larven? Wo? Nein, das,
Das ist kein Traumbild. Mitten unter Allem,
Was schwarz aus grausem Todesschlund sich hebt
Zum Schrecken Lebender, erkenn' ich's. Myrrha!

Myrrha.

Ach, du bist blaß, und gleich dem Nachtthau sammeln
Auf deiner Stirne Tropfen sich. Geliebter,
Gieb Ruhe dir! von andern Welten spricht
Dein Reden, doch liebt diese dich. Sey fröhlich,
Noch endet alles gut.

Sardanapalus.

Gieb deine Hand — so —
Das bist du, fest umschlinge, fester mich — bis
Ich fühle, was ich war.

575269

Myrrha.

Das nur erkenne,
Was stets ich war und immer seyn muß — dein!

Sardanapalus.

Ich weiß es nun — dieß Daseyn fühl' ich wieder!
Ach, Myrrha, wo wir einst seyn werden, war ich!

Myrrha.

Herr!

Sardanapalus.

Ich war im Grab', wo Würmer herschen,
Und Könige — doch nein, so ist es nicht —
Es war wohl nichts.

Myrrha.

Auch ist es nichts. Drauf achtet
Die furchterfüllte Brust nur, Dinge ahnend,
Die nimmer reifen zu dem Seyn.

Sardanapalus.

O Myrrha,
Zeigt das der Schlaf schon, was enthüllt der Tod?

Myrrha.

Was kann der Tod uns zeigen, das nicht schon
Das Leben dem, der lang verkörpert lebte,
Gezeigt hat? Wenn dort wahrhaft ein Gestad' ist,
An dem der Geist fortlebt, wird körperlos,
Als Geist er leben; oder, schwebet dort
Ein Schatten nur des läst'gen Erdenkloses,
Der zwischen Seel' und Himmel, dünkt mich, frielet,
Und uns am Boden fesselt — sieh, dieß Scheinding,
Was immer fürchtend, wird den Tod nicht fürchten.

Sardanapalus.

Ich fürcht' ihn nicht: doch fühlte, schaute ich
Ein Heer des Todes.

Myrrha.

Und auch ich sah das.
Der Staub, auf den wir treten, lebte einst,
War elend, ach! Doch fahre fort: was sahst du?
O sprich! Es frommt dem trüben Sinn.

Sardanapalus.

Mir war —

Myrrha.

Halt' ein, du bist ermüdet und erschöpft:
Das drücket Kraft und Geist darnieder; suche
Den Schlummer wieder.

Sardanapalus.

Nein, ich will nicht träumen,
Obgleich mir nun bewußt, daß es ein Traum war,
Was ich gesehn. Wirst du es hören können?

Myrrha.

Ich kann es! Traum des Lebens oder Todes,
Ich trag', ich theile ihn mit dir, im Scheine,
In voller Wirklichkeit.

Sardanapalus.

Der war, wie wirklich:
Ich sage dir, mein Auge war schon offen,
Da sah ich in der Flucht sie, denn sie flohn dann.

Myrrha.

So sprich!

Sardanapalus.

Ich sah in meinem Traume mich
An dieser Stelle, in gesell'gem Kreis,
Als Wirth; doch hielt ich nur für einen Gast mich,
Und wollt' es traut und zwanglos um mich sehen.
Doch rechts und links, statt deiner, und statt Zames',
Statt unsrer Freunde, die zu sehn wir pflegen,
Steht mir zur linken Hand ein stolzes, düstres
Und todtengleiches Antlitz — nicht erkannt' ich's;
Wo? wußt' ich nicht, doch hatt' ich's schon gesehen.
Es waren eines Riesen Züge; stets noch
Senkt' sich sein Aug'; das lange Haar rollt nieder,
Auf breitem Nacken hing ein mächt'ger Köcher,
Der Pfeile Schaft befiedern Adlerschwingen,
Die starrend durch die Schlangenhaare blicken.
Und zwischen uns stand ein Pokal: ich bat ihn,
Zu füllen den; er redet nicht: ich füllt' ihn:
Er nimmt ihn nicht, er starrt mich an, bis ich
Vor seinem festen Flammenblick erbebte.
Ich sah ihn an, wie wohl ein König soll —
Doch er erwiedert nicht den Blick, er zeigt
Sein vor'ges Antlitz, das mich mehr erschüttert,
Weil es so regungslos; zu mildern Gästen
Wollt' ich mich retten, sie zur Rechten suchen,
Wo ich gewohnt bin, dich zu sehn, doch —

Myrrha.

Weiter!

Sardanapalus.

Auf deinem Sitze — deinem Platz beim Feste,
Im Kreis sucht' ich dein holdes Antlitz — doch
Nicht dich — ein welkes, graues Wesen sah ich,
Mit blut'gem Auge, blut'ger Hand, gespenstisch,
In Fraungewand und mit umkrönter Stirne,
Gefurcht von Jahren; höhnisch sprach sie Rachgier
Und blinzend lüsternes Verlangen aus.
Mein Blut gerann —

Myrrha.

Nichts mehr?

Sardanapalus.

Gefüllt mit Blut
Hielt ein Gefäß sie in der rechten Hand,
Der welken, dürren Rechten, und die Linke,
Die trug ein andres mit — ich sah nicht was?
Ich wandte mich von ihm und ihr: entlang
Der Tafel aber saßen viel Gekrönte
Verschied'nen Anblicks, doch von einem Ausdruck.

Das beiliegende Kupferblatt macht die Nr. 4. der Iris.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 5. Sonntag, 20. Januar 1822.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich zweimal, und kostet im besondern Abonnement jährlich 4 fl., halbjährig mit 2 fl. zu entrichten. Wer die Zeitung der freien Stadt Frankfurt damit verbindet, wovon täglich 1/2 Bogen in 4°, nebst wöchentlich wenigstens zwei Beilagen offizieller Amtsblätter (die Obrigkeitlichen Verordnungen, alle amtliche und gerichtliche Bekanntmachungen, öffentliche Versteigerungen, Wechsel- und Staatspapieren-Curse und die Taxen enthaltend) ausgegeben wird, bezahlt halbjährig nur 3 fl. weiter, überhaupt also 5 fl. pr. Semester. Auswärtige belieben bei den ihnen zunächst gelegenen Post-Aemtern zu bestellen. In Frankfurt abonnirt man bei unterzeichneter Expedition, wo auch die Bestellungen durch Boten besorgt werden.

Die Expedition der Zeitung
der freien Stadt Frankfurt.

Alcanzor und Zaide.

(Eine Mauriſche Erzählung nach dem Alt-Engliſchen.)

Sanfte Abendlüfte wehen,
Milder Thau die Nacht erquickt;
Einſam geht der Maur Alcanzor,
Helle, Schimmer, ihn erſchrickt.

Im Pallaſt dort wohnt Zaide,
Die zur Liebe ihn entflammt;
Sie, die Reizendſte der Maurinn,
Er, von edlem Blute ſtammt.

Die beſtimmte Stund' erharrend
Lange auf und ab er geht;
Spornt die Schritte, hemmt ſie wieder
Eilt und lauſchet, ſchleicht und ſteht. —

Bald in Angſt und bald mit Hoffen
Iſt die Bruſt ihm Seufzer-ſchwer;
Schau, o, Jüngling, dort zum Fenſter
Tritt die Jungfrau ſchüchtern her.

Lieblich glänzt des Mondes Scheibe,
Hat den Wand'rer Nacht ereilt;
Rein und ſilberhell beleuchtend,
Berg und Thal, wo ſie verweilt.

In des bangen Schiffer's Auge
Strahlt die Sonne neuen Muth,
Wenn ſie Sturmeswuth verſcheuchend
Pranget auf der Meeresfluth.

Aber tauſendfält'gre Wonne
Fühlt Alcanzor in der Bruſt;
Zagend ſchleichet durch das Dunkel,
Seiner Liebe ſüße Luſt. —

Aengſtlich, zweifelnd, ſteht Alcanzor,
Athmet kaum vor Freud' und Noth;
„Hüt' dich Allah, holde Jungfrau
„Sprich, bleibt einzig mir der Tod?"

„Soll ich trauen jener Kunde
„Die ich durch den Pagen weiß;
„Daß gereitzt von eitlen Schätzen,
„Jugend wird des Alters Preis?

„Von Antiquera ein' Grafen,
„Heim dein ſtrenger Vater führt;
„Biſt du treulos, o Zaide,
„Nicht von meiner Lieb' gerührt?

„Iſt es wahr, bekenne offen,
„Tändle nicht mit meinem Gram;
„Berge nicht wie ein Geheimniß,
„Was die Welt ſchon längſt vernahm."

Seufzer ſchwellen ihren Buſen,
Thränen heiß entrinnen ihr;
„Ach, zu wahr iſt, Herr, die Stunde,
„Unſre Lieb' muß enden hier.

„Unſre Freundſchaft iſt verrathen,
„Ja, verrathen unſer Bund;
„Meiner Freunde Zorn und Schmähen
„Wüthen in des Hauſes Grund.

„Furcht und Drohen mich umgeben
„Vater-Strenge namenlos;
„Allah kennet meine Leiden,
„Dich verlieren — bittres Loos! —

„Früher Feindſchaft tiefe Wunde
„Ewig unſre Häuſer trennt;
„Warum raubte deine Tugend
„Dieſes Herz das dir entbrennt!

„Weißt jedoch wie ich dich liebte,
„Wie ich Stolz und Haß verhöhnt;
„Fürchtend zwar, des Vaters Dünkel
„Hätte nie sich dir versöhnt.

„Und wie oft ich mußt' ertragen
„Meiner Mutter scheltend Wort;
„Was ich litt, dich hier zu sehen,
„Abends, Morgens, fort und fort! —

„Länger kann ich mich nicht sträuben,
„Mir entgegen ist ihr Sinn;
„Dir geraubt am nächsten Morgen,
„Ist nur Trauer mein Gewinn.

„Wähne nicht Zaiden's Treue
„Ueberlebe solch Vergehn;
„In mir tönet eine Stimme:
„Kurz nur wird mein Leid bestehn.

„Lebewohl, du mein Geliebter,
„Mit dir flieht des Glückes Schein;
„Nimm zum Abschied diese Schärpe,
„Trage sie, und denke mein.

„Eine würd'ge Jungfrau reiche
„Deiner Tugend bald den Kranz;
„Sag' ihr manchmal, daß Zaide
„Starb für dich, im Jugendglanz"

So enthüllt sie dem Erstaunten,
Ihren Jammer, ihren Schmerz;
Seufzend ruft er: „O, Zaide,
„Breche nicht mein armes Herz!

„Und ich sollt' dich so verlieren?
„Glaubst du Liebe nur ein Schall?
„Tod und Martern will ich dulden
„Mit des Nebenbuhlen Fall. —

„Kannst du, willst du dich ergeben?
„O, brich auf und flieh' zu mir!
„Blutend, will ich noch dich retten,
„Schutz sind diese Arme dir." —

„Ach umsonst, umsonst Alcanzor,
„Späher folgen stets mir nach;
„Zitternd stahl ich diese Stunde,
„Traut der Zofe mein Gemach.

„Horch des Vaters Zorn ertönet.
„Und der Mutter laute Wuth.
„Lebewohl, leb wohl auf ewig!
„Allah geb dir Trost und Muth."

J.

Der Stolz des Dorfes.

(Der Anfang dieser Erzählung wurde in der letzten Nummer unsers vorjährigen Blattes gegeben. Um den frühern Lesern die Vollendung nicht zu entziehen; den mit diesem Jahre hinzugetretenen neuen Abnehmern aber nicht ein unverständliches Bruchstück zu liefern, sehen wir uns nun in der Nothwendigkeit der folgenden Fortsetzung jene Stelle hier vorangehen zu lassen.)

Bei einer Reise durch die entlegenen Grafschaften Englands hatte ich einen jener Kreuzwege eingeschlagen, die in abgesonderte Theile des Landes führen, und verweilte eines Nachmittags in einem Dorfe, dessen Lage die Reize des ländlichen und der Einsamkeit besaß. Seine Einwohner trugen einen Anschein von ursprünglicher Einfachheit, der in den Dörfern an der großen Fahrstraße nicht gefunden wird. Ich beschloß die Nacht daselbst zuzubringen, und nachdem ich bald zu Mittag gegessen, wandelte ich hinaus, um die Gegend zu genießen.

Mein Weg führte mich, wie es gewöhnlich bei Reisenden der Fall ist, in kurzem nach der Kirche, die in kleiner Entfernung vom Dorfe stand. Ihr alter Thurm war fürwahr ein Gegenstand von einiger Merkwürdigkeit; ganz mit Epheu umrankt, blickte nur hier und da ein hervorspringender Bogen, eine Ecke des grauen Gemäuers, oder eine seltsam ausgehauene Verzierung durch die grüne Umhüllung hindurch. Es war ein lieblicher Abend. Regnerisch und düster den frühern Theil des Tages, hatte es sich aufgehellt, und obwohl trübe Wolken noch immer über dem Haupte schwebten, sah man doch einen breiten goldnen Streif in Westen, von wo die untergehende Sonne, durch die tröpfelnden Blätter schimmernd, über die ganze Natur ein melancholisches Lächeln verbreitete. Sie glich der Scheidestunde eines guten Christen, lächelnd der Sorgen und Sünden dieser Welt, und in der Heiterkeit ihres Umganges eine Versicherung gebend, daß sie wieder in Glorie sich erheben werde.

Ich hatte mich auf einen halb versunkenen Grabstein niedergesetzt und gedachte, wie man in dieser ernsten Stunde zu thun geneigt ist, vergangener Begebenheiten und früherer Freunde — der Entfernten und der Todten — mich jenen melancholischen Vorstellungen überlassend, die etwas Süßeres als selbst die Freude in sich fassen. Die Glockentöne des nahen Kirchthurms, welche von Zeit zu Zeit in mein Ohr drangen, standen im Einklange mit der Umgebung und entsprachen meinen Gefühlen, anstatt sie zu stören, und erst nach einiger Zeit fiel es mir ein, daß sie das Todtengeläute eines neuen Bewohners des Grabes seyn müßten.

Sogleich sah ich einen Leichenzug über die Dorfwiese herbeikommen; er wand sich langsam längs einer Hecke, verlor sich und erschien wieder durch die Oeffnung der Zweige, bis er an dem Ort vorüber kam, wo ich saß. Das Leichentuch ward von jungen, weiß gekleideten Mädchen getragen, ein anderes von ungefähr siebenzehn Jahren, ging voraus, einen Kranz weißer Blumen in der Hand, als Zeichen daß die Verstorbene jung und unverheirathet war. Der Leiche folgten die Aeltern, ein ehrwürdiges Paar der bessern Gattung von Landleuten. Der Vater schien seine Gefühle zurückhalten, allein das starre Auge, die zusammengezogenen Brauen, das tief gefurchte Gesicht zeigten den Kampf seines Innern. Sein Weib hing an seinem Arm und weinte laut, in krampfhaften Ausbrüchen des Mutter Schmerzes.

Ich folgte dem Zug in die Kirche. Die Bahre ward in dem mittelsten Gang niedergesetzt, und der weiße Blumenkranz nebst einem Paar weißer Handschuhe über den Sitz gehangen, welchen die Verstorbene eingenommen hatte.

Der Begräbniß-Gottesdienst enthält immer eine Seelenbezwingende Rührung; allein bei den Ueberresten der Un-

schuld und Jugend, so in der Blüthe des Daseyns abgepflückt — was kann da ergreifender seyn? Die Thränen der jugendlichen Gespielinnen der Verstorbenen flossen ohne Rückhalt. Noch immer schien der Vater gegen seine Gefühle zu kämpfen und sich mit der Versicherung zu trösten, daß die Todten selig sind, die in dem Herrn sterben; aber die Mutter gedachte nur ihres Kindes, als der Blume des Feldes, abgemäht und welkend in der Mitte ihrer Lieblichkeit. So trauerte sie gleich Rahel über ihre Kinder und wollte nicht getröstet seyn.

Bei der Rückkehr in's Wirthshaus erfuhr ich die ganze Geschichte der Verstorbenen, einfach und wie sie oft erzählt worden ist. Sie war die Schönheit und der Stolz des Dorfes gewesen. Ihr Vater, vormals ein wohlhabender Pachter, hatte sehr an seinen Vermögensumständen gelitten. Sie war das einzige Kind und gänzlich zu Hause, in Einsamkeit ländlichen Lebens erzogen, die Schülerin des Landpredigers, das Lieblingslamm seiner kleinen Heerde. Der gute Mann wachte mit väterlicher Sorgfalt über die Erziehung, beschränkt und der Sphäre gemäß, worin sie sich bewegen sollte; denn er suchte sie nur zu einer Zierde ihres Bundes zu machen, nicht sie über denselben zu erheben. Die Zärtlichkeit und Nachsicht ihrer Aeltern und die Ausschließung von allen gröbern Beschäftigungen hatte eine natürliche Grazie und Feinheit des Charakters genährt, die mit der holden Lieblichkeit ihrer Form übereinstimmte. Sie glich einer zarten Pflanze, die zufällig unter den härtern einheimischen Gewächsen blüht.

Die Ueberlegenheit ihrer Reize ward von ihren Gefährtinnen gefühlt und anerkannt, doch ohne Neid; denn sie wurde von ihrer ungezwungenen Freundlichkeit und einnehmenden Güte übertroffen.

Das Dorf war einer jener abgelegenen Orte, wo noch immer einige Spuren alter englischer Sitten herrschen. Es hatte seine ländlichen Feste und Feiertags-Lustbarkeiten und bewahrte noch eine schwache Vollziehung der einst volksthümlichen Maien-Gebräuche. Dies hatte der gegenwärtige Pfarrer befördert, da er ein Freund alter Gewohnheiten und einer jener einfältigen Christen war, die ihren Beruf auf Erde durch Beförderung der Freude und Gutwilligkeit unter den Menschen erfüllt zu haben glauben. Unter seinem Schutze stand der Maienbaum von einem Jahr zum andern in der Mitte der Dorfwiese; am Maientage war er mit Blumenkranzen und Fahnen geschmückt, und man erwählte eine Maienkönigin oder Jungfrau wie in vorigen Zeiten, um den Spielen vorzustehn und die Preise auszutheilen.

Die malerische Lage des Dorfs und das Auffallende seiner ländlichen Feste erregte oft die Aufmerksamkeit gelegentlicher Fremden. Unter diesen befand sich eines Maitags ein junger Offizier, dessen Regiment vor kurzem in der Gegend einquartirt worden. Ihn bezauberte der natürliche Geschmack dieses ländlichen Festes, aber vor allem die sich enthüllende Lieblichkeit der Maienkönigin. Es war der Liebling des Dorfes, mit Blumen bekränzt, lächelnd und erröthend in reizender Verwirrung mädchenhafter Schüchternheit und Freude. Die Kunstlosigkeit dörflicher Sitten machte es ihm leicht, mit ihr bekannt zu werden; er gewann nach und nach den Weg zu ihrem Zutrauen und bezeigte ihr seine Huldigung auf jene gedankenlose Weise, womit junge Offiziere nur zu oft geneigt sind, mit ländlicher Einfalt zu scherzen.

In seinem Betragen lag nichts, was erschreken oder beunruhigen konte, er sprach sogar nie von Liebe. Allein es gibt Wege, sie beredter als durch Worte auszudrücken, sie leise und unwiderstehlich zu dem Herzen zu führen. Der Strahl des Auges, der Ton der Stimme, die tausend Zärtlichkeiten, welche jedes Wort, jeder Blick und jede Handlung ausdrücken, — enthalten die wahre Beredtsamkeit der Liebe, die immer gefühlt und verstanden, aber nie geschildert werden kann. Ist es zu bewundern, daß sie leicht ein Herz gewann, jung, schuldlos und empfänglich? Was sie betrifft, so liebte sie fast unbewußt; sie forschte kaum nach dem Wesen der Leidenschaft, die jeden Gedanken, jedes Gefühl in sich zog, oder nach ihren Folgen. Sie blickte in der That nicht in die Zukunft. In seiner Nähe beschäftigten seine Blicke und Worte ihre ganze Aufmerksamkeit; war er entfernt, so dachte sie blos an die Vorgänge ihres lezten Zusammenseyns. Sie durchstrich mit ihm die grünen Büsche und ländlichen Umgebungen. Er lehrte sie neue Schönheiten in der Natur entdecken, er redete in der Sprache des feinen, gebildeten Lebens und hauchte in ihr Ohr die Zaubereien der Dichtung und Poesie.

Vielleicht konnte nie eine Leidenschaft zwischen beiden Geschlechtern reiner gewesen seyn als die dieses unschuldigen Wesens. Die schöne Gestalt ihres jungen Verehrers und der Glanz des kriegerischen Schmucks konnten wohl Anfangs ihr Auge entzückt haben; aber es war nicht das, was ihr Herz überwunden hatte. Ihre Neigung besaß etwas von Vergötterung. Sie blickte zu ihm empor wie zu einem Wesen höherer Art. Sie fühlte in seiner Gesellschaft den Enthusiasmus eines von Natur zarten und poetischen Gemüths, jezt erst zu einer genauen Erkenntniß des Schönen und Großen erwacht. An den kärglichen Unterschied des Ranges und Vermögens dachte sie nicht; es war die Verschiedenheit der Bildung, des Betragens, der Sitten von denen der ländlichen Umgebungen, an die sie gewohnt gewesen, was ihn in ihrer Neigung erhob. Sie hörte ihn an mit bezaubertem Ohr, mit niedergesenktem Blick stummen Entzückens, und ihre Wangen erglühten von Begeisterung — oder wenn sie in schüchterner Bewunderung ihn anzuschauen wagte, schlug sie schnell das Auge wieder nieder und seufzte und erröthete über den Gedanken ihres verhältnißmäßigen Unwerths.

Die Neigung ihres Liebhabers war eben so leidenschaftslos, jedoch mit weniger feinen Gefühlen vermischt. Er hatte den Umgang leichtsinnig angeknüpft, denn er hörte oft, wie seine Cameraden sich ihrer ländlichen Eroberungen rühmten, und hielt einen Triumph dieser Art für einen Ruf, als Mann von Geist, für nothwendig. Allein er besaß zu viel jugendliche Wärme. Sein Herz war durch ein unstätes und zerstreutes Leben noch nicht kalt und selbstsüchtig genug, es fing Feuer von derselben Flamme, die er zu entzünden suchte, und eh' er die Natur seines Gefühls kennen lernte, war er wirklich verliebt.

(Forts. folgt.)

Zweisylbige Charade.

Die Erste ist halb Dein, halb mein!
Die Zweite ist, doch heißt nicht Wein.
Das Ganze — unbeliebt, doch mühsam oft gefangen,
Wird selbst in Rahm und Glas von Kennern aufgehangen.

T.

Auflösung der Charade in Nr. 2.
Pantöffelchen.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag, den 11. Januar. Die Vestalin, Oper in 3 Aufz. Musik von Spontini. Die Oper wurde zum Vortheil des Herrn Nieser gegeben, welcher den Licinius eben so brav sang als spielte. Es ist als ein glückliches Ereigniß für unsere Oper zu betrachten, daß Herr Nieser nun fortgesezt derselben sein schönes Sängertalent widmen wird: denn er leistet mit Auszeichnung allen Foderungen Genüge, welche einst Rousseau an dramatische Sänger machte. Er ist nicht allein gebildet in der Kunst des Gesangs, sondern auch in der Kunst der Darstellung; er macht Andere empfinden, was er selbst empfindet. Nicht nur seine Töne, auch seine Schritte, Blicke und Bewegungen sind übereinstimmend mit dem Charakter der Musik, ohne daß dabei ein Zwang, oder Anstrengung von seiner Seite, dem Mitgefühl des Zuschauers störend würde. Ein Gleiches läßt sich nur von wenigen Tenoristen sagen. — Madame Brauer sang die schwierige Parthie der Julie mit ausdauernder Kraft und verdientem Beifall. Ueberhaupt ließ die Vorstellung keinen Wunsch übrig.

Samstag, den 12. Der Doppelpapa, Posse in 3 Aufz. von Gustav Hagemann. (Herr Wurm spielte den Kraft.) Hierauf: Das Geheimniß, Oper in 1 Aufz. Musik von Solié. (Herr Wurm spielte den Thomas.) So gewandt, so reich an komischen Zügen der Gast auch die erste Rolle gab, so gelang es ihm doch nicht, darin besondere Auszeichnung zu erlangen, weil die beiden Alten: Ahlert und Martens, von Herrn Otto und Herrn Leißring sehr brav dargestellt, mit ihm um den Preis warben und der Beifall des gerechten Publikums theilten. — Wir konnten uns Anfangs in den Gang der Handlung nicht finden und erwarteten eine zwiefache Mystification, da die Kammerjungfer (Dem Lindner) neben ihrer Gebieterin (Dem. Ursprung) im Aeußeren als Dame erschien! In der Oper wurde das Talent des Herrn Wurm in Darstellung niedrig-komischer Charaktere nicht beeinträchtigt. Besonders wirksam war sein Mienenspiel, das keiner Auslegung durch das Wort bedurfte.

Sonntag, den 13. Statt der angekündigten, durch Unpäßlichkeit der Dem. Wagner verhinderten diebischen Elster, (zum erstenmale wiederholt): Gabrielle d'Etrées, Oper in 3 Aufz. Musik von Mehül. Hierauf: Adolph u. Klara, Oper in 1 Aufz. Musik von d'Allayrac.

Dienstag, den 15. Die eifersüchtige Frau, Lustsp. in 2 Aufz. von Kotzebue. Hierauf (zum erstenmale): Die Drillinge, Lustsp. in 4 Aufz. von Bonin. Das leztgenannte in Form und Sprache gänzlich veraltete Stück, das man uns vor mehreren Jahren als Oper gab, verdiente es nicht, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder in die Scene gesezt zu werden. Es wurde vor etwa 40 bis 50 Jahren zu Gunsten der Schauspieler geschrieben, welche sich durch die Fertigkeit, aus einem Charakter in den andern schnell überzugehen, auszeichnen. Man hat dieser Fertigkeit später in witzigern kleinen Stücken größeren Spielraum gegeben. Herr Wurm, welcher als Gast die drei Brüder spielte, war als ernster Liebhaber zu sehr – Er selbst, und als Seefahrer zu laut: doch könnte es wohl seyn, daß er eben damit den Seefahrer – dessen Kommandowort durch Sturm und Donner hindurchschallen muß — bezeichnen wollte. Als Ferdinand von Meißen gab er uns einigen Ersatz für die Langeweile in welche uns der übrige Theil des Stücks versezte.

Mittwoch, den 16. Ferdinand Cortez, oder: Die Eroberung von Mexico, Oper in 3 Aufz.

Donnerstag, den 17. Fridolin, oder: der Gang nach dem Eisenhammer, Schsp. in 5 Aufz. Nach Schillers Ballade von Franz v. Holbein.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 22. Jan. Johanna von Montfaucon Schauspiel.

Mittwoch, den 23. Das Intermezzo, Lustsp. (Mad. Herr Wurm). Hierauf: Der Schauspieler wider Willen, Posse. (Pfifferling: Herr Wurm.)

Donnerstag, den 24. Fanisca, Oper.

Samstag, den 26. (Gastrolle von Hrn Wurm, noch unbestimmt.)

Sonntag, den 27. Das unterbrochene Opferfest, Op

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 6. Donnerstag, 24. Januar 1822.

Apollos Rache.

Als Daphne sich den nahen Armen
Des glüh'nden Phöbos kühn entringt,
Und sie ein rettendes Erbarmen
Mit Lorbeerrinde schnell umschlingt,

Da sieht der Gott (er würde sterben,
Wär' ihm nicht dieser Trost geraubt)
Die golonen Locken grün sich färben,
Die Arme starr, die Brust belaubt.

Da rinnt an ihrem starren Herzen
Ein heißer Thränenstrom herab;
Ihn fassen hoffnungslose Schmerzen
Denn er umschlinget Daphnens Grab.

Doch plötzlich wird in seinen Blicken
Ein andrer Geist und Willen kund;
Leid läßt durch Stolz sich unterdrücken,
Und diese Drohung ruft sein Mund:

„Ich schwör's bei des Cocytos Wellen,
„Des Fluten nur von Thränen schwellen,
„Daß, wenn von diesen heil'gen Zweigen
„Die dir aus Stirn und Busen steigen,
„Ein Weib durch Kämpfen oder Singen
„Das kleinste Reis nur will erringen —
„Die fühle nur der Sehnsucht Schmerzen,
„Fern bleibe, wie ich Daphnens Herzen,
„Verkannt, und unverstanden sie
„Vom Liebling, doch sie wanke nie!"

So ruft der Gott und eilt von hinnen;
Unwiderruflich scheint sein Wort;
An Kriegerinnen, Dichterinnen
Erfüllt sich's schmerzlich fort und fort.

So suchet Sappho in den Fluten
Trost für des Phaon Unbestand,
Clorindens lezte Wunde bluten
Vom Todesstreich aus Tankreds Hand.

So wandeln Hunderte die Pfade
Des Lebens mit getrübtem Sinn,
Und erst an des Cocyts Gestade
Neigt sich ihr Haupt zur Ruhe hin!

Edgar.

Der Stolz des Dorfes.

(Fortsetzung.)

Was war zu thun? Es zeigten sich die Hindernisse, welche so unabläßlich bei diesen unachtsamen Neigungen eintreten. Sein Rang, die Vorurtheile vornehmer Verwandten, seine Abhängigkeit von einem stolzen, unnachgebenden Vater — alles verbot ihm, an eine Verbindung zu denken. — Wenn er aber auf dies unschuldige Wesen herabblickte, so zart und vertrauend, lag in ihrem Betragen eine Reinheit, in ihrem Leben eine Unbescholtenheit und eine flehende Sittsamkeit in ihren Blicken, wodurch jedes ausgelassene Gefühl zurückgeschreckt ward. Umsonst versuchte er sich durch tausend herzlose Beispiele modischer Männer zu bestärken und die Wärme edler Empfindungen durch jenen kalten spötteluden Leichtsinn zu ersticken, womit er über weibliche Tugend hatte sprechen hören; so oft er in ihre Nähe kam, fand er sie immer von jenem geheimnißvollen, doch undurchdringlichen Reize jungfräulicher Reinheit umgeben, in dessen geheiligtem Kreise kein strafbarer Gedanke bestehen kann.

Der plötzliche Befehl zum Aufbruch nach dem festen Lande für das Regiment vollendete die Verwirrung seines Gemüths. Er befand sich einige Zeit in der peinlichsten Unentschlossenheit und verschob die mitzutheilende Nachricht, bis der Tag des Marsches ganz nahe war, wo er sie bei einem Abend-Spaziergang damit bekannt machte.

Der Gedanke der Trennung war ihr nie eingefallen. Er zerstörte auf einmal ihren Traum von Glück; sie erblickte jene als ein plötzliches, unvermeidliches Uebel und weinte mit der aufrichtigen Einfalt eines Kindes. Er zog sie an seine Brust und küßte die Thränen von ihren sanften Wangen; auch fand er keinen Widerstand; denn es gibt Augenblicke gemischter Trauer und Zärtlichkeit, welche die Liebkosungen der Leidenschaft heiligen. Er war von Natur ungestüm, und der Anblick ihrer Schönheit, anscheinend sich seinen Armen ergebend, das Vertrauen auf seine Gewalt über sie und die Furcht, sie auf immer zu verlieren, wirkten vereinigt zur Ueberwindung seines bessern Gefühls — er wagte den Vorschlag, daß sie ihre Heimath verlassen und die Gefährtin seines Schicksals seyn sollte.

Er war durchaus ein Neuling in der Verführung und erröthete und zitterte über seine eigene Schlechtigkeit; allein das Gemüth des vorgesezten Opfers war so unschuldig, daß sie Anfangs den Sinn seiner Worte nicht verstand. Als endlich das Gift seines Vorschlags ihr reines Gemüth durchdrang, wirkte es zerstörend. Sie weinte nicht — sie machte ihm keine Vorwürfe — sie sprach kein Wort — aber sie zog sich bestürzt zurück, wie vor einer Natter, warf auf ihn einen Blick voll Angst, der die Seele durchdrang, und eilte, die Hände zusammenschlagend wie nach Schutz, der väterlichen Hütte zu.

Der Offizier entfernte sich in Verwirrung, gedemüthigt und bereuend. Es ist ungewiß, was die Folge des Kampfes seiner Gefühle gewesen wäre, wenn nicht die Unruhe der Entfernung seine Gedanken zerstreut hätte. Neue Gegenden, neue Vergnügungen und neue Gefährten verscheuchten bald seine Selbstvorwürfe und hemmten seine Zärtlichkeit; dennoch lenkten sich zuweilen seine Gedanken unter dem Geräusche des Lagers, den Lustbarkeiten der Garnisonen, den Stellungen der Armeen, und selbst im Gewühle der Schlachten nach der weißen Hütte, dem Pfad am silbernen Bach, der Hagedorn-Hecke und dem kleinen Landmädchen, das an seinen Arm gelehnt dort gewandelt, ihm mit Augen zuhörend, die von unbewußter Zärtlichkeit strahlten.

Der Schlag, welchen das arme Mädchen in der Zerstörung ihrer ganzen idealischen Welt erlitten hatte, war in der That grausam. Ohnmachten und Krämpfe erschütterten Anfangs ihr zartes Wesen, und eine bestimmte vernichtende Schwermuth folgte darauf. Sie hatte aus ihrem Fenster den Marsch der Truppen gesehen. Sie sah ihren treulosen Geliebten, unter Trommel- und Trompetenklang, wie im Triumphe davon ziehen. Sie sandte einen lezten schmerzlichen Blick ihm nach, als die Morgensonne um seine Gestalt schimmerte und sein Federbusch in den Lüften wehte; er schwand hinweg gleich einer glänzenden Erscheinung und ließ sie in Dunkel gehüllt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Museum.

(Freitags den 18. Januar.)

Die diesjährigen Versammlungen wurden am heutigen Abend sehr würdig durch eine von Herrn Schnyder von Wartensee componirte Synfonie eröffnet. Es ist dieß das erste große Tonstück, welches von benanntem, durch seine Lieder rühmlich bekannten Componisten, hier gehört wurde, und er zeigte sich darin als tiefen Denker in der höhern Tonkunst, als geübten Contrapunktisten und als Tondichter — besonders in seinem Andante fürs Erhabene. — Die Ausführung des Orchesters war lebhaft und beseelt.

Dann folgten:

Die höchste Liebe, von Pfeffel, so wie später noch die kleine Schifferin von Tiedge, beide zum Wohlgefallen des Publikums vorgetragen von Dem. Scholz. Wir wünschen dieser jungen Schauspielerin öftere Gelegenheit zu Wiederholung ihres heutigen ersten Versuchs in dieser Sphäre. Bei mehr Vertrautheit mit der Natur des Gegenstands und weniger Aengstlichkeit, wird es ihr ohne Zweifel gelingen, die Uebergänge in der Mimik zarter mit dem Vortrage zu einen, und ihr versprechendes Talent zugleich naturgetreu und kunstgerecht zu entwickeln. —

Lieder, componirt und gesungen von Herrn Capellmeister Kreutzer, welche allen, die außer einer fließenden Melodie keine höhern Ansprüche an das Lied machen, mit Recht gefielen.

Variationen für die Posaune, geblasen von dem Churhessischen Kammermusicus Herrn Schmidt. Dieses Instrument bezeichnet das Erhabene, Schauerliche und Große; hier aber hüpfte und tanzte der Coloß von Ton allerlei wunderliche, ihm unpassende Sprünge. Der Conzertist zeigte viel Fertigkeit, schöne Höhe, aber weniger Geschmack.

Lieder von Walter Scott, vorgetragen von Herrn Prof. Hufnagel.

Des Kriegers Abschied von Körner, gesungen von Herrn Schmidtkow.

Eine Ouvertüre, componirt von Herrn Capellmeistr Kreutzer. Blühende, jugendliche, unverdorbene Phantasie herrscht in diesem Tongemälde. Die Composition ist einfach, die Melodien sind anspruchslos und frisch die Gestalten des Ganzen.

Der Prinz von Homburg.

Schauspiel von Kleist.

Gewöhnlich richtet das Publikum mit eben so vieler Nachsicht, als die Kritik mit Strenge. Versteht sich der Dichter nur darauf, schönen Augen Thränen zu entlocken, oder zarte Nerven zu erschüttern, oder ahnungsvolle Seelen durch einen ästhetischen Spuck zu ängstigen, oder mitleidige Gemüther durch eine sentimentale, wenn auch um 15 Jahre verspätete, Reue zu rühren; so rechten Wenige mit ihm über die äußere Wahrscheinlichkeit, noch Wenigere über die innere Wahrheit seiner Dichtung. Die Kritik hingegen ist ihrem Wesen nach weit minder nachsichtiger Natur, ihr ist ein Kunstwerk mehr als eine Erholung für müßige Abende, die Täuschung welcher sich das Publikum in und außer dem Theater so gerne hingibt, ist ihr leere Künstelei, ihr genügt nicht eine schöngeisterische Nachbildung der prosaischen Wirklichkeit, sondern sie dringt auf tiefe Auffassung

der innern poetischen Wahrheit. Darum scheint sie oft so strenge, so ungenügsam, ja so lieblos, wo sie doch nur ernst, gründlich, und eben weil sie auf wahre Empfindung und dichterische Phantasie dringt, als eine Feindin sich zeigt hysterischer Abspannung und leeren Wortgeklingels. Seltener ist hingegen die Erscheinung, daß die Kritik bewundere, wo das Publikum verschmäht, daß ein Stück von Vielen gelobt, und doch wenn es aufgeführt wird von Wenigen besucht werde, daß sich die Recesenten warm, und das Publikum fast aller Orten lau bezeige. Kleists Prinz von Homburg, befindet sich in diesem seltneren Falle. Es soll aber jedes eigentliche, insonderheit dramatische Kunstwerk, nach jeder Richtung hin ergreifend wirken und erhebend, und jede Brust mit sich befreunden, nicht nur der befreundeten gefallen. Das Höchste in der Kunst ist zugleich das was dem Herzen am nächsten liegt und wo die Kunst nur durch die ihr verwandte Wissenschaft empfunden werden kann, da wird sie auch durch diese nicht empfunden. Freilich ist, was die Einzelnheiten des Gedichts betrifft, dieser Fall am wenigsten der unseres jungen Dichters, dessen Herz so warm für Kunst, Vaterland und Tugend schlug. Aber ein Anderes sind die einzelnen Theile, ein Anderes das Kunstwerk als ein Ganzes betrachtet. Nicht umsonst betrachteten, die weisen Alten ein vollendetes Trauerspiel als die schönste Frucht dichterischer Kunst, das jugendliche Gemüth sezt nur Blüthen an. Und so glauben wir, nicht zur Anklage des geist- und gemüthvollen der Kunst, wie dem Vaterlande zu früh verstorbenen Dichters, sondern zur Vertheidigung des Publikums behaupten zu können, daß bei aller Schönheit einzelner Situationen und Stellen, der Plan des vorliegenden Stückes durchaus verfehlt sey. Was nämlich das eigentliche Interesse des Trauerspiels begründet, was Schrecken und Mitleid hervorzubringen, und beide in ein Gefühl zu vereinigen geeignet ist, das ist der Dualismus der Empfindungen, welcher aus einem eigentlich tragischen Gegenstande hervorgeht, der unsere Wünsche und Hofnungen gleichsam spaltet, indem er uns ein Ende zeigt, welches wir, nicht minder als der Held des Trauerspiels, zugleich fürchten und hoffen, uns anschaulich macht wie der Mensch, mehr durch sein Unglück, als durch seine Schuld dahin geführt wird, wohin er nicht will, und das rechte Maaß seiner heit gibt, welche dem Willen gebietet, während die Begebenheit vom Schicksal abhängt. Aber Freieben darum muß in der ächten Tragödie das Schicksal groß und furchtbar, ein zuckender Blitz an uns vorüberfahren, nicht launisch und neckisch, ein trügerisches Irrlicht, uns höhnen. Ehrfurchtgebietend mit dem Weltenscepter, nicht pedantisch mit dem Korporalsstock. Brutus, der den Vater dem Vaterlande, nicht Manlius der ihn der Kriegszucht opfert, ist ein Gegenstand für die dramatische Kunst. Und da, wenn der Römer in dem siegenden, den dem Gesetze ungehorsamen Sohn verdammt, so verbürgt eben weil es sein Sohn ist, die Größe des Opfers wenigstens die Größe seines Kampfs. Es ist nicht Hartherzigkeit, denn er opfert den Sohn; es ist nicht Egoismus, denn er opfert ihn nicht sich, sondern der Republik, es ist nicht ein unnützer Tod, denn nur ein mächtiger Gegner, nicht das Heer des Feindes ist geschlagen, und nur strenge Manneszucht kann Rom selber schützen; es ist endlich seine That gewissermaßen nothwendig, denn der Feldherr ist nur der Arm, nicht das Haupt des Staats, und das Recht der Gnade steht ihm selbst gegen solche nicht zu, welche sein eignes Gesetz gebrochen. Zu allem diesem füge man nun noch hinzu, wie, wenn auch nicht unsere Vernunft, doch unsere Phantasie ganz anders ergriffen wird von dem, was für das Wohl Roms, der Republik, des Vaterlands, als von dem was für das enge provinzielle Interesse, für die Marken, ja gewissermaßen für einen Mann geschieht. Wenn nun trotz aller dieser mildernden Umstände, auch die Handlung des Manlius sich für die dramatische Behandlung nicht eignet, wie viel weniger die welche in vorliegendem Stücke dem großen Kurfürsten angedichtet wird. Nichts würde, hätte er sie wirklich begangen, des größeren Enkels Wort „daß er groß in kleinen und klein in großen Dingen gewesen" mehr rechtfertigen können. Der Prinz von Homburg hat es gewagt gegen die Ordre zu kämpfen und zu siegen; wenn das überhaupt Strafe verdient — warum eben diese? Kann der Fürst seinem Unterthan; der Feldherr seinem Offizier, der väterliche Führer dem jugendlichen Freunde, nicht auf mildere, würdigere, menschlichere Weise seine Mißbilligung eines unberufenen Sieges ausdrücken, muß er ihn deswegen grade auf Leib und Leben anklagen, und sich so lange zieren, bis er dem Helden der seinem eignen Kopfe zu folgen wagte, diesen nicht vom Rumpfe trennen läßt?

Aber die Disciplin wird man einwenden, die Disciplin! Ein Heer ist, muß nun einmahl Maschine seyn, vom einem Werkmeister getrieben. Gut, wir wollen dem nicht gradezu widersprechen. Aber gesteht wenigstens eurer Seits, daß der Kriegsdienst nicht die poetische Seite des Kriegerstandes sey. Es wurde lange für nothwendig gehalten, tölpischen Rekruten mit Stockprügeln deutlich zu machen, was rechts und was links sey — ist es darum ein Gegenstand für die dramatische Darstellung? Sokrates foderte von einem Philosophen, daß er den Grazien opfere, sollte es ungehörig seyn, diese Foderung an einen Dichter zu machen? Der Dichter aber opfert den Grazien, wenn in seinen Kunstwerken nur die poetische aus den Gesetzen des Schönen hervorgehende, oder doch denselben nicht widersprechende, nicht die prosaische Nothwendigkeit waltet, welche in einer engherzigen, dumpfen, illiberalen Zucht- oder Zunftansicht liegt. Aber es ist in der That bemerkenswerth, wie unter der Hand eines Dichters (und Kleist war ein angehender Dichter, im vollen Sinne des Worts) sich auch ein Mißgriff veredeln, und von einer anderen Seite wahren Kunstgenuß gewähren kann. Der Prinz von Homburg erscheint zuerst als ein Heros, begeistert für seine Geliebte, seinen Fürsten, seinen Ruhm und sein Vaterland. Vor ihnen träumt er, nachtwandelnd, und so wunderbar vermischt sich ihm, durch einen unzeitigen Scherz seines

Fürsten, Traum und Wahrheit, daß er, wie er träumend wachte, nun erwachend fortträumt. So überhört er den Plan zur bevorstehenden Schlacht, einzig mit dem zwiefachen Ideale seiner Liebe und seines Ruhms beschäftigt. Dieser Plan nun macht den strategischen Kenntnissen, mehr als der Menschenkenntniß des Kurfürsten Ehre. Während er nämlich den andern Generalen befiehlt, thätigen Antheil an der Schlacht zu nehmen, soll grade der feurige nach Kriegsglück und Kriegsruhm dürstende Jüngling (als ein solcher erscheint er im Stücke) sich außer dem Kanonenschusse aufstellen, und bis auf ausdrücklichen Gegenbefehl, alles Antheils an der Schlacht enthalten. Glücklicher- oder unglücklicherweise aber hat der Prinz von der ganzen Ordre kein Wort gehört, und als die Schweden anfangen zu weichen, stürzt auch er sich, des Widerspruchs der subalternen Offiziere ungeachtet, auf den Feind, und erkämpft einen vollständigen Sieg. Nach der Schlacht wird der Kurfürst (doch ohne daß des Prinzen Voreiligkeit darüber anzuklagen wäre) vermißt. Der Prinz betrauert den gefallenen edlen Fürsten, und fühlt sich im kühnen Gefühl seiner Kraft und seines Heldenmuthes, als Vertheidiger des Landes, als Stütze seiner Fürstin, als glücklicher Gatte seiner Geliebten. Doch der Kurfürst war nicht gefallen, ein edler Freund (Froben) hatte sich für ihn geopfert, und der Gerettete erscheint wieder. Aber er hat versäumt aus Frobens rührendem Tode die große Lehre zu ziehen, daß Begeisterung und Liebe einem Fürsten schönere Früchte tragen, als blos knechtischer Gehorsam. Anstatt den Sieger mit einem ernsten väterlichen Verweise zu empfangen, läßt er ihn gefangen nehmen, und stellt ihn vor ein Kriegsgericht. Lange hält der Jüngling dies lieblose Verfahren blos für einen unpassenden Scherz. Endlich aber überzeugt, daß es des Fürsten voller trauriger Ernst sey, daß nicht Sieg, nicht Rettung, nicht Begeisterung, daß einzig mechanischer Gehorsam, dem Heere wie seinen Führern zum Verdienst angerechnet werde, da fühlt sich der Unglückliche so heftig bewegt von dem dumpfen prosaischen Alltagsleben, daß alle Blüthen seines warmen jugendlichen Gemüthes, seines edlen, nach dem Hohen strebenden Heldengeistes, plötzlich dahinwelken und abfallen. Das Ideal dem er lebte, dem seine Brust so feurig schlug ist vernichtet, der Krieger ist nichts als eine Maschine, die nur aufgezogen sich bewegen darf, er soll sich nicht dem Ruhme, nicht dem Vaterlande, nur der Ordre opfern — ein Thor also wer nicht, mit Verlust jener nur erträumten Güter, sich das nakte thierische Leben erhält. Diese erschütternde Empfindung macht ihn auf seine Geliebte verzichten, bei der Kurfürstin unmännlich um sein Leben betteln und stürzt ihn eben so tief unter den gewöhnlichen Menschen, als er sich bis jezt über denselben erhoben hatte. In diesem Gedanken, gleichsam dem Schwanengesange des unglücklichen Dichters, liegt etwas unbeschreiblich Rührendes. Ihr denen der rauhe Nord der Erfahrung auf einmal mit kaltem Hauche die Blüthen abgeschüttelt, welche der Zauber einer jugendlichen Phantasie hervorgerufen, die ihr, weil euer Herz voll Liebe, Euch auch eine Welt voll Liebe geträumt, und aus Eurem schönen Traume auf einmahl zur rauhen Wirklichkeit aufgerüttelt wurdet — ihr werdet die hier von dem Dichter geschilderte Empfindung — zwar nicht theilen, nicht billigen, aber doch erklärlich finden. Was aber den Prinzen gewissermaßen entschuldigt, ist für seinen Fürsten eine doppelte Beschuldigung, und rechtfertigt die Situation, nur indem es den Plan des Stücks als untheatralisch beurkundet.

Wie es indeß denen zu gehn pflegt, welche nur ihrem Ideale lebend, die äußere Welt wenig kennen und wenig kennen wollen: daß sie nämlich wie sie die Menschen, bevor sie mit ihnen zusammengestoßen, überschätzten, so späterhin sie noch unter ihrem Werthe achten, so war es auch dem Prinzen ergangen. Der Kurfürst ist nicht, wie es jenem in der ersten Wallung erschien, eigensüchtig und lieblos, er ist vielmehr, trotz seiner pedantischen Ansicht von Disciplin, edel und großmüthig, und er gibt dem Prinzen einen überzeugenden Beweis davon indem er dessen für ihn bittenden Geliebten einen Brief an denselben gibt, worin er ihn selbst zum Richter macht über den Grad seiner Schuld und die Strafe welche er verdiene. Mit der Achtung aber für seinen Fürsten, den er so herzlich liebt, kehrt in die Brust des Jünglings auch die Achtung für sich selbst zurück, das Leben erhält für ihn wieder einen Werth und eben darum einen geringeren Preis. Er schlägt, soll er sie selbst sich geben, die Gnade, aus und spricht sich das Urtheil. Indeß haben sich die Offiziere seines und Anderer Regimente mit einer Bittschrift für ihn an den Kurfürsten gewandt, welchem sie, kühn und wahr, das Schroffe seiner Ansicht vom Soldatengehorsam, auseinandersetzen. Der Kurfürst streitet hierüber mit ihnen; nicht mit Erfolg was die Ueberzeugung der Hörer betrifft. Schön und wahr sagt ihm einer der Feldherrn:

Herr das Gesetz das höchste, oberste
Das wirken soll in deiner Feldherrn Brust,
Das ist der Buchstab deines Willens nicht.
Das ist das Vaterland, das ist die Krone
Das bist du selber, dessen Haupt sie trägt.
Was kümmert dich, ich bitte dich, die Regel
Nach der der Feind sich schlägt: wenn er nur
Vor Dir mit allen seinen Fahnen nieder sinkt!
Die Regel die ihn schlägt das ist die höchste!
Willst du das Heer, das glühend an dir hängt
Zu einem Werkzeug machen gleich dem Schwerdte
Das todt in deinem goldnen Gürtel ruht,
Der ärmste Geist, der in den Sternen fremd,
Zuerst solch eine Lehre gab! Die schlechte
Kurzsichtige Staatskunst die um einen Fall
Da die Empfindung sich verderblich zeigt,
Zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
Da die Empfindung einzig retten kann!

Der Kurfürst der diesen Gründen keine entgegenzusetzen, weiß, sucht für seine Meinung eine Autorität: den Prinzen selbst. Dieser, verbittet sich die Vermittlung seiner Freunde erklärt, sich dem Urtheile mit Ueberzeugung und Ergebung zu unterwerfen, und geht männlich dem Tode entgegen, den ihm (etwas spät) da er ihn schon mit verbundenen Augen erwartet, der Kurfürst erläßt. So endet das Stück wie es anfangen sollte: der Kurfürst wendet dem Prinzen die Gnade wieder zu, welche er ihm nie hätte entziehen sollen. Mitten unter dem übertriebenen Lobe aber welches ihm hierüber gezollt wird, klingt es recht naiv wenn der alte Kottwitz ausruft:

Bei dem lebend'gen Gott
Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,
Daß er um dir zu helfen, dich zu retten
Auch nicht das Schwerdt mehr zuckte ungerufen.

Das ist also in lezter Analyse die Moral dieses, übrigens so viele herrliche Verse enthaltenden, Stücks. Traurig so viel poetisches Talent, für einen so prosaischen Gedanken zu verschwenden!

Dr. Weil.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 7. Sonntag, 27. Januar 1822.

Die Jungfrau auf dem Drachenfels.

Legende aus dem Siebengebürge bei Bonn.

(Von Hagenbach.)

Noch hielt zur Zeit in diesen goldnen Landen,
Die froh dein Aug' im Sonnenglanz erblickt,
Des Satans Macht in finstern Todesbanden
Der blinden Heiden armes Volk verstrickt;
So oft ein Kreuzes Herold auch erstanden,
Ist nimmer ihm das fromme Werk geglückt:
Willst du die heil'ge Freudenkunde bringen,
Des Lindwurms Rachen droht dich zu verschlingen.

Auf's neue feiert in der Hölle Schlünden
Der Teufel Schaar der Heiden stolzen Sieg,
Laut höret man den grausen Spruch verkünden:
„Wen wir gefangen in dem blut'gen Krieg,
„Mag seinen Tod auf jenem Felsen finden,
„Wohin schon manches theure Opfer stieg;
„Schon lange steht des Drachen heiß Gelüsten
„Nach deinem Blut, verfluchtes Volk der Christen!"

Thusnelda, treu dem Mensch geword'nen Gotte,
Auch sie ist schon dem Opfertod geweiht;
Vergebens haben aus der Heiden Rotte
Zween Buhlen kühn um ihre Hand gefreit.
Sie weicht der Drohung nicht und nicht dem Spotte,
Dem Herrn zu sterben ist ihr Muth bereit,
Und mild umweht von sanftem Seraphsflügel
Steigt sie hinan den steilen Todeshügel.

Schon harrt das Volk in dichtgedrängtem Kreise
Des grausen Spiels am grau bemoosten Stein,
Der Priester tritt hervor und murmelt leise
Den Runenspruch, die Maid dem Tod zu weihn;
Dann flehet er nach alter Heiden Weise
Die Götter an um Segen und Gedeihn,
Und aus der Nachtumwölkten Drachenhöhle
Ruft er das Unthier mit beklommner Seele.

Hoch schwillt der Kamm dem feuerspeinden Drachen,
Zum Berge hebt sich struppiges Genik,
Die Schuppenflügel rauschen, und mit Krachen
Schlägt er des Schweifes mächt'gen Ring zurück;
Doch gieriger noch als des Lindwurms Rachen
Reißt weit sich auf der Menge wilder Blick,
Die mit der Thierheit gern den Bund erneuert,
Wo Grausamkeit die blut'gen Siege feiert.

Versteinert gafft die Schaar und mit Entsetzen;
Thusnelda, bebst du vor dem Drachen nicht?
Seht stille Thränen ihre Wimpern netzen,
Zum Himmel blickt sie ahnungsvoll, und spricht:
„Nicht grauet mir, o Herr! vor falschen Götzen,
„Ich sterbe gern in deinem Angesicht;
„Noch einmahl laß beim lezten Sonnenstrahle
„Dein liebes Bild mich sehn am Kreuzespfahle!"

Aus keuschem Busen nimmt sie jezt gelassen
Das Kreuz hervor, das stets ihr Herz bedeckt;
Der Drach erschaut's, und weis sich nicht zu fassen,
Wie ihn des Gottes blitzend Antlitz schreckt;
Im Krampfe ballen sich des Körpers Massen,
Ohnmächtig liegt der Unhold hingestreckt,
Und stöhnend höret man die Männer sprechen:
Wie wird der Christengott sich an uns rächen?

Doch wie im Lenze von der Ströme Betten
Die milde Sonn' die starre Rinde bricht,
So lös't des kalten Schreckens schwere Ketten
Thusnelda jezt der Heidenschaar, und spricht:
Nicht rächen will der Christengott, nur retten;
Versteht ihr dieses Bildes Deutung nicht?
Der hat sich in den Kreuzestod gegeben,
Damit versöhnt wir Alle in ihm leben.

Welch süßer Balsam für die herben Wunden,
Die Angst und Qual den bangen Herzen schlug!
„Wir haben deines Glaubens Macht empfunden,
„Weib! Du bist fromm, und deine Red' ist klug;
„O laß zum frischen Leben uns gesunden,
„Führ' uns zum Licht aus finsterm Lügentrug;
„Fort mit dem Stein, für Götzen schlecht gehauen,
„Dem Christengott laßt uns Altäre bauen!"

Kannst du der Sage heil'gen Sinn erlesen?
Das Kreuz stellt uns den Christenglauben dar,
Und in Thusneldens zaubervollem Wesen
Nimmst du der Unschuld keusche Priest'rin wahr;
Vom Drachen steht in Gottes Wort zu lesen.
Nun ist dir bald die Deutung offenbar?
Glänzt in der Unschuld Hand des Glaubens Zeichen,
So muß der alte Drach' zur Hölle weichen!

Der Stolz des Dorfes.

(Schluß.)

Es würde unnütz seyn, bei den Einzelnheiten ihrer nachherigen Geschichte zu verweilen, andern Erzählungen unglücklicher Liebe gleichend. Sie vermied die Gesellschaft und wandelte allein an den Orten, die sie am meisten mit ihrem Gebieter besucht hatte. Sie suchte, gleich dem verwundeten Reh, in Einsamkeit und Schweigen zu weinen und über den schmerzlichen Sorgen zu brüten, die ihre Seele erfüllten. Zuweilen sah man sie spät am Abend in der Vorhalle der Kirche sitzen, und die Milchmädchen, vom Felde zurück kommend, hörten sie dann und wann traurige Gesänge in dem Hagedorngang singen. Sie verrichtete eifrig ihre Andacht in der Kirche, und wenn die alten Leute sie so abgezehrt, doch mit einer hektischen Röthe und dem geweihten Ansehn, welches Melancholie um die Form ergießt, erblickten, wichen sie ihr, wie etwas Geisterhaften aus und schüttelten, ihr nachblickend, in düstrer Ahnung das Haupt.

Sie fühlte sich überzeugt, daß sie dem Grabe zueile, blickte ihm aber als einem Ort der Ruhe entgegen. Das goldene Band, welches sie an das Daseyn geknüpft, war aufgelöset und es schien keine Freude mehr unter der Sonne für sie. Wenn ja ihr sanftes Herz Unwillen gegen ihren Liebhaber empfand, so hatte er jetzt aufgehört. Sie war keiner zornigen Leidenschaft fähig, und in einem Augenblick zärtlicher Trauer schrieb sie ihm einen Abschiedsbrief. Er war in der einfachsten Sprache abgefaßt, aber eben rührend wegen seiner Einfalt. Sie schrieb ihm, daß sie sterbe, und verhehlte nicht, daß er der Grund davon sey. Sie schilderte ihm sogar die Leiden, die sie erduldet, schloß aber mit den Worten, nicht im Frieden sterben zu können, bis sie ihm ihre Vergebung und ihren Segen gesendet habe.

Ihre Kräfte nahmen nach und nach ab, so daß sie die Hütte nicht mehr verlassen konnte. Sie wankte nur noch ans Fenster, wo es, in ihrem Stuhl unterstützt, ihr einziger Genuß war, in die Gegend hinaus zu blicken. Dennoch äußerte sie nie eine Klage, oder entdeckte jemand die Krankheit, die an ihrem Herzen nagte. Sie nannte sogar nie ihres Liebhabers Namen, sondern legte das Haupt an ihrer Mutter Busen und weinte still. Die armen Aeltern beugten sich in stummer Angst über diese welkende Blüthe ihrer Hoffnungen, sich noch immer schmeichelnd, daß sie wieder frisch sich beleben und die helle überirdische Röthe, welche zuweilen ihre Wange überzog, das Versprechen zurückkehrender Gesundheit seyn könnte.

Auf diese Weise saß sie an einem Sonntag-Nachmittag zwischen ihnen, ihre Hände in die ihrigen geschlossen. Das Fenster stand offen, und die milde, hineindringende Luft brachte die Düfte des Jelängerjeliebers, welchen sie selbst um das Fenster gezogen hatte.

Ihr Vater hatte eben ein Capitel in der Bibel gelesen, von den Eitelkeiten der Welt und den Freuden des Himmels handelnd, es schien Trost und Heiterkeit in ihre Brust ergossen zu haben. Ihr Blick war auf die entfernte Kirche gerichtet, die Glocke hatte zur Vesper geläutet, die letzten Dörfner schritten in die Vorhalle, und alles versank in jene heilige Stille, welche dem Tag der Ruhe eigen ist. Ihre Aeltern betrachteten sie mit mitleidigen Herzen. Krankheit und Kummer, so rauh über manches Angesicht streifend, hatten dem ihrigen den Ausdruck eines Seraphs ertheilt. Eine Thräne glänzte in ihrem sanften blauen Auge. — Dachte sie an ihren ungetreuen Liebhaber? oder schweiften ihre Gedanken zu jenem entfernten Kirchhof, in dessen Schoß sie bald ruhen werde?

Plötzlich hörte man Rosseshuf — ein Reiter sprengte vor die Hütte — er stieg vor dem Fenster ab — das arme Mädchen ließ einen schwachen Ausruf hören und sank in ihren Stuhl zurück. — Es war ihr bereuender Liebhaber! Er eilte in das Haus und flog, sie an seine Brust zu drücken; allein ihre abgezehrte Gestalt — ihr todtenbleiches Gesicht, so blaß und doch so lieblich in seiner Auflösung — drang ihm durch die Seele, und er warf sich in Todesangst zu ihren Füßen. Sie war zu matt, um sich empor zu richten, sie versuchte ihre Hand darzureichen, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie spreche, aber man hörte keinen Laut — sie blickte mit einem Lächeln unaussprechlicher Zärtlichkeit auf ihn herab — und schloß ihre Augen für immer!

Dies waren die besondern Umstände, welche ich von dieser ländlichen Geschichte erfuhr. Sie sind nur beschränkt und enthalten, wie ich wohl weiß, zu ihrer Empfehlung wenig Neues. Bei der gegenwärtigen Leidenschaft für seltsame Ereignisse und stark aufgetragene Erzählungen, mögen sie auch gewöhnlich und unbedeutend erscheinen, allein sie erregten damals mein lebhaftes Interesse und ließen in Verbindung mit der rührenden Zeremonie, der ich beigewohnt hatte, einen tiefern Eindruck auf mein Gemüth zurück, als viele Ereignisse von auffallender Natur. Ich bin seitdem wieder durch den Ort gekommen und besuchte von neuem die Kirche. Es war ein winterlicher Abend. Die Bäume standen entlaubt, und der Kirchhof sah kahl und traurig. Immergrüns waren indes um das Grab der Lieblingin des Dorfs gepflanzt, und Thränenweiden beugten sich über dasselbe herab.

Die Kirchthür stand offen, und ich schritt hinein. Der Blumenkranz und die Handschuh hingen hier wie am Tage des Begräbnisses. Die Blumen waren zwar verwelkt, aber man schien gesorgt zu haben, ihre Weiße vor Staub zu bewahren. Ich sah viele Denkmäler, wo die Kunst ihre Kräfte erschöpfte, um des Anschauenden Theilnahme zu erwecken; allein ich fand keins, was so rührend zum Herzen gesprochen hätte als diese einfache, zarte Erinnerung abgeschiedener Unschuld.

Zweisylbige Charade.

Durch holden Ton wird dich das Erste leicht entzücken
Von Kunst und Meisterhand in leisen Schwung gebracht,
Auch kann den Hungrigen es süß erquicken
Wenn fremder Fülle voll es ihm entgegen lacht;
Doch nimmer wirst du's gern erblicken
Wird es zuerst hervor an's Licht gebracht;
Im Sande fließt's — und nun gieb Acht
Denn nichts mehr sag' ich, dich nicht zu berücken.

Verkündet wird das Zweite dir von Thoren
Und stets wirst du an Thoren es erkennen,
Und weißt du nur, wo du geboren,
So brauch' ich sicher dir es nicht zu nennen.

Willst du das Ganze endlich schauen,
So folge rüst'gen Schrittes mir hinauf,
Ich zeige dir die segensreichen Auen,
Des Maines schlangengleichen Lauf,
Und aus der Ferne Nebelgrauen
Steigt freundlich grüßend es herauf.

N.

Logogryph.

In grauer Vorzeit war ich Sitz der Helden,
Und ihrer Feste Tummelplatz und Ziel;
Jezt aber siehst du mich nur äußerst selten,
Indeß der Trümmer meiner Größe viel.
Denn sieh, das Blatt hat sich auch hier gewendet,
Ich schließe nun verkehrt – ein Zeichen noch dazu –
Dich ein, wenn du dereinst geendet,
Und in mir findest du die wahre Ruh.

Auflösung der Charade in Nr. 5.
Insect.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 19. Januar. Egmont, Trsp. in 5 Aufz. von Goethe. Mit wahrer Freude berichten wir, daß das Wohlgefallen an dieser herrlichen Dichtung, nach sechs Wiederholungen in einem Zeitraum von acht Monaten sich nicht gemindert hat. Zwar veranlaßt das Stück den stürmenden Andrang zum Schauspielhause nicht, der zuweilen bei Possenspielen Statt findet; aber es versammelt sich doch immer eine nambafte Zahl von Freunden des Schönen und es verdient angemerkt zu werden, daß Frankfurts Frauen davon die Mehrzahl bilden. Die Vorstellung wurde durchweg mit Liebe und öfters mit Begeisterung gegeben.

Sonntag, den 20. Die diebische Elster, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Herr Pillwitz (Fernando), Herr Dobler (Podesta) und Dem. Bamberger (Rinette) gaben durch die kunstreiche Ausführung ihrer Parthieen dieser Oper einen ungewöhnlichen Reitz. Das Talent dieser Künstler-Trias hauptsächlich ist es, was hier seine anziehende Kraft äußert.

Montag, den 21. (Zum erstenmale und zum Besten des Herrn Wurm): Der Stadtrichter von Saardamm, oder: Die zwei Peter, Lstsp. in 3 Aufz. Nach dem Französ. v. Römer. Hierauf: Der Sänger und der Schneider, kom. Oper in 1 Aufz. Musik vom Baron v. Drieberg. Herr Wurm spielte im Lustspiel den Stadtrichter, in der Oper den Meister Straks. Man kann leicht ein Dutzend und mehr Theaterstücke von allen Gattungen zusammenzählen, wozu das an Anekdoten so reiche Leben Peters des Großen den Stoff gegeben hat. Das obengenannte mögte wohl unter allen den untersten Rang einnehmen, denn es ist eine ziemlich platte Farçe, worin der hochherzige Begründer von Rußlands Riesengröße sich neben dem dummdreisten Stadtrichter von Saardam gewissermaaßen verliert. Der derben, fast groben Behandlung wegen würde man kaum glauben, das Stück habe einen französischen Ursprung, wenn nicht die französische Nation darin so schmeichelhaft hervorgehoben wäre. Herr Wurm löste seine Aufgabe ungemein ergötzlich, ohne im mindesten der Karrikatur zu verfallen. Sogar die sonst wohl beschwerliche Schärfe seines Organs war in dieser Rolle karakteristisch: ein so bodenloses Gefühl von Amtswürde läßt sich gern so laut als möglich vernehmen. Den vielseitigen, glücklichen Beobachter des Menschen, den wahren mimischen Künstler bewährte er dadurch, daß er, obgleich eine Ueberraschung der andern folgt, sich dabei nie auf gleiche Weise benahm und dem Zuschauer stets neuen Stoff zum Lachen gab. Die häufigen Verlegenheiten in welche ihn seine Dummdreistigkeit verwickelt, sezten

ihn mehr in Verwunderung als daß sie ihn erschrekten, und selbst diese Verwunderung haftete nur Momente auf seinem sprechenden Angesichte, welches sogleich die kecke Stadtrichtermiene wieder annahm. Das Höchste seiner Leistung blieb indeß für uns die Wahrheit womit er, ungeachtet der lächerlichsten Eigenthümlichkeiten, einen Menschen zeichnete, von dem man wohl glauben konnte, er habe irgendwo wirklich gelebt. — Herr Henkel (Peter Baß) ließ uns in der Zimmermannsjacke den hohen Selbstherrscher nicht, wohl aber den eigenthümlichen Peter den Großen hier und da vermissen; so wie Herr Becker (Chateauneuf) den leichtgesinnten, gefügigen Franzosen recht gut andeutete. Lord Syndham (Hr Heigel) war steif genug und bei seinem ersten Erscheinen konnte man errathen, daß er der Düpe werden würde. — In der Oper war Herr Wurm noch köstlicher als im ersten Stück. Sein schwänzelnder Gang, die in allen Gelenken gebogene Körperhaltung, jede Bewegung gab Zeugniß von dem Gewerbe des Mannes, den er darstellte; dazu die Art, wie er die charakteristischen Herbergslieder vortrug, das Entzücken welches ihn bei den Tönen des Sängers durchströmt und in seinen Fußzehen oscillirt, das immer höher steigende Erstaunen, als er die Stimme seiner Tochter vernimmt — dies Alles läßt sich mit Lust betrachten, aber nicht beschreiben. Herr Größer (Cavatini) behandelte seine Parthie ein wenig zu sehr als Bagatelle. Mad. Hofmann spielte die Cölestina und strafte so den Anschlagzettel Lügen, welcher Dem. Wagner nannte.

Dienstag, den 22. Johanna von Montfaucon, romant. Gemälde aus dem 14n Jahrhundert in 5 Aufz. von Kotzebue. Herr Rottmeyer spielte den Philipp von Montenach. Er gab die Rolle, wie es recht ist, aus dem Gefühl und diesem Wahrheit indem er den declamatorischen Vortrag vermied. Wir wünschten wohl eben dasselbe von Dem. Urspruch (Johanna) sagen zu können, welche im ersten Act Gutes erwarten aber schon im zweiten sich zu den gewohnten Uebertreibungen hinreißen ließ. Möchte sie doch bedenken, daß Geschrei keine Rede ist und daß auch die heftigste Empfindung, wenn sie Andern verständlich werden soll, einen bestimmten Ausdruck fodert, den ein keuchendes, regelloses Herausstoßen der Worte nicht gibt — nicht zu gedenken, daß es dem schönen Geschlechte besonders wohl ansteht, auch im stärksten Affect die Grenze des Schönen zu hüten. — Im Ganzen fand die Vorstellung nur in den höheren Regionen einigen Beifall, den sie kaum verdiente, da mehrere der Mitspielenden sich weder in die Handlung noch in die Worte zu finden wußten.

Mittwoch, den 23. Das Intermezzo, oder: der Landjunker zum Erstenmale in der Residenz, Original-Lustsp. in 5 Aufz. von Kotzebue Hierauf: Der Schauspieler wider Willen, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Französ. von Kotzebue und Gubiz. Herr Wurm spielte im ersten Stück den Matz im zweiten den Pfifferling. Das Intermezzo kann nur in sofern ein Original-Lustsp. genannt werden, als darinn deutsche, oder vielmehr Preußische Sitten geschildert werden. Die Idee dazu mögte wohl Molieres Monsieur de Pourceaugnac gegeben haben. Herr Wurm stellt den Matz als das Abbild seines gutmüthig biedern Junkers, nur in gröberen Zügen dar. Wir sahen die Rolle schon früher von ihm und sie ist, wie er sie gab, unser Ideal geblieben, dem er auch heute in allen Nüancen entsprach. In dem Nachspiele ergözte sich die Menge an den wechselnden Gestalten, wobei es jedoch der schärferen Beobachtung nicht entgieng, daß durch manche die Individualität des Darstellers hindurchschimmerte. Als besonders glückliche Zeichnungen nennen wir den betrunkenen Musikus, den stotternden Souffleur und den Juden Hirsch, geben aber doch dem Erstern den Vorzug. Alle Nerven des Mannes, von der Zunge bis herab zu den Füßen, hatten ihre Spannkraft verloren und seine oft wiederholte Frage: was haben sie gesagt? zeigte deutlich an, daß ihm der Weingeist in den Ohren braußte.

Donnerstag, den 24. Faniska, Oper in 3 Aufz. Musik von Cherubini.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 27. Jan. Der Haupttreffer in der Güterlotterie, Lstsp. Hierauf: Unser Verkehr, Posse in 1 Aufz. (Jacob: Herr Wurm.)

Mittwoch, den 30. Der Lügner und sein Sohn, Lustsp. (Herr von Krak: Herr Wurm.) Hierauf: Nummer 777, Posse in 1 Aufz.

Donnerstag, den 31. Fluch und Segen, Drama in 2 Aufz. Hierauf: Der Calif von Bagdad, Oper.

Samstag, den 2. Febr. Das Taschenbuch, Schausp. Hierauf. Der neue Gutsherr, Oper.

Sonntag, den 3. Otto von Wittelsbach, Trsp.

Montag, den 4. (Zum Besten des Herrn Wurm): Die beiden Grenadiere, Lustsp. Hierauf: Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Messe, Posse in 1 Aufz.

Berichtigungen der vorigen Nummer:

Seite 19, Sp. 1, Z. 9, von unt., ist am Ende die Sylbe Frey zu streichen. S. 19, Sp. 1, 11, statt heit, lies Freiheit. S. 20, Sp. 1, 16, von ob., statt vollständigen lies glänzenden.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und [illegible]

Nr. 8. Donnerstag, 31. Januar 1822.

Robert Southey.

Wir lassen dem nachfolgenden Gedicht desselben eine kurze biographische Notiz von dem Dichter vorangehen. — Robert Southey, einer der gekrönten Dichter Englands, von dem seine Freunde behaupten, daß er nie eine Zeile geschrieben habe, welche der heiligen Sache der Tugend oder der Moral geschadet oder wehe gethan haben könne, ist 17[illegible] geboren. Schon in seinem 15n Jahre schrieb er wohlklingende Gedichte. In seinem 18n Jahre (1792) bezog er die Universität Oxford, und glühte, wie alle edle junge Gemüther damaliger Zeit für die Hofnungen der Freiheit, die von Frankreich herüberdämmerten. Er machte mit seinen Freunden, den Dichtern Coleridge und Lovell, den romantischen Entwurf, sich an den Ufern des Susquehanna in America niederzulassen. Sie reiseten 1794 von Oxford ab, verliebten sich in Bristol in drei Schwestern, Namens Fricker, und waren im Begriff, sich mit der Mutter ihrer Bräute und den Bräuten nach America einzuschiffen, eine Pantisocracy (wie sie eine Einrichtung nannten, die derjenigen ähnlich war, welche die ersten Christen hatten, und die nun durch Würtemberger in der Stadt Harmonie realisirt ist) zu stiften, als ein Oncle von Southey in Bristol aus Lissabon eintraf und unserm Dichter den idealischen Einfall ausredete, und ihn mit nach Lissabon nahm. Southey fürchtete aber seine Geliebte zu verlieren und war nicht zu bewegen eher ins Schiff zu steigen, als bis er mit ihr getraut war, worauf er ruhig absegelte. Er sollte 6 Monate abwesend seyn, und kam auch zur Stunde wieder, gab 1795 einen Band Gedichte mit Lovell unter dem Titel: Moschus und Bion, heraus, und 1795 seine Joan of Arc, ein Gedicht, welches er in 6 Wochen ausarbeitete, und reisete 1800 bis 1801 sechs Monate mit seiner Frau durch die Reiche der pyrenäischen Halbinsel Seine Briefe über die Halbinsel und ihre Literatur, sind gedruckt und werden hochverehrt. Er gab um diese Zeit mit Sir Charles Lamb und Humphry Davy (der jezt der Welt die herkulanischen Bücher entrollen hilft) 2 Bände Gedichte unter dem Titel: Annual Anthology, heraus. Southey ward 1801 Secretair des damaligen Kanzlers der Irländischen Schatzkammer. Bald nachher gab er seinen Thalaba den Verderber, heraus, der größtentheils in Portugal gedichtet war. Im Jahr 1803 zog sich Southey nach Cumberland zurück, und lebte bei Keswick, einer der schönsten Gegenden Englands, mit seiner Frau und seiner zahlreichen Familie einzig und allein den Wissenschaften und den Musen. Im September 1813 wurde er zum gekrönten Dichter ernannt. — Folgendes ist die Uebersezung seines Gedichts:

Morgen-Betrachtung einer Verbannten in Botany-Bay.

Wieder hin an die tägliche Arbeit, wieder bekleidet
Mit dem Gewande der Schuld, hin zu verrichten
Die elende *) Aufgab', am wüsten Gestade! —

O! die Du glorreich dorten emporsteigst,
Deinen Lauf, den herrlichen, beginnest am Himmel
Heil Dir o Sonne! Deine erfreuenden Strahlen,
Geben auch hier, am Rande der Erde, wo ich mit Schande bezeichnet,
Mir noch wohlthätiges Licht; gleich jenen besseren Tagen,
Wenn das Aug' ungetrübet von Kummer und Schuld
Ich deinen Aufgang bewundert, und vom ruhigen Schlummer
Zum friedlichen Tage der steigende Morgen mich weckte.
Dann wandelt', anders beschäftigt, ich Abends ans Ufer des Meeres,
Und wenn die Wellen ich sahe vor dem Sturme sich thürmen,
Wenn brausend und schäumend sie an dem Felsen sich brachen,
Dann füllte Angst mir die Seele; schaudernd erblickt' ich die Tiefe,
Seufzte von Mitleid bewegt mit des Seemannes Leiden,
Ach! und ahndete nicht, mir sey einst es bestimmet
Auch die Gefahr der endlosen Tiefe zu prüfen;
Ich werde verwiesen, geächtet und elend —

Wirst Du denn nimmer mich lassen, Erinnrung? wirst stets Du mir zeigen
Die schönen Gefilde von England, die Freuden die es mir gewährte?
Ach! ich seh sie schon wieder die einfache liebliche Wohnung,
Die Wände mit Gaisblatt umwachsen; Rothkehlchen zirpen umher
Ihr Morgenfutter sich suchend. Ich sehe die Bank, wo am Abend,
So gerne zu sitzen ich pflegte, und wo ich die Krähen belauschte
Wann laut schreyend hin zur hohen Ulme sie flogen,
Die auf dem Friedhofe stand, und mit ihren buschichten Zweigen
Zur Hälfte das Kirchlein versteckte, in welchem des Vaters Stimme
So oft am Sonntag ich hörte, wann er den sündigen Menschen
Die Werke der Allmacht erklärte — Wie wenig dachte der Edle
Es werde sein irrendes Kind bald seine Lehren vergessen,
Werde, vermischet den Lüsten, sinken zur Sclavin des Lasters,

*) Die weiblichen Verbannten müssen Muscheln sammeln aus welchen Kalk gebrannt wird.

Fühlen die Geißel der Schuld, mit ihren Schrecknissen allen,
Trotzen der Schande, und doch nicht zu sterben vermögen.

Gegrüßet sey wüstes Land! — Du rauhe Gegend,
Wo England im Zorn seine Verworfnen hinsendet.
Gegrüßet freundleere Küste! — Das lecke Schiff meines Lebens
Lange umher von tosenden Wellen geworfen,
Es findet hier seinen Hafen — Gegrüßet du Schauplatz des Schreckens,
Ihr Sümpfe, Ihr Dorn verwachsenen Gehölze!
Und alle Gefahren, die ein fremder Welttheil kann bieten,
Leonore fürchtet Euch nicht; für sie ist kein Wechsel des Glückes,
Ihr Herz ist zerrissen, von Pfeilen des Weh' und des Jammers;
Für eine Elende wie sie, verliert selbst der Tod seine Qualen.

Willkommen sumpfige Haiden! und ihr unwegsame Wälder,
Die ihr den ermatteten Wilden Schutz wider die Sonne verleihet;
Oder wenn schwarz das Gewitter am Horizonte umher zieht
Ein triefendes Obdach ihm bietet für seine erstarrenden Glieder;
Willkommen ihr weiten Flächen, die nie ein Pflug hat durchbrochen
Die keines Landmannes Hand, mit Saamen je noch befruchtet —
Hier statt Kühe Gebrüll, und dem Geblöcke der Schaafe,
Hört man die traurige Stimme des Kängruh einzig nur schallen,
Wann in der öden Ferne weithin sie allmählig verhallet.
Gegrüßet Du rauher Erdstrich, in dem die Natur einzig herrschet,
Wo keine Kultur, mit Laster und Pracht noch bekannt ist.
Die gütige Geberin bietet hier jedem was ihm Bedürfniß,
Versagend den Ueberfluß allen — Zwar bin ich verdammet hier täglich
Am Ufer Muscheln zu sammeln; ich trag' die Bekleidung der Schande,
Doch habe ich täglich mein Brod, und lege mich ruhig zum Schlummer
Ich bin nicht der Wollust verkaufet, ich tödt' nicht in feiler Umarmung
Den Seufzer auflebender Tugend — Der Reue heilende Hand
Wird hier mir geboten, sie prüfet und läutert die Seele
Sie reinigt die Wunden des Herzens, und zeiget der Büß'rin die Hoffnung
Der Freuden des Himmlischen Lebens dereinstens theilhaftig zu werden

Züge aus dem Leben.

Der Professor Engel.*)

(Von K. Müchler.)

Der verstorbene Professor Engel hatte eben angefangen, durch seine Schriften bei dem gebildeten Theil des Publikums einiges Aufsehen zu erregen, als er von Leipzig aus eine Reise nach Gotha machte, um seinen dortigen Freund, den Schauspieldirektor Seiler zu besuchen. Er hatte ihn in Leipzig, wo Seiler eine Zeitlang spielte, mit einer Gesellschaft kennen lernen, unter welcher sich damals der berühmte Eckhof befand, dessen Künstlertalent Engel vorzüglich anzog.

Der damalige Herzog Ernst zu Gotha lud Engel an seinen Hof und fand bald so großes Wohlgefallen an ihm, daß er ihn täglich zu sehen wünschte, und ihm völlig freien, selbst unangemeldeten Zutritt erlaubte. Kein Wunder, daß nun alles, was zu dem dortigen Hofe gehörte, hierin dem Beispiel des Herzogs folgte.

Dieser Umstand und zugleich das für die damalige Zeit sehr gute Theater bewogen Engel, seinen Aufenthalt auf mehrere Wochen auszudehnen.

Den Direktor Seiler schätzte er als einen rechtschaffenen, bescheidenen Mann, er nahm also aufrichtig Theil daran, als dieser sich durch die geringe Einnahme gezwungen sah, einen andern Aufenthalt zu suchen. Er versprach ihm sogar, ihm bei den Ministern des Dresdner Hofes, die er persönlich kannte, ein Privilegium zu bewirken, doch mit der Bedingung, daß der Herzog in die Entfernung der Gesellschaft willige. Der Direktor fragte an, Engel selber that es, und beide erhielten mündlich die freundliche Antwort, man habe nichts dawider, daß Seiler mit seiner Gesellschaft einen vortheilhafteren Ort suche, und wünsche ihm alles Glück.

Seiler und Engel reisten nun nach Dresden und kamen nach vierzehn Tagen mit dem gewünschten Privilegium zurück. Wie erstaunten sie aber, als man ihnen gleich bei ihrer Ankunft die Nachricht brachte, der Fürst habe die besten Glieder der Gesellschaft für seine Rechnung engagirt, um ein Hoftheater zu bilden.

Seiler sah sich dadurch, bei dem Mangel an brauchbaren Schauspielern, an den Bettelstab gebracht. Er war in Verzweiflung, aber dabei zu

*) Der Verfasser des Philosophen für die Welt; der Ideen zu einer Mimik; des kleinen Dramas: der dankbare Sohn und anderer Schriften ist unsern Lesern hinlänglich bekannt.

muthlos, um eine Vorstellung zu wagen. Engel war ebenfalls darüber sehr entrüstet, aber er verlor die Fassung nicht. Er lehnte ohne Umstände alle Einladungen ab, an den Hof zu kommen, sprach laut und heftig über die Treulosigkeit, mit der man seinen Freund behandelt habe, und sezte jedem Höfling, der ihm in den Weg kam, die begangene Ungerechtigkeit so nachdrücklich, aber doch zugleich in so vorsichtig gewählten Ausdrücken, auseinander, daß seine Worte, so sehr sie auch mit ihrem ganzen Gewichte auffielen, doch nichts Beleidigendes enthielten, worüber man ihn hätte verantwortlich machen können.

Es konnte nicht fehlen, daß alles dem Herzoge, und noch sehr vergrößert, hinterbracht wurde. Bei Hofe war man unschlüssig, was man thun sollte; Engeln aus der Stadt verweisen, oder ihn gar arretiren zu lassen, dazu dachte einer Seits der Herzog zu human und anderer Seits wagten die Höflinge es auch nicht, diesen Rath zu geben, aus Besorgniß, daß das Publikum darüber zu nachtheilig über sie urtheilen würde. Engeln durch Gunstbezeugung zum Schweigen zu bringen, dazu war keine Hoffnung, denn er hatte, gleich nach jenem Vorfall, alle Unterhandlungen über einen Posten, den man ihm angetragen, abgebrochen.

Man schickte mehrere Hofbeamten nach einander an ihn ab, um ihn zu besänftigen; jeder kehrte unbefriedigt zurück.

Der Herzog war außer sich, vorzüglich als er hörte, Engel mache Anstalten zur Abreise; man fürchtete, er würde in Leipzig diesen Vorfall vor den Richterstuhl des Publikums bringen, und davon Aufsehen machen, welches man gern vermieden hätte.

Der Minister, ein alter gewandter Geschäftsmann, übernahm es, Engeln entweder zu gewinnen oder — zu schrecken. Es erging eine äußerst verbindliche Einladung an ihn, sich bei dem Herrn von *** einzufinden.

Engel erschien, Herrn von *** empfing ihn mit einer herablassenden Miene.

„Ich freue mich außerordentlich, Herr Magister, „Sie wieder zu sehen. Verzeihen Sie, daß ich Sie „nicht stehend empfange; aber Sie wissen ja" — (indem er auf den Pelzsack deutete, worin seine podagrischen Füße steckten). „Haben Sie doch die „Gewogenheit, einen Stuhl zu nehmen."

Engel sezte sich. Nach den ersten unbedeutenden Reden fuhr der Minister fort:

„Sie sind ein talentvoller, vortrefflicher Mann. „Se. Durchlaucht schätzen Sie aufrichtig und wir „Alle, der ganze Hof, thun es. Sie könnten dem „Herzog einen Dienst leisten, für den er Ihnen sehr „verbunden seyn wird."

Engel. Se. Durchlaucht haben mir so viele Beweise ihrer Gnade gegeben, daß mir jede Gelegenheit, meine Erkenntlichkeit zu bezeigen, sehr willkommen seyn muß.

Herr von ***. Sie sind ein edler Mann. Aber stellen Sie sich nur vor, da ist der Direktor Seiler: der Mensch soll ein gewaltiges Geschrei darüber machen, daß der Herzog sich eine Hoftruppe halten will. Ist der Kerl wahnsinnig?

Engel. Verzeihen Ew. Exellenz, daß ich Ihnen widerspreche. Seiler ist ein sehr furchtsamer, stiller Mann: er weint wohl über sein Unglück; aber er klagt nicht einmal laut.

Herr von ***. Ich sage Ihnen, ich weiß es gewiß, der Mensch schimpft und tobt.

Engel. Ich bedaure, das Sie falsch benachrichtigt sind. Ich spreche ihn täglich, und kann ihm das Zeugniß geben, daß er nie ein heftiges Wort über die Sache gesagt hat.

Herr von ***. Ich sage ihnen noch einmal: es ist gewiß, ganz gewiß! Er schimpft und schäumt; (stolz) Man könnte ihm wohl leicht den Mund stopfen, aber Se. Durchlaucht wollen nun einmal nicht Strenge brauchen. (sanft) Sie sind sein Freund, bedeuten Sie ihn doch, daß er schweige, und belehren Sie ihn, daß Se. Durchlaucht thun können, was Sie wollen.

Engel. Ob ich gleich von Seiler nie ein Wort gehört habe, das ihm zur Last gelegt werden könnte, so will ich doch Ihrem Befehl gehorchen, und ihm rathen, es nicht zu thun. Die zweite Hälfte Ihres Auftrages muß ich mir aber verbitten. Ew. Excellenz Meynung über diesen Punkt ist nicht die meinige.

Herr von ***. Was? Glauben Sie, daß es Sr. Durchlaucht nicht frei stehe, sich eine eigene Comödiantentruppe zu halten?

Engel. Davon kann nicht die Rede seyn. Wären Sie oder ich reich genug dazu, so könnten wir es auch. Nur das steht Sr. Durchlaucht nicht frei, Seiler's Truppe zu engagiren, da sie ihm gehört und da der Herzog versprochen hatte, sie gehen zu lassen.

Herr von ***. Und was sollte Se. Durchlaucht abhalten, Ihr Wort zurückzunehmen?

Engel. Ein Reichsgesetz zwar nicht; aber das Gesetz der Moral.

Herr von ***. Wie? Glauben Sie daß Se. Durchlaucht unmoralisch handeln

Engel. Nein; denn ich bin überzeugt, daß sie bei näherer Prüfung der Sache, dem armen Seiler seine Truppe, von der er lebt, wiedergeben werden.

Herr von ***. Das glaub' ich nicht.

Engel. So thut es mir leid, daß Sie weniger gut von Ihrem Herrn denken, als ich. Ich halte den Herzog für einen sehr moralischen Mann.

Herr von ***. (Etwas betroffen, aber mit einem listigen Blick.) Was nennen Sie moralisch?

Engel. Es gibt, nach meinen Begriffen, drei Stufen in der Moralität. Die erste ist Gerechtigkeit, und besteht darin, daß man vorsätzlich niemandem raubt, was ihm gehört. Nur ein niedriger Verläumder könnte einen Zweifel erregen wollen, daß Se. Durchlaucht immer auf dieser Stufe standen. Sie hätten Seiler's Truppe gewiß nicht engagirt, wenn sie sie für das, was sie ist, für das Eigenthum des Manns, ansähen. Die zweite ist Billigkeit, und besteht darin, daß man selbst erregte Erwartungen befriedigt und Andern auch das nicht nimmt, was man allenfalls mit einigem Recht glaubt nehmen zu können, vorzüglich, wenn sie dabei zu Grunde gehen müßten. Diese Stufe werden Se. Durchlaucht gewiß schon von selbst besteigen, besonders wenn sie sich ihres Versprechens erinnern. Die dritte Stufe ist Großmuth. Ein so edler Fürst wird auch von dieser nicht zurückbleiben. Ich bin überzeugt, Se. Durchlaucht werden, — sollte es auch (lächelnd) erst auf die Vorstellung Ew. Excellenz geschehen — den armen Seiler bei seiner Abreise durch ein Geschenk für die gehabte Angst entschädigen.

Herr von ***. (Glühend vor Aerger.) Wer gibt Ihnen das Recht, so zu sprechen?

Engel. Sie, Herr Geheimer Rath, denn Sie fragten mich.

Herr von ***. (Nach einer Pause, spöttisch und mit dem vornemsten Tone:) Was meinen Sie, Herr Magister, soll ich Sr. Durchlaucht das alles wieder erzählen, was Sie da gesagt haben?

Engel. (Steht lebhaft auf, und geht an den Tisch des Ministers.) Ich halte Se. Durchlaucht für einen edlen und aufgeklärten Fürsten, der Verstand und Seelenstärke genug besitzt, wohlgemeinte Wahrheiten ohne Zorn zu hören, und dem, der sie sagt, Dank dafür zu wissen. Irre ich mich nicht, so wird es mich freuen, wenn Sie Sr. Durchlaucht unser Gespräch mittheilen; glauben Sie aber, daß ich mich irre, so bitte ich Sie es nicht zu thun.

Herr von ***. (Verlegen.) O ganz gewiß! Se. Durchlaucht sind ein weiser und großmüthiger Herr! Sie haben nichts zu fürchten.

Engel. Das glaub' ich auch, und so empfehle ich mich Ihnen gehorsamst.

Am folgenden Tag begab sich Engel zu dem Herzoge, um Abschied zu nehmen. Er wurde mit ernster Verschlossenheit empfangen und entlassen. Am nächstfolgenden Tage aber ward die ganze Schauspielergesellschaft auf das Schloß beschieden und bis auf Echof, ihres Wortes entbunden; der beruhigte Seiler ging fröhlich nach Dresden ab.

Museum am 25. Januar.

Das Programm der heutigen Versammlung besagte:

1) Kunstausstellung besonders von Gemälden aus der altdeutschen Schule. — 2) Einige Worte über die heutige Kunstausstellung in Bezug auf altdeutsche Kunst, von Hrn Schütz vorgetragen von Herrn Dr. Hufnagel.

3) Quintett (von Mozart) für die Klarinette (und vier Saiten-Instrumente) von Herrn Bretschneider. Die Ausführung dieses äußerst zarten Meisterwerks ist sehr schwer, weil der volle, herrliche Ton der Clarinette die mit ihr concertirenden Saiteninstrumente zu sehr in Schatten stellt, und nur selten ein Geiger aus seinem Instrument einen auch nur annähernd so schönen Ton zu ziehen weiß. Dieses fühlten wir heute. Erfreulich war die Sicherheit, und der reine Geschmack womit Herr Bretschneider die Clarinett-Parthie vortrug. Möge dieser junge Künstler muthig und beharrlich diesen Weg fortwandern, der ihn zur wahren, gediegenen Meisterschaft führen wird!

4) Bruchstücke aus der Geschichte der Hanse-Stadt Bremen von Herrn Prof. Storck, vorgetragen von Herrn Pfarrer Kirchner. Diese Bruchstücke waren aus einem Werk des Herrn Prof. Storck, Ansichten von Bremen, genommen, welches eben im Druck ist, und ein würdiges Gegenstück zu Kirchners Ansichten von Frankfurt bilden wird. Die drei Hansestädte — ehrwürdige Reste einer vielfach bedeutenden Vorzeit — erhalten in diesem Augenblick reich ausgestattete Beschreibungen und Storcks Arbeit über Bremen ist vorzüglich gerathen. Die Fragmente welche uns Herr Pfarrer Kirchner mit der warmen Theilnahme eines Geschichtforschers, dem die rauhen Gefilde des unserm erstaunten Blick so kräftige Menschen vorüberführenden Mittelalters nicht fremd sind, vortrug, behandeln die innern Unruhen welche Bremen im 16n Jahrhundert bewegten und deren erstes Opfer Rudolph von Bardewisch, Comthur des deutschen Ordens, fiel. In wie kräftigem, der ernsten Historie würdigem Styl Hr. Storck sein anziehendes Thema dem Leser zur Beachtung empfiehlt, möge nachstehende Schlußstelle der im Museum vorgetragenen Fragmente beweisen:

„Unter ungeheuren Verhältnissen, wo das Schicksal ganzer Nationen und ihrer Herrscher auf dem Spiel steht, wo in einer Feldschlacht mehr Menschen todt bleiben, als unser ganzer Staat Einwohner zählt mögen unsere Weidesstreitigkeiten klein erscheinen. Aber da der Mensch in großen wie in kleinen Verhältnissen immer derselbe erscheint, da die Leidenschaften auf dem Thron wie in der Handwerksstube sich in ihren Aeusserungen gleich sind, und nur sich durch die Masse ihrer Wirkungen unterscheiden; so verdienen die Ereignisse kleiner Staaten, obwohl unwichtig in den Folgen, bei dem Freunde der Geschichte doch grose Aufmerksamkeit; denn um so viel kleiner der Schauplatz dieser Ereignisse ist, um so leichter läßt sich das Getriebe der Leidenschaften erkennen, und um so leichter ein Maasstab zur Beurtheilung größerer Verhältnisse gewinnen. Und endlich ist das Wort klein und groß sehr relativ. Johann Müller sagt: „Eine kleine Stadt, welche thut so viel sie kann, ist vor der Welt ehrwürdiger, als der mächtigste König, der seine Schuldigkeit nicht thut."

5) Canzonette componirt und gesungen von Hrn Pillwitz. Es ist glücklich und bequem wenn ein Virtuose Kenntniß der Composition hat, denn er kann dann selbst seiner ganzen Individualität entsprechende Tonstücke zusammensetzen, und seine Lieblings-Töne und Passagen nach Gefallen anbringen. Zu diesem Zweck scheinet obige Canzonette (den Text konnten wir nicht vernehmen) geschrieben zu seyn, und leistete ihm vollkommen Genüge.

6) Scenen aus Sophokles „König Oedipus" nach einer neuen Uebersetzung von Herrn Dr. Thudichum vorgetragen von Herrn Candidat Thudichum.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 9. Sonntag, 3. Februar 1822.

Belisar's Liebe.

(Nach Lope de Vega, von Adrian.)

Die Nachtigall beginnt aus dunkeln Zweigen
Ihr süßes Lied beim goldnen Abendschein,
Und ladet klagend den Geliebten ein;
Er kommt, und — Jubel füllt des Thales Schweigen.

Wenn sich Aurorens Rosenkränze zeigen,
Dann girrt die Turteltaube in dem Hain,
Und hebt in Liebeslust die Flügel klein,
Nach dem sich zärtlich sehnend, der ihr eigen.

So hab auch ich dem Jüngling meine Qualen
Oft kund gethan durch meiner Lieder Klang,
Daß er mich finde in Rosanjo's Thalen:

Mit ausgespannten Flügeln kam er, schlang
Die Arm' um mich, und seines Auges Strahlen
Belebten hold, was aus den Zweigen klang.

Peter, König von Arragonien.

(Geschichte aus dem Jahr 1282.)

Zu der Zeit, als die Franken aus Sicilien vertrieben wurden, lebte in Palermo ein gewisser Bernard Puccini, ein Apotheker, aus Florenz gebürtig, der ein wohlhabender Mann war, und mit seiner Frau eine einzige Tochter erzeugt hatte, die für eins der schönsten, blühendsten Mädchen galt. Nun gab Peter von Arragonien mit seinen Vasallen, zur Feier der erlangten Herrschaft über die Insel, gar wunderliche Feste in Palermo. Beim Ritterspiele, das nach katalonischer Weise eingerichtet war, sahe Elise, Bernards Tochter, mit andern Mädchen aus einem Fenster, erblickte den König im Wettrennen, und wurde von ihm so entzückt, daß sie immer nur nach ihm sahe und sich darüber bis zum Sterben verliebte.

Als sie nach dem Ende des Festes heimkam, konnte sie an nichts denken, als an ihre hohe Liebe; so sehr sie dabei auch durch die Erinnerung an ihren niedrigen Staud und an das Fruchtlose ihrer Sehnsucht beschämet wurde. Der Neigung zum König entsagen konnte sie nicht; aber eben so wenig konnte sie sie entdecken, um nicht noch mehr gekränkt zu werden; weshalb denn auch der König nichts davon erfuhr und gar nicht auf sie achtete — was sie auf das allerschmerzlichste betrüben mußte.

Die Liebschaft der armen Elise nahm nun immer mehr überhand, so daß sie in Schwermuth versank, sie endlich nicht mehr überwinden konnte, und erkrankte. Sie verging zusehends, wie Schnee von der Sonne. Vater und Mutter, voll Kummer über ihren Zustand, wollten ihr durch Aerzte und stärkende Mittel aufhelfen; es war aber vergebens, und sie hatte schon bei sich beschlossen, in stiller Sehnsucht ihr Leben hinzugeben.

Als nun der Vater einst von neuem versprach, alles zu ihrem Besten zu thun, so stieg der Wunsch in ihr auf: daß doch auch der König — aber mit guter Art — ihre Liebe und ihren Entschluß, ehe sie stürbe, erfahren möchte. Sie bat also den Vater, er sollte doch einmal den Minuccio d'Arezzo, einen der berühmtesten Sänger und Musiker jener Zeit, den König Peter hochhielt, zu ihr bitten. Bernard glaubte, Elise sehne sich nach Musik und Gesang, und schickte nach dem Sänger — welcher freundliche Mann auch sogleich kam, ihr theilnehmend zuredete, verschiedene sanfte Stücke auf der Violin spielte, und endlich einige Lieder sang, wodurch er sie zu erquicken suchte. Dies entflammte aber die Seele des Mädchens erst recht, und sie wollte mit ihm allein sprechen.

Minuccio, begann sie, als sie mit ihm allein war; dich hab' ich ausersehn, dir mein Geheimniß zu vertrauen: denn du wirst es niemand entdecken, außer dem, der es wissen soll; auch kannst du mir meine Bitte leicht erfüllen. So wisse denn, lieber Minuccio, ich sah unsern König am Tage seiner Krönungsfeier beim Ritterspiele, und sah ihn in so verhängnißvoller Stunde, daß mein Herz für ihn erglühete und ich allmählich in den Zustand gerieth, worin du mich jezt siehest. Ich kenne das Unziemliche meiner Liebe zu meinem Monarchen, vermag sie aber gleichwohl nicht zu mindern, viel weniger auszurotten; da hab' ich denn, weil ich sie nicht länger tragen kann, den Tod erwählt, mein Leid zu enden. Um doch aber Einen Trost im Tode zu haben,

laß es ihn wissen! Gewiß, Niemand kann ihm meinen Entschluß besser entdecken, als du; so vertraue ich dir denn; du wirst dich meiner Bitte nicht entziehen und mir auch Nachricht geben, wie er deine Botschaft aufgenommen hat. Weiß er, daß ich um ihn sterbe, so werd' ich meiner Erlösung von allem Schmerz gefaßt entgegensehn.

Hier schwieg sie und weinte still. Minuccio erstaunte über die große Seele des Mädchens, die einen so heldenmüthigen Entschluß so heldenmüthig ausführen konnte, und seine Rührung half ihm bald auf ein Mittel, ihr auf anständige Weise gefällig zu seyn. Elise, sagte er, nimm mein Wort, daß ich dich nicht täuschen werde. Ich freue mich deines adelichen Sinnes, der nur auf diesen großen König gerichtet ist; darum verspreche ich, deinen Wunsch zu erfüllen, und beruhige dich nur! — ehe drei Tage vergehen, hoff' ich dir willkommene Botschaft zu bringen Nichts zu versäumen, geh' ich sogleich und schreite zur Ausführung. — Elise wiederholte ihre Bitte, versprach, sich zu beruhigen, und er ging in Gottes Namen.

Unterweges stieß ihm ein gewisser Mico von Siena auf, ein damals ziemlich beliebter Dichter; diesen brachte er durch inständiges Bitten dahin, daß er folgendes Lied verfasste:

Liebe, geh' zu meinem Herrn;
Sag' ihm, was sich dir gezeiget;
Daß mein Schweigen,
Daß mein Sehnen,
Mich zum Grabe neiget.

Daß ich, sonst wie Rosen roth,
Jezt den Lilien ähnlich sehe;
Daß ich willig
Meinem Ende
Schon entgegengehe.

Daß seit jenem großen Tag,
Wo es Ihn zuerst erblickte,
Hoch begabt vor
Allen Rittern,
Nichts sein Kind erquickte.

Daß sein glanzerfülltes Bild
Tausend Schmerzen mir gegeben;
Daß es dennoch,
Wenn ich scheide,
Schön mich soll umschweben.

Liebe, säh' Er dieses Herz,
Kennt' Er diese Plagen:
Würde seine
Fürstenseele
Mir kein Trostwort sagen?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Conzert von Herrn Ph. Faubel,

Clarinettist am hiesigen Theater;

gehalten den 28. Januar.

1) Ouvertüre von Pär. — Ein sehr kleiner Theil des Orchesters war gegenwärtig, und an einigen Pulten sah man fremde Gestalten sitzen, die seltsame, abentheuerliche Töne bliesen. Die Ausführung dieses sehr leichten Tonstücks glich der unsicheren Leistung eines Liebhaber-Conzerts, und nur in einigen Forte-Stellen konnte man, vorzüglich durch das kräftige Einfallen der Trompeten und Pauken, eine Ahnung von der Trefflichkeit des hiesigen berühmten Orchesters bekommen.

2) Conzertino für die Clarinette von Riotte, vorgetragen von Ph. Faubel. — Herr F. hat sehr schöne Mitteltöne, und ziemliche Fertigkeit, allein ihm mangelt fast noch gänzlich jene höhere Bildung, die allein einen ächten Künstler bezeichnet. Das Ueberwinden von Schwierigkeiten ist das geringste, was an einem Virtuosen zu loben ist. So wie niemand ein Gedicht gut vortragen kann, dessen Sinn er nicht verstehet, so muß der Tonkünstler sein Kunstwerk ganz erfaßt haben, wenn er das Gemüth der Zuhörer damit erfüllen will. — Herrn Faubels Vortrag ist noch geschmacklos; seine Passagen sind schwankend, indem er bald zu schnell über einige Töne hinweggleitet, und dann wieder bei andern zu lang verweilen muß, um das vorige Eilen auszugleichen, welches alles rhythmische Ebenmaaß störet. Die hohen Töne hat er gar nicht in seiner Gewalt; sie lauten grell, unangenehm. Trotz diesen vielen Mängeln sprach sich aber doch ein entschiedenes Talent in ihm aus, und er wird ein vorzüglicher Clarinettist werden, wenn er erstens einsiehet wie viel ihm zur Vollendung noch abgehet, und dann durch unermüdete Beharrlichkeit strebet das Fehlende zu erreichen. Möge er vor zwei Jahren kein Concert mehr geben wollen, dann aber als wackerer Künstler auftreten, und unsere Hoffnung von ihm rechtfertigen.

3) Arie, vorgetragen von Herrn Pillwitz. — Die äußere Anregung gut zu singen mochte Herr Pillwitz nicht in der Versammlung gefunden haben. Er fertigte seine Noten alle mezza voce, wie in einer Probe, ab, und zeigte einen Anflug von Verstimmtheit.

4) Concert für das Piano-Forte, componirt und vorgetragen von Madame Huber, geb. Willmann aus Wien. — Es ist das Geschäft der Kritik von höherem Standpunkt ausgehend, die ewigen Gesetze des Schönen auf die Kunstleistung anzuwen-

den, und so, das allgemeine Urtheil oft berichtigend, Wahrheit zu verbreiten. Wenn aber etwas einen so entschiedenen Charakter trägt, wie die Composition und das Spiel der Madame Huber, daß unmöglich im Urtheilen geirrt werden kann, und das ganze Publikum schon so einstimmig gerichtet hat wie heute Abend, so ist die Kritik überflüssig und schweigt. — Das Orchester verdiente alle Bewunderung, daß es das taktlose Spiel, sich in alle hundertfältigen Abmischungen fügend, so kunstvoll begleiten konnte.

5) Ouvertüre aus den beiden Blinden. Siehe Nr. 1.

6) Variationen für Clarinette, von Gambaro, vorgetragen von P. Faubel. Siehe Nr. 2.

7) Quartett mit Begleitung des Piano-Forte und einer obligaten Clarinette, componirt von Herrn Schnyder von Wartensee und gesungen von den Demois. Barth und Herour und den HH. Kastner und Hassel. Wir haben vor kurzem Gelegenheit gehabt, Hrn Schnyder als genialen und kenntnißreichen Tonsetzer im Gebiete der Instrumentalmusik kennen zu lernen; seine, mit allgemeiner Liebe aufgenommenen, Uhland'schen Lieder sind uns gültige Bürgen, daß der innere Götterfunken der poetischen Anschauung ihm nicht fremd ist: so möge denn das am heutigen Abende gegebene Quartett uns zum Beweise dienen, wie er mit Anmuth und Leichtigkeit die mehrstimmige Gesangcomposition zu behandeln versteht. Einem ernstgehaltenen, würdig fortschreitendem Grave folgt ein kurzes Rezitativ, nach welchem ein höchst liebliches, eben so kunstreich als melodisch durchgeführtes Allegretto eintritt. Dem. Barth, welche die Sopranparthie hatte, detonirte oft merklich und glich, bei ihrer schönen Stimme, oft einer zu frühe erschienenen Nachtigall, die sich, von ihrem hohen Standpunkt aus, in der fremden Umgebung nicht recht zu finden weiß; der kräftig tönende Alt der Dem. Herour war von der besten Wirkung, wie denn auch Herr Kastner und Herr Hassel durch einfachen, geschmackvollen Vortrag ihrer Parthieen sich auszeichneten. Daß dieses Gesangquartett zu einer besondern festlichen Gelegenheit geschrieben seyn mag, thut ihm als Concertstück keinen weitern Eintrag, da unsre Sänger bekanntlich in einer Universalsprache singen, welche Niemand versteht.

Auflösungen der Nr. 7.

Charade: Darmstadt. — Logogryph: Burg, Grube

Doppelcharade in 3 Sylben.

Was von der Wiege bis zum Grabe
Erfreut, belehrt, belebt,
Und was, der Gottheit schönste Gabe,
Ein Bruderband um alle webt,
Was Geistesleben in Formen bannt
Wird von der Ersten dir genannt.

Nicht minder sind die lezten beiden
Bekannt bei kultivirten Leuten,
Ja unter anderm Namen
Beherrschten streng sie einst das Meer;
Und reitend auf ihnen einher
Stolzierten oft aimable Damen.

Willst in der Töne Streiten
Du Klang von Mißklang scheiden,
So mußt das Ganze du befragen,
Es wird dir stets das Rechte sagen.

Doch schlimm! zu kennen das Gute und Rechte,
Und hülflos zu dulden das Falsche und Schlechte.
Drum fort mit dem lezten Sylbenpaar,
Zwei andere stellen sich hülfreich dir dar,
Bald nur durch Riesenkraft erregte,
Bald leicht von Kindeshand bewegte
Und willst behaglich du genießen und ruhn
So müssen beständig sie wirken und thun.

Nun wird das Ganze besser dir taugen,
Zum schönen Zwecke kannst du es brauchen;
Hast du dort den Mißlaut gefunden,
So ist er hier bald überwunden
Und zu harmonisch reinen Tönen
Kannst du der Klänge Haß versöhnen.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 26. Januar. (Zum erstenmale wiederholt): Der Stadtrichter von Saardamm, Lustsp. in 3 Aufz Nach dem Französ. von Römer. (Hr. Wurm spielte den Stadtrichter). Hierauf: Der Sänger und der Schneider, Oper in 1 Aufz Musik von Baron von Drieberg. (Herr Wurm spielte den Meister Straks.) In beiden Rollen blieb Herr Wurm sich selbst und der Natur getreu, ohne dem sinnigen Beobachter weniger Vergnügen zu gewähren als in der ersten Vorstellung beider Stücke.

Sonntag, den 27. Das unterbrochene Opferfest, Oper in 2 Aufz. Musik von Winter. Jedes Werk, das aus dem tiefsten Sinn und Wesen des Meisters hervorgegangen, das seine innere Welt treu abspiegelt, wird mit demselben Zauber, der es gebar, alle ergreifen. Hohe Genien, wie Gluk und

Mozart durchlaufen in der höchsten Sonnenzeit ihres Lebens einen Cyklus, bezeichnet durch Werke, deren jedes ihre innere Welt darstellt, aber in immer wechselnden, immer neuen herrlichen Gestaltungen. Andern wackeren Meistern genügt ein Werk, um das Innen gedachte, Innen empfundene wie in einem Brennpunkte zusammenzufassen, und dies möchte bei Winter und seinem Opferfest der Fall seyn. Keine andere Oper dieses Meisters spricht so seine innigste Eigenthümlichkeit aus; sie enthält seinen glänzendsten Reichthum und ist wohl sein Schatzkästlein geworden, aus dem er manchen Juwel nahm, um später Geschaffenes damit zu schmücken. Das Opferfest mußte der tief empfundenen, charaktervollen Musik wegen, sich auf der Bühne erhalten, ungeachtet wir sonst dieser Priester, dieser weinerlichen Helden, dieser Opfer, dieser Autodafées ziemlich satt geworden. Die Erscheinung der Oper fällt in die Zeit, wo in keiner deutschen Oper die lustige Person fehlen durfte, weshalb die Parthie des Pedrillo als ein nothwendiges Uebel hineingezwängt wurde. Man hat hier, was wohl zu rühmen ist, diese Parthie längst weggestrichen. Der matte Spaßmacher läuft keuchend neben der Oper her, ohne auch nur ein einzigesmal hineinkommen zu können; freilich ist mit ihm manches anmuthige Musikstück ausgeschieden, indessen wollen wir das Alles gern vermissen und uns dafür an der gewonnenen Ründe des Stücks erfreuen, aus dessen Stoff sich nun einmal kein Spaß entwickelt, man müßte denn das neckische Pathos des Textes für einen Spaß anderer Art halten. Es ist nun fast ein Jahr, daß wir sie, nachdem sie in früherer Zeit häufig gegeben, nicht gesehen haben und der Andrang des Publikums zum Schauspielhause bewies genügend, wie groß die Zahl ihrer Verehrer sey. Die Vorstellung war im Ganzen ehrenwerth; vorzüglich aber glänzten darin die herrlichen Baßstimmen der Herren Pillwitz (Masseru) und Dobler (Oberpriester) wovon der Erstere im kunstreichen, kraftvollen Vortrage seiner Parthie den lebhaftesten Eindruck machte. Dem. Bamberger erschöpfte und befriedigte alle Anfoderungen, welche an die Parthie der Myrrha zu machen sind. Ihre volle, metallreiche, biegsame Stimme, ihre ganze Individualität, ist dieser Rolle entsprechend. Herr Größer (Murney) allein blieb hinter unseren Erwartungen, was den Gesang betrift, zurück.

Dienstag, den 29. Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, Lustsp. in 4 Aufz. von Johanna von Weissenthurn. Hierauf: Unser Verkehr, Posse in 1 Aufz. (Herr Wurm spielte den Jacob.) Das leztgenannte Stückchen ist bei seinem Erscheinen zur Genüge beredet worden. Wir wollen nur bemerken, daß es schon anfängt alterthümlich zu werden, wobei wir uns der fortschreitenden Kultur in Israel zu erfreuen haben. In der Vorstellung herrschte viel Leben und Laune. Nicht blos in Frankfurt ist es aus früherer Zeit bekannt, wie meisterhaft Herr Wurm die Hauptfigur darstellt; aber auch die Zeichnung der Dem. Lindner (Lydie) und jene des Herrn Weidner (Polkwitzer) verdienen besonders gerühmt zu werden.

Mittwoch, den 30. Unser Verkehr, Posse in 1 Aufz. Hierauf: Nummer 777, Posse in 1 Aufz. von Lebrün. Zum Beschluß: Der Lügner und sein Sohn, Posse in 1 Aufz. Nach Collin d'Harleville von Kurländer. Im ersten Stück spielte Herr Wurm den Jacob im Lezten den Herrn v. Crack. Drei Possen an einem Abend — mehr kann die Lachlust nicht begehren, und man darf sich nicht wundern, wenn dabei ein Theil der Zuschauer den feinern Sinn für die Kunst der Darstellung einbüßte. — Der Lügner und sein Sohn, obgleich als Dichtung betrachtet, das trockenste Ding von der Welt, wurde durch Herrn Wurm's Leistung höchst interessant. Seine Maske schon, das Vordringen der Physiognomie, bezeichnet genau den Mann, der sich geltend machen will. Die Unbefangenheit womit er die tollsten Lügen vorträgt, läßt uns keinen Augenblick zweifeln, daß er alles was er Andern aufbindet selbst glaubt und Nichts ist überzeugender als der Ton, womit er, wenn er das Unglaublichste fast in einem Athem vorgebracht hat, die Worte sagt: Das glaubt der nun wieder nicht! Die ungemeine Natürlichkeit seines Spiels ward besonders hervorgehoben in den Momenten wo Julius (Herr Rottmayer) ihn im Lügen überbieten will. Der Unterschied zwischen Beiden war frappant!

Donnerstag, den 31. Fluch und Segen, Drama in 2 Aufz. von Ernst v. Houwald. Hierauf: Der Calif von Bagdad, Oper in 1 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 5. Febr. Faust, Oper.

Mittwoch, den 6. Die Jäger, Schauspiel.

Donnerstag, den 7. Camilla, Oper. (Loredan: Hr Nieser.)

Samstag, den 9. Die Macht der Verhältnisse, Trsp.

Sonntag, den 10. Oper. (Noch unbestimmt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nr. 10. Donnerstag, 7. Februar 1822.

Peter, König von Arragonien.

(Geschichte aus dem Jahr 1282.)

(Schluß.)

Minuccio ersann zu diesen Versen sogleich eine liebliche und wehmüthige Musik, wie sie ihnen angemessen war, und nun trat er, den dritten Tag, da der König eben noch beim Mahle saß, vor ihn. Der König verlangte, er sollte Violin spielen und hernach auch singen; da spielte er erst sehr zärtlich, und sang dann jenes Lied, so, daß alle, die im Fürstensaale versammelt waren, vornehmlich aber König Peter selbst, staunend zuhörten und sehr bewegt wurden. Als der Gesang zu Ende war, fragte der König: Woher hast du dies schöne Lied, das Uns ja noch ganz unbekannt ist? Mein Gebieter, antwortete Minuccio; Gedicht und Musik sind noch nicht drei Tage alt. Für wen ist es gemacht? fragte der König. Das darf ich Niemand, als Euch, entdecken! versetzte Minuccio. Dies reizte den König noch mehr; er hob die Tafel auf und nahm ihn in ein Nebenzimmer, wo denn Minuccio alles ausführlich erzählte. Der König war von Freude begeistert, pries das Mädchen, und schwor, daß er sie nimmer verlassen noch versäumen wolle; befahl auch dem Sänger, zu ihr zu gehn, in seinem Namen sie zu trösten, und ihr zu melden, er werde sie heute gegen Abend zuverlässig besuchen.

Der gute Minuccio, froh, eine so angenehme Botschaft bringen zu können, eilte zu ihr, erzählte ihr als sie allein waren, was sich begeben hatte, und sang ihr nun sein Lied vor. Das Mädchen war davon so erfreut und so erquickt, daß man sie stündlich besser werden sah, ohne daß irgend Jemand im Hause wußte oder auch nur vermuthete wie es zugieng. Voll Ungeduld erwartete sie nun den Abend, wo sie ihren Geliebten sehen sollte.

Der König hatte, nach Minuccio's Entfernung, die Umstände noch mehr erwogen, und war immer mehr beweget worden. Als der Abend nahete, setzte er sich zu Pferde — es hieß, er reite spazieren — und begab sich zum Hause des Apothekers, wo er den schönen Garten besichtigte. Nach einer Weile fragte er Bernard: Du hast ja eine Tochter, Bernard: wie geht es ihr? hast du sie noch nicht verheyrathet?

Sie ist noch ledig, mein Gebieter, erwiderte Bernard; und liegt mir seit geraumer Zeit sehr krank. Nur seit heute nach Essenszeit besserts sich mit ihr.

Der König merkte bald, warum sichs bessere, und versetzte, das wäre doch Schade, wenn solch ein schönes Wesen der Welt so früh geraubt würde! — Und somit gieng er, nur von Bernard und noch zwey Personen begleitet, auf ihr Zimmer. Ey, mein liebes Mädchen — begann er, indem er ihr die Hand reichte und sich an ihr Bett sezte, wo sie vor Verlangen halb aufgerichtet lag; sag', was ist mir denn das? Ein so junges Mädchen sollte Andern ein gut Exempel geben, und will krank seyn? Wir bitten dich, — bey Unsrer Liebe bitten Wir dich, halte dich so, daß du dich bald erholest!

Da sich das Mädchen von dem berührt fühlte, den sie über alles liebte, wurde sie zwar ein wenig beschämt, aber in ihrer Seele regte sich zugleich ein Entzücken, als habe sie das Paradies gesehn. Mein König, sagte sie, so gut sie's vermochte; ich wollte eine schwere Last übernehmen: sie war aber über meine Kräfte, und so fiel ich in Krankheit. Doch Dank sey es euch, bald sollt ihr mich davon wieder hergestellt sehen.

Der König allein verstand, was das Mädchen sagen wollte, und freuete sich ihrer immer mehr; im Herzen verwünschte er vielleicht das Geschick, das sie in diesem Stande hatte geboren werden lassen. Nach einer Weile verließ er sie mit den freundlichsten Reden.

Alles rühmte nun den Edelsinn des Königs; der Apotheker und seine Tochter hatten große Ehre davon: diese aber war nun glücklicher als irgend eine Dame durch ihren Geliebten, und Hoffnung und Freude machten sie in kurzem gesund, ja selbst reizender, als vormals.

Jezt erwog der König mit seiner Gemalin, wie solch eine Liebe am Würdigsten belohnet würde. Er ritt dann mit einem glänzenden Hofstaat zum Apotheker, stieg im Garten ab, und ließ ihn nebst der Tochter rufen. Indem erschien auch die Königin von vielen Damen umgeben, welche sämmtlich das Mädchen mit ungemein freundlicher Auszeichnung unter sich aufnahmen. Endlich riefen der König und die Königin Elisen zu sich: Wackeres Mädchen, sprach er: deine edle Liebe zu Uns adelt dich in Unsern Augen, und weil auch Wir dir herzlich ergeben sind, möchten Wir dir gern Freude machen und dich von Unserer Liebe überzeugen. Die Zeit deiner vollen Blüte ist da: heyrathe, und nimm einen Gatten von Unserer Hand; Wir aber wollen uns dennoch immer deinen Ritter nennen, wofür Wir jedoch keine Vergeltung wünschen, als — einen Kuß von deiner treuen Liebe!

Dem Mädchen brannte jungfräuliche Sittsamkeit auf den Wangen, und sie erwiederte mit leiser Stimme: Mein Monarch! erführe die Welt meine Empfindungen für euch — gewiß, sie würde mich eine Thörin schelten die aus Unverstand ihren großen Abstand von euch nicht bedacht hätte. Aber dem Gott, der die Herzen prüft, ist es bekannt, daß ich in demselben Augenblick, wo ihr mein Herz rührtet, bedachte, ihr seyet König, ich Bernards, des armen Apothekers, Tochter — und daß ich deshalb mir das Ungeziemende vorwarf, meinen Sinn so hoch zu stellen. Aber ihr wißt auch, und gewiß besser als ich, daß bey der Liebe weniger der Verstand, als die Neigung entscheidet. Ich habe diese aus allem Vermögen bekämpft: endlich konnte ich mich ihrer nicht mehr ermächtigen, auch wird sie bis an mein Ende dauern. Sobald ich jedoch meine Schwäche fühlte, mußt' ich mich entschließen, euerm Willen jederzeit zu gehorchen. So werde ich nun den Gemal, durch welchen ihr mir eure Gnade beweiset, nicht nur annehmen und ihm getreulich zugethan bleiben: sondern gern würde ich auch, wenn ihr's wolltet, in stiller Sehnsucht vergehn. Ob es mir zustehe, meinen König zu meinem Ritter zu haben, mögt ihr am besten beurtheilen: ich darf dazu nichts sagen; aber selbst den Kuß, den ihr von meiner Liebe verlangt, werd' ich euch nicht gewähren, ohne Zustimmung meiner Königin. Gott belohne übrigens euch und eurer erhabenen Gemalin die mir erwiesene große Gnade; ich bin zu arm dazu. Hier schwieg sie verschämt.

Die Königin war von dieser Rede des Mädchens sehr gerührt, und fand, daß ihr Gemal auch nicht zu viel von ihrem Geiste gesagt hatte. Nun befragte der König die Aeltern, und sie waren mit seinen Absichten zufrieden. Da rief er einen schönen, jungen, aber armen Kavalier hervor — Perdicone hieß er. Freudig bot dieser der reizenden, sittsamen Jungfrau die Hand; der König steckte beyden die Ringe an, und gab sie so zusammen. Die Königin schenkte dem Mädchen eine Menge kostbarer Juwelen, und der König dem Bräutigam, außer ähnlichen Kostbarkeiten, die zwey schönen, einträglichen Güter, Caffalu und Calatabella. Diese sind die Mitgabe deiner Frau, sagte er; es soll dir aber auch künftig nicht an Beweisen Unsrer Gnade gebrechen. — Doch nun mußt du mich auch nicht um den versprochenen Erweis deiner Liebe bringen! sagte er jezt, zum Mädchen hingewandt. Und damit faßte er ihr Haupt mit beiden Händen, und küßte sie vor der Königin und dem ganzen Hofe auf die Stirn. Perdicone, Elise und ihre Aeltern stellten ein großes Fest und eine vergnügte Hochzeit an; der König aber hielt dem Weibchen Wort, nannte sich lebenslang ihren Ritter, und trug im Kampfspiel keine andern Ehrenzeichen, als die sie ihm sandte. —

Hier siehet man, wie wahr es ist:

Der Liebe Keim, in edlen Sinn gelegt,
Nur edle, schöne Früchte trägt.

An den Schlaf.

(Aus dem Spanischen.)

O Schlummer, sanfter Sohn der schattenreichen
Thauenden Nacht; der armen Menschen Zuflucht,
Ein süß Vergessen aller aller Uebel,
Die ach so schwer, so hart das Leben drücken.

Komm endlich, komm und gieb dem schmachtend matten,
Ruhlosen Herzen Ruhe, diese Glieder,
So schwach, so welk, erquicke sie und breite,
O Schlummer, über mich die braunen Schwingen.

Wo ist das Schweigen, das vor Licht und Tage
So furchtsam fliehet? wo die leichten Träume,
Die sonst mit gaukelnd ungesporntem Tritte
So bald, so gerne dir zu folgen pflegen?

Vergebens ruf ich dir, vergebens winsle
Elender ich euch vor, ihr schwarzen, kalten,
Trostlosen Schatten. O der harten Pflaume!
Und, o der herben bittern, langen Nächte. — —

Julia's Abschiedsbrief.
aus Lord Byron's Don Juan.
(Von Adrian.)

Man sagt, es sey gewiß: du gehst von mir!
Das ist wohl gut, und dennoch, welche Pein!
Zurück gab ich dein junges Herze dir:
Ich bin das Opfer, möcht' es wieder seyn:
Verbrechen nennt zu große Liebe ihr?
Dann bin ich schuldig. — Nur die Stund' ist mein,
Wenn Zeichen meiner Hast im Brief erscheinen,
Nimm nicht für Thränen sie; ich kann nicht weinen.

Ich liebt', ich liebe dich; für dieses Gut
Gab Ehr' und Ruh' ich, Erd' und Himmel hin;
Und nie bereuet Lieb', was Liebe thut,
So gerne denkt des Traums der treue Sinn:
Nicht nenn' ich meine Schuld aus Uebermuth,
Denn ich bin meine strengste Richterin;
Ich schreibe, weil mich Schlaf und Ruhe meiden,
Ich klag' und flehe nicht, mein ist mein Leiden.

Des Mannes Lieb' und Leben sind getrennt,
Das Weib lebt liebend nur: in freier Luft
Beweget ihn ein jeglich Element;
Von Ehrgeiz, Stolz und Ruhm schwillt seine Brust,
Zu dürfen, was er will, ward ihm vergönnt,
Des Vorrechts ist er freudig sich bewußt;
Doch uns ist nur der Eine Trost geblieben;
Stets freudelos, und dennoch stets zu lieben.

Du wirst in Stolz und Wonne weiter gehn,
Geliebt, oft wieder liebend; mir entschwand
Der Erde Glück; nichts wird mein Auge sehn,
Als stündlich meine Qual und meine Schand';
Auch der vergäß' ich, doch des Herzens Wehn,
Mein Lieben trag' ich bis zum Grabesrand.
Leb' wohl! Vergib mir, liebe mich — Nein, nimmer!
Vergebens ist's, doch sagen laß mich's immer.

Ganz Schwäche war mein Herz, noch jetzt ists schwach!
Doch denk' ich, daß es Fassung wohl gewinnt;
Mein Blut strömt noch dem Drang des Geistes nach,
Wie Fluthen wild dem raschbewegten Wind:
Stets bleibt für Ein Bild die Erinn'rung wach,
Für alles Andre ist mein Auge blind.
Die Nadel bebt, der Pol steht ohne Wanken —
So zuckt mein Herz und fest stehn die Gedanken.

Nun weißt du Alles — Warum zögre ich;
Das Blatt zu siegeln, fehlet mir der Muth;
Doch so vollendet, was begonnen, sich,
Und nichts mehr fürcht' ich von des Schicksals Wuth:
Brächt' Gram zum Grabe, längst umfasst' es mich;
Umsonst ersehnt ich dieses einz'ge Gut!
So muß ich dich für ewig scheiden sehen,
Und leben, liebend Gott für dich zu flehen.

Stanzen,
(Aus demselben.)

Der Morgen glänzt', und süßem Schlummer fand
Er Juan in der Grotte hingegeben;
Des Baches Rauschen an der Felsenwand,
Die jungen Strahlen, die durch's Laubwerk beben,
Sie lösen nicht des Schlafes festes Band;
Und wohl durft' ihn der Zauber fest umweben,
Denn Keiner hatte je so viel gelitten
Von Allen die geduldet und gestritten.

So ruhig schlief' die schöne Haidi nicht:
Sie sah zerschellte Schiff' in ihren Träumen
Und Leichen beim gebrochnen Mondenlicht,
Zerstreuet auf des Ufers grünen Räumen;
Und eh' die Sonne aus dem Meere bricht,
Und sich mit klarem Gold die Berge säumen,
Erweckt sie Zoe, ihre Sklavin, bange,
Daß des Geliebten Aug' der Tod umfange.

Vom Lager steht sie auf, wie über Höhn
Und Thal der Sonne Rosenglanz erblühet,
Im Aufgang herrlich und im Niedergehn!
Gewiß, entzückend ist's, wenn sie erglühet
Im Meer, indessen noch im Nebel stehn
Der Berge Häupter: wie herauf sie ziehet,
Ein jedes Vöglein froh mit ihr erwachet,
Und jedes Blümchen ihr entgegen lachet.

Die Jungfrau eilte durch das Felsenthal,
Begrüßt von Blüth' und süßem Vögellaute,
Empfangen von der Sonne erstem Strahl:
Aurorens Kuß auf ihre Lippe thaute,
Wie Schwesterkuß, und schwer würd' dem die Wahl,
Der Beider frische Rosenlippen schaute;
Doch ist die Sterbliche, die jener gleichet,
Ihr vorzuziehn, da sie als Luft entweichet.

Denksprüche.

Unglaube, im eigentlichsten historischen Wortverstande, ist die einzige Sünde gegen den Geist der wahren Religion, deren Herz im Himmel, und ihr Himmel im Herzen ist.

J. G. Hamann.

Ist das Sehnen des Herzens eine Rückerinnerung an das verlorne Eden vor dem Falle, an die goldne Zeit der ersten Menschen — oder ist es eine Vorahnung des Himmels nach dem Tode? — Beides ist wahr, und der gefallene Mensch strebt ewig, das Verlorne wieder zu erringen. Einst wird er's nun erringen, und das Erdenleben, von zwei Eden eingefaßt, wird sich auflösen, wie ein Dunstgewölk zwischen zwei Sonnenstrahlen, auf daß das erste und lezte Eden wieder Eins werden für das Menschenherz.

R. v. Raumer.

Die Freundschaft hat Stufen, die am Throne Gottes durch alle Geister hinaufsteigen bis zum Unendlichen; nur die Liebe ist ersättlich und immer dieselbe, und wie die Wahrheit ohne Vergleichungsgrade, und ein einziges Wesen füllet ihr Herz.

Jean Paul.

Was wird schmerzlicher und länger gesucht, als ein Herz? — Wenn der Mensch vor dem Meere und auf Gebirgen und vor Pyramiden und Ruinen und vor dem Unglück steht und sich erhebt: so streckt er die Arme nach der großen Freundschaft aus. Und wenn ihn die Tonkunst und der Mond im Frühling zu Freudenthränen sanft bewegen: so zergeht sein Herz und er will die Liebe. Und wer beide sucht, ist tausendmal ärmer, als wer beide verlor.

Zweck der Tugend.

In einer Wüste, erzählt ein arabischer Weiser, begegnete mir eine alte Frau von sonderbarer Statur. In der einen Hand hielt sie ein Gefäß voll glühender Kohlen; in der andern einen mit Wasser gefüllten Krug. Geschäftig ging sie bei mir vorüber. Ich redete sie an: „Wohin gehst du? Und was willst du mit dem Feuer und Wasser beginnen?" — „Mit dem Feuer das Paradies anzünden, und mit dem Wasser die Hölle auslöschen, damit auf Erden ferner kein Gutes geschehe in Hoffnung des Lohns; kein Böses unterbleibe aus Furcht der Strafe."

D. Friedländer.

Die Hütte der Jungfrau von Orleans.

Es war unserm Jahrhunderte vorbehalten, den Thaten der Heldin Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Frankreichs König und seine Heerführer zur Ermannung entflammte, und von ihrem Vaterlande die Unterjochung abwandte. Wäre sie auf dem Throne geboren, so würden Schriftsteller und Dichter unerschöpflich gewesen seyn, ihre Thaten zu beschreiben und zu besingen; aber aus einer Bauernhütte der Vogesen hervorgehend, zeigte sich bei ihrer Erscheinung die Schmach der Ersten des französischen Reichs in einem zu grellen Lichte, als daß die damaligen und nachherigen Schriftsteller nicht gern einen gefälligen Schleyer über diese Begebenheit hätten werfen sollen. Nur oberflächlich ist solche von den meisten ältern französischen Schriftstellern berührt worden: aber noch hatte sie nicht zum besonderen Gegenstande eines gediegenen historischen Werkes gedienet, als in den lezten Jahren, wo die vorigen Rücksichten nicht mehr statt fanden, vier Schriftsteller ihr Talent an der Hirtin von Domremi in Prose und Versen versuchten.

Dieses Bemühen der Schriftsteller, das Andenken einer Heldin der Vergessenheit zu entreißen, mußte nothwendig in ihrem Geburtsorte die Aufmerksamkeit auf die noch vorhandene Hütte ziehen, in welcher sie geboren wurde. Hiezu kam die Anwesenheit der verbündeten Truppen in jener Gegend während des lezten Einfalls, wo Johanna's ehemalige Wohnung als ein Heiligthum besucht wurde. Mehrere der fremden Krieger nahmen Steine davon zum Andenken mit, andere schrieben ihre Namen an die Wände, ja man bot dem damaligen Besitzer der Hütte eine ansehnliche Summe Geldes für die Abtretung derselben; aber als alter Soldat, der selbst für sein Vaterland geblutet hatte, dachte er zu patriotisch, als daß Gewinnsucht ihn zur Abtretung seines Eigenthums hätte bewegen können. Erst später überließ er es, obwohl zu einem geringeren Preise, dem Präfekt des Vogesen-Departements, der diese so viele Jahre hindurch unbemerkt gebliebene Hütte jezt in ein National-Denkmal verwandelt hat. Die Umgebungen derselben sind verschönert und erweitert und gleich neben der Hütte ist ein einfaches Monument mit einer angemessenen Inschrift zum Andenken der Siegerin von Orleans errichtet worden. Die Hütte selbst ist ausgebessert, und hat ein würdigeres Ansehen erhalten. Den 10. Sept. vorigen Jahrs fand die Einweihung dieses neuen Patheons statt.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 11. Sonntag, 10. Februar 1822.

Liebe und Pflicht.

(Brief eines Ex-Deputirten bei dem National-Convente an einen Neu-Fränkischen General.

Commercy, am 18. Ventose, im V. Jahre, (8. März, 1797.)

Sie sind todt, die beiden Liebenden, die zärtlichen Gatten, zwischen welche ich eine traurige Scheidewand aufgeführt hatte. Der Abgrund der Revolution hat sie verschlungen, wie er schon fast eine ganze Generation verschlungen hat. — O Nachwelt, so viele Schlachtopfer sind für dich! Ihr Enkel, für euch weihen sich jezt eure Väter! Wenn unsere Leiden nicht euer Glück werden, — ach! was hätten wir dann gethan?

Sie sind todt, mein Freund. Ich bin es, der sie getödtet hat. Und unglücklicher noch, als sie, muß ich sie überleben. Ich muß. — Du, von mir getrennt, auf dem Schauplatze des Krieges, wo du die Feinde der Republik zittern machst, du willst die schreckliche Begebenheit wissen, die das Leben deines Freundes vergiftet. Lies; und seufze. Lies; und beklage mich.

Karoline de Limenil lebte nach dem Tode ihrer Mutter mit ihrem alten Vater und zwei Schwestern zu Commercy an dem Ufer der Maas. Sie war in allen Vorurtheilen ihrer Geburt erzogen; aber ihre Seele war über ihren Stand und ihre Vorurtheile erhaben. Edel, und arm; ohne Stolz, und ohne Erniedrigung; sanft und gut, ohne Schwäche des Charakters, — besaß Karoline zugleich eine seltene Schönheit, diesen höchsten Adel ihres Geschlechts, und doch hatte sie nie eine Eifersüchtige unter ihren Gespielinnen gemacht.

Ihr Vater, ein starrsinniger Alter, voll Aristokratismus und voll Haß gegen die Revolution, aber beständig für sich selbst in Sorgen, ein Egoist und furchtsam, ihr Vater hatte vormals ansehnliche Aemter bekleidet, und lebte jezt von einigen Pensionen, die ihm seine Dienste erworben hatten. Sein Tod, der bald erfolgen konnte, bedrohte seine Familie mit tiefem Elende. — Eine andere Familie, auch von Adel, und dabei sehr reich, lebte zu eben der Zeit in Commercy. Die Aeltern, in hohem Grade eitel und geitzig, hatten einen einzigen Erben, einen Sohn, den jungen Vermont, Officier bei irgend einem Regimente unserer alten Cavallerie. Vermont bethete Karoline'n an. Zu seinem Lobe ist es genug gesagt, daß er im vollesten Maße von ihr wieder geliebt wurde. Der Mann, welcher Karoline'ns Liebe würdig war, konnte kein gewöhnlicher Mann seyn. Seine Aeltern widersezten sich, so lange sie lebten, einer Verbindung, welche ihnen in Rücksicht auf die Glücksumstände ungleich schien. Sie starben bald nach einander, in den ersten Monaten unserer Revolution. Der liebevolle Vermont, nun sein eigener Herr, und im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, genoß bald das höchste Glück, sein Schicksal mit dem Schicksale einer angebetheten Geliebten zu vereinigen, und eine ganze Familie reich zu machen, welche nun die seinige wurde.

So viel Glückseligkeit währte nicht lange. Die Brüder Ludwig's des Sechszehnten, die als Flüchtlinge in Deutschland lebten, beriefen alle Edelleute, alle Officiere der Armee, Alle, welche die Rückkehr der alten Ordnung der Dinge wünschten, um sich her. Vermont glaubte, wie so viele Andere, sich nach Coblenz begeben zu müssen. Sein Schwiegervater war der Erste, der ihn dazu antrieb, der ihn durch Vorwürfe und bittere Spöttereien über seinen Verzug aufreizte. Vermont reisete endlich ab. — Der Unsinnige! Er entriß sich den Armen einer liebenswürdigen Gattin, die vergebene Versuche machte, ihn zurück zu halten. — Der Undankbare! Er wollte die Waffen ergreifen gegen ein Vaterland das ihm alle Genüsse sicherte, gegen ein Vaterland, — gegen das Vaterland Karoline'ns! — Der Unbesonnene! Der Kurzsichtige! Er dachte seine Gattin nur auf ein Paar Wochen zu verlassen! Er hatte ihr geschworen, vor dem nächsten Winter zurück zu kehren.

Er kehrte wirklich zurück. Aber er gelangte nicht bis zu Karoline'n. — Du fochtest, mein Freund, in jener braven Armee unter einem Generale, der nachher ..... Du weißt, daß die Fahnen der treulosen Franken, vereinigt mit den Fahnen der Preußen, über Verdun hinaus vordrangen, und sich

Commercy näherten. Aber die Ausländer, die Ueberläufer, Alles wurde bald von dem republikanischen Boden verjagt. Alle Gemeinschaft zwischen Karoline'n und dem strafbaren Vermont wurde unterbrochen.

Kurze Zeit nachher breitete sich über Frankreich jene Schreckensherrschaft aus, die jedes menschliche Herz verabscheut, deren Nothwendigkeit für die werdende Republik aber im Stillen von der Politik eingestanden wird. Karoline sah das ganze Vermögen ihres Mannes confiscirt, welches in ihren Händen geblieben war. Die Pensionen ihres Vaters wurden in Assignaten, oder zum Theile gar nicht bezahlt. Und so wurde die Familie in die äußerste Noth gebracht. Da war es, als der Vater von seiner Tochter einen Schritt verlangte, der ihr Herz empörte, — vor Gericht die Ehescheidung zu fodern. In der That rettete dieß allein ihr Witwenthum, und das Wenige, was sie noch hatte, von dem Sequester. Karoline, die ihren Vater zärtlich liebte, willigte am Ende in eine Trennung, von der sie glaubte, daß dieselbe bloß anscheinend und ohne Folgen sey. Bald war sie vor dem Gesetze und in den Augen der Welt nicht mehr Vermont's Gattin.

Die Ehe, welche kaum vier bis fünf Monate gewährt hatte, blieb ohne ein Pfand derselben. Ein Jahr verfloß noch in Erwartung und Melancholie für Karoline'n. Einige Briefe vom Auslande, und ein allgemein unter ihren Bekannten verbreitetes Gerücht brachten ihren Schmerz auf den höchsten Grad. Sie erfuhr, daß Vermont, er, den sie noch immer ihren Gatten nannte, vor Maubeuge getödet sey. Die Nachricht von seinem Tode war so bestimmt, mit so vielen Umständen begleitet, daß Karoline nicht einmahl den traurigen Trost hatte, nur einen Augenblick daran zweifeln zu können.

Bald darauf ernannte der Convent mich zum Commissär in dem Departement der Maas. Meine Mission nöthigte mich, vornehmlich zu Commercy zu verweilen. Caroline'n sehen, sie anbeten, sie mit dem heissesten Verlangen zur Gefährtin meines Lebens wünschen, war Eins. Ich machte ihr den Antrag. Karoline lehnte ihn mit Bescheidenheit ab. Ihre Antwort war von Thränen begleitet, die sie vergebens zu verbergen suchte, und wovon ich ohne Mühe die Ursache errieth.

Inzwischen hatte die Municipalität zu Commercy Karoline'ns Vater, sie selbst, und ihre Schwestern auf jene Proscriptions-Liste gesetzt, die man die Liste der Verdächtigen nannte. Der Greis und seine Töchter standen auf dem Punkte, verhaftet zu werden. Ich hatte keinen Vorwand, sie dem Gesetze zu entziehen. Aber ich wiederholte mein Anerbiethen, meine dringenden Bitten, und machte der ganzen Familie bemerklich, daß von dem Tage, da sie mir so nahe angehörte, der Magistrat der Gemeine es nicht weiter wagen würde, etwas gegen sie zu unternehmen. Karoline'ns Vater war von meinen Gründen lebhaft gerührt, und erfreut über meinen Antrag und die Verbindung mit mir; er rechnete auf Hülfe und Schutz jeder Art von mir, als Repräsentanten; er warf sich seiner Tochter zu Füßen, um sie bei seinen grauen Haaren, bei dem Leben, das sie ihm schuldig war, zu beschwören, ihn zu retten, indem sie mir ihre Hand gäbe. Du weißt, welche Gewalt wir damals besaßen. Karoline äußerte Anfangs Unwillen; und wurde nachher durch die Rücksicht auf ihren Vater und ihre Schwestern gerührt. Sie hatte übrigens keine persönliche Abneigung gegen mich. Meine bekannte Mäßigung, mein Betragen in mehrern Fällen hatten mir ihre Achtung erworben. Endlich, erschüttert durch die Bitten und die drohende Gefahr ihres Vaters, erweicht auch durch meine Ergebenheit, meine Versprechungen, und vielleicht durch meine Liebe, gab sie nach, und ich wurde ihr Gemahl.

Karoline wurde von dem Augenblick an ganz das für mich was eine rechtschaffene Frau, von ihrer Pflicht durchdrungen, immer für den tugendhaften und gefühlvollen Mann ist, mit dem sie ihr Daseyn theilt. Die tiefe Melancholie, welche vorher auf ihr ruhte, und von schmerzlichen Erinnerungen zeugte, verschwand allmählich. Sie schien sich nur noch mit mir zu beschäftigen, mit meinem Glücke, und mit dem, was sie ihre Dankbarkeit nannte. Sie schien erkenntlich für meine Achtung, für meine Sorge um ihren Vater, für die lebhafte Zärtlichkeit, die ich ihr bewies: und ich hatte Grund, zu glauben, daß ich endlich in ihrem Herzen das Andenken an den ersten Mann, den sie geliebt hatte, ganz auslöschen würde.

Noch vor dem Ende des ersten Jahres unserer Verbindung wurde Karoline Mutter. Ich hatte sie nach Paris geführt, wohin der Convent mich in seinen Schooß zurück rief. Und hier gebar meine Gattin eine Tochter. Das unglückliche Kind! das nie seine Mutter kennen lernen wird, deren Reize und Anmuth es schon verkündigt. Das Wochenbett Karoline'ns, die unschuldige Freude, welche ihr das kleine Geschöpf machte, die Zerstreuungen der Hauptstadt erstickten vollends jeden Gedanken in ihr, der nicht mir angehörte, und wir lebten glückliche Tage zusammen, die durch keine Stürme der Zukunft, so schien es, mehr getrübt werden könnten. —

Die Zeit kam heran, da der National-Convent nach Beendigung seiner Arbeiten im Begriffe, war einen Theil seiner Macht dem neuen gesetzgebenden Körper zu überliefern, und die neue Constitution in Thätigkeit zu setzen, die sein Werk war. Ein Drittel

der Convents-Deputirten sollte in den Stand der gewöhnlichen Bürger zurück treten, und die beiden andern sollten in Zukunft in den beiden Räthen bleiben. Ich bezeigte meinen Collegen das Verlangen, zu dem Drittel zu gehören, das nicht wieder gewählt würde, zufrieden, zum Commissär der neuen ausübenden Gewalt in dem Vaterlande meiner Gattin ernannt zu werden, wohin diese sich zu ihrem Vater und ihren Schwestern zurück sehnte. Meine Wünsche wurden erfüllt; und wir kehrten bald nach Commercy zurück.

Karoline, eine eben so zärtliche Tochter und Schwester, als empfindsame Mutter und treue Gattin, sah sich mit unbeschreiblicher Freude wieder in dem Schooße ihrer Familie, und an dem Orte, der Zeuge ihrer Kindheit gewesen war. Sie hatte eine gewisse Anhänglichkeit an das Haus behalten, welches längere Zeit von ihr bewohnt war, an das Haus ihres ersten Gemahls. Und da dieses zu den National-Domainen geschlagen war, so hatte ich es schon lange soumissionirt. Es war mir bei'm Verkaufe zugefallen, und wir konnten es bei unserer Zurückkunft nehmen.

Wir führten darin ein stilles und eingezogenes Leben. Kein Zeitpunkt meines Lebens war so glücklich, als dieser. — Triegliche Glückseligkeit, die immer in sehnsuchtsvoller Erinnerung meine grausamste Marter seyn wird!

An einem Winterabende, — es war der 2. Nivose, — es war vier Uhr, — die Dämmerung fing an; — ich war beschäftigt, einige Papiere in dem Zimmer meiner Frau in Ordnung zu bringen. Sie saß im Hintergrunde, und spielte mit ihrem Kinde, dessen Wiege neben ihr stand. Ich hatte mich dem Fenster genähert, um das lezte Tageslicht zu benutzen. Ich nehme auf dem öffentlichen Platze, woran das Haus liegt, eine Gruppe von drei oder vier Menschen, mit den Hüthen in der Hand, wahr, in deren Mitte ein Mann, der ein Reisender zu seyn schien, mit Lebhaftigkeit redete und sich geberdete. Seine Gestalt überraschte mich; das Elend war in seiner Kleidung, der Adel auf seiner Stirn ausgedruckt. Diese Unterhaltung fing an, Aufsehen zu erregen; Mehrere vom Pöbel liefen aus den benachbarten Häusern herzu; als auf Ein Mahl der fremde Mann sich den Händen derer entwindet, die ihn nur schwach zurück zu halten schienen, und rasch auf mein Haus zuläuft. Seine Begleiter folgen ihm; kommen fast zugleich mit ihm herein; und haben noch so viele Zeit, die Thür zu verschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Spanische Romanze.

(Uebersetzung von Fr. Dietz.)

Die Jungfrau an Meeres-Strand.

Ich war morgens aufgestanden,
Früh am Sanct-Johannistag,
Eine Jungfrau sah ich stehen
Dorten an des Meeres Strand:
Wusch alleine, rang's alleine,
Spannt's allein auf Rosen an.
Während da die Tücher trocknen,
Ließ sie hören einen Sang:
„Wo ist hin mein Lieb, wo ist es,
Wo ich es wohl finden kann?"
Strand hinauf und Strand hinunter
Ließ sie hören ihren Sang,
Goldnen Kamm in ihren Händen
Kämmt die Kleine sich das Haar:
„Sag' mir einmal an, du Seemann,
Daß dich Gott vor Leid bewahr'!
Hast du wohl mein Lieb gesehen,
Hast du's hier gesehn am Strand?"

Palindrom und Anagramm.

Kennst du den Vogel und das seltne Eierpaar
Kennst du den Schoos, der die vier Sterne gebar?
Der Eine strahlend in holder Gestalt,
Entzündete wilde Kriegesgewalt,
Sandte die Helden zum Hades hinab,
Und legte die Stadt ins flammende Grab;
Und als der König, der Sieger, kehrte vom Straus',
Bracht ihm der Zweite Blut und Verbrechen ins Haus.
Der Dritt' und Vierte, die dort vom Himmel blitzen,
Sind hülfreich bemüht im Sturme den Schiffer zu schützen.

Du drehst es um, und alle Seelen
Schmückt es als höchster Gewinn,
Doch wenn Selbstsucht und Dummheit verfehlen
Des Wortes wahren innern Sinn,
Wenn der geerbte Fetzen der Armuth Blöse soll decken,
Dann wird es Dir herrliche Narrenbrut hecken:
Drum schnell, vorangestellt das lezte Zeichen,
So bringt dirs den Dünkel, den Stolz zum Schweigen,
Vereinigt die Feinde, die Armen die Reichen,
Dem stillen Landmann gesellt sich der Held
Und friedlich schlummert die kämpfende Welt.

Auflösung der Doppelcharade in Nr. 9.
Stimmgabel und Stimmhammer.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 2. Februar. Richard Löwenherz, Oper in 3 Aufz. Musik von Gretry. Vorher wurde gegeben: Die Rosen des Herrn von Malesherbes, ländliches Gemälde in 1 Aufz. von Kotzebue.

Sonntag, den 3. Toni, Drama in 3 Aufz. von Theodor Körner. Hierauf: Der Lügner und sein Sohn, Posse in 1 Aufz. Nach Collin d'Harleville von Kurländer. Herr Wurm spielte den Herrn von Crack. Er wollte heute mehr, oder doch was Anderes aus der Rolle machen als das erstemal (den 30. Januar) und schweifte hie und da nicht zu seinem Vortheil über die Grenzen des Natürlichen hinaus.

Montag, den 4. Zum Besten des Hrn Wurm und zum erstenmale nach einer Bearbeitung von Iffland: Die beiden Grenadiere, Lustspiel in 3 Aufz. (Manuscript.) Herr Wurm spielte darin den Peter. Hierauf zum erstenmale: Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Messe, Posse in 1 Aufz. Nach Julius v. Voß neu für die Bühne bearbeitet. Herr Wurm spielte darin den Joel Freund und schloß damit seine hiesigen Gastdarstellungen. Der Dialog in dem ersten Stück ist für die leicht vorübereilende, witzige Handlung zu schwerfällig. Indessen gewähren die häufigen, hauptsächlich durch die Verwechselung zweier Tornister veranlaßten Mißverständnisse eine sehr heitere Unterhaltung, die uns aber heute durch den Mangel eines lebhaften Zusammenspiels verkümmert wurde. Die Rolle des Peter würde eine völlig müßige Episode seyn, brächte er nicht einen zerrissenen Rock und einige Ohrfeigen mit in die Handlung, wodurch der Arrest des einen Grenadiers herbeigeführt wird. Herr Wurm wußte ihr jedoch Bedeutung zu geben. Die sogenannten Liebes-Intriguen ꝛc. welche, im Vorbeigehen gesagt, zufolge mehrerer Andeutungen zu Frankfurt an der Oder ins Daseyn treten, sind von der gemeinsten Gattung und nicht der Rede vielweniger der Darstellung werth. Wir fanden darin Nichts ergötzlich als die von Herrn Wurm aus einem Guß gegebene, treffende Zeichnung eines jüdischen Emporkömmlings. Doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß auch Dem. Lindner (Fanny) ihrer kleinen Rolle durch den Reichthum charakteristischer Züge ein lebhaftes Interesse gab.

Dienstag, den 5. Faust, romantische Oper in 2 Aufz. Musik von Spohr. Der heutigen Vorstellung fehlte die Energie und das innere Leben der früheren. Nur Mad. Brauer (Kunigunde) und Herr Dobler (Mephistopheles) behaupteten den in dieser Oper erworbenen Ruhm. Der Letztere mußte die Arie vor dem Finale des 2n Akts wiederholen.

Mittwoch, den 6. Die Jäger, ländliches Sittengemälde in 5 Aufz. von Iffland. Wir haben die Vorstellung nicht gesehen; aber es ist uns bekannt geworden, daß sie Nachklänge von den seit einigen Wochen häufig gegebenen Possen mit sich führte.

Donnerstag den 7. Camilla, Oper in 3 Aufz. Musik von Paer. Herr Nieser sang darin, als erste Parthie seines hiesigen Engagements den Loredan. Es ist vorlängst schon bemerkt worden, daß von allen Compositionen Paers die Camilla den mehrsten dramatischen Gehalt hat; seine späteren Opern sind kaum etwas mehr als kostümirte und decorirte Conzerte. Die Parthien des Herzogs, der Camilla und des Loredan sind für die Bühne eben so richtig gedacht als schön und wirksam ausgeführt und Herr Nieser verlieh der Letzteren durch den Wohllaut seiner wahren Tenorstimme, durch die höchste Präcision und tief empfundenen, deutlichen Vortrag einen alles überstrahlenden Glanz. Wir haben diese Parthie auf unserer Bühne in gleicher Vollkommenheit noch nicht gehört. Herr Pillwitz sang den Herzog mit Gefühl und reicher Kunst. Madame Dobler die Camilla mit Beklommenheit, doch nicht ohne ehrende Anerkennung von Seiten des Publikums. Für den Knaben Adolf mögte, außer Dem. Eva Bamberger, kein zweites Kind zu finden seyn, dessen Stimme rein und voll genug tönt, um mit Wirkung in den Gesang Camilla's und des Herzogs einzugreifen, wie es in dem bekannten Kanon des 2n Akts erfoderlich ist; sie sang dies schwierige Musikstück mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Kraft. Hr. Hassel war als Cola über die Maaßen spaßhaft.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 12. Febr. Der Freimaurer, Lsf. Hierauf: Das Testament des Onkels, Lustsp. in 3 Aufz.

Mittwoch, den 13. Fanchon, Oper.

Donnerstag, den 14. Die beiden Grenadiere, Lustsp. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper.

Samstag, den 16. Die Macht der Verhältnisse, Trauerspiel.

Sonntag, den 17. Das Opferfest, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 12. Donnerstag, 14. Februar 1822.

Der Kirchhof des Pater La Chaise.

Ein reicher Engländer, des Lebens satt, da es ihm an Kraft, Geduld und Einsicht fehlte, seiner froh zu werden, beschloß eine Reise nach Frankreich.

Das Paketboot, auf dem er sich einschiffte, hatte außer ihm, noch zehn andere Reisende an Bord, unter denen sich eine griechische Familie befand, die all das Ihrige im Kriege gegen die Türken eingebüßt hatte; ein Greis von siebenzig Jahren, mit seiner Frau und einer Tochter, die alles an Liebenswürdigkeit übertraf, was unserm Engländer — er hieß Fitzwilliam — bisher noch vorgekommen war. Sie verband mit der höchsten Anmuth im Aeussern einen Ernst und eine Hoheit des Gemüths, die jedem, der sich der schönen Sappho nahte, Ehrfurcht einflößten.

Der Engländer und die griechische Familie kehrten zu Calais in demselben Gasthofe ein, doch ehe sich's Fitzwilliam versah, war Sappho mit ihrem Vater und ihrer Mutter verschwunden, und alle Erkundigungen, die er über die Ursachen dieser plötzlichen Trennung einzog, waren vergeblich. Alles was er in Erfahrung bringen konnte war, daß die Familie den Weg nach Paris, aber nicht mit der Post, eingeschlagen hätten.

Er ließ anspannen, um die schöne Griechin mit ihrem Vater und ihrer Mutter einzuholen, denn es hatte sich seiner ein Gefühl bemeistert, von dem er zum ersten Mal in seinem Leben sich durchdrungen fühlte. Umsonst forschte er von Post zu Post den ihm zuvorgeeilten Reisenden nach, niemand hatte sie gesehen, der Kutscher mußte einen andern Weg eingeschlagen haben; denn Fitzwilliam langte zu Paris an, ohne daß es ihm möglich war, auch nur die entfernteste Spur von Sappho zu entdecken.

Reiche Engländer, wie andere reiche Leute, sind nicht gewohnt, sich etwas zu versagen; Fitzwilliam brachte daher noch trübere Tage in Paris wie in London zu, und besorgte mit einer Unruhe, die an Verzweiflung gränzte, Sappho nie wieder zu sehen. So verstrichen mehrere Monate, als bei der Wirthstafel unter andern Sehenswürdigkeiten auch des Kirchhofs des Paters de la Chaise gedacht wurde. Die welche diesen heitern Begräbnißplatz kannten, versicherten unsern Engländer er könne sich es nicht verzeihen, wenn er Paris verließe, ohne ein paar Stunden in diesem anmuthigen Garten verweilt zu haben; man wandle zwar über Gräbern, allein ihre Bewohner genössen einer so friedlichen Ruhe, daß man sich mit dem Tode aussöhne, und sich eine Vorstellung davon machen könne, warum die Alten und vornehmlich die Griechen, die, so ihnen im Leben lieb gewesen, nach ihrem Tode so gern an Orten zur Erde bestattet hätten, die den Zurückgebliebenen zu einem Spaziergang dienten, der ihnen das Bild der Vorangegangenen vergegenwärtige, und es nicht geschehen lasse, daß die Todten so leicht vergessen und ihrer weiter nicht gedacht werde, darum, daß sie von hohen Mauern umringt auf einem düstern und Grauen erregenden Kirchhofe verscharrt liegen, dessen feuchten und ungesunden Boden man sich zu betreten scheut. Außer dem Liebreiz des Gartens, den der ehrwürdige Pater zu einem so anziehenden Begräbnißplatz eingerichtet hat, fuhr der Lobredner fort, ist er auch dadurch jedem Fremden merkwürdig, daß Rousseau's und Voltaire's Gebeine seit Kurzem aus dem Pantheon dahin versezt worden sind, und seitdem unter Blumen und Rosengebüschen ruhen, von Tulpen und Akazienbäumen überschattet, und von Kräutern aus allen vier Welttheilen umgeben, deren Düfte die süßesten Wohlgerüche um sich her verbreiten. Die Sonne, von der Rousseau in dem lezten Augenblick seines Lebens einen so rührenden Abschied nahm, bescheint nun sein Grab wieder und begrüßt die irdischen Reste ihres Lieblings, so oft ihre Strahlen außer der übrigen Welt auch auf dem Kirchhof des Pater de la Chaise neues Leben entzünden, den Blumen und Kräutern stärkende Wohlgerüche, den Nachtigallen Töne des Wohlklangs, so wie den um die Gräber ihrer Lieben her Gelagerten Zähren des Schmerzes und der Betrübniß entlocken.

Fitzwilliam für Naturfreuden nicht unempfänglich, und doppelt empfänglich seitdem die schöne Sappho ihm ein Gefühl aufgeschlossen, das seinem Herzen bisher fremd gewesen, ließ sich noch an demselben Abend nach dem ihm so allgemein gepriesenen Ruheplatz auf Montmartre führen. Seit den drei

Monaten, die er in Paris verlebt, hatte noch kein Abend ihn durch seine Schönheit so angezogen, wie der heutige, aber weit über alle Erwartung stieg die Begeisterung die ihn ergriff, als er das Elysium betrat, wo der Tod mit dem Leben einen so sinnigen Bund geschlossen hat, daß man nicht weiß, ob man sich zu den Todten oder zu den Lebendigen schlagen soll, um an diesem Bunde Theil zu nehmen.

Die Reinlichkeit der Zugänge zu den Gräbern, so wie die der Gräber selbst; ihre Lage, ihre Umgebungen, ihre Beschattungen von der einen, so wie der ihnen gelassene freie Raum von der andern Seite — so daß es an schwülen Tagen weder zu heiß, noch an trüben Tagen zu feucht und ungesund in ihrer Nähe ist, ließen Fitzwilliam in die Worte ausbrechen: „Warlich nun begreife ich, wie es Menschen geben kann, die einen so großen Werth darauf legen, nach dem Tode neben den Ihrigen zu ruhen, und lieber alles aufbieten als diesem Trost zu entsagen; der Sitte abhold, nach dem lezten Athemzug in einem Geliebten nichts weiter als eine Leiche zu erblicken, die man von sich thut wie man ein altes Kleid ablegt, das uns keine Dienste weiter leistet".

Die Sonne nahte sich ihrem Untergange, der Gesang der Vögel wurde immer schwächer, die Blumen verschlossen ihre Kelche, dem Licht des Tages folgte eine Dämmerung die einen neuen Zauber auf die Gegenstände warf welche von der Sonne beleuchtet zu werden aufhörten, aus der Ferne vernahm Fitzwilliam das Rieseln verborgener Quellen, aber mitunter kam es ihm vor, als vernähme er auch leise Klagetöne einer weiblichen Stimme. Er horchte auf. Unverkennbar waren es Wehklagen eines Trauernden, die von Thränen und Seufzern unterbrochen, der Brust eines Unglücklichen entquollen. Fitzwilliam erhob sich von seinem Sitze und richtete seine Schritte nach dem Begräbnißplatze, wo die Klagen herzukommen schienen. Er hatte sich nicht geirrt; eine weibliche Gestalt lag vor einem neu aufgeworfenen Grabhügel auf den Knien, ein weißer Schleyer umgab die Trauernde und machte sie unkenntlich. Fitzwilliam hielt sich, von einem Schauer ergriffen der sein Innerstes durchdrang, in ehrerbietiger Ferne. Ach! daß sie hülfsbedürftig wäre, dachte er bei sich, und ich ihr helfen könnte! Sie ist es; — sie ist — Beweinet sie nicht ihre vor kurzem erst ihr entrissenen Geliebten. — In dem Augenblick vernahm er einzelne Worte. Er hatte recht vermuthet, es war eine verarmte Waise, die den Tod ihrer Eltern beklagte, und in einem fremden Lande sich von aller Hülfe entblößt sah. Ihm entfuhr ein Ausruf des Schmerzes. Die Wehklagende fuhr erschrocken auf, wandte sich um, und Fitzwilliam erkannte in ihr die, welche er so lange vergeblich aufgesucht hatte. — (F. f.)

Alt-Spanische Romanze.

(Uebersetzung von Fr. Diez.)

Don Garcia.

Vorwärts schreitet Don Garcia
Oben auf dem Mauergang,
In der Hand die goldnen Pfeile,
Bogen in der andern Hand,
Fluchend auf sein böses Schicksal,
Hart verklagt er's dergestalt:
„Von Kind auf zog mich der König,
Gott ließ mich gedeihn zum Mann,
Gab mir Roß und gab mir Waffen,
Wodurch Jeder Werth sich schafft,
Gab mir auch Donna Maria
Zu Genossin und Gemahl,
Gab für sie mir hundert Fräulein
Zur Begleitung allesammt,
Er auch war's, der Schloß Urenia
Mir zum Heirathsgute gab,
Und mir gab einhundert Ritter
Zu des Schlosses Hut und Wacht,
Mir es auch versah mit Weine,
Und mit Brote mir versah,
Mir versah mit süßem Wasser,
Da im Schloß sich keins befand.
Mir belagerten's die Mohren,
Früh am Sanct-Johannistag;
Sieben Jahre sind verstrichen,
Die Belagrung zieht nicht ab.
Sterben seh' ich all die Meinen,
Denen ich nichts geben kann;
Alle, wie sie sind gewappnet,
Stell' ich vor die Zinnen dar,
Daß die Mohren glauben mögen,
Fertig seyen sie zum Kampf.
In dem ganzen Schloß Urenia
Ist ein Brot allein noch da:
Geb' ich dieses meinen Kindern,
Was beginnt dann mein Gemahl?
Eß' ich's selber, ich Unsel'ger,
Meine Leute klagen dann."

Jezt zertheilt er's in vier Stücke,
Warf ins Lager sie hinab,
Eines flog von diesen Stücken
Zu des Königs Füßen dar:
„Alla helfe meinen Mohren,
Alla ihnen helfen mag!
Von dem Ueberfluß des Schlosses
Machen sie das Lager satt"
In die Hörner ließ er stoßen,
Dannen führt' er seine Schaar.

Museum, am 8. Februar.

Das Programm besagt:

1) Vorlesung in Bezug auf die heutige Kunstausstellung, verfaßt von Hrn Schütz, vorgetragen von Herrn Professor Hufnagel.
2) Symphonie aus F dur, von Beethoven.
3) Ethnographische Vorlesung über England von Herrn Candidat Märker.
4) Aria des Sertus in A dur, aus Mozarts Titus, gesungen von Herrn Größer.
5) Fortepiano-Concert von Mozart aus C moll, von dem kleinen angehenden Künstler Ferdinand Hiller gespielt. — .

Wir lassen es heute bei dieser Anzeige des Programms bewenden, und theilen unsern Lesern ein interessantes Bruchstück mit über:

Das Museum zu Bremen.

(Aus dem nächstens erscheinenden Werk des Hrn Prof. Storck „Ansichten von Bremen.")

Kein Fremder wird leicht das Bremer Museum betreten, ohne sich einer so trefflichen Anstalt von Herzen zu freuen. Sie war eine der ersten dieser Art und fand bald in anderen Städten Nachahmung. Im Jahr 1774 hatte sich zu Bremen eine historische Lesegesellschaft gebildet. Bald folgte, im Verein mit dieser, die Stiftung einer Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte, eines Naturalien-Kabinets, einer Sammlung physikalischer Instrumente und einer in dieß Fach schlagenden Bibliothek; auch die Kunst blieb nicht vom Plane ausgeschlossen. Einige günstige Zufälligkeiten erleichterten die Anschaffung der Sammlungen. Die Mitglieder bestanden aus ordentlichen und außerordentlichen.

So war denn eine gemeinnützige Stiftung zur Beförderung gründlicher Kenntnisse unter allen Ständen, eine gesellschaftliche Verbindung, die ohne Spiel bestand und zusammenhielt, zu Stande gekommen. Aber bald zeigte sich Mißvergnügen mit der Verfassung; kein Gesetz band den Stiftern die Hände, sie hatten Niemand Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen, von Ausgabe und Einnahme abzulegen, und so wie dies in jeder Staatsform eines civilisirten Volkes unerträglich ist, wie viel mehr mußte es in einem kleinen Freistaat der Fall seyn, wo in der Regel ein Auge das andere eifersüchtig bewacht.

Auch die Mittel, auf deren Zulänglichkeit man gerechnet hatte, fanden sich der Erreichung so mancher Zwecke nicht angemessen. Anstatt einiger Zimmer, wurde nun in der Neustadt ein ganzes Haus mit einem Garten gemiethet, und es galt diesen, nun zu großen, Raum zweckmäßig zu benutzen und zu füllen. Die Zahl der Mitglieder nahm bedeutend zu.

Jeden Montag, wo regelmäßig Versammlungen statt fanden, wurde eine Vorlesung über Gegenstände der Natur oder Kunst gehalten, und merkwürdige Stücke und Seltenheiten wurden gezeigt, Experimente gemacht. Dann folgten gesellschaftliche Unterhaltungen, und im Winter, trotz des weiten und unbeleuchteten Weges, war die Gesellschaft noch zahlreicher, als im Sommer.

Indeß trat auch hier bald eine Stockung ein; Gleichgültigkeit und Kälte ließen eine baldige Auflösung des so schön Entstandenen befürchten; Rechnungen sollten geordnet und geprüft, Schulden bezahlt werden. Die Direction wurde also mit sechs von gesammter Gesellschaft gewählten Personen vermehrt, und diese mit den ältern Directoren übernahmen gegen Actien die Zahlung der Schulden. Ersparungen wurden gemacht, aber auch neue Beiträge waren erforderlich, zu denen die Mitglieder nicht verpflichtet waren, und zu denen sie nur durch eigene Zustimmung gewonnen werden konnten. Die Sache nahm also einen Gang, wie im Mittelalter, als die Fürsten nicht mehr aus Domainen und eigenem Besitz sich und ihre Kriegsmacht erhalten konnten, sondern an Steuern appelliren mußten. Man verstand sich zu dem erhöhten Beitrag, mit dem Beding, daß jährlich Rechnung abgelegt werden sollte.

Auf diese Weise bekam die Gesellschaft eine Verfassung, und von der Stunde an, war ihr Gedeihen entschieden. Es gab keine verschiedenen Klassen mehr; gleiche Rechte und gleiche Pflichten waren für alle Mitglieder ohne Unterschied. Eine republikanische wohlgeordnete Form, angemessen dem Staate, in welchem die Anstalt existirte, war gegeben.

Nunmehr ward es für zweckdienlich gehalten, das treffliche Gebäude aufzuführen, in welchem gegenwärtig das Naturalienkabinet, der Saal zu den Vorlesungen, der Saal der Zeitungen und Blätter, und derjenige, der zum geselligen Vergnügen bestimmt ist, ungerechnet die Konferenzzimmer, und die Wohnung des Oekonomen beisammen sich befinden.

Wenn man allein in Betracht zieht, wie die wöchentlichen Vorlesungen zur Bildung, nicht der oberflächlichen belletristischen, sondern streng wissenschaftlichen Bildung der Bürgerschaft gewirkt, wie der Saal gedrängt voll war, wenn Dr. Olbers den Jahresbericht über die Astronomie erstattete, andere gelehrte Aerzte über Naturphilosophie und Naturgeschichte lasen, physikalische Versuche angestellt wurden, so läßt sich der Nutzen, den das Museum für unsere Stadt geschaffen, kaum ermessen. Möge

nur durch unbedeutende Erörterungen über Belletristerei, die im Allgemeinen wohl freilich mehr unterhalten und eine müßige Stunde tödten helfen mögen, aber keine Ausbeute für Belehrung und Aufklärung geben können, nie der Sinn für die Wissenschaft, der man früher in diesem Saal so rein huldigte, verdrängt werden! Möchten die Zuhörer, die in der Vorlesung zugebrachte Stunde nicht bloß als eine angenehme Unterhaltung ansehen! Jeder, der im alten Geiste des Museums vorliest, wünscht vor allen Dingen zu belehren. Dieß kann auch für die schönen Wissenschaften geschehen, dafern nur wirklich dadurch das Urtheil der Zuhörer geleitet oder berichtigt wird. Dem Kaufmann, der so selten Zeit hat, sich mit den Wissenschaften vertraut zu machen, sollten diese Vorlesungen, wenn sie sind, was sie seyn sollen, vorzüglich angenehm seyn.

Die Sammlungen des Museums bestehen in Naturalien, Kunstgegenständen, Modellen, physikalischem Apparat und einer Bibliothek. Die Naturaliensammlung befindet sich zusammen in einem großen Saal, und ist an manchen, selbst seltenen Gegenständen reich, wozu der Gemeingeist eines Freistaats, da jeder Bürger die Sammlung als ein Miteigenthum betrachtet, immer beiträgt. Kein Schiff kommt kaum aus fernern Welttheilen oder der Kapitain bringt etwas Seltenes für das Museum mit, weil er weiß, daß er sich damit den ganzen gebildeten Theil der Bürgerschaft verbindet. Aber die Sammlung ist auch gut geordnet, und die umfassende Kenntniß der Naturgeschichte des gefälligen und freundlichen Herrn Konservators, des Herrn Dr. Kellner, macht die Beschauung des Kabinets jedem Fremden und Einheimischen doppelt angenehm.

Die Bibliothek des Museums enthält gegen sechszehn tausend Bände, meistens Werke über Naturwissenschaft, Landwirthschaft, Handels- und Staatswissenschaft, Statistik, Geschichte, Literatur und Societätsschriften.

Der Seeräuber.

(Roman von Walter Scott.)

Die öffentliche Stimme über die Romane des Verfassers von Waverley ist gegenwärtig so allgemein in ihrem Preise, und die Erwartung nach dem schon lange angekündigten Seeräuber auch in dem deutschen Publikum so gespannt, daß wir, statt durch eine Beurtheilung dieses neuen Werkes die Neugierde hinzuhalten, lieber gleich auf den Inhalt desselben eingehen.

Die Vorrede giebt an, daß der Roman sich auf folgende historische Data gründet.

Im Januar 1724 kam ein Schiff, genannt The Revenge, ausgerüstet mit zwanzig großen und sechs kleinen Kanonen, commandirt von einem gewissen John Gow oder Goffe oder Smith, nach den oreadischen Inseln, und gab sich durch mehrere Gewaltthätigkeiten welche die Mannschaft gegen die Bewohner der Inseln ausübte, als ein seeräuberisches Fahrzeug zu erkennen. Die Inselbewohner, ohne Waffen, und von allen andern Vertheidigungsmitteln entblößt, mußten sich den Foderungen und Beleidigungen der Schiffsleute unterwerfen, und die Frechheit des Anführers dieser Banditen war so groß, daß er nicht allein öfters an das Land kam und im Dorfe Stromneß ländliche Tanzfeste gab, sondern auch sich die Liebe eines bemittelten Mädchens aus dieser Gegend erwarb, mit der er sich förmlich verlobte. Ein junger Mann, James Fea, bildete auf eigenen Antrieb einen Plan, sich des Seeräubers zu versichern, und die Inseln von seiner Tyrannei zu befreien. Durch Muth und List gelang es ihm auch, den Gow fest zu nehmen, als sein Schiff im Hafen von Calfsound auf der Insel Eda vor Anker lag, nicht weit von Fea's Wohnort. Gow und mehrere seiner Bande wurden vor das Gericht der Admiralität gestellt, und entgingen ihrer verdienten Strafe nicht. Gow betrug sich vor seinen Richtern sehr kühn und unerschrocken. Ein Augenzeuge erzählt von seinem Verhöre: Gow wollte nicht Rede stehn und bekennen; da befahlen die Richter, seine Daumen mit einem Seile, das von zwei Männern angezogen wurde, zusammenzupressen, und als das Seil riß, legte man ein doppeltes, endlich ein dreifaches um die Daumen, und Gow ertrug Alles mit dem größten Gleichmuth. Den nächsten Morgen (27. Mai 1725) sah er mit Ruhe und Kälte die Zubereitungen zu seiner Execution an, und starb ohne Angst und Reue.

Man sagt, daß das Mädchen, welches sich mit Gow verlobt hatte, nach London gekommen sei, um ihren Geliebten vor seiner Hinrichtung noch einmal zu sehen, und da sie zu spät angelangt, habe sie seinen Leichnam aufdecken lassen und das Pfand der Treue, ihren Ring, von seinem Finger abgezogen. Ohne diese Ceremonie würde, nach den Begriffen ihres Landes, der Geist ihres Verlobten sie besucht haben, wenn sie das ihm gegebene und mit ihm begrabene Wort der Treue gebrochen, und sich wieder mit einem Andern verlobt hätte. Der junge, unternehmende Fea, durch dessen Bemühungen die Laufbahn des kühnen Seeräubers so glücklich abgeschnitten worden war, erhielt von der Regierung schlechten Dank für seine Verdienste. Sie schüzte ihn nicht einmal gegen die Ränke und Intriguen, mit denen einige verborgene Anhänger Gow's ihn verfolgten. Falsche Anklagen, Proceß-Chicanen und andere Heimsuchungen, die sein unternehmender Geist ihm zuzog, zerstörten das Wohl und Vermögen seines Hauses, zum warnenden Beispiele für Alle, denen es in den Sinn kommen könnte, Seeräuber auf eigenen Antrieb und unter eigener Autorität gefangen zu nehmen.

Dies ist die Grundlage, auf der unser beliebter Dichter seinen Roman gebaut hat. Er hat ihn mit allen Reizen geschmückt, die eine unerschöpflich reiche Phantasie ihm darbietet, mit allen Schätzen, welche sein scharfer Blick aus dem Leben und der Natur sich gesammelt hat, und über das Ganze hat er durch die scandinavische Mythologie und Sage einen wunderbaren, nordischen Nebelschleier gebreitet, der diesen Roman vor allen frühern charakteristisch auszeichnet.

(Fortsezung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 13. Sonntag, 17. Februar 1822.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Voll Verwirrung gehe ich hinaus. „Wo wollen Sie hin?" fragt Karoline, unruhig über meine Heftigkeit. Ich antwortete ihr kaum, und eile hinunter. Ich finde im Vorhause eben den Mann, blaß, mit funkelnden Augen, mit Ungestüm redend. — „Wer sind Sie? frage ich ihn; und was wollen Sie?" — „Wer ich bin? Wer ich bin? antwortete er, schäumend vor Wuth. Ich bin in meinem Hause! Hier in meinem Hause! Wo ist meine Frau? Sie soll kommen. Sie soll mich sehen! . . . Und Sie? Wer sind Sie? Sind Sie nicht der abscheuliche Mensch?" . . — „Ich bin ein Mann, der Sie retten will! Ach! schweigen Sie nur." — „Mich retten? Bösewicht! — Sterben! sterben!" — Seine Begleiter, ehemalige Freunde oder Diener seiner Familie, die ihm begegnet waren, und von denen er Alles erfahren hatte, schrieen: „Herr von Vermont! um Gotteswillen, seyn Sie still! Wir können Sie retten." — Er hörte nichts; er verdoppelte seinen Ungestüm; und ich vernahm mit Schaudern den Lärm des Volks, welches sich vor der Thür sammelte.

Bei diesem Tumulte stürzt die unglückliche Karoline auf die Treppe; sie hält auf dem halben Wege inne; erkennt Vermont; und bleibt unbeweglich stehen. „Da ist sie!" ruft Vermont, und will auf sie einrennen. Die Uebrigen haben die Besinnung, ihn zurück zu halten. Ich selbst war außer mir. Der Kopf brauste mir. — Karoline faltete ihre beiden Hände, und wiederholte zwei oder drei Mal: „Ach, mein Gott! Ach, mein Gott!" Sie ging zurück, ohne zu wissen, was sie that; stieg in das dritte Stockwerk, und sezte sich in ein Zimmer, in welches sie fast niemals kam. Ihre Schwestern, die herzu gelaufen waren, folgten ihr dahin.

Betäubt von Allem, was vorging, dachte ich in dem Augenblicke kaum an sie. Es kam darauf an, Vermont zu retten, ihn zu verbergen. Leider war es nicht mehr Zeit! Die ganze Stadt war in Bewegung; man pochte mit erneuerter Heftigkeit: „Bürger, öffnet die Thür! Im Namen des Gesetzes!" — Es war der Friedensrichter, in Begleitung eines Detachements der National-Garde. Ich ergreife Vermont, und will ihn in ein nahes Zimmer fortziehen. Die Hausthür geht auf. Ich weiß nicht, wer sie in diesem unglücklichen Augenblicke öffnete. Der Friedensrichter tritt herein mit der bewaffneten Macht. Er sieht sich um. „Sie sind Vermont?" indem er sich zu diesem wendet. — „Ja mein Herr!" antwortet er gelassen. Sein Ungestüm war besänftigt, seit er Karoline'n gesehen hatte. Er vergoß häufige Thränen, und sprach kein Wort mehr. „Folgen Sie uns!" fährt der Friedensrichter fort. — „Ich bin bereit," sagt Vermont, und nähert sich der Thür. Die Soldaten umgeben ihn. Ich gehe mit ihm, nebst Karoline'ns Vater, den ich Anfangs nicht gesehen hatte, und Einem von denen, die mit ihm herein gekommen waren. Wir wandeln schweigend durch die Gassen. Der Haufen der Zuschauer war still und bewegt. Vermont betrachtete Alles mit Aufmerksamkeit. Endlich gelangen wir an das Aresthaus, und gehen mit ihm hinein. Während man die gesetzlichen Formen beobachtete, empfahl ich ihn dringend dem Friedensrichter und dem Gefangenwärter, und eilte dann zu Karoline'n zurück.

Ich fand sie auf dem Zimmer im dritten Stocke, welches sie nicht verlassen wollte. Ihre Schwestern und die Domestiken waren um sie beschäftigt. Sie schien sie nicht zu bemerken. Ihr Gesicht war sehr blaß, aber ohne andere Spuren des Schmerzens, außer einigen Thränen, die auf ihren Wangen eintrockneten, so wie sie herabflossen. Ich gestehe, daß ich mich scheute, wieder vor ihr zu erscheinen. Sie betrachtete mich ohne irgend ein Zeichen von Bewegung oder von Neugierde. Ein widriges Zittern hatte ihren ganzen Körper ergriffen; besonders zitterten ihre Hände und ihre Lippen sehr heftig. „Nun, meine Liebe, sagte ich, wie geht es dir? Hast du Fieber? Du bebst so." — „Nein," antwortete sie, und schüttelte den Kopf ein wenig. Ich nahm ihre Hand. Sie hatte fast keinen Puls. Das Athembolen war ihr peinlich. Ich sezte mich zu ihr: Fasse dich, meine Theure; sey ruhig; wir wer-

den ihn retten." — „Ach, Gott! erwiederte sie mit einem beklommenen Tone, den das Beben ihrer Lippen noch schmerzhafter machte, ach, mein Gott! ja, rettet ihn, rettet ihn!"

In diesem Augenblicke kam der Arzt, den man erwartete. Er untersuchte Karoline'n und that ihr einige Fragen, auf welche sie sehr richtig antwortete. Er meinte, daß es gut wäre, wenn sie ausgekleidet, und zu Bette gebracht würde. Sie war es zufrieden. Aber, als sie in ihr Zimmer hinunter gehen sollte, bestand sie darauf, das Zimmer nicht zu verlassen, worin wir waren. „Es soll hier das Bett zurecht gemacht werden, sagte sie; es ist hier gut." Man gehorchte ihr; man richtete Alles ein; und ihr Kammermädchen legte sie mit Hülfe ihrer Schwestern zu Bette.

Inzwischen wollte ich keinen Augenblick verlieren. Ich schickte zu dem Municipal-Agenten, zu dem öffentlichen Ankläger, zu zwei Mitgliedern des Criminal-Gerichts, und zu einen Anwalte, der, wie ich wußte, der Familie Vermont sehr ergeben gewesen war, und ließ sie bitten, unverzüglich zu mir zu kommen. Der Anwalt kam zuerst. Er war schon von Allem unterrichtet. Wir kamen überein, daß er sich auf der Stelle in das Arresthaus begeben, daß er den Unglücklichen sprechen, daß er sich ihm zum officiellen Vertheidiger anbieten, daß er von ihm alle möglichen Erkundigungen einziehen, und daß er mir dann sogleich Nachricht davon bringen solle.

Kaum war er weg, als alle Uebrigen, die ich beschieden hatte, anlangten. Wir berathschlagten, wir überlegten die Mittel, Vermont zu retten. Wir fanden kein anderes, als entweder alles weitere Verfahren gegen ihn auszusetzen, seine Ausstreichung aus der Emigrirten-Liste ohne Aufschub zu bewirken, und in diesem Falle ihn sogleich nach der Hauptstadt oder in ein entferntes Departement zu schicken; oder auch, den Gefangenwärter zu gewinnen, den Gefangenen in der Nacht entwischen zu lassen, und ihn durch sichere Führer an die Gränze der Schweiz zu schaffen. Dieser Vorschlag, der mir Anfangs am besten gefiel, schien von einigen Anderen nicht günstig aufgenommen zu werden. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß eine von den obrigkeitlichen Personen sich förmlich dagegen setzen würde, wenn man ihn ausführen wollte. Jeder fürchtete, sich in Gefahr zu bringen, und erinnerte, daß man einen Angeklagten dem Gesetze nicht entziehen könne, ohne sich selbst schuldig zu machen.

Nach einer Stunde kam der Anwalt zurück. Vermont hatte ihm nichts verhehlt. Er war wirklich in der Schlacht bei Maubeuge für todt gehalten. Nachdem er von seinen Wunden geheilt war, hatte er von neuem unter den fremden Truppen Dienste genommen, aber unter einem falschen Namen. Endlich, in Verzweiflung über den langsamen Gang der Begebenheiten, von Liebe und Unruhe gefoltert, hatte er sich entschlossen, auf jede Gefahr unter einer Verkleidung sich nach seinem Geburtsorte durchzuschleichen. Man hatte ihm falsche Pässe verschafft; und er war am Morgen desselben Tages in der Gegend von Commercy angelangt. Er hatte sich den übrigen Theil des Tages in dem Walde von St. Mihel, an dem linken Ufer der Maas, verborgen gehalten, in der Absicht, unter Begünstigung der Dunkelheit in die Stadt zu gehen. Seine Ungeduld hatte ihm nicht erlaubt, so lange zu warten, bis es ganz Nacht war. Er war auf dem öffentlichen Platze von einigen Menschen erkannt, unter welchen sich einer seiner eigenen Bedienten befand, der ihm sehr zugethan war. Von diesem hatte er mit wenigen Worten die Lage der Sachen erfahren; und da war es, als ich ihn aus meinem Fenster erblickte. Uebrigens wollte er nichts von Vertheidigung und von Rettungsmitteln hören. Mein Abgeordneter hatte ihm die Möglichkeit zu entrinnen, vorgestellt. Aber er hatte diesen Gedanken weit weg geworfen, mit der Erklärung, daß er an keines Menschen Unglück Schuld seyn wolle, daß er in keine Maßregel von dieser Art eingehen, daß, wenn man ihn aus dem Gefängnisse entführte, er sich selbst wieder liefern würde, daß seine lezte Hoffnung ein naher Tod sey, und endlich, daß er einzig und allein bedaure, nicht in der Schlacht umgekommen zu seyn, worin man ihn für todt hielt.

Wir betrachteten diese Gesinnungen als die Wirkung einer augenblicklichen Verzweiflung, welche Zeit und Ueberlegung endigen würden. Inzwischen mußte ohne Verweilen ein Entschluß gefaßt werden. Mir schien nichts anders übrig, als im Augenblicke nach Paris zu reisen, bei den Directoren und den Ministern, die größten Theils meine Collegen und Freunde gewesen waren, die Ausstreichung meines unglücklichen Nebenbuhlers nachzusuchen, oder zum wenigsten einen außerordentlichen Befehl zur Deportation, wodurch alles Verfahren niedergeschlagen würde. Denn war dieß einmal angefangen, so war es nicht mehr möglich, Vermont zu retten. Während des preussischen Feldzuges hatte er sich unvorsichtiger Weise zu Verdun und in der Nachbarschaft von Commercy sehen lassen, wo er so bekannt war. Tausend Zeugen konnten aussagen, daß er die Waffen gegen sein Vaterland geführt hatte, und dann war er ohne Hülfe verloren. Ich ließ also Anstalten zu meiner Abreise machen, und erhielt von dem öffentlichen Ankläger das Versprechen, daß er vor meiner Zurückkunft nichts in der Sache unternehmen wolle.

Als mein Entschluß gefaßt war, ging ich zu Karoline'n. Sie war in großer Unruhe gewesen.

Der Lärm von den Menschen, welche ab und zu gingen, und die Ankunft der obrigkeitlichen Personen bei mir hatten sie in die äußerste Bewegung gesezt. Sie hatte mehrmals eine ihrer Schwestern hingeschickt, um sich zu erkundigen, was vorginge. Einmal war sie aus dem Bette gesprungen, um selbst zuzusehn; man hielt sie aber bei ihrer Schwachheit leicht zurück. Das Zittern hatte nicht nachgelassen. Nur der Puls war wieder gekommen, und kündigte sogar ein wenig Fieber an. Ich sagte ihr Alles, was ich konnte, um sie zu beruhigen. Ich theilte ihr meinen Plan mit, und meine glücklichen Hoffnungen. Sie schien dadurch gerührt zu seyn, sah mich viel an, ergriff meine Hand, führte sie an ihren Mund, und küßte sie mit Wärme. Ich fühlte in dem Augenblicke, daß Thränen darauf fielen.

Ich blieb noch lange in ihrem Zimmer. Sie dankte mir oft für die Art, wie ich handelte; sprach mit Unbefangenheit von Vermont; und versicherte mich daß ihr eigenes Leben von dem abhange, was ich für ihn thun wollte. Der Arzt, welcher gegenwärtig war, verbot ihr wiederholt das Sprechen. Wir verabredeten, daß der Anwalt, Karoline'ns Vater, und der Arzt selbst täglich den Gefangenen besuchen, und ihn von meinen Maßregeln unterrichten sollten. Endlich kündigte man mir an, daß Alles zu meiner Abreise bereit sey. Ich umarmte Karoline'n, deren Wangen naß von Thränen waren; ich umarmte meine Tochter, die ich auf das Bett ihrer Mutter gelegt hatte; und — reisete ab. Ich reisete ab mit einer zerreissenden Unruhe im Herzen. Du wirst es ohne Mühe glauben, theurer Freund, wenn du den grausamen Zustand bedenkst, worin ich ein Weib ließ, das ich anbetete. Aber, was ich unternahm, war doch das einzige Mittel, ihn zu verbessern.

(Fortsezung folgt.)

Der Splitterträger

aus dem Neugriechischen des Athanasios Christopulos aus Constantinopel im Sylbenmaas des Originals nachgebildet

(von Gustav Schwab.)

In eines Thales Wegen
Kam mir unlängst entgegen
Ein übermüthig Kind.
Es heißt mich stehn und schaffen,
Und prüfen seine Waffen,
Ob sie wohl tauglich sind.

So trotzig wie ein Ritter
Zeigt es mir einen Splitter,
Kaum einer Nadel gros:
„Sahst du in allen Reichen
„Das dem sey zu vergleichen
„So mächtig Schpeergeschoß?“

Ich sprach: „du lügst unbändig
Du Kindlein unverständig,
Bist eiteln Dünkels voll.
Wie magst du dich entblöden,
So wider Sinn zu reden?
Mir däucht es, du bist toll!

Toll? ruft das Knäblein bitter,
Ergreift mit Hast den Splitter,
Zielt nach des Herzens Sitz.
Den Busen der durchfährt mir,
Und in der Seele zehrt mir,
Als wie ein Flammenblitz.

Das Knäblein sprach: du Tauber,
Nun glaubst du meinen Zauber,
Und hüteſt Dich hinfort,
In Deinem Stolz zu fluchen,
Den Eros zu versuchen
Mit einem rauhen Wort.

Da sprach ich: Herr, erzittern
Muß ich vor Deinen Splittern!
Mein Wort sey ungesagt!
Ich bebe Deinen Mächten,
Will ewig Dich verfechten:
Doch hebe, was mich plagt.

So sprach ich zu dem Kleinen
Mit Flehen und mit Weinen,
Daß er erbarme sich;
Doch fliehen sah von dannen
Ich aller Welt Tyrannen,
Er kehrte sich und wich.

Ich aber blieb betroffen,
Verlassen von dem Hoffen
Mit meiner Wunde stehn.
Ich muß in meinem Leibe,
So lang ich leb' und bleibe,
Die Flamme nähren gehn.

Auflösung des Palindroms u. Anagramms in Nr. 11.

Leda, Adel, Lade.

Dreisilbige Charade.

1ste und 2te Sylbe.

Dieweil denn doch das Geld,
So wie ihr wißt die Welt
Allein zusammen hält,
Und stets regieret,
Drum auch, was lieb und werth,
Was man nicht gern entbehrt,
Als hätt es Geldeswerth
Ein Wörtlein zieret..

3te Sylbe.

Hat jemand wohlgethan,
So sagt ein braver Mann
Gewiß mein drittes an,
Vergißt es nie.
Doch weil's vom braven Mann
Mit Recht man fodern kann,
Geht's nicht die Praxis an
Bleibt's Theorie.

Das Ganze.

Der Dichter nennet Euch
Von Habsburgs Stamm'nen Zweig
Kaiser im deutschen Reich.
Mit meinen Dreyen;
Haut Ihr den Kopf vom Rumpf,
Gebt mir den Rest von Stumpf,
Das ist grad mein Triumpf,
Es soll mich freuen.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 9. Februar. Der Graf von Burgund, Schausp. in 5 Aufz. von Kotzebue. Die Vorstellung, obgleich ohne störende Fehler gegeben, ließ uns kalt. Was wäre auch das darin erwärmen könnte, da Menschen und Begebenheiten, wie sie in diesem, einer üppigen Phantasie entsprungenen, und auf momentane Täuschungen berechneten Stücke an uns vorübergehen, ohnmöglich einen bleibenden Eindruck hervorbringen können und selbst für die darstellende Kunst nur als müßige Spiele zu betrachten sind, die einen augenblicklichen Reitz von der Unwahrheit borgen.

Sonntag, den 10. Don Juan, Op. in 2 Aufz. Musik von Mozart. Herr Nieser sang den Don Gusmann. Der geniale Hofmann nennt diesen Don Gusmann (eigentlich Don Ottavio) in den Phantasiestücken in Callots Manier ir Thl, „ein zierliches, gepuztes, gelektes Männlein, von „ein und zwanzig Jahren" und so geht er auch durch die Handlung, immer bereit zu Betheurungen und Schwüren; aber ohne Kraft zur That. Herr Nieser veredelte den Character durch den Ernst des Willens, hauptsächlich aber durch anmuthreichen wahrhaft dramatischen Gesang, welcher das Gefühl ausspricht, was die Situation mit sich bringt und was der Componist in den Zuhörern erwecken wollte. Herr Größer, schon früher als Don Juan mit Beyfall aufgenommen, gab die Rolle mit demselben Fleiße, jedoch ohne dieselbe Anerkennung, die wir ihm indeß nicht versagen wollen. Mögte er es nur künftig nicht versäumen, der wilden, gewissenlosen Leidenschaftlichkeit des Charakters die Zeichen der Bildung, Würde und Feinheit des Anstandes beizufügen! Dem. Bamberger ist überall eine freundliche, liebe Erscheinung, sie war es auch heute, obgleich es ihrem jugendlichen Streben nicht gelang, alle Schwierigkeiten dieser Parthie zu überwinden. Mad. Brauer (Elvire) schien den ganzen Umfang ihrer Stimme nicht beherschen zu können. Herr Pillwitz (Commandeur) und Herr Dobler (Leporello) führten ihre Partheien in gewohnter Vorzüglichkeit aus. Des hinlänglichen Reichthums dieser Mittel ungeachtet hatten wir jedoch in mehren Ensemble-Stücken Mangel an Einheit, und hier und da Uebereilung oder Vernachlässigung der Gesangparthieen zu bedauern.

Dienstag, den 12. Der Freimaurer, Lsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Das Testament des Onkels Lustsp. in 3 Aufz. Nach Pelletier-Vollmeranges von Castelli.

Mittwoch, den 13. Camilla, Oper in 3 Aufz. Musik von Paer, Mad. Dobler (Camilla) war heute weniger befangen und darum ihre Leistung werthvoll, was wir gern rühmen.

Donnerstag, den 14. Die beiden Grenadiere, Lustsp. in 3 Aufz. Hierauf: Zwei Worte, oder: das Abentheuer im Walde, Op. in 1 A. Musik von d'Alayrac. Das Lustspiel wurde mit mehr Lebendigkeit und Ründung gegeben als am 4. Herr Leißring spielte den Peter; wenn er auch Herrn Wurms Beweglichkeit nicht erreichte, so that er doch auf seine Weise dem Ganzen Genüge, wodurch unsere frühere Bemerkung von der Bedeutungslosigkeit dieser Rolle bestätigt wird.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 19. Februar. Die Teufelsmühle, Oper.

Mittwoch, den 20. Der alte Bürger-Capitain, Lustsp. Hierauf: Der neue Gutsherr, Op.

Dienstag, 21. Des Hasses und der Liebe Rache, Schausp.

Samstag, den 23. Die Sängerin auf dem Lande, Oper.

Sonntag, den 24. Wallensteins Todt, Trauerspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 14. Donnerstag, 21. Februar 1822.

Gedenke mein.

(Von Fr. Rückert.)

Dir aus der Ferne ruf' ich ein
Gedenke mein!
Hast du in deinem Herzen kein
Gedenke mein?

In meinem Herzen hab' ich ein
Vergißmeinnicht,
Das früh und spät mir flüstert fein:
Gedenke mein!

Ich dachte dein, als heut die Sonn'
Im Osten stieg;
O wann im Westen sinkt ihr Schein,
Gedenke mein!

Im Osten deines Auges ging
Das Licht mir auf,
Mir trübem Westen Glanz zu leihn.
Gedenke mein!

Und ob mein Herz verfinstert sey,
Entfernt von dir,
Sich hellt es auf, gedenk' ich dein.
Gedenke mein!

Wenn mein Gedächtniß auf der Flur
Der Ost dir stiehlt,
Ruf' dir's die Nachtigall im Hain:
Gedenke mein!

Im Glanz der Sonne sterben Lieb-
Erinnerungen,
Und leben auf im Sternenschein.
Gedenke mein!

O Rose, wenn die Flatterer
Der Flur um dich
Geschäftig sind mit Schmeichelei'n,
Gedenke mein!

O Kerze, wenn im Abendkreis
Um dich sich drehn
Der Schmetterlinge Gaukelei'n,
Gedenke mein!

Und wenn du in Gesellschaft mich
Vergessen willst,
Versprich mir's, wann du bist allein,
Gedenke mein!

Und wenn im Wachen keine Zeit
Zum Denken hast,
Und solle' es nur im Traume seyn,
Gedenke mein!

In deinem Angedenken lebt
Allein Hafis;
Mein süßes Leben, denke mein!
Gedenke mein!

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

In weniger als zwei Tagen war ich in Paris. Ich eilte zu Rewbel, und zu Le Tourneur, mit denen ich in Verbindung gewesen war. Ich gieng zu den Ministern Merlin und Benezech, und zu mehrern Mitgliedern der beiden Räthe. Ich trug ihnen die Sache auf die vortheilhafteste Weise vor; ich schilderte ihnen meine bejammernswürdige Lage: ich beschwor sie, einen Unglücklichen zu retten, von dessen Schicksale das meinige abhangen würde; ich bat sie darum, als um die einzige Belohnung für die Dienste, die ich dem Vaterlande hatte leisten können. Ach! mein Freund, wie verschieden von mir fand ich sie Alle! Ich empfand und ich sah als Mensch: sie sahen als Republikaner, strenge und un-

biegsam, wie das Gesetz, das sie vertraten. Meine ersten Schritte waren fruchtlos. Man bezeigte mir Theilnahme und Mitleiden; aber man blieb dabei, mir zu antworten, daß die Volksobrigkeiten nichts vermöchten, wo das Gesetz gesprochen hätte. Was der Begünstigte in einer Monarchie mit leichter Mühe erlangt haben würde, war ungleich schwerer unter der gesetzlichen Verfassung einer Republik. Hier verschwinden alle besonderen Rücksichten vor dem Gesetze, eben so gefürchtet, nach dem Ausspruche eines Alten, als der strengste Tyrann. Und diese unerbittliche Härte ist unstreitig einer der größten Vorwürfe, die man unserer Staatsverfassung machen könnte, in welcher das erhabene Wort Gnade gar nicht bekannt seyn darf.

Ich war indessen weit entfernt, mich einschrecken zu lassen. Ich schmeichelte mir immer noch mit der Hoffnung, endlich die Ausstreichung zu erlangen. Das heischte eine Menge Förmlichkeiten, und viele Zögerungen. Die Zeit verstrich. Wer jemals Geschäfte in einer Hauptstadt gehabt hat, weiß auch, wie man von einem Tage zum andern verwiesen und hingehalten wird, weit über die Zeit hinaus, die man sich gesetzt hatte. Ich erhielt bald einen Brief aus Commercy. Karolinens Zustand war weniger bedenklich geworden; das Zittern hatte aufgehört, das Fieber nachgelassen. Sie stand wieder auf, sie war wieder in ihr Zimmer gezogen; sie saß fast den ganzen Tag am Fenster, und beobachtete neugierig alles, was draußen vorgieng. Die schlimmste Zeit für sie war gegen die Nacht. Sie fragte oft, wann Nachrichten von mir ankommen könnten; und sprach mit Rührung von meinem Edelmuthe, wie sie es nannte. Die Hoffnung führte ihre Gesundheit allmählig zurück, welche eine plötzliche Revolution so heftig erschüttert hatte. Sie sprach wenig von Vermont, und bloß mit ihrem Vater, der ihr Nachrichten von ihm brachte. Was Vermont selbst betraf, so war er überascht und gerührt von meinem Benehmen; er schien ruhig, sprach wenig, machte Niemanden Vorwürfe, verrieth aber einen tiefen Widerwillen gegen das Leben.

Ach, während ich Alles aufbot, dieß Leben zu retten, wußte ich nicht, daß das größte Unglück bevorstand. Der öffentliche Ankläger hatte dem Justiz-Minister Bericht abgestattet von Vermont's Verhaftung, von seinem notorischen Verbrechen, und von dem Aufhalte, den man in seiner Verurtheilung zu machen beschlossen hatte. Sey es daß man den Ausgang beschleunigen wollte, während man mich in Paris zurück hielt; sey es, daß man sich von meinem Ungestüme bei einem Gesuche, das man mir abschlagen mußte, los machen wollte, sey es auch, daß ein Mißverständniß da war; kurz, es erfolgte aus dem Bureau des Ministers an das Criminal-Gericht in Commercy der Befehl, das Verfahren gegen Vermont auf der Stelle anzufangen, und nach der Strenge des Gesetzes zu sprechen.

Ich wußte von dieser grausamen Entscheidung nichts; hoffte Alles von meinen Bewerbungen, von dem weichen Herzen Le Tourneur's, den ich in mein Interesse gezogen hatte; und verlängerte daher noch meinen Aufenthalt in Paris. Trauriger Aufenthalt treulose Hoffnung, die Quellen alles unsers Unglücks!

Der Befehl des Ministers war zu Commiercy angekommen. Er wurde nur zu pünktlich vollzogen. Man versammelte sogleich eine Jury. Es kam nur darauf an, die Identität der Person außer Zweifel zu setzen, und eine kleine Zahl von Thatsachen, zum Beispiele, daß der Beklagte in fremden Armeen die Waffen geführt hatte. Nichts war weniger schwierig bei einem Manne, der seiner Verurtheilung entgegen rannte, der auf Alles ohne Rückhalt antwortete, der sogar mehr sagte, als gefragt wurde, und der sich zu bemühen schien, seine Strafbarkeit zu vergrößern, indem er seine innersten Gedanken an den Tag legte. Drei Sitzungen waren hinlänglich zur Instruction des Processes; Vermont wurde zum Tode verurtheilt, und die Hinrichtung auf denselben Nachmittag angesetzt.

Die, welche um Karolinen waren, hatten die weisesten Maßregeln genommen, damit sie von allem nichts erführe. Sie schrieb zwei verschiedene Briefe, beide an Vermont. Sie schickte sie aber nicht ab; ich weiß nicht, warum. Einer davon ist sehr lang; sie rechtfertigt sich darin, aber erkennt sich auch strafbar. Vermont hatte einmal versucht, ihr zu schreiben. Er hatte seinen Brief dem Anwalte, seinem Vertheidiger, anvertrauet. Dieser wagte so wenig, die Annahme zu verweigern, als ihn Karolinen zu geben, aus Furcht vor einer neuen Erschütterung. Da Vermont keine Antwort erhielt, so wurde ihm ohne Zweifel die Treue seines Geschäftsträgers verdächtig. Nachdem er sein Urtheil gehört hatte, kehrte er in das Gefängniß zurück, schnitt sich selbst das Haar ab, wickelte es ein, und begleitete es mit folgendem Billette an Karoline'n:

„Hier ist das lezte Pfand einer Liebe, die alles „Glück und alles Unglück meines Lebens gemacht „hat. Ich verliere dieses Leben ohne Bedauern, „weil ich Sie verloren habe. Die Hinrichtung wird „das Ende desselben nur wenig beschleunigen: Der „Todesstreich ist schon in meinem Herzen. Sie ha„ben mich verrathen! Lebewohl auf immer!"

(Schluß folgt.)

Verwitterte Betrachtungen über Kritik.

(Eingesandt.)

Selbst der Taschenspieler, der einer Kneipe seine Künste aufdrängt, reizt mit dem Vergnügen, welches sie mehr oder minder gewähren, zugleich die Begierde zu erforschen, auf welche Weise er das Ueberraschende bewirken möchte. — Der bloße Anblick einer Pflanze ist zwar schon hinreichend, unsere Bewunderung dem Wesen zuzuwenden, welches den Formen ein solches Ebenmaaß verlieh; aber unsere Bewunderung wandelt sich in Erstaunen, unser Erstaunen verliert sich in einem namenlos erhabenen Gefühle, wenn es uns vergönnt ist, vermittelst unseres Wissens einen Blick in den innern Bau irgend eines Geschöpfes zu thun und wahrzunehmen, wie weise nach seiner jedesmaligen Eigenthümlichkeit für sein Bestehen gesorgt ist, oder die Verbindung zu ahnen, worin alle die verschiedenartigen Theile eines so ausgedehnten Ganzen zusammen stehen. — Die gewaltigen Erscheinungen in der Natur, die kämpfenden Elemente, erfüllen unsere Brust mit Angst und Grausen; aber selbst mit ihnen befreunden wir uns leichter, wenn uns ihre Entstehung bekannt ist.

So ist es uns nach und nach Bedürfniß geworden, die Grundlagen aufzusuchen von allem, was uns im Leben berührt. Wir kennen kaum eine Freude ohne die, uns darüber aussprechen zu dürfen, und die Nachdenklichen unter uns mögen sogar den Schmerz nicht vorüberziehen lassen, ohne sein Wesen langweilig zu zergliedern. Nicht zufrieden mit der flüchtigen Empfindung, suchen wir vielmehr die auf uns zuströmenden Eindrücke durch unsere Betrachtungen zu fesseln und zu unterscheiden. So wenig als möglich dem Zufall überlassend, sind wir immer bemüht, unsere tägliche Erfahrung in Regeln zusammenzufügen, und unser Stolz fühlt sich geschmeichelt, wenn wir vermittelst derselben uns Auskunft geben können über Dinge, die Anderen räthselhaft bleiben.

Wenn uns aber die alltäglichsten Begebenheiten des bürgerlichen Lebens oft wichtig genug erscheinen, um sie zum Gegenstand der ernsten Untersuchung zu machen, und ihre innere Bedeutung zu erforschen, um wieviel nothwendiger muß es für uns seyn, das, was uns bei den Wahrnehmungen der bildenden Künste anregt, sorgsam zu prüfen! Wie viel wesentlicher müssen wir darauf bedacht bleiben, die leisesten Eindrücke dieser Wahrnehmungen auf unser Gemüth zu belauschen, da sie so oft nur dem inneren Sinne erreichbar und in eben dem Verhältniß verschiedenartig sind, als dieser innere Sinn eine verschiedenartige Richtung oder Ausbildung erhalten haben kann!

Daher ist es gekommen, daß wir an alles, was die Kunst uns bietet, so gerne den Maaßstab unserer Beurtheilung anlegen mögen, daß wir uns hier minder als irgendwo mit den gefügelten Eindrücken des Augenblicks befriedigen können, und das Bedürfniß empfinden, uns davon laut und vernehmlich Rechenschaft zu geben. Mißtrauisch gegen uns selbst, nehmen wir besonders hier die fremde Theilnahme am liebsten in Anspruch, vergleichen unsere gegenseitigen Ansichten und freuen uns wenn wir dasselbe, was sich in der eigenen Brust regt, im befreundeten Busen wieder finden, wie eine Schöne sich freuet, wenn sie der Zufall bei einem Spiegel vorüberführt, worin sie ihr Bild noch einmal erblicken kann.

Darum ist es auch schön und ersprießlich und verdient, als eine nützliche Einrichtung anerkannt zu werden wenn über Kunstwerke ein öffentliches Urtheil gefällt wird von denen, welche dazu fähig sind, und welche die allgemeine Stimme dazu berufen hat. — Abgesehen davon, wie sehr durch ein solches vernünftiges Urtheil das Weiterstreben des Künstlers gefördert wird, kann ein jeder die darin ausgesprochene Ansicht mit der Seinigen vergleichen, und sich entweder der Uebereinstimmung freuen oder die Ursachen der Verschiedenheit aufsuchen, entweder die eigene Ansicht darnach berichtigen, oder seine Zweifel über die fremde laut werden lassen, Belehrung suchen oder verbreiten.

Gleichwie nun die Beurtheilung der Kunst, von der äußeren Anschauung gleichsam unzertrennlich, unseren Genuß dabei erhöht; gleichwie der wahre Genuß beinahe nicht denkbar ist ohne das Vermögen der Beurtheilung, so ist auch jedes öffentlich ausgestellte Kunstwerk, jeder öffentlich auftretende Künstler unwiderruflich derselben unterworfen.

Dem vernünftigen, höherstrebenden Künstler muß das unbefangene Urtheil, und fiele es sogar ungünstig für ihn aus, höchst willkommen seyn, und er wird es für thörigt achten, sich dagegen aufzulehnen. Nur da, wo Dünkel und Stumpfsinn vorwalten, kann dasselbe einen lächerlichen Unwillen erzeugen. — Wer sich an das Licht des Tages stellt, der thut es offenbar in der Absicht daß es ihn beleuchte. Wer aber von dem Lichte befürchtet, daß es seine Blößen enthülle, sollte der nicht lieber das Licht scheuen, und ins Dunkel zurücktreten? — — So lange der Gedanke verschlossen bleibt im Innersten der Seele, darf niemand ihn antasten; sobald er sich aber kund gibt in dem gesprochenen oder geschriebenen Wort, so ist er nicht mehr Herr über den Eindruck, welchen er macht, sondern es liegt ihm die Verpflichtung ob, sich zu verantworten, wenn er angegriffen, und kann er dieses nicht, sich zu fügen, wenn er verdammt und geächtet wird.

Von jenem Rechte, ein Kunstwerk öffentlich zu beurtheilen, ist wohl zu keiner Zeit ein so erweiterter Gebrauch gemacht worden, als in der unsrigen, und wenn sich daraus die allgemeinere Verbreitung des ächten Kunstsinnes folgern ließe, so dürfte wohl keine Zeit reicher daran gewesen seyn. — — Allein es ist bekannt, wie häufig das Urtheil ohne alle Sachkunde gefällt, wie vielfältig die Oeffentlichkeit nur als Organ persönlicher Bitterkeiten benuzt ward, wie oft man die Individualität des Künstlers mit dem von ihm gelieferten Kunstwerk vermengt hat und wie ungerecht und einseitig man dabei zu Werke gegangen. Man hat noch immer nicht genug beherzigen wollen, wie sehr der Künstler durch eine solche Verfahrungsweise entmuthigt und abgeschreckt wird, wie sehr das Urtheil selbst sich von seinem ursprünglichen Ziele entfernt, und seine Würde und die Würde des behandelten Gegenstandes dadurch verläugnet.

Je seltener nun in einer solchen Zeit der Fall ist, wo das Kunsturtheil, sich blos mit der Leistung des Künstlers befassend, nicht in seine Persönlichkeit abschweift, und seinen höheren Standpunkt erkennend, die Willkühr verschmäht und das gemeine Treiben der Streitsucht und Verläumdung, um so verdienstlicher ist für diesen einzelnen Fall das standhafte Verbleiben bey der einmal genommenen Richtung. Seine Würde wird dadurch bewahrt und ihm die allgemeine Achtung auf immer gesichert werden.

Es ist aber noch ein Fall denkbar, wo das Urtheil sich in ein zweydeutiges Licht setzen kann, da nämlich, wo es in das entgegengesezte Aeußerste verfällt und unter dem Vorwande der Mäßigung, wiewohl zum Nachtheil der Wahrheit, auf die Persönlichkeit des Künstlers eine günstige Rücksicht nimmt. — Es geschieht dieses entweder in der Absicht, zu schmeicheln oder aus Mangel an Muth, oder auch um sich dem Urtheile der Mehrheit gefällig zu bezeigen. — Schon die bloße Möglichkeit, daß ein solcher Fall vorhanden seyn könne, führt nothwendig auf die Untersuchung, welche Art von Mäßigung dem öffentlichen Urtheil wünschenswerth ist und ihm zum Ruhm und zur Zierde gereicht.

— Der Richter, der in weltlichen Dingen entscheidet, hat vor Allem die Verpflichtung, ohne Ansehen der Person Recht zu sprechen, und das ihm anvertraute Amt unbestechlich zu verwalten. Wenn nun die leiseste Veruntreuung dieses Amtes, der Mißbrauch des in ihn gesezten Vertrauens zu Gunsten eines Einzelnen den Verlust desselben zur Folge haben, und vielleicht ihn und die Seinigen auf Lebensdauer der Schande und dem Elende Preis geben kann, welche Strafe muß erst jene treffen, die, von der Wahrheit zu ihren Verkündigern erwählt und stark durch das allgemeine Vertrauen und den einmal erworbenen Ruf der Unbefangenheit, sich bestechen lassen von äußeren Rücksichten und Unwahrheit verbreiten!

Nur absichtliche Mißdeutung kann uns hier beschuldigen, der Anmaßung und dem unbescheidenen Tone, der in manchem Kunsturtheil herrscht, das Wort zu reden. Die wahre Mäßigung kann jedem Vernünftigen nicht anders als wünschenswerth erscheinen. Sie bestehet aber nicht in der Unterdrückung der Wahrheit, sondern in dem ruhigen, gleichförmigen und leidenschaftslosen Tone, worin man sich ausdrückt; sie wird verlezt, auf eine gehässige Weise verlezt, wenn man mit Bitterkeit und Anmaßung spricht, sich über allen Irrthum erhaben dünkt, oder gar sich Anspielungen oder Schmähungen erlaubt, die den Künstler außer dem Bereiche seiner künstlerischen Leistung berühren; aber sie wird nicht beurkundet durch niedrige, kriechende Schmeichelei, die um so auffallender ist zu einer Zeit, wo man für die freye, rücksichtslose Gedankenäußerung so sehr eingenommen zu seyn scheint. — —

So wie es des Künstlers unwürdig ist, durch seine Persönlichkeit auf das Urtheil Einfluß erlangen zu wollen, eben so und noch weit mehr ist es entehrend für das Urtheil und ein Beweis von dem Gefühl seiner eigenen Schwäche, wenn es sich von der Persönlichkeit oder den sonstigen Verhältnissen des Künstlers leiten und durch Schmeicheley von der Wahrheit entfernen läßt. Ein einzelner Fall, wo ihm dieser Vorwurf gemacht werden kann, ist fähig, sein Ansehen auf immer zu erschüttern. Der vernünftige Künstler wird gewiß selbst erröthen, wenn ihm unverdienter Weihrauch gestreut wird, und Unwille wird ihn ergreifen, wenn die Uebertreibung seines Lobes bis ins Alberne und Abgeschmackte ausschweift. —

Es gibt noch ein schmähliches Joch, unter welches die Kritik sich beugt, wenn sie feige ist. Es ist dieses die stets wechselnde Modesucht, die in dem Urtheil der Menge zu walten pflegt. Allein nach Allem was bis jezt gesagt worden, sollte sie bei der prüfenden Kritik wohl nie Eingang finden. — Diese erkennt nur die Wahrheit und das Bedürfniß der Zeit als ihre Gesetzgeber an, und es liegt ihr ob, dem Herrschenden Geschmack, wenn er verderbt ist, kräftig entgegenzuwirken, aber nicht, ihm sklavisch zu fröhnen.

Was der Beruf der Kritik sey, ist an einem anderen Orte kurz und treffend angedeutet, es heißt: „Es ist das „Geschäft der Kritik, von höherem Standpunkt ausgehend, „die ewigen Gesetze des Schönen auf die Kunstleistung anzu„wenden, und so, das allgemeine Urtheil oft berich„tigend, Wahrheit zu verbreiten."

Eben darum aber, weil sie das allgemeine Urtheil in den meisten Fällen zu berichtigen hat, läßt sich auch nicht annehmen, daß die Kritik ihren Zweck so weit aus den Augen verlieren könnte, um dieses allgemeine Urtheil zur Norm anzunehmen, und ihm blindlings zu gehorchen. Es wäre dieses ja die abgeschmackteste Abgötterei, die sich nur erdenken ließe! — Wenn das Urtheil sich nicht stark genug fühlt durch sich selbst und die in ihm wohnende Kraft der Wahrheit, um sich gegen das Wähnen der Menge zu behaupten, dann möge es lieber verstummen!

Wie das Weltall nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen beherrscht wird, so bliebt auch die Wahrheit unwandelbar für alle Zeiten und Geschlechter. Wie nichts neu ist in der Natur, sondern alles nach vollendeten Kreislauf in seine alte Stellung wiederkehrt, so kehrt auch in den menschlichen Geist die Wahrheit wieder, nachdem er sich vergebens den Irrthum und der Täuschung hingegeben. Denn die Wahrheit ist heilig und unveräußerlich, wie ihre Quelle, die Gottheit selbst, heilig ist. Sie rüstet ihre Priester aus mit Muth und Kraft, um sie furchtlos zu lehren und zu verkündigen; aber sie schleudert verwüstende Blize auf sie herab, wenn sie das ihnen verliehene Ansehen zu Bösem mißbrauchen. Ihr Licht ist so wohlthätig, wie das milde Licht des Tages, und wie dereinst ein ewiger Tag aufgehen wird für Alle, die im Lichte wandeln, so wird auch die Sonne der Wahrheit Alles beleuchtend heraufsteigen über den Völkern, und die Nebel verscheuchen, die sie neidisch umhüllen.

E.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 15. Sonntag, 24. Februar 1822.

Liebe und Pflicht.

(Schluß.)

Vermont hatte noch Geld und einige Kostbarkeiten. Er wandte dieß Alles an, um die Tochter des Gefangenwärters zu gewinnen, die es auf sich nahm, durch eine Andere das Packet besorgen zu lassen. Die nöthige Vorsicht verursachte einigen Aufschub. Karoline war nie allein; aber an diesem Tage des Schreckens und der Verwirrung waren ihr Vater und ihre Schwestern zuweilen genöthigt, sie auf einen Augenblick zu verlassen, um ihr ihre Thränen zu verbergen. Man benuzte einen solchen Zwischenraum gegen 3 Uhr des Nachmittags, und das unglückliche Packet wurde in Karoline'ns Hände geliefert.

Es öffnen, das Billett durchlaufen, die Treppe hinunter stürzen, und aus dem Hause gehen, alles das geschah mit der Eile des Blitzes. Niemand wurde sie gewahr. Außer sich, fliegt sie nach dem Arresthause. Der Volkshaufen, welcher einen anderen Weg nahm, zieht sie unwillkürlich nach dieser Seite hin. Bei'm Umbiegen um eine Straßenecke befindet sie sich vor einem Schaffotte. Die Guillotine steht darauf; ein Mann, dem die Kleider ausgezogen, und die Hände auf den Rücken gebunden sind, besteigt es mit Ruhe. — Es ist Vermont! — Karoline stößt einen schrecklichen, zerreissenden Schrei aus . . . „Vermont! ach, Vermont!" . . . Der Unglückliche wendet sich um, starr, verstört. „Ach, Gott! ruft er mit starker Stimme, willst du mich denn zwei Mal sterben lassen?" — Karoline will hinzu stürzen; man hält sie zurück. Alles wiederhallt von ihrem durchdringenden Aechzen. Die Henker schleppen Vermont fort, und legen ihn unter das Todesbeil. Noch in dieser Lage tönen die Stimme und das Geschrei Karoline'ns in sein Ohr, und zerreissen seine Seele. — Das Beil fällt; das Blut strömt hinauf; Vermont ist nicht mehr! —

„Ungeheuer, schrie Karoline, mordet sein Weib mit ihm . . . . Ich bin schuldiger noch, als mein Gemahl. . . . Ich habe auch seine Gesinnungen . . . Ich verabscheue eure fürchterliche Republik . . . Den Tod! Den Tod! — Habt Mitleiden, tödtet mich!" —

Das Volk versammelte sich um sie voll Theilnahme. Einige Bürger, wirklich Ungeheuer, murrten über den Wahnsinn dieser Unglücklichen. Kannst du es glauben, daß ein Mitglied des Gemeinderaths, der zunächst bei ihr stand, den wilden Befehl gab, sie in's Gefängniß zu bringen? Zum Glücke kam der Municipal-Agent dazu, stieß ihn mit Unwillen zurück, ließ Karoline'n von der bewaffneten Macht umgeben, um einigen Frauenzimmern Platz und Sicherheit zu verschaffen, die sie auf ihren Armen weg brachten. Ihre Schwestern und ihr Vater, die bald herbei gelaufen waren, weinten und schluchzten überlaut. Man legte sie sogleich zu Bette. Das Zittern und das Fieber fanden sich mit neuer Stärke wieder ein. Ein anderes, noch fürchterlicheres Symptom kam dazu; es floß ihr eine Menge Blut aus der Nase und dem Munde. Kaum hatte man diesen Blutsturz ein wenig stillen können, als das Blut ihr auch aus dem einen Ohre zu rinnen anfing. Sie brachte die Nacht in Convulsionen zu. Am Morgen des anderen Tages glaubte eine ihrer Schwestern, sie dadurch zu beruhigen, daß sie ihr ihre kleine Tochter darreichte. Sie hielt das Kind der Mutter ganz nahe vor. Diese brach in ein klägliches Geschrei aus, und stieß das kleine Geschöpf mit Heftigkeit zurück. Aber die Natur gewann den Augenblick wieder die Oberhand; sie streckte weinend die Arme aus, und foderte ihr Kind zurück. Man gab es ihr. Sie sezte es neben sich. Sie drückte ihr Gesicht auf das seinige, ihren Mund auf den seinigen. Das Blut, welches von dem Gesichte der Mutter floß, und das Gesicht des Kindes bedeckte, die Thränen Beider, die sich damit vermischten, ihr Schluchzen, ihre Seufzer, die in einander stimmten, alles das machte diese Scene zu einem Gemählde des Schreckens und der Zärtlichkeit, welche die Seele des Zuschauers mit Entsetzen erfüllte.

Und ich war in Paris! Eine düstere Traurigkeit lag auf mir. Ich hatte endlich gesehen, daß ich nichts ausrichten konnte. Ich eilte zurück, entschlossen, gleich bei meiner Ankunft Vermont um jeden Preis zu retten; selbst mit ihm zu fliehen; seine Wächter zu bestechen; wenn es seyn müßte, das Volk aufzubringen; mich jeder Gefahr bloß zu stellen, ehe ich ihn zu Grunde gehen ließe. Ich hätte es gethan, Freund; du zweifelst nicht daran, du, der du mein Herz kennst. — Eitle Vorsätze! Unnütze Wünsche! — Ich komme an. Einige Schritte vom Thore sehe

ich einen von meinen Bekannten; ich springe aus dem Wagen, ich eile auf ihn zu; er erbleicht bei meinem Anblicke. — „Was gibt's?" — „Ach gehen Sie nicht in Ihr Haus zurück. Kommen Sie zu mir." — „Warum? Was ist aus dem Gefangenen geworden?" — „Er ist hingerichtet." — „Und meine Frau?" — „Ihre Frau" . . . . . Ich lasse ihn stehen, ich stürze fort, ich fliege in mein Haus. Alles ist in Thränen. — Seit zwei Stunden ist Karoline todt. —

Ich bleibe allein auf der Erde. Meine ganze Seligkeit war Sie. Grazie, Tugend, Sanftheit, Geist, Güte, Alles ist verloren für mich! Die einzige Frucht meiner traurigen Verbindung, meine Tochter, verdammt mich, das Leben zu ertragen. Sie ist noch nicht im Stande, den Umfang ihres Verlustes und des meinigen zu empfinden. Sie wird es nie fühlen, wie groß das Opfer ist, das ich ihr bringe, indem ich für sie lebe! — Der einige Trost, dessen ich empfänglich wäre, würde der seyn, meinen Schmerz in deinen Busen auszuschütten. Ich werde dem heissen Verlangen darnach nicht lange widerstehen können. Du wirst mich bald bei dir sehen; ich muß bald eine Stadt verlassen, worin Alles mich mit Bitterkeit und Sehnsucht erfüllt! —

Sängers Herbstlied.

Sie sind dahin die Stunden
Verlebt auf freier Flur,
Schnell sind sie mir entschwunden
Am Busen der Natur.

Die Blüthen sind vergangen
Die Bäume steh'n entlaubt:
Des Blätterschmuckes Prangen
Ist ihrer Stirn geraubt.

Kalt wehet von den Hügeln
Bald Wintersturm herab,
Und treibt mit eis'gen Flügeln
Uns in das Städte-Grab.

Doch wird der Kreis auch enger
Der ihn umschlossen hält,
Er bleibt das Lied dem Sänger
Und seine inn're Welt.

Er wahret im Gemüthe
In aufgeschloßner Brust,
Des ew'gen Lebens Blüthe
In stiller Sängerlust.

Dann mögen Stürme toben
Im eisigen Gefild
Vom Frühlingsglanz umwoben
Strahlt ihm sein Traumgebild.

So durch den Sturm der Zeiten
Wallt er den rauhen Pfad,
Aus seiner Lyra Saiten
Sproßt ihm der Blumensaat.

Bis einst am Himmelsthore,
Vollbracht sein Pilgerlauf,
Dann nimmt im Engelschore
Der ew'ge Lenz ihn auf.

Der Seeräuber. (von Walter Scott)

(Fortsetzung von Nr. 12.)

Die Scene ist nach der Insel Zetland*) verlegt, und gegen Ende der Erzählung verändert sie sich in Kirkwall, der Hauptstadt von Pomona, der größten unter den orcadischen Inseln.

Auf Sumburgh Head, dem südöstlichen Vorgebirge der Insel Zetland oder Mainland, stand am Ende des 17ten Jahrhunderts eine zerstörte, größtentheils unbewohnbare Behausung, Jarlshof genannt, die vor Zeiten der Sitz eines norwegischen Grafen gewesen war, und jezt einem Abkömling desselben, Magnus Troil, gehörte. Stolz auf seine alte normännische Abkunft, verachtet dieser die schottischen Bewohner der Insel. Als der eigentliche Repräsentant der alten scandinavischen Unabhängigkeit ist dieser Udaller von Burgh-Westra darstellt. Er wohnt auf seiner Burg, ungefähr zwanzig Meilen von Jarlshof, im Innern der Insel. Freimüthig, jähzornig, freigebig, roh und gastfreundlich ist der Mann geschildert. Alle Gäste sind ihm willkommen, ja sein Thor öffnet sich auch dem Feinde, und er fragt nicht eher nach dem Namen des unbekannten Reisenden, als bis er erquickt und gestärckt ist. Ein solcher Fremdling ist Mr. Basil Mertoun, ein Mann über die mittleren Jahre hinaus, der in einem holländischen Schiffe nach Mainland gekommen, wo er sich in einer wilden, einsamen Gegend eine Wohnung gekauft und häuslich niedergelassen hat. Er hat Vermögen genug, seine Bürfnisse zu bestreiten, und seine Zurückgezogenheit und Schweigsamkeit machen es den Nachbarn

*) Isles of Zetland, Yetland, Shetland ist der Name einer Inselgruppe zwischen den Orcaden und Norwegen, die ehemals auch zu Norwegen gehörte, und in der man mit der größten Wahrscheinlichkeit die Insel Thule der Alten zu suchen hat. Jezt gehört sie zu Schottland. Die Halbinsel führt denselben Namen, heißt aber auch Mainland.

unmöglich, etwas Näheres über seine Umstände und Schicksale zu erfahren. Sein Sohn, ein schöner Knabe von vierzehn Jahren, ist bei ihm, und beide werden im Hause von Magnus Troil häufige Gäste. Besonders schließt sich der Knabe an die beiden Töchter des Udaller's, Minna und Brenda, mit Liebe und Freundschaft an.

Bei einem Besuche auf Burgh-Westra kauft Mertoun die alte Wohnung Jarlshof von dem Udaller, und nun richtet er sich, mit Hülfe einer alten Haushälterin, Swertha, in dieser öden Behausung ein, die seinem finstern Geiste zusagt. Sein Sohn stört ihn nicht viel in seinem einsamen Brüten. Er geht seinen eignen Weg, wird der beste Tänzer, Jäger, Vogelsteller, Schiffer, und der Liebling der ganzen Insel. Seine Einbildungskraft, von Natur lebhaft, wird durch die alten Sagen von Odin und Thor, welche die scandinavische Bevölkerung der Insel von Munde zu Munde forterzählt, mächtig entflammt, und, obgleich die Bildung, die er durch seinen Vater erhalten hat, ihn vor dem Aberglauben bewahrt, den die Insulaner mit diesen Legenden verbinden, so üben sie doch einen merklichen Einfluß auf sein Gemüth, indem sie ihm einen Hang zum Mystischen und Uebernatürlichen geben.

Dieselbe Richtung des Geistes offenbart sich in Minna, der ältesten Tochter des Udaller's, die ihr achtzehntes Jahr errichte, als der Jüngling, Mordaunt ist sein Name, zwanzig alt war. Ihre Schwester Brenda war nur ein Jahr jünger, weniger Enthusiastin als Minna, und vor Schwärmerei durch die häusliche Geschäftigkeit geschützt, die ihr fast allein oblag. Die Portraite, welche der Dichter von beiden entwirft, sind reizend und eigenthümlich in ihren Zügen: Minna, ein linlienweißes und lilienschlankes Mädchen mit großen rabenschwarzen Augen und Locken von derselben Farbe; Brenda, ein frisches, blondes Kind, kleiner und runder als ihre Schwester.

Mordaunt's Gefühle für die schöne Enthusiastin wie für die niedliche Blondine waren die eines Bruders, ohne daß er eine der anderw vorgezogen hätte. Aber die Leute auf der Insel erzählten sich, es käme nur auf ihn an, sich eine von den Schwestern zur Frau zu erwählen. Er wäre sicher, von keiner einen Korb zu erhalten.

So ist der Roman eingeleitet, als eine neue Person die Scene betritt, Triptolemus Yellowley, ein origineller, komischer Charakter, und mit ihm seine Schwester Barbara, abgekürzt Baby, die nicht weniger anziehend dargestellt ist. Triptolemus ist der Sohn von Jaspar Yellowley, einem Pächter aus Yorkshire, der seinen Sohn nach der hohen Schule St. Andrew schickte, um ihn gut erziehen zu lassen. Aber die angeborne Neigung zum Pfluge, die er mit seinem athenienſischen Namensvetter theilt, läßt ihn dort nicht eben große Fortschritte in den Wissenschaften machen. Er haßt alle Classiker, die ausgenommen, welche vom Landbau geschrieben haben. Nach dem Tode der Mutter wird Triptolemus aus seinem gelehrten Gefängniß erlöst, und in sein Element zurückgeführt, indem sein Vater ihn als Gehülfen in der Pachtung zu sich ruft. Die Pachtung, welcher der alte Yellowley damals vorstand, lag in Schottland, und der Eigenthümer derselben, der zugleich königlicher Kämmerer (Chamberlain) auf den Orcadischen und Shetlands-Inseln ist, ein leidenschaftlicher Liebhaber neuer ökonomischer Erfindungen und Verbesserungen, fand einen solchen Geschmack an Triptolemus speculativen Plänen zur Urbarmachung öder Landstriche, daß er ihn mit seiner Schwester nach der Insel Mainland schickte, wo sie sich denn als ökonomische Experimentalisten zu Stourbrugh niederlassen, einem Pachthofe, der zwischen Jarlshof und Burg-Westra liegt. In diese Wohnung treibt eines Tages ein wüthender Sturm den jungen Mordaunt, als er von einem Besuche bei dem Udaller nach Hause zurückkehrt. Die Tafel ist eben bereitet, als ein unwillkommener Gast, Bryce Snaelsfoot, ein Hausirer, eintritt, und die Geduld der geschäftigen Baby auf eine harte Probe sezt. Ihr größtes Leiden aber beginnt erst, als gar noch ein drittes Wesen erscheint Norna, der emineste und am schärfsten gezeichnete Charakter des ganzen Romans. Ein Gemisch von Aberglauben, der fast an Raserei gränzt, und von männlicher Thatkraft, von phantastischer Täuschung und handgreiflicher Wirklichkeit, bildet den seltsamen Charakter dieser klugen Frau, von der unsre Umrisse nur eine schwache Idee zu geben vermögen. Der Dichter läßt sie überraschend auftreten.

(Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

Der ersten folge treu,
Sie führt gewiß zum Ziel;
Der Lehre stimmet bey,
Wer in den Graben fiel.

Der lezten folge auch
Sie sagen wo und wie,
Doch ist's ein alter Brauch
Man schiert sich nichts um sie.

Dem Ganzen folge ja
Sonst büßest du den Stolz,
Denn wer es übersah
Der kam schon oft — in's Holz

G.

Auflösung der Charade in Nr. 13
Theuerdank.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 16. Februar. Die Macht der Verhältnisse, Trauersp. in 5 Aufz. von Robert. Das Stück ist vor ein paar Jahren hier zum Erstenmale gegeben, ein- oder zweymal wiederholt und dann bis nun liegen geblieben. Ueber die Dichtung wurde damals strenge aber nicht ungerecht geurtheilt. Das Gemüthsleben und die Convenienz stehen darin in einem wahrhaft schaudervollen bis zur Vernichtung der Betheiligten gesteigerten Kampfe. Die thörigten Satzungen, welche der Hochmuth in das gesellige Leben eingeführt hat, das Hirngespinst der Ehre vertritt hier die Macht des ehrnen Schicksals und da die Motive der Handlung aus der Gewöhnlichkeit des gemeinen Lebens heraus gegriffen sind, so stößt die unpoetische Niedrigkeit des Stoffes eben so sehr zurück als die mit tiefer Menschenkenntniß und sicherer Hand ausgeführte Zeichnung der Charaktere anzieht; diese anziehende Seite wird jedoch da vorherrschend bleiben, wo, wie auf unserer Bühne die Darstellung in den einzelnen Theilen und im Ganzen so reich ist an Intensive und Ründung. — Den Schriftsteller Weiß spielte Herr Becker treu und wahr wie ihn der Dichter gab. Schon in der ersten Scene mit dem Major von Malt und der darauf folgenden mit Emilien, ließ er uns, bei aller Consequenz im Urtheil über die conventionellen Zustände des geselligen Lebens, den unbeugsamen Trotz, die innere Zerrissenheit erblicken, welche ihn ins Verderben führt. In der folgenden Scene mit der Gräfin Sophie würde er den Dichter verbessert haben, wenn er der harten Zurechtweisung den mildesten Ton gegeben und damit, wenn auch nur leise, angedeutet hätte, daß er nicht ganz ohne Schmerz den Verhältnissen ein Lebensglück opfere. Vortrefflich gab er den ganzen dritten Act. In der Anlage seines Spiels, in der Art wie er von Scene zu Scene durch die Begegnisse stets tiefer verwundet und gereizt erschien, war die Katastrophe begründet. Nicht minder brav war er im 5. Act und so angreifend auch die Rolle für den Schauspieler seyn mag, da er sich durchgehends ohne Hofnung und ohne Freude in einem höchst gereizten Zustande befindet, so blieb doch Herrn Becker hinlängliche Kraft, um auf die Scene, worin er in dem scheinbar hochherzigen Vater des von ihm gemordeten Obristen seinen eigenen von Reue zerknirschten Erzeuger findet, mit ergreifender Wahrheit zu geben. Madame Ellmenreich gab die Gräfin Eleonore sehr richtig ohne Leidenschaft, aber mit dem Ausdruck tiefer Empfindung. Die beiden Liebenden, der Obrist und Emilie von dem Dichter zu leicht und oberflächlich gehalten, empfingen durch die gute Darstellung des Hrn Rottmeyer und der Dem. Scholz Ton und Farbe. Die übrigen Rollen wurden nach der früheren Besetzung mit reger Liebe, jene des Ministers durch Herrn Weidner in schöner Vollendung gegeben. Wir fanden in der allseitigen Gediegenheit der Darstellung den Kunstgenuß, welchen die auf den morschen Grund conventioneller Ansichten des Lebens gebaute Dichtung niemals gewähren kann und wird.

Sonntag den 17. Das unterbrochene Opfer-Fest, Oper in 2 Aufz. Musik von Winter. Nachdem die Parthie des Murney nun durch Herrn Rieser besezt ist, mögte es ungerecht seyn noch einen Wunsch in Bezug auf diese Oper zu hegen; wenigstens ließ die heutige Vorstellung keinen aufkeimen.

Dienstag, den 19. Die Teufelsmühle, am Wienerberge, Oper in 4 Aufz. Musik von Wenzel Müller. Die groteske Komik der Oper selbst schien einem Theile der Darsteller noch nicht hinreichend, um den Fasching würdig zu feiern. Es wurden einige Rollen absichtlich im Marionettenstyle gegeben, was eben so viel Selbstverläugnung als Gleichgültigkeit gegen die Foderungen des Publikums andeutet.

Mittwoch den 20. Der neue Gutsherr, Oper in 1 Aufz. Hierauf: Die Entführung, oder: Der alte Bürger-Capitain, Lustsp. in 2 Aufz. In der Oper spielte Herr Kastner den Johann nach einer sehr richtigen Idee, die er nur nicht im Zusammenhange verfolgte. Seine Maske, für die Scenen wo er den Herrn spielt, war in so fern gut gewählt, als sie für seine Persönlichkeit nicht zugeschnitten war, aber sie näherte sich doch zu sehr der Karrikatur und würde auch seinem Herrn nicht passend gewesen seyn. In dem Lustspiele überbot Herr Größer, (Eppelmeier,) seinen Vorgänger weit an Natürlichkeit in Sprache und Benehmen. Dagegen blieb Herr Thieme (Schmutler) hinter seinem Vorgänger, und das will viel sagen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 26. Febr. Das Portrait der Mutter, Lstf.

Mittwoch, den 27. Tancred, Oper.

Donnerstag, den 28. Der Leuchtthurm, Drama. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper.

Samstag, den 2. März. Elise Valberg, Schauspiel.

Sonntag, den 3. Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 16. Donnerstag, 28. Februar 1822.

Statistische Bemerkungen über das Land der Hyparktier.

(A. d. Engl. von S. Clown's neuesten Berichten vom Nordpol.)

Samuel Clown, Neffe eines englischen Grönlandfahrers wird auf einer Seereise jenseits des Lankaster-Sundes von seinem Schiffe getrennt, indem eine ungeheure Eisfläche, die er mit dem Feuergewehr in der Hand betreten hatte, um einem entdeckten Polarbären nachzugehen, plötzlich in Stücke zerspringt. — Auf einem derselben fortgetrieben landet er durch Mittel, die er umständlich beschreibt, an einem Felsen. Er untersuchet ihn, findet ihn hohl und inwendig von Menschen bewohnt. — Durch einen Schacht gelangt er in eine bedeutende Tiefe, und sieht sich am Ende seiner Fahrt zu seinem Erstaunen mitten in einer wohl beleuchteten Stadt. — Er wird hier gastfrei aufgenommen, in die besten Häuser eingeführt und lebt, wie wir aus seinem Berichte erfahren, noch in diesem Augenblicke daselbst. Nach einer ausführlichen Beschreibung der Lage, des Clima, der Landesproducte ꝛc. ꝛc. fährt er also fort

Das Land wird nach seiner natürlichen Lage in zwei Provinzen eingetheilt; nämlich in das Departement über und unter dem Wasser. Das lezte kann man sich allenfalls als ein weites Bergwerk vorstellen. Es ist das eigentliche Haupt- und Mutterland, der Sitz der Vornehmen und die Wiege aller Cultur. Das erstere hingegen, welches aus Felsengruppen besteht, die sich bis nahe zum Pol hin erstrecken sollen, ist nur der Aufenthalt der gemeinsten Volksclasse. Ausserdem sollen über dem Wasser noch einige Schwärmer aus den vornehmeren Classen wohnen, die den Genuß der freien Luft und den Anblick des Himmels den Annehmlichkeiten des Mutterlandes vorziehen, und deshalb insgemein von ihren Standesgenossen über die Achsel angesehen werden.

Die Einwohner sind wie wir gestaltet, nur sind sie etwas bleicher; denn dort erblickt nur der gemeine Mann das Tageslicht; hingegen heißt in ihrer Sprache: vornehm so viel als von der Oberwelt geschieden. Uebrigens erfreuen sie sich in der Regel einer gesunden Leibesbeschaffenheit, außer daß sie häufigen Augenschwächen ausgesetzt sind, wahrscheinlich ihrer unterirdischen Beleuchtung wegen.

Das Naturell der Hyparktier kann ich nicht genug loben. Sie sind ein gutmüthiges Volk, zuvorkommend und höflich. Ein Grund mehr, warum es mir vom ersten Augenblicke an bei ihnen ungemein gefiel. Besonders ist das Betragen eines Geschlechtes gegen das andere so gefällig, so liebreich, so entgegen kommend, daß sie hierin vielleicht alle Europäer und namentlich uns Engländer weit hinter sich lassen; was man aber begreiflich finden wird, wenn man weiß, daß mit der Einprägung dieser Tugenden in den höheren Ständen aller Unterricht beginnt. Man veranstaltet zu diesem Ende Kinder Gesellschaften, Kinderbälle, Kinder-Conzerte, und ähnliche Zusammenkunfte, wo man Knaben und Mädchen anleitet, sich durchaus wie erwachsene Personen zu benehmen; und es ist in der That unterhaltend zu sehen, wie diese Kinder einander die verbindlichsten Dinge sagen, wie sie seufzen, sich begehrende Blicke zuwerfen, verstohlen die Hände drücken und dergleichen mehr. Man glaubt ein verkleinertes Menschengeschlecht vor sich zu sehen; wobei die Täuschung noch mehr dadurch unterhalten wird, daß Knaben und Mädchen vollkommen das Ansehen reifer Personen haben; ein Beweis, daß die Natur sich überall durch die Lebensart überwinden läßt.

Die Erwachsenen halten, besonders im äußern Benehmen, viel auf Anständigkeit und Zucht. Sie haben, wenn ich so sagen darf, sehr gewissenhafte Ohren die Niemand der einige Lebensart besizt, zu verletzen wagt; wie sie denn auch in ihren Schauspielen nichts so sehr, als edle und tugendhafte Reden beklatschen. Wenn sich hieraus auf ihre Gesinnungen schließen läßt, so sind sie ein noch unverdorbenes Volk. Was ihnen aber den unbestreitbaren Titel guter und wohlwollender Menschen erwirbt, ist das Bestreben, jeden ihrer Vorzüge andern mitzutheilen; denn findet sich jemand, sey's Frau oder Mann, der sich in seinen Grundsätzen oder Gewohnheiten von ihnen unterscheidet: so glaubt sich jeder verpflichtet, auf eine freundliche herablassende Weise den Irrthum desselben zu berichtigen, und ihn den übrigen ähnlich zu machen. Dabei haben sie jedoch wieder die Sonderbarkeit an sich, daß sie den einmahl zurechtgebrachten Zögling, eben weil er ihnen ähnlich geworden, dann für ein ganz gewöhnliches Geschöpf

ansehen, und ihn weiterhin keines besondern Antheils würdigen.

Zur Beförderung der Ehen gibt es bei ihnen ein besonderes Zwanggesetz. Die Hagestolzen müssen nicht etwa eine Steuer zahlen, denn das würde einen Hyparktier nur auffodern, seinen Scharfsinn mehr anzuspannen, um auch diesen Betrag hereinzubringen, und dem ledigen Frauenzimmer wäre wenig geholfen: sondern es ist auf das strengste und unabänderlichste verordnet, daß ein alter, siecher und kranker Hagestolz von keiner weiblichen Hand gepflegt und gewartet werden darf. Nun kennt jeder von uns den Unterschied einer Mannes- und einer Frauenhand; so viel ist wenigstens durch Thatsachen erwiesen, daß die Aussicht, an seinem Krankenlager kein theilnehmendes Weib zu sehen und sich zuletzt die Augen von der Hand eines täppischen Wärters zudrücken zu lassen, hier mehr wirket, als anderwärts alle erdenklichen Zwangsmittel. Auch kann ich versichern, daß nicht leicht ein Ehemann den gethanen Schritt bereut. Sie sind alle (wenn anders ihre eigene Aussage hierin entscheidet,) vollkommen glücklich und mit ihrem Loos zufrieden. Von der andern Seite sind die Frauen in der Regel zärtlich und liebevoll, vor allem aber für die Erhaltung des Hausfriedens besorgt, wie sie überhaupt darin den Sabinerinnen nachkommen, daß sie bei jedem Sturme, der jenen Frieden zu erschüttern droht, die interessirten Parteien leicht und sanft auszugleichen wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Seeräuber. (von Walter Scott)

(Fortsetzung.)

„Ein Weib, so groß, daß ihre Mütze an die Stubenthür stieß, trat plötzlich in das Zimmer, machte das Zeichen des Kreuzes und sprach mit feierlicher Stimme: Der Segen Gottes und des heiligen Ronald auf jedes offene Thor, und ihr Fluch und der meinige über die geschlossenen Hände der Filze!

„Wer seyd ihr denn, die ihr in fremder Leute Hause euch herausnehmt, so zu fluchen? Was ist das für ein Land, wo man nicht eine Stunde ruhig sitzen kann und seine Mahlzeit verzehren, ohne von herumziehendem Gesindel geplagt zu werden, das einem wie ein Schwarm wilder Gänse überfällt!

„Diese Rede, die der verständige Leser leichtlich der Mamsel Baby zulegen wird, schien wenig Eindruck auf das Weib zu machen. Da wandte sich Mordaunt zu ihr und sprach freundlich vermittelnd auf Englisch: Es sind Fremdlinge, Norna, die deinen Namen und deine Eigenschaften nicht kennen. Sie kennen auch die Sitten dieser Insel nicht, und deßwegen wirst du sie wegen ihres Mangels an Gastfreundschaft entschuldigen.

„Es fehlt mir nicht an Gastfreundschaft, junger Mann, sagte Triptolemus, misueris sucrrere disco, die Gans, die ich habe braten lassen, war zum Michaelsbraten bestimmt, aber ihr sollt sie heute mit uns theilen. Aber hätten wir auch zwanzig Gänse, ich glaube, wir fänden heute zu viel Gäste dazu. Das muß gebessert werden.

„Was muß gebessert werden, schmutziger Sklav? fiel Norna ein, indem sie sich mit einem Nachdruck an ihn wandte, der ihn erstaunen machte. Was muß gebessert werden? Bringe immerhin deine neuen Harken, Spaden und Hacken zu uns her, und verändere die Werkzeuge unsrer Väter von der Pflugschar bis zur Mausefalle. Aber wisse, daß du in dem Lande bist, das einst von flachshaarigen Kämpen des Nordens erobert wurde, und laß uns wenigstens ihre Gastlichkeit zum Zeichen, daß wir von ihnen abstammen Ich sage euch, hütet euch! Norna schaut hinaus auf die unbegrenzten Wasser.“ — Es bleibt uns noch etwas, das wie Vertheidigung und Hülfe aussieht. Wenn die Männer von Thule aufgehört haben, Krieger zu seyn, und ein Mahl für Raben zu bereiten, so haben doch die Weiber die Künste nicht vergessen, die sie einst zu Königinnen und Prophetinnen erhoben.

Dieses sonderbare Wesen hat eine besondere Neigung zu Mordaunt, wegen seiner Kenntniß der alten Sagen und Mythologie, und sie hängt ihm eine Runnenkette von Zaubergold um den Hals. Ehe sie das Haus verläßt, verkündigt sie einen Schiffbruch, und dann eilt sie fort, nachdem sie den Jüngling dringend gebeten, unverzüglich nach Jarlshofe zurückzukehren, und er gehorcht.

Am folgenden Tage besteigt Mertoun mit seinem Sohne das Vorgebirge. Ein mastloses Schiff, und wie es scheint, von aller Mannschaft verlassen, wird von der Strömung an die Spitze des Vorgebirges geworfen und scheitert. Ein einziger Mann der sich an einem Balken festhält, taucht wieder aus den Fluthen auf, und Mordaunt, der kühne Schwimmer, rettet das Leben dieses Unglücklichen mit Gefahr seines eignen. Snaelsfoot, der Hausirer, und die Prophetin Norna sind bei dieser Scene gegenwärtig, und passen mit andern Insulanern auf Beute von dem Schiffbruch. Der gerettete ist Capitain Cleveland, der Seeräuber, ein junger, schöner Mann kühn, frei, brav und geschickt. Von Jarlshof begibt sich der stattliche Räuber nach Burgh-Westra, wo er mit freudiger Theilnahme und liebreichem Dienst-

eifer empfangen wird. Bald gewinnt er in dem Hause des Udaller's festen Fuß, und fängt an den jungen Mordaunt zu verdunkeln und entbehrlich zu machen. Dies kränkt den edlen Jüngling, und sein Verdruß steigert sich zur Wuth, als er die Nachricht erhält, daß der Capitain dazu bestimmt sey, die Festlichkeiten des Johannistages auf Burgh-Westra anzuordnen und zu leiten, ein Ehrengeschäft, das Mordaunt sonst immer über sich zu nehmen pflegte. In seinem Schmerze sucht er die Einsamkeit und an einem See findet er Norna, die ihn mit geheimnißvollen Drohungen antreibt, uneingeladen zu den Johannisfesten nach Burgh-Westra zu eilen. Die Maskeraden, Bälle ꝛc. welche hier statt finden sind mit anschaulicher Lebendigkeit dargestellt. Eine Wallfisch-Jagd, die ebenfalls zu den Festlichkeiten gehört, gibt dem Capitain Cleveland Gelegenheit, dem jungen Mordaunt das Leben zu retten, und sich dadurch seiner Verbindlichkeit gegen diesen zu entledigen. Die Feindschaft zwischen den beiden Nebenbuhlern droht bei jedem leisen Anlaß auszubrechen, und nur Brenda's Einfluß vermag ihren alten Freund zu besänftigen und in Schranken zu halten. Sie entdeckt ihm Cleveland's Neigung zu ihrer Schwester Minna, und deren Gegenliebe, und wird so der einzige Gegenstand von Mordaunt's Gefühlen, die früherhin unentschieden zwischen den beiden Schwestern schwebten. Noch während des Festes läuft plötzlich die Nachricht ein, daß ein Schiff zu Kirkwall auf der Insel Pomona gelandet sey, von dem es sich bald ausweist, daß es dem Capitain gehört. Diese Nachricht führt mancherlei Unruhe und Bewegung herbei, Die Schwestern, die beisammen schlafen, werden durch ahndungsschwere Träume erschreckt. Da ertönt ein Ständchen vor dem Fenster; Minna erkennt Cleveland's Stimme, der ihr Lebewohl zu sagen kömmt, ehe er nach Kirkwall abgeht, um sein Schiff und seine Gefährten aufzusuchen. Die Musik wird plötzlich durch Mordaunt's Stimme unterbrochen; Minna hört einen Zank, Waffengeklirr und einen Schrei. Sie stürzt an das Fenster, und sieht einen Mann einen Andern forttragen. In Verzweiflung springt sie hinab und will die Spur des Mannes verfolgen; aber Halcro, der lästige Dichter, kömmt ihr in den Weg und nöthigt sie, in ihre Kammer zurückzukehren. Am Morgen entdeckt sie Spuren von Blut an ihrem Fuße, aber ein starker Regenguß hat in der Nacht den Rasen so rein gewaschen, daß kein rother Flecken auf ihm zu finden ist. Seit dieser Nacht wird Mordaunt vermißt, und alle Nachforschungen in der Nachbarschaft blieben fruchtlos.

(Schluß folgt.)

Englische Literatur.

Die Leser erinnern sich der Skizze, welche in Nr. 51 und 52 der vorjährigen Iris mitgetheilt und worin eine Ansicht über die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der neuern Englischen Dichter auszusprechen versucht wurde.

Der darin vorherrschende Ton ist der einer innigen Anerkennung und warmen Bewunderung des poetischen Geistes, dessen Wehen in den Schöpfungen der genannten Dichter mit unsäglichem Genuß empfunden wird.

Der Gegenwart zu so reichem Besiz Glück wünschend, ließ der Verfasser jenes fragmentarischen Entwurfs die Frage unberührt, wie die neueren brittischen Dichter sich zu den ältern und ältesten verhalten und welche den Vorzug verdienen, eine Frage, deren Lösung viele Schwierigkeit und wenig Nuzzen hat, da der Dichter, ein Sohn seiner Zeit, in und nach ihr beurtheilt werden will.

Soll jedoch eine vergleichende Schäzzung eintreten, so dürfte diese nicht ausgehen von unbedachtsamer Bestreitung allgemein anerkannter, ausgerechter Abwägung jedes Verdienstes hervorgegangener Sätze, sondern müßte besonnen und klar auffassen die innerste Individualität der zu verschiedenen Zeiten am meisten gefeierten Dichter.

Wird aber gar, ohne Erwähnung der entgegenstehenden Ansicht, eine längst verschollene und als weit von der Wahrheit abweichend erkannte Meinung als noch gültig ohne weiteres postulirt, so dürfte öffentliche Einsprache zulänglich gerechtfertigt erscheinen.

In Nr. 39 des Morgenblatts erhalten wir einige Notizen über Lord Byrons Persönlichkeit und die Ereignisse seines Lebens. Unter meist Bekantem stoßen wir auf folgende Stelle:

„der Corsar, der Ungetreue (so wird Gi-
„aour übersezt!) die Braut von Abydos,
„Lara, die Belagerung von Corinth, Parisi-
„na — — bieten nur glänzende Skizzen eines
„ungeregelten Genie's dar, fast alle ohne
„Wahrheit und Natur und die der englischen
„Litteratur um so gefährlicher sind, als sie
„dieselbe wieder in das Chaos zurück zu
„stürzendrohen, woraus Pope und Ad-
„dison sie gehoben haben.“ —

Ohne für diesmal in dem ungeregelten Genie Byrons das wahre Dichter-Genie nachzuweisen und die prosaische Ansicht, als verletze er Natur und Wahrheit, näher zu beleuchten; ohne den unerhörten Satz — als hätte die englische Literatur vor Pope und Addison im Chaos gelegen — durch die glänzenden Namen Spencer's, Shakespear's und Miltons zu widerlegen; ohne die Zusammenstellung Pope's und Addisons zu rügen, da doch lezterer — hochverdient um die englische Prose — als Dichter ohne allen Namen ist und nur den regelrechten Cato nebst einigen Gelegenheits-Gedichten hinterlassen hat; — beschränken wir uns auf Mittheilung einiger Auszüge

aus dem Edinburgh-review, der vorzüglichsten kritischen Zeitschrift Großbritanniens, woraus hervorgehen wird, wie unnöthig die Besorgniß ist, als drohe der englischen Literatur ein Sturz ins Chaos, oder auch, wenn man lieber will, mit wie richtiger Schätzung die Britten dem Ante Popeschen Chaos sich zudrängen, um noch einmal dichterische Welten daraus ins Daseyn zu rufen. —

„Die bedeutendste Veränderung, welche in unsern Tagen in der literarischen Welt sich zugetragen, ist wohl die, in deren Folge die schönen Geister aus der Königin Anna Zeit von der Höhe herunter gebracht worden sind, welche sie fast ein Jahrhundert über behauptet hatten. Noch erinnert sich jeder, der vor etwa 25 Jahren seine Studien gemacht hat, wie man die jungen Leute anhielt Pope, Swift und Addison zu lesen. Wer auf Bildung Anspruch machen wollte, mußte mit ihren Werken vertraut seyn; sie gaben den Stoff der Unterhaltung, galten für kaum erreichbare Muster und standen ohne Widerrede an der Spitze der National-Literatur. Neue Werke, wenn man ihnen auch Verdienst zugestand, schienen nie geeignet in eine Klasse mit jenen gesezt zu werden; man las und vergaß sie; sie verschwanden wie Meteore der niedern Region, während ihre glücklicheren Vorgänger, in stetem Glanz bewährt, mit unvergänglichem Ruhm zu strahlen bestimmt schienen.

Alles dies hat sich merklich geändert. Jene gepriesenen Schriftsteller sind nicht mehr in den Händen der aufblühenden Generation. Ihre Namen sind noch in liebem Andenken, aber wie viele unter uns lesen ihre Werke? Schon fangen die Gegenstände derselben an dem Gedächtniß zu entweichen. Der Vorzug, die Auszeichnung, die ihnen so lange Zeit über niemand streitig machte, sind auf Andere übergegangen. Nicht mehr auf sie blickt der Ruhmgierige mit Neid oder der Bescheidene mit bewundernder Anerkennung. Bei diesem Verfall ihres Ansehens haben sie wenige Fürsprecher und niemand mag sich zu ihrer Schule bekennen. Kurz, dem aufmerksamen Beobachter kann nicht entgehen, daß sie von dem Zenith ihrer Glorie bedeutend herabgesunken sind. Die Zeit aber allein ist es nicht was ihren Lorber zum Welken bringt, denn Shakespear strahlt ja noch in ungeschwächtem Glanz und Bacon's Ansehen hat unausgesezt zugenommen, die ganze Periode über, welche seine weniger kräftigen Nachfolger steigen und fallen sah.

Zwei Lösungen gibt es für Erscheinungen solcher Art. Entweder ist unser Geschmack gesunken oder jene früheren Muster sind übertroffen worden; wir haben aufgehört die Schriftsteller des lezten Jahrhunderts zu bewundern, entweder weil sie zu gut, oder weil sie nicht gut genug für uns sind. — — Sollen wir unsere Meynung sagen, so kommt es uns vor, als würden die Dichter aus Pope's Schule von unsern Zeitgenossen ganz verdunkelt. Dabei ist aber der Sieg der lezteren gar nichts so Unerhörtes, daß man darüber erstaunen müßte und es ist vielmehr sehr zu verwundern, daß er nicht früher errungen worden ist. Denn in Wahrheit, jene Schriftsteller zeichneten sich mehr aus durch zahme Correktheit, als durch irgend ein originelles Produktionsvermögen. Sie gewannen ihre Lorbern mehr durch Fleiß und Besonnenheit als durch kühnes Unterfangen und inwohnende Kraft; und daß sie in kühler Enthaltsamkeit die Irrwege des Genius vermieden, ist ihnen nicht hoch anzurechnen, da er nur selten sie mit seinen Eingebungen heimsuchte. Im allgemeinen darf behauptet werden, daß jene Autoren-Generation als Dichter weder Stärke noch Größe der Einbildungskraft, weder Pathos noch Begeisterungsgluth, und als Philosophen weder Tiefe noch Originalität gehabt haben. Sie waren scharfsinnig, zierlich, klar, vernünftig aber meist kalt, ängstlich und oberflächlich. Große Natur-Scenen, große Leidenschaften sagten ihnen nicht zu; in dem unpoetischen Element des bürgerlichen Lebens sich bewegend, vermieden sie das Lächerliche, erreichten aber fast nie das Erhabene. Witzfunken und gefällige Scherze zieren ihre Werke, aber von Gluth des Gefühls, Aufschwung der Imagination und dem Götterstrahl des Genies ist nichts zu verspüren."

Wir folgen dem englischen Kunstrichter nicht weiter, obschon seine Entwickelung der Ursachen des höheren Flugs der neueren englischen Dichter (worunter dem Einfluß der deutschen Literatur eine bedeutende Stelle zugestanden wird) nicht ohne anziehende Kraft ist, und fügen nur noch, zum Beweis, daß Pope auch unter uns längst nach Verdienst gewürdigt worden, eine Stelle aus Herders 1801 erschienener Adrastea bey.

„Pope heißt seinen Landsleuten ein Fürst des Reims, der große Vernunft-Dichter; beyder, insonderheit des ersten Namens ist er werth. Ueberreimt hat er in seiner Sprache alle Vorgänger, selbst Dryden. Den Homer aber hat er verreimt. Vernunftsprüche, Geschmacks- und Verstandes-Bemerkungen, feine Sittenlehren und Charakterzüge lassen sich schwerlich in kürzere Worte und Reime fassen, als es Pope gelungen. Man könnte sagen, er habe alle wohlklingende Worte seiner Sprache eingereimt. Leider ist kein deutscher Dichter so im Mund der Nation wie der Britte bei der seinigen, ob sich gleich seine Moral oft um sehr flache Grundsätze und Weltmanieren dreht. Stand, Reichthum, Bequemlichkeit sind ihm große Gegenstände."

Und dies soll nun der Dichter seyn, der die englische Literatur aus dem Chaos gehoben, in das sie in unsern Tagen unter Byrons Einfluß wieder zurückzufallen in Gefahr ist! —

B.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 17. Sonntag, 3. März 1822.

Liebespein.

(Von Flemming.)

Mein Unglück ist zu groß,
Zu schwer die Noth,
So mancher Herzensstoß
Dräut mir den Tod.
Mein Schmerze weiß von keiner Zahl,
Vor, nach, und allemal
Häuft sich die Qual.

Ein Weib hat alle Schuld,
Die mich doch liebt,
Die, weil sie mir ist huld,
Mich so betrübt.
Von Liebe kommt mir alles Leid,
Ich weiß von keiner Zeit,
Die mich erfreut.

Preißt jemand ihre Pracht,
So wird mir weh.
Wer ihr gedenkt, der macht,
Daß ich vergeh':
Erinner' ich mich denn der Pflicht:
Was Wunder ists, daß nicht
Mein Herze bricht.

An Ihr liegt alles mir,
Was acht' ich mich?
Mein Sinn ist Freund mit ihr,
Und hasset sich!
Was ich beginne spat und früh,
Was ich gedenk', ist Sie
Die Werthe, die!

Licht ist ihr Augenglanz,
Klar ihre Zier.
Das macht, daß ich mich ganz
Verlier' in ihr.
Die Treue, die sie mir verspricht,
Find ich in solcher Pflicht
Sonst nigend nicht.

Und leb' ich mich gleich tod
In solcher Pein,
Noch hat es Keine Noth,
Sie, Sie kann's seyn
Die mir das Leben wieder giebt, —
Die mich so sehr betrübt,
Als sie mich liebt!

Ach daß ich ihr mein Leid
Nicht klagen kann!
Ich bin von ihr zu weit
Jezt abgethan!
Von Scheiden kommt mir alle Noth,
Dieß macht mich blaß für roth
Für lebend tod.

Euch klag ich erstlich an
Ihr Augen ihr!
Wie habt ihr doch gethan
So falsch an mir
Verräther war't ihr meiner Pein!
Drum müßt ihr ohne Schein
Und dunkel seyn.

Fließt (denn dieß sollet ihr
Zur Buße thun)
Hinfürder für und für,
Wie vor und nun
Quellt ewig, wie mein Schmerze quillt;
So wird mein Leid gestillt,
Doch nie erfüllt

Liebt Einer so, wie ich,
Der sage mir,
Wie er gehabe sich
Bei Liebsbegier.
Ich fühle wohl, was mich verfehrt;
Doch gleichwohl halt' ichs werth,
Was mich gefährt.

Erbarmens bin ich werth.
Doch klagt mich nicht!
Bis daß sie von mir kehrt
Der Liebe Pflicht.
Doch eher wird der Sonne Schein
Am Himmel gehen ein,
Als dieses seyn!

Habt Achtung auf mein Leid,
Auf meine Qual,
Ihr, die ihr Wächter seyd
In Amors Saal.
Hebt alle meine Thränen auf,
Und schafft mir Freude drauf,
Für guten Kauf.

Ihr Sterne auch, die ihr
Vor habt geliebt,
Und oftmals, wie jezt wir
Auch war't betrübt:
Thüt, wie man hat an Euch gethan,
Schreibt meine Seufzer an
An Jovis Plan!

Vergeß ich meiner Pflicht,
Ja, säum' ich nur,
Und halte dieses nicht,
Was ich Ihr schwur,
So sey mir Venus nimmer gut
So quäle sich mein Muth,
Wie er jezt thut.

Nein! ich will feste stehn.
Sie, wie sie mir verspricht,
Wird auch mir gleiche gehn,
Und wanken nicht
Des Herzen, das sich selbst nicht schont,
Mit Treue lohnt,
Bin ich gewohnt!

So steht mein fester Schluß
Unwiderruft,
Drauf schick' ich diesen Kuß
Ihr durch die Luft.
Dies Lied auch sey von meiner Hand,
Als meiner Liebe Pfand
Ihr zugesandt.

Glückt mir's, und sagt nicht Nein,
Der Alles fügt,
So soll Sie's einig seyn
Die mich vergnügt.
Mein leztes Wort ist: Treuepflicht.
Treu ist er, der es spricht;
Mehr kann er nicht

Statistische Bemerkungen

über das Land der Hyparktier.

(A. d. Engl. von S. Clown's neuesten Berichten vom Nordpol.)

(Fortsetzung.)

Man trifft in Hyparktien zwei Religionen an, die aber nicht etwa, wie bei andern Nationen, einander so entgegenstehen, daß sich ein Theil der Einwohner ausschließlich zu einer oder der andern bekennt; vielmehr geht hier fast jeder mehrmal in seinem Leben ohne Umstände von einer zur andern über. Die erste und eigentlich herrschende Religion besteht in Verehrung der Glücksgöttin. Diese wird unter der Gestalt eines schönen, schlanken Fisches vorgestellt, der unserm Aale gleicht, nur daß er viel geschmeidiger und schlüpfriger ist, und sich gegen seinen Willen nicht fassen noch halten läßt. Dieser Fisch spielt alle Farben, insbesondere aber die Goldfarbe. Die Gottheit, so er vorstellt, wird zwar in keinem öffentlichen Bethause verehrt, und ihr Dienst auch keineswegs von der Regierung angeordnet, demohnachtet hängt ihr Jung und Alt mit voller Ergebung an. Die andere Religion wird zwar öffentlich unterstüzt, hat aber innerhalb der Häuser nur wenig Anhänger. Wird hingegen ein Hyparktier gefährlich krank, oder sonst von einem widrigen Zufall hart bedrängt, so macht er sich von dem herrschenden Götzen auf eine Zeit los. Sein Abfall dauert jedoch nur bis zu dem Augenblicke, wo er sich außer Gefahr weiß, denn alsdann geht er sogleich wieder zu seinem früheren Glauben über, indem er sich über seine Geistesverwirrung selbst verwundert: und erst dann halten ihn seine Freunde für vollkommen hergestellt.

Gebotene Festtage hat man hier nicht oder zeichnet sie nicht besonders aus. Alle Feste werden nur durch unbestimmbare Zufälle herbeigeführt. Wenn ein geheimes Liebesverständniß plötzlich an den Tag kömmt, wenn ein angelegter Heirathsplan scheitert, wenn ein Pasquill erscheint, oder auch nur im mündlichen Verfahren jemanden aus ihrer Mitte ein empfindlicher Kernhieb beigebracht wird ꝛc. ꝛc. tritt in der Regel ein Festtag ein. Dann versammelt man sich in guten Häusern, und bringt die Stunden mit herzerfreuenden Gesprächen zu, wobei warmes Getränke servirt wird.

Mit der Hyparktischen Sprache wollt' es mir anfangs nicht gehen, denn ich habe nicht den Kopf meines verehrten Landsmannes, des verdienstvollen Capitain's Lemuel Gulliver, der die Sprachen wildfremder Nationen spielend erlernte: doch hier hat mein gutes Glück für mich auf eine andere Art vor-

gesorgt. Ich fand an den Einwohnern bei einem guten Gedächtnisse und einem guten Theil Neugierde, eine solche Vorliebe für alles Fremde, daß die meisten, mit denen ich Umgang pflege, mich mit Redensarten in englischer Sprache überraschten, was ich dann zu meinem eigenen Vortheil benuzte, um auch in ihrer Mundart einige Fortschritte zu machen. Diese ist so viel ich davon bis jezt begriffen, sehr gefällig, und kann sich an Reinheit des Klanges mit jeder andern messen; nur hat sie den Fehler, daß sie oft himmelweit auseinander stehende Begriffe, durch ein und dasselbe Wort bezeichnet. So hat man für einen Ehrenmann, und einen Menschen, der zu nichts in der Welt zu brauchen ist, nur den einen Ausdruck: Pilun. Eben so bedeutet Lapunka ein schuldloses Weib und eine Lölfelgans. Dies bringt einen Ausländer anfangs in manche Verlegenheit; wenn er aber auf den Accent merkt, welchen die Eingebornen auf ein solches Wort bei der verschiedenen Anwendung legen, so kann er mit der Zeit auch diese Schwierigkeit überwinden.

Ueber die Richtung ihrer Geistesthätigkeit und der damit verbundenen wissenschaftlichen Bildung läßt sich im Kurzen so viel sagen: Wo das Bedürfniß sie spornet, wo irgend ein Vortheil mit ins Spiel kömmt, da ist ihre Erfindungskraft scharf und gewandt; so daß sie in Entdeckung praktischer Kunstgriffe und Ausrechnung reeller Aufgaben eine Leichtigkeit zeigen, worüber jedermann stutzen muß; um so mehr, als sie dabei ohne Beihülfe der Bücher, durchaus auf originelle Weise verfahren. Hingegen läßt alles sogenannte höhere Speculiren, das im Grunde nichts einträgt und wobei man eher mager als fett wird, ihren Geist ohne Theilnahme, und wird an denjenigen die sich demohngeachtet damit befassen wollen, höchstens als eine unschuldige Liebhaberei geduldet.

Die Rechenkunst ist bei ihnen eine populäre Wissenschaft, und scheint auf ganz andern Gesetzen als jenen, die in unsern Schulen gelehrt werden, zu beruhen, und in der Mechanik sind sie Meister. Ihr Maschinenwesen steht in der Erfindung und Ausführung dem Englischen gewiß nicht nach, hat aber vor ihm den bedeutenden Vorzug einer weitläuftigeren Anwendung. Denn weit entfernt sich bloß auf eine Ersparung der thätigen Hände zu beschränken: bedienen sich die Hyparktier ihrer Maschinen, um auch höhere Menschenkräfte zu schonen. Von der Himmelskunde aber wissen sie nur das wenige, was sie aus dem Munde der Beweoh er des obern Departements darüber vernehmen; denn da sie unter der Erde hausen, gibt es für sie eigentlich keinen Sternhimmel.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel. (An die Frauen.)

Wessen die Grazie ist und der Schönheitssinn und die Zartheit.
Wenn wir täppisch und rauh knicken die Blüthe der Lust;
Das besagt vorwärts gelesen mein sinniges Wörtlein.
Aber ein trübes Bild stellt das verkehrte Euch dar;
Denn so nennt's ein Gefühl das stets nur ein Fehler erzeuget,
Manchmal verföhnt's, doch es bleibt immer ein Zeuge der Schuld.

Bonaventura.

Auflösung der Charade in Nr. 15.

Wegweiser.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 23. Febr. Jacob und seine Söhne in Egypten, Op. in 3 A. Musik v. Mehül.

Sonntag den 24. Wallensteins Tod, Trsp. in 5 Aufz von Schiller. Ehe wir über die im Ganzen treffliche, unsere Bühne hoch ehrende Vorstellung, einige wenige Bemerkungen niederschreiben, lassen wir den Verfasser selbst die Ansichten darlegen, welche ihn bei der herrlichen Dichtung, worin Wallensteins Tod die Pointe ist, leiteten, und welche in seinen Briefen enthalten sind. „Ich sehe mich „(sagt Schiller) auf einem sehr guten Wege, den „ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzu„bringen. Dies ist schon viel, und auf alle Fälle „sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von „mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze „Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jezt wird „alles auf die Totalität berechnet, und ich werde „mich bemühen denselben Reichthum im Einzelnen „mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verste„cken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um „das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich „es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Na„tur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein „Charakter, der als ächt realistisch nur im Ganzen, aber „nie im Einzelnen interessiren kann. Er hat nichts „Edles, er erscheint in keinem einzigen Lebensacte „groß, er hat wenig Würde und dergl. ich hoffe „aber nichts destoweniger auf rein realistischem Wege „einen dramatisch-großen Charakter in ihm aufzu„stellen, der ein ächtes Lebensprinzip hat. Vordem „habe ich, wie im Posa und Karlos, die fehlende „Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht; „hier in Wallenstein will ich es probieren, und „durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idea„lität (die sentimentalische nehmlich) entschädigen. „Die Aufgabe wird dadurch schwer, aber auch inter„essanter, daß der eigentliche Realismus den Er-

„folg nöthig hat, den der idealische Charakter ent„behren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallen„stein den Erfolg gegen sich. Seine Unternehmung „ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. „Er ist im Einzelnen nie groß und im Ganzen kommt „er um seinen Zweck. Er kann sich nicht, wie der „Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die „Materie erheben, sondern er will die Materie sich „unterwerfen und erreicht es nicht. — Keines mei„ner alten Stücke hat so viel Zweck und Form als „der Wallenstein jezt schon hat: aber ich weiß „jezt zu genau, was ich will und was ich soll, als „daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. Es ist „mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoff „nach meiner gewohnten Art beikommen könnte; von dem „Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten, alles muß „durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden. „Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich „mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier „wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers „gehe, wo jeder Seitenschritt das Ganze zu Grunde „richtet, kurz, wo ich nur durch die einzige innere „Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmt„heit meinen Zweck erreichen kann, muß die entschei„dende Krisis mit meinem poetischen Charakter er„folgen Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn „ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich sonst „pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr „außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abge„winnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig „und doch bin ich für die Arbeit begeistert." — In diesen Ansichten ist nicht allein der große, schöne Wille des Dichters, sondern auch die wirksamste Art der Darstellung seines Werks, besonders des Hauptcharakters bedungen und darum hauptsächlich stellen wir dieselben hier auf. Zu beklagen haben wir dabei, daß uns nicht der Genuß der ganzen Dichtung vergönnt worden ist und wir uns nur mit der lezten Abtheilung, so sehr sie auch ein Ganzes ist, begnügen mußten. — Herr Weidner gab den Wallenstein mit feiner Verknüpfung aller einzelnen Züge zu einem vollständigen Charakterbilde, das als Schöpfung des Verstandes sich gegen die Kritik rechtfertigen, sie aber nicht verstummen machen kann, und wir wollen nicht bergen, daß uns in dieser Rolle das freie, von keiner Berechnung abhängige Wirken der Begeisterung, welche den Moment kühn und kräftig erfaßt, lieber gewesen wäre. Außerdem hatte dieser Wallenstein zuviel Gemüth und stellenweise zuviel Reflexion in seiner Rede; dahin rechnen wir jedoch nicht das treflich vorgetragene Selbstgespräch im 1n Akt, vor dem Eintritt Wrangels (Hr. Größer). Hier will das Wort gewogen seyn. Es ist wahr, die Rede selbst ist für die Bühne ein wenig lang; aber wer hört nicht gern was Schiller schrieb, wenn es gut vorgetragen wird? Die gediegensten Momente dieser Leistung fanden wir in der 7n Scene des 1n Akts; in der 2ten und 3ten des 2n Akts, wo in der lezten besonders die Erzählung des Traums von großer Wirkung war. Im 3n Akt zeichnen wir als vorzüglich aus, die Scene mit den Pappenheimern und von dieser ab alles folgende bis zum Schluß des Akts; endlich die 3te u. 4te Scene des 5n Akts — hier der Anfang des Akts. — Die Erinnerung an Max Piccolomini kam aus tiefster Seele. In dieser Scene allein mögten wir Gemüthlichkeit billigen; die Wehmuth welche hier den stolzen, herrschsüchtigen Krieger ergreift ist nicht erheuchelt. Die beiden Liebenden, Max und Thekla sind die Seele des Stücks und so wie Schiller sich niemals ganz vom Idealen losreißen konnte, so hat er auch durch diese zart gedachten reinen Wesen sich selbst entschädigt, für das trugvolle Gewebe der Handlung. Herr Becker spielte den Max jugendlich kräftig, nur nicht mit der ganzen Milde welche diesen Charakter so anziehend macht. Dem. Lindner war als Thekla brav; indessen schien es uns doch als hätte ihr Organ den Ausdruck versagt, den sie ihren Empfindungen zu geben bemüht war. Besonders gut sprach sie den schönen Monolog:

„Sein Geist ists, der mich ruft ꝛc."

womit hier der 4te Akt schließt. — Alle übrigen Rollen wurden mit wahrer Liebe gegeben. Wir hoffen bei einer baldigen Wiederholung mehr darüber sagen zu können.

Dienstag, den 26. Das Portrait der Mutter, Lustsp. in 5 Aufz. von Schröder.

Mittwoch, den 28. Rothkäppchen, Oper in 3 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Donnerstag, den 28. Hedwig, oder: Die Banditenbraut, Drama in 3 Aufz. von Theod. Körner. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper in 1 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Theater-Anzeige.

Montag, den 5. März. Großes Vocal- und Instrumental-Concert. Zum Vortheil des Herrn Concertmeister Hofmann.
Dienstag, den 6. Das Wunderglöckchen, Op. in 3 A.
Mittwoch, den 7. Die Macht der Verhältnisse, Trs.
Donnerstag, den 8. Oper. (Noch unbestimmt.)
Samstag, den 10. Der Leuchtthurm, Drama. Hierauf: Der Dorfbarbier, Oper.
Sonntag, den 11. Oper. (Noch unbestimmt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 18. Donnerstag, 7. März 1822.

Zwei Triolette.

1.

Amanda's Bild, es lebt in meinem Herzen.
Hold lächelt's mir im Hain, am Quell, im Thal,
Seit mich entflammte ihrer Augen Strahl,
Lebt freundlich nur ihr Bild in meinem Herzen.
Es gibt mir Lust, es schafft mir süße Schmerzen,
Ist meine Wonne, meine süße Qual.
Amanda's Bild lebt tief in meinem Herzen,
Verschönt mir Fluren, Haine, Quell und Thal.

2.

Ich Aermster soll ihr Lieder singen,
Wenn Liebe mir den Busen schwellt!
Und böte sie mir eine Welt,
Ich kann ihr keine Lieder singen!

Mein Herz allein kann ich ihr bringen,
Das aller Lieder Quell enthält.
Wie kann ich Aermster Lieder singen
Wenn Liebe mir den Busen schwellt?

Remesis.

Die Redoute.

(Eine Erzählung)

„Heut ist Lichtmeß! man bemerkt es doch recht sehr, daß der Tag zugenommen hat! Schon ist es ein Viertel auf Sechs, und noch so hell, daß ich nähen kann.“ — So sagte Julie, mit dem, bis auf einige Stiche, vollendeten Schweizeranzuge ans Fenster eilend. — Jezt foderte ihr Vater, der alte Syndikus Wange, aus seinem Lehnstuhle heraus, zum drittenmal ein Glas Wasser; doch Molly, seine Nichte, reichte ihm, statt dessen, den brennenden Wachsstock. — Nun loderte der Grimm des Podagristen in lichten Flammen auf. „Daß dich!“ rief er erbittert, den Krückstock heftig auf die Erde stampfend: „wollte ich doch, ich hätte mich eher zehnmal an das kranke Bein gestoßen, als daß ich mir die Erlaubniß zu der verdammten Redoute habe abschwatzen lassen! Ist mein Haus nicht seit drey Tagen ein wahres Narrenhospital? Geht nicht Alles verkehrt? — Vorhin fodere ich eine Schlafmütze, und Julie bringt mir Hut und Stock; ich verlange wiederholt ein Glas Wasser — und Molly reicht mir den Wachsstock. — Ja, ja! so lange man Euch Mädchen die ordinaire Kost des häuslichen Einerlei reicht, so lange bleibt Ihr gesund an Leib und Seele; läßt man Euch aber nur einmal von der Frucht des Vergnügens kosten, so ist es auch, als hättet Ihr von der Tollwurzel gegessen, und selbst die Vernünftigsten unter Euch machen hiervon keine Ausnahme.“ Bei diesen Worten sah er seitwärts auf Molly, welche während dieser Rede, mit dem Glas Wasser in der Hand, vor ihm stand, und ihn durch einen sanft bittenden Blick ihrer milden Augen zu begütigen suchte.

Indeß Julie ihren Anzug zusammensuchte, und an diesem oder jenem Stück noch etwas zu verbessern fand, entfernte sich Molly, und kam nach einer halben Stunde als die niedlichste Bewohnerin des reizenden Helvetiens wieder. Selbst das finstere Auge des grämlichen Alten erhellte sich beim Anblick dieser lieblichen Gestalt. — Jezt half Molly Julien beim Ankleiden. Sie schlang das lange, blonde Haar in künstliche Flechten, schnürte den schlanken Leib in ein knappes Mieder, und suchte gefällig und neidlos Alles hervor, was die natürliche Schönheit ihrer Cousine erheben konnte.

Julie betrachtete den gelungenen Anzug wohlgefällig im Spiegel. Auf ihren dunkelglühenden Wangen malte sich die Vorempfindung des erwarteten Vergnügens, und in den strahlenden Augen brannte der gehoffte Triumph über die Wirkung ihrer Reize. — Es pochte. Man öffnete. Ein Gerichtsdiener brachte dem Syndikus noch Akten zur Unterschrift. „Der Schreiber soll kommen, und Dinte und Feder mitbringen!“ rief der Alte, und Molly bestellte den Auftrag. Julie — welche in ihrer Zerstreuung das Verlangen des Vaters überhört hatte — glaubte, als sie den Tritt des Schreibers auf dem stillen Hausflur ertönen hörte, der Kaufmann Anker, ihr

Begleiter komme, ſie zum Ball abzuholen. Sie wollte heut einen Total-Eindruck auf den — ſichtlich zwiſchen den Couſinen ſchwankenden — Verehrer hervorbringen; er durfte ſie daher nicht eher überraſchen, als bis auch die lezte Nadel den rechten Platz gefunden. — Sie eilte ſtürmiſch an die Thüre; in demſelben Augenblick trat der Schreiber ein; durch Juliens heftige Bewegung flog das größte aller Dintenfäſſer aus ſeiner Hand — der ſchwarze Strom überfluthete den Purpur des ſeidenen Röckchens, und ergoß ſich zehnarmig bis zum geſtickten Zwickel des ſeidenen Strumpfes. — Julie ſchrie vor Entſetzen laut auf; ſie rang die Hände, und über das todtenblaſſe Geſicht zuckten Schrecken und Zorn. Der Schreiber ſtammelte zitternd einige Entſchuldigungen — der Alte fluchte und tobte, und Mollys tröſtende Stimme ging in dieſem Orkan verloren. Endlich — als der Zorn des Syndici ſo wüthend ward, daß Juliens Verzweiflung ſchüchtern davor zurückbebte — gelang es Molly, ſich Julien beruhigend verſtändlich zu machen. — „Weißt du was, liebe Julie?“ ſagte ſie mit Engelsfreundlichkeit: „nimm meinen Anzug. Wir ſind von einerlei Größe und Stärke, er wird dir ſo gut paſſen, als der Deinige. Auch thut mir ohnehin der Kopf etwas weh, und ich opfere wenig auf, wenn ich zu Hauſe bleibe. Du aber haſt dich ſo lange ſchon auf dies Vergnügen gefreut!“—

Julie weigerte ſich zwar einige Zeit, Mollys Anerbieten anzunehmen; doch gab ſie endlich deren liebevollem Andringen nach.

Jezt erſchien Kaufmann Anker, ſeine Damen abzuholen. Er war durch Mollys Zurückbleiben, deſſen wahre Urſache man ihm jedoch verſchwieg, betroffen, und ſah in des Mädchens ſtillem Opfer nur die Unbill des weiblichen Eigenſinnes. Er fühlte ſich verlezt — gekränkt. Denn eben heute hatte er Molly ſeine Neigung entdecken, und — wenn ihn die zartgeäußerten Zeichen ihres erwiedernden Wohlwollens nicht trügeriſch geſchmeichelt — morgen den Syndikus um ihre Hand bitten wollen. — Julie ſtand vor ihm im blendendſten Reiz. — Sie war nun in ſeinen Augen, welche der Unmuth verdüſterte, die Beſſere, ja die Liebende. Denn — ſie war auf die unzweideutigſte Art dem jungen, liebenswürdigen Manne, von dem erſten Tage ihrer Bekanntſchaft an, mehr entgegen gekommen, als die ſtrengen Geſetze der jungfräulichen Zurückhaltung es geſtatten wollten. —

Als Julie mit ihrem Begleiter fort war, fühlte Molly ſchmerzlich, was ſie aufgegeben hatte. Allein — jedes Opfer iſt mit Roſen bekränzt, und Molly fand die ihrigen in dem lohnenden Bewußtſeyn, ihre Couſine zufrieden geſtellt zu haben, und in dem Beifall ihres Oheims. — Dieſer rief Molly an den Sorgenſtuhl. „Höre, Molly,“ ſagte er in einem Tone, welchem ein mildes Gefühl die ſonſtige Rauhheit benahm: „du biſt ein gutes Kind! — Ich habe heut, wie immer, dein Herz erkannt! — Glaube jedoch nur, daß es ſeinen Lohn finden werde! Schwer habe ich mich darüber geärgert, daß Julie ein Vergnügen annehmen konnte, welches nur durch deine Entbehrung möglich ward; doch du, meine Tochter, biſt im Vortheil — Juliens Freude verblüht mit dem Genuß; die deinige blüht unverwelklich, und noch ſpät wird dich die Erinnerung an dieſen Maskenball befriedigen.“ — Molly küßte dankbar die liebkoſende Hand des Alten, und entfernte ſich jezt, weil dieſer noch ein Geſchäft beendigen wollte.

Das kleine Stübchen, welches Molly bewohnte, war auf ebener Erde. Das einzige, aber große Fenſter deſſelben ging auf die Straße, die der Umſtand, daß der berühmteſte Gaſthof der Stadt ihren Anfang bildete, vorzüglich belebt machte. — Ehe Molly ſich entkleidete, trat ſie einige Minuten ans Fenſter, und ſah, in tiefes Sinnen verloren, auf der hellerleuchteten Straße das Treiben und Drängen der Menſchen, die der ſtille Abend vergebens zur Ruhe einlud, weil ſie lieber dem lauten Rufe der Luſt folgten. — Vier wilde, vor einem hohen, feſtverſchloſſenen Wagen langgeſpannte Pferde brauſten jezt die Straße herauf. Ihnen entgegen rollte flugſchnell ein anderer Wagen. Die Pferde des erſtern ſcheuten, und bäumten auf die Seite; der Kutſcher lenkte mehr übereilt als geſchickt, durch eine gewaltſame Wendung ein, und der Wagen ſtürzte mit lautem Gekrach vor Mollys Fenſter darnieder. — Fürchterlich klirrten die zertrümmerten Glasſcheiben des Wagens; die kräftige Stimme eines zürnenden Mannes übertönte das Fluchen des Kutſchers. Jezt glaubte Molly ein Frauenzimmer regungslos auf der Erde liegend wahrzunehmen, und ohne an ihren Anzug zu denken, eilte die Halbſchweizerin zur Hausthür hinaus. — Sie fand einen jungen Mann, von ſchlanker, ſchöner Geſtalt, bemüht, mit der höchſten Kraftanſtrengung ein, wie es ſchien, ohnmächtiges weibliches Weſen unter dem Wagen hervor und dieſen in die Höhe zu heben. — Molly ſprang helfend hinzu. Sie hielt die Dame, deren Schleier in Blut getaucht war, und der junge Mann, jezt ſeiner beiden Hände mächtig, richtete nun ſchnell den Wagen auf. — „Hier hinein, in dies Haus!“ rief Molly, als der junge Mann die Bewußtloſe auf ſeine Arme nahm, und ſich nach einem Zufluchtsorte umſah. Molly öffnete ihr kleines Zimmer; man legte die Dame auf das ſchneeweiße Mädchenlager, und Molly lüftete mit heftig zitternder Hand den blutigen Schleier. — Da leuchtete ihr das wachs-bleiche Geſicht eines ſchlafenden Engels entgegen. Eine tiefe Stirnwunde, und kleinere Wunden um Wangen und Mund, bildeten die Schläferin zur Märtyrerin. — Molly — ob zwar in allen Tiefen des zarten verlezbaren Herzens erſchüttert — leiſtete mit Beſonnenheit und Faſſung

Digitized by Google

der Unglücklichen alle nur mögliche Hülfe. Sie rieb mit köllniſchem Waſſer fortgeſezt Schläfe und Pulſe, und nach einiger Zeit zeigte ſich ihren ſtarr betrachtenden Blicken der erſte Schimmer des wiederkehrenden Lebens auf dem Geſicht der Kranken. Molly verdoppelte ihre Bemühungen, und es öffneten ſich ein Paar ſchöne braune Augen, erſtaunt und fragend auf die nächſten Umgebungen blickend. — Mollys Lippen entglitt ein Freudenlaut; der junge Mann küßte weinend die Hände der Erwachten, indem er ausrief: „Gott ſey geprieſen! Nun hole ich den Arzt und Wundarzt. Sey ruhig, liebes Guſtchen! Du befindeſt dich in dem Schutz eines Engels!“ — Bei dieſen Worten eilte er von dannen. — Behutſam und ſchonend fing nun Molly an, zu der Kranken zu ſprechen. Dieſe drückte der holden Tröſterin innig die Hand, und klagte: daß ſie heftige Schmerzen an der Stirne fühle, um welche Molly einen leichten Verband gelegt hatte. — Jezt erſchien der junge Mann mit dem Arzt; bald darauf kam der Wundarzt. Dieſer unterſuchte die Wunden, fand ſie ziemlich unbedeutend, und verband ſie. Der Arzt hingegen meynte: der heftige Schreck, verbunden mit der Wirkung der äußern Verletzungen auf die innere, ſehr zarte Organiſation der Dame, würde ein Wundfieber zur Folge haben, welches auch bereits im Anzuge ſey. An einen Transport der Kranken ſey daher in dieſer rauhen, naßkalten Witterung, ohne die größte Gefahr, nicht zu denken, und wenn das Fräulein (hier wandte er ſich zu Molly) ſich bereit finden laſſe, ihr Stübchen auf einige Tage abzutreten, ſo ſtehe er für die Einwilligung des Hausbeſitzers, deſſen alten Freund er ſich nannte. — Molly verſicherte, daß ſie ſich glücklich fühle, ihr Stübchen einem Dienſt der Menſchenliebe weihen zu können, und bot ſich mit zudringlicher Herzlichkeit der Kranken zur Wärterin an. Der Arzt ging hierauf zum Syndikus, welcher nur flüchtig und unvollſtändig erfahren hatte, was in ſeinem Hauſe vorgehe. Er machte ihn mit dem Unfall, welcher die Amtsräthin Pluto und ihren Bruder, den Oberförſter Felix, betroffen, bekannt, und auf die wahrſcheinliche Wirkung davon, eine mehrtägige Krankheit der jungen Frau, aufmerkſam, und ohne alle Anſtrengung ſeiner Ueberredungskraft erhielt er von dem gutmüthigen Alten die Erlaubniß, ſeiner Patientin verſichern zu dürfen: ſie könne, ohne die geringſte beunruhigende Rückſicht auf den Wirth des Hauſes zu nehmen, in demſelben ihre Wiederherſtellung nach Bequemlichkeit abwarten. — Mit dieſer troſtvollen Verſicherung kehrte der Arzt zu der Kranken zurück, machte noch einige Verordnungen, und entfernte ſich ſodann mit dem Verſprechen, ſo früh als möglich wiederzukommen.

(Fortſetzung folgt.)

Bruchſtück aus „Italien.“

(Von Lady Morgan).

Die Familie Caponi beſizt drei Wandgemälde in ihrem Pallaſte zu Florenz, welche Begebenheiten aus der Geſchichte ihrer Eigenthümer darſtellen, von denen beſonders Eines große Theilnahme erregt. Der Gegenſtand deſſelben ſind Karl VIII. von Frankreich und Peter Caponi. Nachdem der erſte in Italien, von Ludwig Sforza dem Thronenräuber dahin gerufen, manche Schlacht gewonnen hatte, zog er 1495 mit königlichem Pomp, und herriſcher Kriegsmacht in Florenz ein. Er bezog den Pallaſt Medici, ſprach wie der Beſieger Toskana's, und Peter Caponi wurde, mit drei der angeſehenſten Bürger, zur Unterhandlung an ihn abgeſchickt. Doch kaum hatte ſein Geheimſchreiber den ſchimpflichen Vertrag zu leſen angefangen, als die Abgeordneten ihre Schaamröthe und ihren Unwillen nicht zu bergen vermochten. Der ſtolze Monarch ſprang auf und drohte in die Trompete ſtoßen zu laſſen, aber Caponi entriß dem Geheimſchreiber das Manuſkript, zerriß es in tauſend Stücke, und antwortete in ſchlechtem Franzöſiſch folgende republikaniſche Worte: à vous trompete, à moi cloche. Hierauf wendete er dem Monarchen den Rücken, verließ nebſt ſeinen Mitbürgern den Saal, befahl die Lärmglocke zu läuten, verſammelte das Volk und beſtritt den Heerhaufen eines wilden Eroberers, mit der Kraft eines freien Volkes. Dieſe beherzte aber gefährliche Handlung Caponis rettete die Stadt: die Bürger ſezten ſelbſt einen Vertrag auf, und Karl verließ friedlich Florenz.

Die Wahl des Malers ſtellt den Augenblick dar, wo der kühne Florentiner dem Geheimſchreiber das ſchändliche Manuſkript aus den Händen reißt, und ſchildert die verſchiedenen Leidenſchaften der auf dem Gemälde dargeſtellten Perſonen mit hoher Wahrheit. Ein Nachkomme dieſes edlen Peter Caponi, der Marcheſe Gino Caponi, ward im erſten Jünglingsalter, dem Kaiſer Napoleon in den Tuillerien vorgeſtellt. Mit Gleichgültigkeit war er bereits bei mehreren Fürſten und Großen vorübergegangen, als er beim Namen Caponi, vom Andenken der Vergangenheit ergriffen, plötzlich ſtehen blieb, und mit Feuer zum jungen Marcheſe ſagte: „ich kenne ihre Familie — ihr habt Revolutionen gemacht.“ Beſcheiden antwortete Caponi: „Ehemals, Sire“ — N. „Ja, ja, jezt iſt man freilich ruhig, man revolutionirt nicht mehr in Italien. Ihr gehört zu meinen beſten Unterthanen. Die Zeit hat ſich geändert Ich habe eure Geſchichten geleſen. Italien konnte damals 60,000 Pferde liefern. Warum kann es das nicht mehr?“ Hier wendete er ſich weg und ſchien nachzudenken. Nachdem er dieſe lezte Frage noch einmal wiederholt hatte, erwiederte der junge Caponi: “Sire, ich glaube nicht, daß

Italien jemals 60,000 Pferde erzeugte, da wir aber den Krieg in eigenen Angelegenheiten führten, bezogen wir die Pferde aus dem Auslande. — N. Wie fingt ihr es damals an so reich zu werden? — C. Sire, wir waren Handelsleute. — N. Welchen Handel triebt ihr? — C. Den Levantischen." Jezt sprach er mit Gründlichkeit über den Handel und dessen Wiederherstellung dann fuhr er fort: „Ich bin auch ein Toskaner; wir stammen beide aus Familien der Condottieri ab; (So nannte man damals die Häuptlinge, welche einen Haufen zügellosen Raubgesindels sammelten, ausrüsteten, besoldeten und an den Meistbietenden vermietheten) meine Voreltern besaßen San Miniato; als ich nach Toskana kam, besuchte ich dort einen alten nun verstorbenen Oheim; in der Bibliothek fand man eine Komödie, die ein Mitglied meiner Familie geschrieben haben soll; sie ist, wie die Calandria des Kardinlas Bibiena, und wie alle andern Komödien der damaligen Zeit, voller Zweideutigkeiten. — C. In dieselbe Klasse gehören auch Machiavels Komödien — N. Wie! schrieb Machiavel auch Komödien! Das war ein großer Mann. Ich bewundere seine Dekaden. Als ich nach Toskana ging nahm ich den Weg über Modena und Pistoja. Er war so schlecht, daß ich mein Heer kaum durchführen konnte. Um beide Heere zu verbinden aber ließ ich eine Straße bauen. Nicht wahr? — C. Ihre Majestät haben die Heerstraßen ungemein gebessert, ja selbst einmal den Plan eines neuen Wegs in die Romagna geäußert." — Nun ging der Kaiser in viele Einzelheiten, über die Art seiner Anlagen, über, und fuhr dann fort: „Ihr Leopold hat schöne Werke vollbracht; sein peinliches Gesetzbuch ist vortrefflich. Caponi erzählte ihm hierauf, daß es während einer gewissen Zeit seiner Regierung gar keine Verbrecher gegeben, und alle Gefängnisse, unverschlossen, leer gestanden hätten. Napoleon hörte mit Beifall zu — dann sagte er, Eure öffentlichen Schulden habe ich bezahlt — sprach hierauf mit andern Personen, und sezte seinen Weg weiter. Dieses merkwürdige Gespräch ward halb Französisch halb Italienisch geführt.

Der Seeräuber. (von Walter Scott) (Schluß.)

Nur auf Norna's geheimnißvolle Zauberkräfte sezt man noch einige Hoffnung für die Entdeckung des verschwundenen Jünglings, und selbst der stille, einsame Mertoun fühlt sich bewogen, die kluge Frau in den Ruinen der alten St. Ninian's Kirche aufzusuchen. Dort findet er sie mit grausenhaften Beschwörungen beschäftigt, zu denen sie Materialien aus der Gruft ihrer Ahnen holt. Nachdem sie mit furchtbar kreischender Stimme ihre Zauberformeln abgesungen, frägt sie Mertoun nach seinem verlornen Sohne. Aber statt der, bestimmten Antwort, befiehlt sie ihm, sich am fünften Tage des großen Jahrmarkts an einem genau bezeichneten Platze zu Kirkwall einzufinden. Da Mertoun Bedenken äußert, ihr zu gehorchen, flüstert sie ihm etwas in's Ohr, das wie ein Zauber auf ihn wirkt und ihn zum Schweigen bringt.

Jezt ändert sich die Scene. Wir kehren in das Haus des Udaller's zurück, wo Mina an einer schweren Krankheit darniederliegt, gegen die keine Arznei fruchten will. Da beschließt man endlich, sich zu der klugen Frau zu begeben und von ihrer Zauberei Hülfe zu erflehen. Die Höhle der Zauberin ist trefflich beschrieben, ein Bild, würdig eines Salvator Rosa. Als sich das Thor der unterirrdischen Wohnung öffnet, tritt, zum Schrecken der beiden Mädchen ein kleiner dicker Zwerg, mit einem entsetzlich großen Kopfe, den Ankömmlingen entgegen. Die Mädchen glaubten den prophetischen Zwerg Trolld vor sich zu sehen, dessen sie sich aus Norna's Erzählung mit Schauer erinnerten. Eine neue Zauberscene beginnt, und ihr Erfolg ist Minna's Heilung, welche durch Norna die heimliche Nachricht erhält, Mortaunt sey nicht todt.

Der Jahrmarkt zu Kirkwall führt fast das sämmtliche Personal des Romans von der Insel Shetland nach der größten orkadischen Insel, Pomona, hinüber. Dort finden wir den Capitain Cleveland wieder, der den Entschluß gefaßt hat, den Sündenweg des Seeräuberlebens zu verlassen und sich von seinen verworfenen Gefährten los zu machen. Aber das Schicksal vereitelt seinen edlen Vorsatz. Ein Streit mit dem Hausirer Snaelsfoot giebt Veranlassung, daß der Capitain fest genommen wird.

Mancherlei Begebenheiten treten hier ein, aber Cleveland bleibt Gefangener. In einer zerstörten Kirche finden wir ihn umherwandelnd und seinen traurigen Gedanken nachhängend.

„Bald, bald, sprach er, indem er auf die Grabsteine blickte die ringsum den Fußboden der Kirche bedeckten, bald werde ich zu diesen Todten gehören. Aber kein heiliger Mann wird einen Segen über mich sprechen — keine freundliche Hand eine Inschrift auf meinen Stein graben — kein stolzer Nachkömmling mein Wappen darüber stellen. Meine weißen Gebeine werden an einem Galgen hin und her schweben, auf einem einsamen Vorgebirge, an einem wüsten Ufer, das meinetwegen unheimlich und verflucht seyn wirde. Der alte Schiffer, wenn er vorüberfährt, wird sein Haupt schütteln und von meinem Namen und meinen Thaten, zu Warnung für seine jüngeren Gefährten, reden — Aber Minna! — Minna, was wirst du denken, wenn diese Nachrichten dein Ohr erreichen? O wollte der Himmel, sie lägen zwischen Kirkwall und Burgh-Westra im tiefsten Winkel des Meeres, ersäuft und kämen nie in dein Ohr! O Wollte der Himmel, wir hätten uns nie gesehen, da wir uns doch nie wieder sehen werden!"

Wir schließen hier die Inhaltsanzeige des Romans und überlassen es dem Leser den weitern Gang und die Entwicklung in dem treflichen Werke selbst nachzulesen. Der Geschmack ist verschieden, und daher wollen wir keine Vergleichung dieses Romans mit dem vorigen desselben Verfassers anstellen, überzeugt, daß es eben so viele Leser geben wird, die den Seeräuber über Waverley und Rob Roy, als solche, die ihn unter diese Vorgänger stellen werden. Was die Charaktere betrifft, so scheint uns Norna eine Steigerung von Mag-Merrilies, Triptolemus eine Variation von Dominie Sampson, Minna, eine Verwandte von Miss Flora, Mac Ivor und Annot Lyle. Aber Magnus Troll, Halcro, Baby, Snaelsfoot, und überhaupt die Shetländer sind durchaus neue Erscheinungen. Eine Meisterhand ist durch den ganzen Roman nicht zu verkennen, und an eindringlichen Reflexionen, wahren Gefühlen, sicher gezeichneten Charakteren, schönen Naturgemälden steht der Seeräuber keinem früheren Werke des gefeierten Dichters nach.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 19. Sonntag, 10. März 1822.

Aus Lord Byron's Marino Falieri. *)

Act 4. Scene 1.

(Lioni's Pallast. Lioni legt seine Maske ab, und den Mantel wie ihn die Venezianischen Edlen öffentlich zu tragen pflegten; ein Diener folgt.)

Lioni.

Nur hin zur Ruh'! ich bin des Sausens müde,
Obgleich kein schönres Fest seit Monden war,
Doch mich, weis nicht warum, konnt's nicht erfreuen;
Solch eine Schwermuth stahl sich mir ins Herz
Daß selbst im Tanze, wenn mit der Geliebten,
Den Blick in Blick und Hand in Hand geeint,
Schnell hin ich flog, es mich danieder drückte;
Mein Geist war wirr', mein Blut erstarrt und düster,
Dem Tode ähnlich, stand's vor meinen Sinnen,
Ich sucht' ihn wegzulachen den Gedanken,
Umsonst! durchs Rauschen der Musik selbst hörte,
In meinem Ohr', gleich Glockenton ich's klingen;
Der deutlich zwar und hell, doch schwach, und fern;
Wie in der Stadt, durchs nächtliche Getöse,
Des Meeres Brausen dumpf vernehmbar ist,
Wenn es sich hebt, und seine Wellen stärker
An Lido's Bollwerk schlagen. Drum entfloh'
Dem fröhlichen Getümmel ich, bevor
Es bis zum höchsten Jubel noch gestiegen,
Und will auf meinem Lager nun versuchen,
Die Ruh' zu finden, oder mich vergessen.
Nimm hin Antonio, die Maske nebst
Dem Oberkleid, und zünd' in meinem Zimmer
Die Lampe an.

Antonio.

Sehr wohl mein gnäd'ger Herr!
Befehlt Ihr etwa noch Erfrischungen?

Lioni.

Nichts außer Schlaf, und den befiehlt man nicht;
Doch hoff ich ihn, obgleich die Brust sich mir
So angstvoll hebt. — Vielleicht daß frische Luft
Mir Ruhe hauch't. Wie herrlich ist die Nacht!
Der feuchte Wind aus Osten weht nicht mehr,
Hell scheint der volle Mond! — Welch eine Stille! —

(er geht zum offnen Fenster)

Welch ein Kontrast mit dort wo ich gewesen
Wo Kerzen flammen und die Silberlampen
Mit bläßerm Scheine längs Tapeten-Wänden
Und düsterm Gitter, weiter Gallerien,
Durchs Dunkel hin, ein Zauberlicht verbreiten,
Das alles zeigt, doch nichts der Wahrheit treu.
Dort denkt das Alter nicht an seine Jahre,
Im schönsten Putzgeschmeide pranget es,
Vergißt sich selbst und heft die Jugendfarbe
Die ihm der Putztisch endlich hat verliehen
Nach mancher Müh', und manchem Blick im Spiegel,
Die werde bei dem trügerischen Scheine
Des Lampenlichts, das aufklärt und verbirgt,
Auch andern seine Jahre nicht verrathen;
Die Jugend, solcher Hülfe nicht bedürftig,
Verbringt die Stunden die zur Ruh' bestimmet,
Im Wahne, dem Vergnügen sie zu weihn,
Verschwendet ihre Blüthe und Gesundheit,
Im schädlichen Gedränge roher Freuden,
Und was ihr Alter noch nicht kennen sollte,
Den trüben Blick, die blasse hohle Wange,
Das zeiget schon der Sonnenstrahl am Morgen. —
Die Töne der Musik, das Fest, der Wein,
Der Rosenduft, die Blumen, und die Kränze,
Das Flammenauge, und der weiße Arm,
Das Rabenhaar, der Edelsteine Blitzen,
Der Schwanenbusen, und das Halsgeschmeide,
Des reichen Hindus allerreichste Gabe,
Und dennoch für das Auge nicht so blendend,
Als es der Nacken war, um den sich's wand,
Die Flor-Gewänder, die wie leichte Nebel
Vor meinen Blicken hin und wieder schwebten,
Die Sylphenfüßchen, mannichfach verschränket,
Das Ebenmaß der schönsten Form bezeugend;
Das ganze Blendwerk dieser Zauberscene,
So wahr als falsch — Natur und Kunst, sie schwebten

*) Marino Falieri, Graf von Val de Marina, am 11. September 1354 in einem Alter von 76 Jahren zum Dogen von Venedig erwählt, und am 17. April 1355 wegen Theilnahme an einer Verschwörung gegen den Staat, nach einem zweitägigen Verhöre, an derselben Stelle wo er, bei Uebernahme seiner Würde, der Republik den Eid der Treue geschworen, enthauptet, — ist der geschichtliche Stoff dieser Tragödie des Lord Byron.

Vor meinem trunknen Sinnen, die begierig
Der Schönheit Anblick schauten, wie der Wandrer
Im dürren Afrika den See erblicket,
Von dem er seines Durstes Lind'rung hofft —
Dies alles schwand! — und Wasser nur und Sterne
Und Welten die im Ocean sich spiegeln,
Seh' ich um mich. — Wie herrlich ist die Ansicht! —
Wie köstlicher, als die des Lichts der Kerzen
Von einem Spiegelglas zurückgeworfen! —
Wie mild vom ersten Frühlingshauch erwärmet,
Hat seine blaue Tiefe ausgebreitet
Das große Element, das zu den Sphären
Sich so verhält, wie zu dem Erdenrunde
Der weite Ocean — dort gleitet langsam
Auf seiner schönen Bahn der volle Mond,
Und scheinet heiter auf die stolzen Mauern,
Auf Seeumspülte Häuser und Pallaste,
Auf ihre Fronten, ihre Porphyr-Säulen
Die Griechenlands Gebilde herrlich schmücken,
Und die entlang dem Ufer des Kanales,
Altären gleich sich reihen, wie Trophäen
Von mächt'gen Thaten scheinen sie den Fluthen
Kühn zu entsteigen. Minder seltsam nicht,
Als aus Aegyptens Sande, jene Massen,
Geheimnißvolle Riesen, sich erheben,
Der Baukunst Schöpfung, Werke der Titanen,
Die uns von jener Urzeit einzig zeugen. —
Der stillen Nacht gemäß ist alles schleichend,
Es schweben geisterähnlich die Gestalten,
Und alles ist verschmolzen, nirgends Härte. —
Dort hauchet Sehnsucht Klagen in die Lüfte,
Zur sanften Laute singet wache Liebe
Am Fenster der Geliebten, die mit Beben
Den Laden, den verbot'nen, leise öffnet,
Um anzuzeigen, daß sie gerne höre,
Was ihr die zarte Liebe schönes singet,
Und als er sieht der kleinen Hand Bewegung
Die wie das Mondlicht weiß und blendend scheint,
Da bebt sein Herz, wie seiner Laute Saiten. —
Der Ruderschläge phosphorisches Leuchten,
Der schnelle Blitz von einer Gondol' Lampe,
Der Schiffer — Wechselsang, die dunklen Schatten,
Die auf Rialto's Brücke gehn und schwinden,
Das Glimmern eines Thurmes goldner Spitze,
Ein stolzes Haus das hier und da sich hebt,
Ist alles was man sieht, und was man höret,
In dieser von dem Ocean erzeugten
Zur Weltgebiethrin sich erhob'nen Stadt —
Wie sanft beruhigend ist diese Stille! —
Ich dank Dir Nacht! — Es hat dein mildes Hauchen
Die trübe Ahndung mir hinweggewehet
Die mich nicht lassen wollt' in dem Gedränge
Der Freuden und der Lust — Dein milder Segen,
Dein Einfluß führe nun zur Ruhe mich
Obgleich solch' Nacht wie diese zu verschlafen
Sie zu entweihen heißt. — Doch horch wer klopft?

Die Redoute.

(Fortsetzung.)

Die gemeinsame Pflege am Bette eines theuern Kranken — so wie überhaupt gemeinschaftlich getragene Sorge um einen werthen Gegenstand — macht schnell und innig vertraut, und stellt uns auf einen Standpunkt, von welchem aus wir die gewöhnlichen Formen gesellschaftlicher Verhältnisse, als etwas sehr Geringfügiges, nur belächeln. — Die strengsittliche Molly war in den ersten Minuten ihrer Bekanntschaft mit dem Oberförster vertrauter mit ihm, als mit irgend einem Manne, und ihr reines, einfaches Gemüth leuchtete in dem himmlischen Licht inniger Theilnahme unverschleiert dem feinen Mädchenkenner.

Molly reichte der Amtsräthin, welche sich jezt etwas munterer fühlte, eine Tasse Thee, und während sie sich zu ihr hernieder beugte, berührten ihre schönen, langen Haarflechten, noch geschmückt mit bunten Bändern, die Hände des Oberförsters, welcher am Bette seiner Schwester saß. — In diesem Augenblick erst schien ihm das Fremdartige in Mollys Kopfschmuck aufzufallen, und wie aus einem Traum erwachend, fragte er das Mädchen: ob sie den Maskenball auch habe besuchen wollen? — „Ja, ich wollte!" erwiderte lächelnd Molly; „doch" — fuhr sie fort — „es will mich bedünken, als walte ein ganz eigner Unstern über dieser Redoute!" Bei diesen Worten sah sie dem Oberförster freundlich ins Gesicht, und begegnete in seinen Zügen der sich deutlich aussprechenden Besorgniß: ob sie sich auch etwa durch ihre gastfreundliche Bereitwilligkeit, den Verunglückten hülfreich beizustehen, von dem vorgenommenen Vergnügen habe abhalten lassen? —

Unbegreiflich zart ist der Sinn, durch welchen reinempfindende Weiber die leise Sprache der Gedanken und Gefühle einer verwandten Seele verstehen! — Darum duften oft dem stillsten und lautersten Gemüth süße Blüthen, welche die Außenwelt nicht kennt. Es vernimmt die Töne der Liebe und Treue, der Warnung und des Vorwurfs — es liebt, es tröstet, es beruhiget das Herz, in welchem diese, nur von ihm gekannte, Empfindungen ruhen.

Molly fuhr, in Antwort auf des Oberförsters stumme Frage, fort: „Wie sehr habe ich Ursache, mein Geschick zu preisen, welches mich dabei leitete, meinen Vorsatz aufzugeben! Die kleine Entsagung, die mir schon mehr als zu reich durch die Freude meiner Cousine und die Zufriedenheit des Oheims vergolten ward, hat einen noch weit größern Lohn in der Gelegenheit gefunden, so achtungswerthen Personen einigermaßen nützlich seyn zu können." — Nun erzählte Molly, einfach, ohne Schmuck — gleich weit davon entfernt, ihr gefälliges Verzichten hervorzuheben, als es in stolzerer Bescheidenheit zu

verhüllen — die Ursache ihres Zurückbleibens vom Ball, und in des Oberförsters glühenden Blicken spiegelte sich die Huldigung der Achtung und eines innigen Wohlgefallens. — Leise flüsternd — denn die Kranke war eingeschlummert — gab nun auch der Oberförster seiner schönen Mitwächterin die Geschichte der unglücklichen Fahrt zum Besten. Seine Schwester — eine leidenschaftliche Liebhaberin der Maskeraden habe, da sein Schwager, der Amtsrath, in Geschäften auf längere Zeit verreisen müssen, den entfernten Bruder aufgefodert, sie zu diesem Vergnügen zu begleiten. Er habe anfänglich nicht Lust gehabt, doch endlich dem Dringen der geliebten Schwester nicht widerstehen können. — „Jezt sehe ich wohl," sagte er mit Bedeutung, den Strahl seiner schwarzen Augen den sanftleuchtenden Blicken von Mollys Kornblumenaugen vermählend: „daß mein guter Genius ihr diesen Gedanken einhauchte!" —

Mitternacht war nun vorüber; die Kranke schlief ruhig fort, und Molly bat den Oberförster, daß er sich nun entfernen, der nöthigen Ruhe pflegen, und ihr die Sorge für die theure Schwester allein überlassen möchte. — Der Oberförster fühlte deutlich, daß Gehorchen hier Pflicht sey; er ging, aber nur sein Körper bewegte sich mechanisch in den nahen Gasthof: die rege Seele blieb bei Molly zurück. —

Diese saß an dem Bett der Amtsräthin, ohne daß die geringste Ermüdung ihre jugendlichen Glieder nur berührt hätte. Sinnig überschaute sie die Begebenheiten dieses gehaltreichen Abends, und machte Folgerungen. — Ihr frommer Sinn erkannte in dem Spiel des Zufalls, der Juliens Anzug verdarb, das Wirken einer höheren Hand, denn, hatte nicht das Erschrecken des Kaufmanns Anker bei ihrem Zurückbleiben vom Balle, und seine schlecht verhehlte Empfindlichkeit darüber, ihre längst gehegte Ahnung, daß er sie liebe bestätiget? — Wer weiß, ob nicht die Gelegenheit, sie allein und länger zu sprechen — was ihm bis jezt im Hause ihres Oheims ganz unmöglich war — eine Erklärung seiner Empfindungen und Absichten herbeigeführt hätte? — Und — sie konnte nicht anders, sie mußte sich die Frage vorlegen: ob sie wohl die Verbindung mit diesem übrigens sehr angenehmen, bemittelten, angesehenen jungen Manne das Glück finden werde, dessen sanftes Sternenlicht die trübe Dämmerung ihrer Jugend mit Hoffnungsglanz erleuchtete? — Anker schien viel zu sehr der Welt anzugehören, die Freuden der Sinne und des Reichthums zu lieben, als daß ihn auf die Dauer ein Wesen würde beglücken können, welches höhere Genüsse kennt und schäzt. — Und — hätte Molly, die arme Waise — diesen Mann wohl ausschlagen dürfen? —

Solche und ähnliche Betrachtungen machte das Mädchen in der Stille der Nacht. Ganz leise schloß sich an diese Gedankenreihe das Bild des Oberförsters an, und wie ernstlich auch die gute Molly es zu verdrängen strebte — immer kehrte die Erinnerung an den schönen Jüngling zurück, in dessen blühendem Gesicht der Ausdruck männlicher Kraft und kindlicher Gutmüthigkeit um den Vorrang stritten.

Der Tag ergraute bereits, als Julie mit ihrem Begleiter vom Ball heimkehrte. Sie hatte den Becher des Vergnügens bis auf die Hefen geleert, und von ihrem zerstörten Anzuge, den brennenden Augen, trockenen Lippen und glühenden Wangen schienen die Grazien schüchtern geflohen zu seyn. — Sie glich einer ermatteten Bachantin. — Ohne besondere Verwunderung und Theilnahme (denn noch umgaukelten sie die bunten Bilder der Freude) hörte sie Mollys warme Schilderung von der Liebenswürdigkeit ihrer unvermutheten Gäste und deren gehabtem Unfall; wünschte ihrer Cousine nun vollends wohl zu wachen, im Davoneilen ihr versichernd, daß sie an dem heutigen Tage etwas sehr Wichtiges erfahren werde. (Forts. f.)

Räthsel.

Ich wohne im Pallast so oft als in der Zelle
Doch niemals ganz allein; bin in Gesellschaft gern.
Obgleich dem Tanzen feind besuch' ich mehrmals Bälle,
Am Spieltisch siehst du mich, doch bin ich Karten fern.
Wenn du zum Lob mich rufst so komm ich gleich gegangen,
Doch bei dem Tadel, nein, da weich ich scheu zurück.
Zwar hat das Schicksal mich dem Leichtsinn angehangen,
Doch öfter reißt mich hin ein seelenvoller Blick.
Der edle Leopold sah mich in wilden Fluthen,
Ich war ihm immer nah in dunkler Wellen Nacht.
Wer mich im Feuer vermißt, der findet mich in Gluthen,
Im Blumenkelch, der Flur, in aller Blüthen Pracht.
Dem Zufall ward ich mehr als einmal hingegeben
Ich kenne die Gewalt vom ersten Augenblick.
So lang ich bin begann mit mir der Menschen Leben,
Auch war ich immerdar ein Theil von ihrem Glück.
In allen Liedern ström ich von des Volkes Lippen,
Oft in Balladen-Form nicht im Sonetten-Ton.
Es sieht mich der Pillot an stillen Felsenklippen
Und nimmer fehlt ich ihm bei seiner Mühe Lohn.
Wenn Freunde mich verschmähn, darf stolz ich Liebe wählen
Mich bindet keine Zeit an irgend einen Ort.
Ich hasse niedern Sinn und leb in edlen Seelen,
Doch reißt mich manchmal schnell ein wild Verlangen fort.
Ich hab in Liebe stets am Vaterland gehangen,
Freiwillig zog ich mit in Leipzigs Völkerschlacht.
Zum linken Ufer fort trieb mich ein stolz Verlangen,
Die Hälfte trug ich bei zum Fall von Frankreichs Macht.
Mich trug der Held am Helm, in goldnem Waffenglanze
Flog ich ins Schlachtgewühl und endlich sahst am Ziel
Du mich noch aufrecht stehn, befestigt an der Lanze
Und muthvoll end'ge ich des Lebens Trauerspiel.

Auflösung des Räthsels in Nr. 17.
Euer, Reue.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 2. März. Die Zerstreuten, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Die Entdeckung, Lustsp. in 2 Aufz. von A. v. Steigentesch. Zum Beschluß: Nummer 777, Posse in 1 Aufz. von Lebrün. Wir wurden heute auf die einfachste Weise durch den Anschlagzettel von den Ursachen des zerstörten Repertoirs unterrichtet: er nannte zwei Sängerinnen krank und eine dritte unpäßlich! In wie fern dieser Umstand auf den Wechsel der heutigen Vorstellung Einfluß hatte, sehen wir freilich nicht ein, müssen aber gestehen, daß wir die Bestürmung von Smolensk durch die oben genannten heiteren Lustspiele recht gern verdrängt sahen, um so mehr, da sie allzumal und allseitig mit wahrer Lust gegeben wurden. Besonders fand das reiche Talent des Herrn Otto darin Gelegenheit sich in seiner ganzen Glorie zu zeigen. Er spielte im ersten Stück den Major v. Staubwirbel, im zweiten den Petersen und im dritten den Notar Vortheil, und erschöpfte, ungeachtet der großen Verschiedenheit dieser drei Charaktere, alle Ansprüche die man an den darstellenden Künstler machen kann. Es ist der große Vorzug dieses Schauspielers in komischen Rollen, daß er einer jeden den rechten Grundton gibt und selbst in der Posse sich wohl hütet ein bloßer Spaßmacher zu seyn. So passend er jederzeit seine Maske wählt, so läßt er es doch darauf niemals allein ankommen, sondern er bezeichnet auch, ohne sich im mindesten eine Uebertreibung zu Schulden kommen zu lassen oder zu grimassiren, durch den Redeton, durch Mimik und seine ganze Haltung die inneren Seelenzustände, aus denen der Charakter hervorgeht. Man sieht es ihm an, daß er etwas effektuiren will und dennoch wird er von Allen verstanden, weil er es einzig und allein mit der Wahrheit hält. Wie verschieden war z. B. seine Erwartung des Ausgangs der Entführung im 2n Stück von der Erwartung im 3n Stück wo die Lotterie-Liste in seinen Händen zittert. Dort war es der mit Mühe zurückgehaltene zuversichtliche Triumph vermeynter Umsichtigkeit, hier das Angstgefühl des Sünders, der sich bewußt ist, die Gunst des Glücks nicht verdient zu haben. Zunächst ihm hatten Herr Weidner als Hauptmann v. Mengkorn, Herr Becker als Drost u. Herr Henkel als Pfeffer den größten Antheil an der allgemeinen Zufriedenheit des Publikums.

Sonntag, den 3. Die Bestürmung von Smolensk, Schsp. in 4 Aufz. von Johanna von Weißenthurn. Das oft nachgesprochene Wort Schillers: „zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie „durch den Künstler verfallen" würde in Bezug auf die Bühne richtiger so lauten: Zu allen Zeiten, wo die Kunst verfiel, ist sie durch den Dichter gefallen! Sowohl der Geschmack im allgemeinen als auch die Schauspielkunst ist durch die unsinnigen, abentheuerlichen Productionen der Dichter herabgezogen worden und immer noch findet wenigstens ein Theil des Publikums an den sogenannten Spectakelstücken, die dem Götz von Berlichingen, Wallenstein, Tell u. a. nachhinken, sein Wohlgefallen. Erfreulich ist übrigens, daß die Zahl der Bewunderer solcher Stücke, in denen, wie in der Bestürmung von Smolensk, keine Wahrheit ist, sondern alles auf eine sinnliche Berückung hinausläuft, sich immer geringer darstellt und wir sind nur gerecht, wenn wir diesen Erfolg zum großen Theil dem Fleiße unserer Künstler zuschreiben womit sie seit Jahr und Tag das Würdigere würdig darzustellen sich bestreben. Wir haben diejenigen unter ihnen bedauert, welche vor acht Tagen den Tod Wallensteins verherrlichten und heute den Sturm auf Smolensk zu unternehmen verurtheilt waren. Gewiß hat sie das Leztere mehr Mühe gekostet als das Erstere, obgleich bei diesem mehr Seelenkräfte wirksam waren als bei jenem!

Montag, den 4. Großes Vocal- und Instrumental-Conzert. Zum Vortheil des Herrn Conzertmeister Hofmann.

Dienstag, den 5. Fanchon, das Leyermädchen, Oper in 3 Aufz. Musik von Himmel. Wir wollen uns bei der Vorstellung dieser Oper, die einst, wenn gleich oft, doch immer gern gesehen wurde, kein Urtheil, sondern nur eine Frage erlauben: Warum wurde die Rolle des Eduard nicht von Hrn Nieser gegeben? Herr Nieser hat in der kurzen Zeit seines Hierseyns den partheilosen, das heißt, den edleren, wirklich kunstliebenden Theil des Publikums für sich gewonnen; er ist nicht allein kunstgeübter, angenehmer Sänger, er ist auch und zwar in gleichem Grade gefühlvoller, den feineren Anstand stets bewahrender Darsteller, wie ihn die Rolle fodert und würde durch seine Mitwirkung uns andere Mängel und Verluste, welche die Oper erlitt, vergessen lassen. —

Mittwoch, den 6. Die Macht der Verhältnisse, Trsp. in 5 Aufz. von K. Robert. Eine recht brave Vorstellung in welcher die Hauptrollen sämmtlich in kräftiger, fester Haltung durchgeführt wurden. Die unbefangene, dem natürlichsten Gefühl sich schuldlos hingebende Emilie wurde heute nicht von Dem. Scholz, sondern von Dem. Ursprung dargestellt.

Donnerstag den 7. Aline, Königin von Golkonda, Oper in 3 Aufz. Musik von Berton.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 12. März. Maria Stuart, Trauersp. (Maria: Madame Schultze.)
Mittwoch, den 13. Die diebische Elster, Oper.
Donnerstag, den 14. Der Schneider u. sein Sohn, Lustsp.
Samstag, d. 16. Die Entführung aus dem Serail, Op.
Sonntag, den 17. Das Leben ein Traum, Schsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 20. Donnerstag, 14. März 1822.

Abendwehmuth der Penelope.

(Von Corrodi.)

Tauch' o Sonne, zu entfernten Meeren —
Nimmer, nimmer wird er wiederkehren,
Er, der Eine, dem mein Busen schlägt —
Traurigselig, wenn vom fremden Lande
Einst vielleicht zum öden Heimathsstrande
Seinen Leichnam eine Woge trägt!

Hehre Götter! konnt' er das verdienen,
Der so oft mit feurigem Erkühnen
Eurem Throne stehend sich genaht —
Hellas Stolz, die Wonne seiner Krieger,
Er, sich selbst der mächtigste Besieger,
Groß im Rathe, herrlich in der That!

Weh', sie schweigen — und du selbst, Athene,
Ungerührt von meiner Sehnsuchtsthräne,
Wendest ihm dein Strahlenangesicht.
Dichter schliessen sich des Jammers Ketten,
Kein Olymrier will ihn erretten,
Und ein Sterblicher vermag es nicht.

Ach, nur halb verblühte Heldenjugend
Meines Sohnes, dem die Vatertugend
Wie die Sonne Frühlingsblumen fehlt!
Ach, Laertes schwermuthsvolle Tage,
Ach, der treuen Diener stumme Klage,
Ach, wir Alle fort und fort gequält!

Helena, zu tausendfachen Schmerzen
Auch für mich geboren; trübe Kerzen
Leuchten dir zur dritten Hochzeitsbahn.
Zweier Völker Blüthe liegt erschlagen,
Und den besten der Entkomm'nen jagen
Wilde Ströme durch den Ocean.

Tauch, o Sonne, zu entfernten Meeren!
Nimmer, nimmer wird er wiederkehren,
Er, der Eine, dem mein Busen schlägt —
Traurigselig, wenn vom fremden Lande
Einst vielleicht zum öden Heimathsstrande
Seinen Leichnam eine Woge trägt!

Die Redoute.

(Fortsetzung.)

Die Amtsräthin erwachte spät. Sie fühlte sich zwar matt und fieberhaft, aber doch bei weitem besser, als man am vorigen Abend gefürchtet hatte. Der Arzt äußerte seine Zufriedenheit mit ihrem Befinden, versichernd: daß, wenn kein unvorhergesehener Zufall es verschlimmere, sie wohl nach drei Tagen völlig wiederhergestellt nach Hause reisen könne. — Sobald es der Anstand nur erlaubte, erschien der Oberförster. Molly erfreute ihn durch die Nachricht, daß die lezte Hälfte der Nacht ganz störungslos verstrichen sey; dann entfernte sie sich, um die Geschwister an der Mittheilung von Dingen, welche man nicht immer gern in Gegenwart eines Fremden abhandelt, nicht zu hindern.

Sie eilte an das Bett des Oheims, der die gute Pflegetochter liebreich empfing, und ihren sanften Bitten: daß er ihr erlauben möge, noch ferner die Krankenwärterin der lieben, jungen Frau seyn zu dürfen, gern Erhörung gewährte. Er entband sie für diese Tage von aller Sorge um ihn, und erinnerte sie nur, ihrer eigenen Gesundheit nicht ganz zu vergessen. —

Vergnügt kehrte nun Molly zu ihrer Kranken zurück. Der Oberförster sagte ihr, daß er jezt auf das Gut seiner Schwester reiten würde, um daselbst die nöthigen Verfügungen zu treffen, gegen Abend aber wiederzukommen gedächte. Mit bescheidener Zuversichtlichkeit empfahl er seine Schwester der Obhut ihrer holden Pflegerin, und bat nun um die Vergünstigung, dem Hausherrn seine Aufwartung machen zu dürfen. — Sie ward ihm gewährt; und wenn der Syndikus sich des Dienstes, den zu erweisen sich die Gelegenheit dargeboten, schon aus gewohnter Menschenliebe erfreute: so machte die Liebenswürdigkeit des Oberförsters, seine dankbare Anerkennung der ihm und seiner Schwester erwiesenen Gefälligkeit, und die dem ehrliebenden Alten so schmeichelhafte Unterordnung des jungen Mannes — jenem die Erfüllung der Nächstenpflicht um Vieles theurer. Molly empfing mit süßem Herzpochen

den ehrfurchtsvollen Gruß des Vorbeireitenden, der, in dem kostbaren grünen Pelz, auf dem hochbäumenden Pferde seine schöne, stolze Figur in dem hellsten Licht zeigte. — Eine beklemmende Unruhe hatte Mollys Wesen ergriffen; mit vieler Mühe nur gelang es ihr, die stets entfliehenden Gedanken zu sammeln. Eine neue Welt voll unnennbarer, noch ungekannter Gefühle hob sich hoch in der stillen Brust empor, und der Abglanz dieser innern Sonne strahlte aus den Zügen ihres lieblichen Gesichts.

Mehrere Bekanntinnen der Amtsräthin hatten ihren Unfall vernommen, und kamen nun herbei, ihre wahre oder erheuchelte Theilnahme zu bezeugen. Während dieser Unterbrechungen besuchte Molly den Oheim, und erfuhr von ihm, daß Kaufmann Anker so eben um Julens Hand feierlich geworben, von dem Vater das Jawort und die Braut von ihrem Verlobten einen prächtigen Brillantring empfangen habe. Molly umarmte mit aufrichtigen Wünschen ihre glückliche Cousine.

Ein Herz, in welches der ersten Liebe Himmel sich senkte, ist der wahre König der Erde. Es blickt lächelnd auf die Schätze des Staubes, und wendet die sehnsüchtigen Blicke nur nach der theuern Gestalt, die sein heiligstes Gefühl als die zweite Hälfte seines Selbsts erkannte. — Wahrhaft Liebende finden das Peru der Freude in den Armen des geliebten Gegenstandes — das Golkonda irdischer Seligkeit in einem unbemerkten Händedruck. —

Als der Abend nahte, kehrte der Oberförster mit einem Wagen zurück. Er versah die Küche mit einem frischgeschossenen Rehbock und einem Dutzend Rebhühnern, und war sehr vergnügt, die Amtsräthin über alle Erwartung munter zu finden. Auch dieser Abend ging für Molly sehr angenehm hin. Als der Oberförster sich entfernt hatte, bestand die Amtsräthin darauf, daß Molly sich auch zu Bette begeben, dies aber in ihre Nähe bringen lassen solle, und Molly mußte nachgeben.

Drei Tage waren auf ähnliche Art verflossen, als der Arzt nun erklärte: die Amtsräthin könne ohne alle Gefahr reisen. Nicht ohne Schauer und Furcht sah diese den wiederhergestellten Wagen vorfahren; doch der Oberförster sprach ihr Muth ein. — Sie warf sich jezt, mit Thränen in den Augen, an Mollys Brust, und sagte: „Wie soll ich, meine gute, beste Molly! — o erlaube mir das schwesterliche Du! — dir genug danken? — Nimm die Versicherung an, daß mir die Erinnerung an mein gehabtes Unglück eine der wertheften meines Lebens seyn wird: denn unauflöslich knüpft sich ja daran der Gedanke an dich, du liebe Freundliche! doch — krönte die Liebesdienste, welche du mir erwiesen, noch durch die Gewährung einer dringenden Bitte! Nimm dieses Päkchen, es enthält die Maske, welche ich tragen wollte, und — wir haben auf den lezten Februar wieder Maskenball — trage du an demselben Tage diesen Anzug. Für die Einwilligung deines Oheims stehe ich; sogleich gehe ich zu ihm, und er soll nicht eher mich los werden, als bis er meine Bitte gewährt hat Versage dich jedoch an Niemand, liebe Molly! Ich werde dich abholen lassen."

Es half nichts, Molly mußte sich ergeben. Der Syndikus — ganz bezaubert von der Anmuth seiner Einquartirten, gedrängt von dem Verlangen, der geliebten Molly die geraubte Freude zu ersetzen — gab gern und freudig sein Ja — Man trennte sich nun; und Molly stand mitten in ihrem kleinen, verlassenen Zimmer, und legte tief seufzend die Hand auf das stürmisch pochende Herz.

(Fortsezung folgt.)

Auf der See.

(Nach dem Englischen des Moore.)

O schau, wie dort im Mondesstrahl
Die kleine Well' ihr Haupt erhebt,
Sich schäumend blahet noch einmal,
Und nun in's Wasserall verschwebt!

So steigt der Mensch, des Schicksals Spiel,
Aus sturmbewegtem Meer der Zeit,
Bis er, nach kurzem Glanz am Ziel,
Versinket in die Ewigkeit.

Der Traum. An Julie.

(Nach dem Englischen des Moore.)

Es lag mein Herz, so träumte mir,
Auf brennendem Altar,
Und Amor raubt' auch deines dir,
Und brachts den Flammen dar.

Wie Mittagsstrahl dem Eise thut,
So sah ich schmelzen deins;
Bis beyd', erfaßt von einer Gluth,
Verschmolzen jäh in eins!

Statistische Bemerkungen über das Land der Hyparktier.

(A. d. Engl. von S. Clown's neuesten Berichten vom Nordpol).

(Fortsetzung von Nr. 17.)

Für die Geschichte zeigen die Hyparctier wenig Interesse. Da sie kein Volk außer sich kennen, so ist das Studium dieser Wissenschaft bei ihnen eben nicht schwer. Weil sie ferner dieses Fach mehr zur Unterhaltung als zur Belehrung treiben, so ist es vorzüglich die Geschichte des Tages, was sie anzieht; hingegen bewahren sie von der Vergangenheit nur so viel im Gedächtniß, als nöthig ist, um sich über die Herkunft, den Hergang einer gemachten Carrière, die früheren Verhältnisse, Verirrungen und Schicksale einer oder der anderen unter ihnen lebenden Person gegenseitig aufzuklären. Die Geschichte des Tages ist bei ihnen ein wahres Musterbild einer ins Detail gehenden pragmatischen Wissenschaft. Sie wissen alles, was unter ihnen vorgeht. Geheime Unterredungen zwischen Gatten, Gardinenpredigten der Mütter, ja sogar Selbstgespräche einsam lebender Junggesellen, werden durch historische Forschung ans Tageslicht gebracht. Auch Dichtungen werden ohne Anstand in dieses Gebiet des historischen Wissens aufgenommen, und dienen zur Verschönerung des an sich oft trockenen Studiums. Wenn man die so mit poetischen Blumen geschmückte Geschichte der Hyparctier vernimmt, so sollte man ihnen viel dichterische Neigung und ihrem Leben eine gewisse Poesie zutrauen. Allein davon geben sie im Allgemeinen wenig kund. Vielmehr ist in ihren Vergnügungen, in ihren Genüssen und Ergötzlichkeiten eine große Vorliebe zum Reellen sichtbar, wobei sie das Ideelle gänzlich zu verschmähen scheinen. Bei ihrem natürlichen Gedankenreichthum, der meist in gleichen Verhältniß zu ihrem übrigen Besitz zu stehen und von ihnen anerkannt zu werden pflegt, ist ihre Wirthschaftlichkeit damit gewiß nur die Folge eines wohlüberdachten Grundsatzes, welcher jeden Aufwand damit für eine verschwenderische Ausgabe, das Beysichbehalten dagegen für rühmlich anerkennt.

Von der Logik wird nur der dialectische Theil bei ihnen betrieben. Es ist mir noch nicht gelungen, die Vernunftgesetze, auf welchen derselbe beruht, ins Klare zu bringen Ich glaube daher am besten zu thun, wenn ich für diesmal nur einige practische Beispiele hier anführe, welche den Leser in den Stand setzen werden, sich vorläufig eine Vorstellung von der Hyparctischen Denkweise zu bilden.

„Alles ist nur in sofern für den Menschen vorhanden, als es ein Gegenstand seiner Wahrnehmung „und Ueberzeugung ist. Was man ihm also zu verbergen vermeht, ist so gut als gar nicht für ihn „vorhanden.“

„Nur Laster belasten das Herz, doch Tugend „macht es leicht. Mir wird bei meiner Art zu leben „täglich leichter ums Herz, folglich kann nichts „tadelwerthes dabei seyn.“

„Vor Kurzem hielten wir ihn für einen guten „Kopf; jezt halten wir ihn für einen Schwachkopf; „es muß demnach eine große Veränderung mit ihm „vorgegangen seyn.“

„Dieses Buch versteh' ich nicht: Mithin hat sein Verfasser keinen Verstand“ u. dgl. m.

Ihre Metaphysik zieht sich sehr enge zusammen. Ueber Anfang und Ende der Dinge tiefsinnig nachzudenken, gehört nicht unter ihre Sorgen. Sie halten das Gefühl der Gegenwart für den Mittelpunkt alles Daseyns, und behaupten, daß der Mensch vor tausend Jahren so gut wie sie fühlte, und nach tausend Jahren es so gut wie sie fühlen werde: daß er weder der erste noch der lezte sey. So unvollständig auch dieser metaphysische Hauptgrundsatz unsern Philosophen erscheinen mag, so werden sie ihm dennoch einige Würdigung nicht versagen können, wenn sie hören, daß er zugleich das oberste Moralprincip der Hyparctier ausmacht, und also theoretisches und practisches Wissen in einem Punct zusammen faßt; ein Vorzug, dessen sich, so viel mir bekannt ist, noch kein philosophisches System rühmen kann. Denn aus dem Grundsatz: ich bin weder der erste noch der lezte — fließen alle weiteren Bestimmungen der Hyparctischen Moral, und eben so gut wird jede einzelne Handlung nur immer auf diesen obersten Grundsatz zurückgeführt.

Hier schließt der Verfasser folgendermaßen: Nun bleibt mir nichts übrig, als über die Art, wie ich diese Blätter an meine Leser zu befördern gedenke, die nöthige Aufklärung zu geben. Ich lasse mit dem Treibholze, das von hier aus häufig den Europäischen Küsten zuschwimmt, so viele Exemplare als möglich mitwandern, in der Hoffnung, daß wenigstens eines davon durch ein Schiff aufgefangen wird, oder selbst in irgend einen Seehafen einläuft. Für diesen Fall räume ich hiemit jedem Redacteur wissenschaftlicher Annalen, gelehrter Monatsschriften und (wenn es nicht anders seyn kann) jedem Herausgeber fliegender Zeitungsbeilagen das volle Recht ein, mein Werk übersetzen, drucken und also die nützlichen Dinge, so es enthält, an die gebildete Lesewelt gelangen zu lassen. Mich selbst wird Europa kaum wiedersehen, denn ich befinde mich unter den Menschen, die ich beschrieben, recht wohl, und finde, daß ich zu ihnen so gut passe, als wenn ich selbst ein geborner Hyparctier wäre. Dagegen werde ich meine Nachrichten von Zeit zu Zeit auf diese Weise fortzusetzen suchen. —

Geschrieben unter dem Pol 13. Juli 1821.

Aus dem Leben der Dichterin Anne Luise Karschin.

Die milde Natur vertheilt die Gaben und Fähigkeiten des Geistes auf eine Art, die uns oft in Verwunderung sezt. Wo wäre eine Umgebung so dunkel, ein Schicksal so drückend, aus dem sich nicht schon Menschen von seltener Geisteskraft erhoben hätten? Besonders entfaltet sich das poetische Talent zuweilen unter den ungünstigsten äußern Verhältnissen. Ein sprechender Beleg dazu ist das merkwürdige deutsche Weib, das am ersten December 1722 an der Gränze von Niederschlesien geboren wurde: Anna Luise Dürbach. Der Ort ihrer Geburt war eine einsam gelegene Meierey unfern Züllichau, der Hammer genannt. Unter den sieben armen Bewohnern dieses Ortes war ihr Vater leicht der bedeutendste, obgleich seine Wohnung nur mit Stroh gedeckt war; er hatte nämlich eine Schenke gepachtet und braute selbst das Bier, das seine Nachbarn bei ihm tranken. Ihre Mutter, die Tochter eines Försters, welche in einem adelichen Schlosse erzogen worden war, besaß etwas mehr Bildung als der Vater. Beide aber nahmen sich des Kindes um so weniger an, je mehr Arbeit und Mühe ihnen die Sorge für ihr Fortkommen machte.

Die kleine Dürbach war ein stilles, in sich verschlossenes Kind, das wenig Unruhe machte. Sie kroch unter den Bänken der Gaststube herum, und sah zu halben Tagen ganz still vor sich hin, ohne auf etwas zu merken, was um sie her vorging. Nur dann und wann verrieth sich eine größere Lebhaftigkeit bei ihr, wenn es nämlich Vorfälle gab, die auffallend genug waren, um stärker auf das verborgene Feuer ihres Geistes zu wirken.

Als das Kind sechs Jahr alt war, starb der Vater, und die ganze Last des Hauswesens lag nun auf der armen Mutter. Für die Unterweisung des Kindes zu sorgen, war eine schwere Aufgabe, da in der ganzen Gegend keine Schule, und selbst die nächste Kirche über eine Meile entlegen war. Glücklicherweise fand sich jezt ein Oheim, ein Amtmann an der polnischen Grenze, der das Kind zu sich nahm, und für dessen Unterricht Sorge trug. Er war ein gebildeter Mann, hatte ehemals selbst studirt, und gewann seine Enkelin lieb, da er an ihr ein vortreffliches Gedächtniß und eine brennende Lernbegierde gewahr wurde. Durch den Umgang mit dem geliebten Oheim, und durch seine Gespräche entwickelte sich ihr Denk- und Empfindungsmögen eben so schnell als glücklich. In weniger denn einem Monate lernte sie lesen und las nun alles, was ihr vorkam. Besonders saß sie halbe Tage lang über der Bibel, und hatte ihre Freude an den wundervollen Geschichten derselben. Hauptsächlich interessirten sie die Bücher der Makkabäer. Das Heldenmuster des Judas Makkabäus gab ihrem Geiste, der das Große und Außerordentliche liebte, die stärkste Nahrung. Als sie im fertigen Lesen hinlänglich geübt war, lernte sie schreiben, und auch das in sehr kurzer Zeit. Sobald sie die Buchstaben nur einigermaßen nachmalen konnte, blieb kein leerer Raum im Hause mehr sicher vor ihrer Kreide. Auch etwas rechnen lernte sie — aber mit dem Stricken konnte sie nicht fertig werden; das ewige Einerlei war ihr durchaus zuwider, und sie selbst hat in der Folge gestanden, daß sie kaum in ihrem Leben mehr als anderthalb Strümpfe gestrickt habe. Ihr Oheim kam allmählich in Verlegenheit, wie er sie ferner beschäftigen sollte. Sein Vorrath von deutschen Büchern war nur klein; um daher die wißbegierige Nichte zu beschäftigen, machte er einen Anfang, sie im Lateinischen zu unterrichten. Kaum waren einige Wochen vergangen, als sie schon mehrere hundert Vocabeln wußte, und der Oheim damit umging, sie einen Autor verstehen zu lehren. Es hatte sich aber ihre Mutter unterdessen wieder verheurathet, und holte jezt ihre Tochter, als diese ihr zehntes Jahr erreicht hatte, wieder ab, um sie zur Wartung ihrer kleinen Kinder zu gebrauchen.

Die Trennung zwischen Oheim und Nichte geschah nicht ohne Schmerz und Thränen. Die vier Jahre, welche sie in seinem Hause zugebracht hatte, waren auch wirklich ihr goldenes Alter gewesen, und von der Zeit dieser Trennung gehen die mannigfaltigen widrigen Schicksale an, die sie in der Folge erlitten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 21. Sonntag, 17. März 1822.

Die Redoute.

(Schluß.)

Der Februar entwich allgemach; nur wenige Tage waren noch übrig bis zum Lezten desselben. Molly hatte mit aller Kraft, welche der Schuldlosigkeit nie mangelt, dahin gestrebt, sich so wie sonst zu besitzen; auch war es ihr, bis auf eine dunkle, oft beängstigende Erwartung, die in der Tiefe ihres Gemüths wohnte, gelungen. — Julie und deren Vater bemerkten die Veränderung nicht, welche mit Molly vorgegangen war, und das stille, sanfte Geschöpf noch stiller und sanfter gemacht hatte. Julie war viel zu sehr mit den Angelegenheiten ihres Brautstandes beschäftiget, als daß sie für etwas Anderes hätte Sinn haben können, und der Syndikus, nun geheilt von seinem Podagra, brachte den größten Theil des Tages auffer dem Hause in seinen Geschäften zu.

Am Tage vor dem bestimmten Maskenball fiel es Molly ein, den Inhalt des ihr von der Amtsräthin geschenkten Päckchens in Augenschein zu nehmen. — Manche meiner Leserinnen werden es vielleicht sehr unwahrscheinlich und ganz unvereinbar mit der dem weiblichen Geschlecht angestammten Neugierde finden, daß dies nicht früher geschah; allein — so oft auch Molly im Begriff war, das kleine Geheimniß zu entsiegeln; so ward sie doch immer durch eine, ihr selbst unbegreiflich Scheu davon zurück gehalten. —

Jezt aber öffnete sie das dichtverhüllte Päkchen. Ein schönes ideales Gewand stellte sich ihren überraschten Blicken dar, und als Molly jedes Stück desselben — die niedlichen Sandalen, das weißseidene Unterkleid, das Oberkleid von grünem, mit Silber gesticktem Flor, den Kamm mit der schimmernden Mondessichel, den Köcher mit feingespitzten Pfeilen, den Bogen von Ebenholz, das kleine vergoldete Hüftborn am silbernen Bande — betrachtet hatte, konnte sie nicht zweifeln, daß es das Gewand der Diana sey. — „Also die Göttin der Jagd!" lispelte sie still für sich, und ein flüchtiger Gedanke an den Oberförster überzog ihre zarten Wangen mit dem Karmin der holdesten Schaam. —

Der lezte Februar erschien endlich. — Mollys Bangigkeit vermehrte sich mit jedem Glockenschlage. Das Licht des Tages machte dem Schatten der Dämmerung Raum, und Molly kleidete sich nun — obgleich zitternd — an. Die Amtsräthin mußte in genauer Gemeinschaft mit den Grazien und Huldgöttinnen stehen, denn dieser Anzug schien von den Himmlischen selbst angeordnet zu seyn, und Molly erbebte — freudig erschrocken — fast vor ihrer eignen Schönheit. — Der Syndikus prallte drei Schritte vor dem herrlichen Götterbilde, in welches seine kleine, anspruchlose Molly so plötzlich verwandelt war, zurück, und Julie konnte sich einer Regung des Neides unmöglich erwehren. — Jezt fuhr ein Wagen vor. Ein Bedienter in prächtiger Livree erschien, und meldete: er habe Befehl, das Fräulein abzuholen. — Molly stieg ein. Bebend trat sie in den hell erleuchteten Redoutensaal. — Aller Blicke richteten sich auf die wunderniedliche Maske; man hörte laute Ausrufungen des Beifalls. Nun eilten sechs schlanke Waldnymphen herbei, und bildeten Dianens Gefolge. Ein hochgewachsener, schöngestalteter Aktäon wollte sich diesem Zuge anschließen, ward aber von den Nymphen lachend und spottend zurückgewiesen. Mollys Herz erkannte in ihm den Oberförster. —

Die Neuheit und der Reiz dieses Vergnügens verfehlten ihre Wirkung auf Molly nicht. Der Anblick der bunten Traumwelt — der Zauber herrlicher Tanzmusik — das Bewußtseyn der Nähe und des Schutzes geliebter Personen — stimmten die Unschuldige zur liebenswürdigsten Fröhlichkeit. — Dianens Nymphenchor schwang sich im raschen Walzer und die von demselben verlassene Göttin, welche diesen Tanz ausgeschlagen hatte, lächelte freundlich dem Hirschkopf des Aktäon zu, der jezt von den neckenden Nymphen nicht abgehalten wurde, sich der Holden zu nähern. — „Schöne Diana!" sagte er feurig: „dein Zürnen raubte mir einst die Menschheit — dein Lächeln macht mich heute zum Gott!" —

Es schlug zwölf. Die anwesende Polizeiperson kündigte an, daß man sich demaskiren solle. Die

Larven sanken — und die Amtsräthin, eine der muthwilligen Nymphen, schloß Molly-Dianen freudetrunken in ihre Arme. Aktäon ward zum Oberförster. Er benuzte den ersten ungestörten Augenblick, dem Mädchen das liebende, verlangende Herz zu öffnen, und bat mit inniger Offenheit, und mit der Kürze des sich seines Werths wahrhaft bewußten Mannes, um die kleine Hand, welche so sanft Wunden zu verbinden verstehe. — Die süße Verwirrung, in welche die überraschte Molly durch diesen Antrag versezt wurde, sprach zum Vortheil des Drängers, der an den Syndikus gewiesen ward. Genug — unsere jungfräuliche Göttin fuhr als Braut nach Hause. —

Am folgenden Morgen ließen sich die Amtsräthin und der Oberförster bei dem Syndikus melden, und Molly — dem Oheim das Frühstück darreichend — erglühte, und zitterte so heftig, daß die Tasse klirrte. — Die Gemeldeten wurden angenommen, und der Oberförster trug, unterstüzt von der wohlredenden Schwester, sein Anliegen vor. — Der alte Mann verbarg seine Rührung hinter einem komischen Ausfall. „Ei, ei!" sagte er: „das geht sehr rasch! Nach jedem Maskenball ein Freier! wenn ich mehrere Töchter hätte und sie an den Mann zu bringen wünschte, so dürfte ich sie ja nur auf die Redoute schicken, um meinen Zweck zu erreichen. Ist dieser Erfolg als der allgemeine anzunehmen, so begreife ich nicht, warum die Maskeraden nicht zur Tagesordnung gehören! Doch — nun ernstlich gesprochen. Wenn Mollys Herz mit Ihrem Antrage, lieber junger Mann! einverstanden ist (und das Herz meiner Molly ist kein solch unbesonnenes, voreiliges Ding, wie die meisten Mädchenherzen; es pocht nicht eher, als bis der Verstand es gütigst erlaubt hat): so gebe ich Ihnen meine Einwilligung mit Freuden; denn der Ruf nennt Sie einen braven Mann. — Und was meine Molly betrifft, so pflanzen Sie in dieser Dirne — ein Blümchen in Ihren Wald, das gar duftreich und lieblich blühen wird. Ich verliere ungern meine Molly" — hier stockte die Stimme des alten Mannes, und aus den vertrockneten Augen drangen ein Paar seltene Thränen. Bei diesem Anblick hielt sich Molly nicht länger. Mit lautem Schluchzen taumelte sie an die Brust des treuen Pflegevaters, und er legte segnend die Hand auf ihre Stirn. —

Als der Wonnemonat den schönen großen Wald, in welchem sich die ansehnliche Wohnung des Oberförsters befand, mit jungen Blättern kränzte und mit gefiederten Sängern füllte — da feierten Julie und Molly, in einem Zwischenraum von acht Tagen, das Fest ihrer Verbindungen. — Wie sich nun Molly — im Schmuck des Myrthenkranzes — ihrem Oheim näherte, schloß er die Nichte mit größerer Rührung an seine Brust, als acht Tage früher die eigene Tochter, und flüsterte ihr zu: „Nicht wahr, Molly, der Zufall mit dem Dintenfasse war doch so übel nicht? — Ohne ihn würdest du schwerlich heut an den Traualtar treten! Erinnerst du dich wohl noch der Worte, welche ich zu dir sprach, als du dein gehofftes Vergnügen aufgegeben hattest? — Sieh, mein Kind! so legt der Mensch mit frommer Seele das Senfkorn einer guten That in den Boden der Zeit, und der Ewigliebende läßt hundertfältige Früchte der Freude daraus erblühen! — Darum kann ich dir heut keinen andern Segen geben, als den: Fahre fort, gut und fromm zu seyn wie bisher, und der Schrift eingedenk, welche sagt: du sollst seyn sittig, keusch, häuslich, gütig, dem Manne unterthan, auf daß nicht das Wort Gottes verlästert werde." —

Molly war diesen Lehren treu. In dem stillen Schatten des Eichwaldes blühte ein Paradies der Liebe, der Treue, des häuslichen Friedens — hervorgerufen und gepflegt durch Mollys sanftes, frommes Gemüth. Wenn sie dann in späteren Jahren Julien einmal besuchte, und die reiche Frau, zwar umgeben von allen Kostbarkeiten aber doch in Thränen des Unmuths fand, weil ihres Gatten veränderlicher Sinn ihn verleitete, immer andere Frauen schöner und liebenswürdiger, als seine eigne, zu finden: — dann empfand Molly deutlicher als je die Wahrheit, daß aller äußerer Glanz und Schimmer, den Menschen nicht zu beglücken vermögen, der an des Lebens edelsten Freuden — der treuen, aufopfernden Liebe eines innig vertrauten Herzens — darbt. Mit tiefem Bedauern verließ sie dann jedesmal die arme Frau, und eilte, wärmer liebend als zuvor, in den fröhlichen Kreis ihrer Lieben zurück.

Dauer der Liebe.

(Von W. Heidelberg.)

Mag der Jahre Gewicht lähmen des Jünglings Flug,
Mag Verwesung und Grab wieder zertrümmern
Diese Hülle, verwehen
Ihre Asche im Windeshauch.

Mag dies flüchtige Seyn, wie ein verlorner Traum
Was dem Herzen hier einst heilig und theuer war,
Mag der Welten Gebäude
Auch versinken in ew'ge Nacht. —

Nimmer, nimmer erlischt heiliger Liebe Gluth!
Durch die ewige Nacht leuchtet sie freundlicher,
Als die Sonne des Frühlings
Strahlt auf lachende Blumenflur.

Frühlingsempfindung.

(Von F. Jenzen.)

Wie sich das Geistblatt schon zur Laube gittert
Zur sichern Hütte für die Nachtigall;
Ein zartes Grün an Pappelzweigen zittert,
Und lauter murmelt schon der Wasserfall!

O holder Lenz, du, ewig jung und heiter,
Wie weh'st du mild an diese Schmerzensbrust!
Wie wird sie doch auf sanfter Stufenleiter
Des matten Funkens Leben sich bewußt!

Wie heilt dein Hauch des Busens tiefste Wunden,
Wie drängt er mild der Klage Laut zurück!
Ja, wo du weilst, muß jedes Herz gesunden,
Muß sich erheitern jeder trübe Blick!

Erhab'ner Geist, der über Sternen waltet,
Wie dieser Lenz, so heiter und so rein,
Laß einst, wenn hier der Leib in Staub erkaltet,
Der Auferstehung großen Frühling seyn!

Distichen. (Von Conz.)

Rath für das Leben.

Glücklich! wer nicht zu viel schon früh von dem Leben erwartet!
Gibt es ihm wenig, er wird dann um so minder getäuscht.
Gibt es ihm mehr, denn er hofft; um so freundlicher wird er ihm danken;
Doch ihm ganz nicht vertrau'n bis an die Pforte des Tod's.

Dem Menschenfeindlichen.

Der die Menschen du fliehst und klagest, sie geben so wenig
Deinem Herzen: vertrau', und du gewinnst ihr Vertrau'n.
Manches Gold ist versenkt in den tieferen Busen des Bruders,
Wenn die Ruthe dir nur, es zu entlocken, nicht fehlt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19.

Der Buchstabe: L.

Logogryph.

Gerne richtet und schnell nach dem Ganzen die Welt unsre Thaten
Und doch lüg ich so oft, borgend ein fremdes Gewand.
Aber auch freundlichen Glanz und belebende Wärme verbreit' ich,
Wenn ich auf thauigtem Pfad wandle der Sonne voran.
Oft bin ichs noch allein der durchs dunkle Leben den Blinden
Führt und ihn rettend beschirmt vor dem zernichtenden Fall.
Mond und Gestirnen verwandt besuch' ich in nächtlicher Stunde,
Friedlich die schlummernde Welt oder entdecke Betrug.
Oft auch necke ich gern mit trüglichen Bildern den Armen
Welchen die Schatten der Nacht ängstlich und furchtsam gemacht.
Nimm mir zwei Zeichen vom Haupt so erblickst du mit heimlichem Schauer
Oder auch ruhig und ernst einen der Brüder des Schlafs;
Freund wird er öfters genannt doch meist sind das täuschende Worte.
Denn für den Feind seines Glücks hält ihn das Menschengeschlecht,
Zitternd entflieht, wenn er naht, man um jeglichen Preis seinem Arme
Der uns doch früh oder spät trift mit zerstörender Hand.
Manchen erscheint er zum Heil, denn er trägt ihn auf goldenem Flügel
Ueber das Dunkel der Welt hin in ein ewiges Licht.
Sanft hebt sein kühlender Hauch von der Seele des Dulders die Schmerzen,
Löset die Räthsel uns auf, die unser Leben verwirrt.

T....

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 9. März. Der Leuchtthurm, Trauersp. in 2 Aufz. von Ernst v. Houwald. Hierauf: Der Dorfbarbier, kom. Oper in 2 Aufz. Musik von Schenk. In dem Trauerspiel wurden die Rollen des Caspar Hort (Hr. Weidner), des Ulrich Hort (Hr. Otto), des Grafen Holm (Hr. Henkel) und der Dorothea (Dem. Lindner) aus tiefster Empfindung gegeben. Indessen, so mild und weich auch Hr. Otto dem Dichter entsprechend, den Charakter des Wahnsinnigen hält und nur am Schluß des 1n Akts vom Sturm der Natur hingerissen zu seyn scheint; so erschütternd Herr Henkel unter dem schrecklichen Druck der Nemesis einhergeht; so zart und innig Dem. Lindner einer schuldlosen, reinen Liebe sich dahin gibt: so glauben wir doch der eben so gemüthlichen als sinnvollen Leistung des Herrn Weidner den Preis ertheilen zu müssen. Herr Becker zeigte als Walther nicht dieselbe Wärme des Gefühls und doch blieb er dem Dichter treu. Es ist keine

Wahrheit in dem Charakter; die That widerspricht dem Wort und der Darsteller findet nirgends einen Stützpunkt als in der sündigen Liebe, darum sündig, weil Walther ihrentwegen alle anderen Pflichten ohne Noth verlezt. Er ist gesandt den betrogenen Vater aufzusuchen und der Fürbitter seiner reuevollen Mutter zu werden; aber er vergißt Vater und Mutter, sucht am Strande des Meers das Mädchen seiner Liebe und singt ihr seine Lieder vor; als der Sturm wüthet, die Nothschüsse der Unglücklichen durch die Nacht erschallen, schleicht er zu der Geliebten, und wirbt um ein Herz das längst schon für ihn schlug. Nachdem er endlich es gewagt, den Pflegevater aus den Fluthen zu retten und ihn glücklich an's Land gebracht, gedenkt er nur beiher der Mutter und tröstet sich gar bald über ihren Verlust. Die darstellende Kunst kann diesen gehaltlosen Charakter nicht zu Ehren bringen und Graf Holm hat eben keine Ursach zu hoffen, es könne ihm um der Erziehung dieses Jünglings willen vergeben werden. — Die, von dieser Vorstellung ergriffenen, gedrückten Gemüther wurden durch die nachfolgende Oper wieder aufgeheitert. Herr Kastner versuchte sich darin in der niedrig komischen Parthie des Adam mit vielem Beifall. Seine Persönlichkeit ist für dieses Fach wohl geeignet; er wolle nur bedenken, daß in demselben die sichere Beherschung der Rolle erste Bedingung eines glücklichen Erfolgs ist.

Sonntag, den 10. Tancred, Oper in 2 Aufz. Musik von Rosini. Herr Rieser sang den Arsir und wurde mit gewohnter Anerkennung aufgenommen. Ungemein brav war in Spiel und Gesang Herr Dobler, der, da unserer Bühne eine Altistimme fehlt, den Tancred sang. Nur wenig Baßsänger mögten einer gleichen Biegsamkeit des Organs, einer solchen Zahrtheit des Tons sich rühmen können. Mad. Dolber übertraf als Amenaide unsere Erwartung und erfreute sich eines ungetheilten, wohlverdienten Beifalls. Ueberhaupt wurde die Oper mit großer Präcision gegeben.

Dienstag, den 12. Johann von Paris, Oper in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Mittwoch, den 13. Maria Stuart, Trsp. in 5 Aufz. von Schiller. Madame Schulze vom großherzoglichen Hoftheater in Weimar spielte die Maria. Wir haben seit vielen Jahren wohl manche Schauspielerin in dieser Rolle gesehen; aber Keine näherte sich dem Ideal des Dichters so sehr als Madame Schulze. Was sie leistete war nicht auf einige effectvolle Momente gerechnet, es war

„Nicht der Masse qualvoll abgerungen;"

sondern ein Ganzes, die freie Schöpfung des Gedankens und eines richtigen Gefühls. In schöner Uebereinstimmung mit dem Charakter erschien uns ein Zug von Schwermuth, den sie von der ersten bis zur lezten Scene festhielt, und damit auf eine rührende Weise das Gefühl, nicht frei zu seyn von Schuld, andeutete. Dabei blieb sie immer und in jeder Situation die leidende Königin, besonders im 3n Akt. Man sah, daß es ihr ein Ernst war, die durch Elisabeths Schrofheit empörten Gefühle niederzukämpfen und auch da noch, als sie den gerechten Zorn nicht mehr zu unterdrücken vermogte, verirrte sie sich nicht zu unedler Gebärde. Die Einförmigkeit ihrer Bewegungen im ersten Akt schreiben wir billig der Befangenheit zu, von welcher sich bei dem ersten Auftrit vor einem fremden Publikum so leicht kein Künstler am allerwenigsten eine Künstlerin befreien kann. Dahingegen schien es uns Angewöhnung, Manier zu seyn, daß sie die Zeitwörter in einer und derselben Tonhöhe ein wenig zu sehr dehnte. Es soll uns freuen, wenn wir bei den ferneren Gastdarstellungen dieser sehr braven Künstlerin auch diesen leisen Vorwurf zurücknehmen können. Die Vorstellung wurde übrigens im Ganzen gut gegeben. Herr Rottmayer zeigte als Mortimer viel Wärme des Gefühls und gedankenreichen Fleiß. Wir machen ihn wiederholt aufmerksam, die Wahrheit des Charakters nicht einer gewissen Schönrednerey aufzuopfern, welche den Perioden Erhebungen und Schwindungen giebt, eine Reihe von Versen ruhig, fast vernachläßigt vorträgt, um andere in schneller Folge und mit gesteigertem Ton hinrollen lassen zu können. Es ist dies, selbst mit Geschmack verbunden, nichts als eine angenehme Spielerey, es ist ein Fehler, wenn das Große, Erhabene damit verziert, ein unverzeihlicher Fehler, wenn Wahrheit damit entkräftet wird! —

Donnerstag, den 14. Die gefährliche Nachbarschaft, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Die beiden Grenadiere, Lustsp. in 3 Aufz. Zum Beschluß: Die Proberollen, Posse in 1 Aufz.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 29. März. Die Entführung, Lustsp. in 3 Aufz. Vorher: Die drei Schulmeister.
Mittwoch, den 20. Entweder: Die diebische Elster, Op. oder: Die Entführung aus dem Serail, Oper.
Donnerstag, den 21. Der leichtsinnige Lügner, Lstsp.
Samstag, den 23. Johann von Finnland, Schsp. (Catharina: Mad. Schulze.)
Sonntag, den 24. Entweder Die Entführung aus dem Serail, Oper; oder: Die diebische Elster, Oper.
Montag, den 25. (Zum Besten der Mad. Schulze): Don Carlos, Trsp. (Prinzessin Eboli: Mad. Schulze.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 22. Donnerstag, 21. März 1822.

Sehnen.

Der Lenz hat schöne Gestalten
Und lustiger Töne Gespiel.
Viel Keime sich entfalten
Und geben der Gärten viel.

Ich laufe durch Thau und Sonnen,
Ich sing' mit den Vögelein frei.
Ich schöpf' am klaren Bronnen,
Und Alles ist mir neu.

Ich greif' in die Harfe singend
Und spreche von Mädchen und Lust;
Und die Lieder ziehen klingend
Heran an meine Brust.

Wer hat denn dieses gebildet?
Welch Wesen, unsäglich gut,
Hat mich mit Kraft umschildet,
Mir Rosen gegeben und Glut?

Ich muß, ich muß es finden!
Ich such' im blumigen Thal;
Ich such' in den tiefsten Gründen,
Und schweb' auf der Sonne Strahl.

Bist du es, Unnennbare,
Du, die man nennet Natur,
So komm, du Schaffende, Klare,
Und zeige dich mir nur!

Dann will ich ins Auge dir sehen
Und deinen Tiefen mich weihn.
Dann soll mir Vieles geschehen,
Was jezt noch Traum muß seyn.

Eduard Bernstein.

Kindeslust.

Ein fröhlig und wählig Kind,
Das bin ich wieder geworden;
Auch hat Natur mich geschwind
Geschmückt mit ihrem Orden.

Nun lacht der Himmel mir hell;
Nun hör' ich Blumen mich grüßen;
Nun trink' ich am Felsenquell
Den reinen Himmel, den süßen.

Die Töne lenken mein Loos;
Sie stammen von Gott da droben.
Der Sturm erzieht mich groß:
Ich schweb' auf Fittichen oben.

Und was mich auch ergötzt,
Ich dank' es dem kindischen Treiben.
Und, Vater, ich bitte zulezt:
Laß ewig ein Kind mich bleiben.

Eduard Bernstein.

Aus dem Leben der Dichterin Anne Luise Karschin.

(Fortsetzung.)

Anne Luise war also nun bei ihren Aeltern Kindermädchen, und mußte einige Jahre lang ihre drei Stiefgeschwister besorgen. Ihr Stiefvater war ein schlechter Oekonom, und ein noch schlechterer Wirth; sein aufbrausendes Wesen machte ihn bei den Gästen und bei der Herrschaft verhaßt. Er verlor daher den Pacht, und zog nun einige Meilen weiter in die Gegend von Schwiebus, wo er wieder eine Schenke pachtete; allein die wilde Art des Vaters war Ursache, daß sich seine häuslichen Umstände immer mehr verschlimmerten.

Er besaß drei Rinder, und diese mußte Anne Luise von ihrem dreizehnten Jahre an täglich auf die Weide treiben und hüten. Diese Beschäftigung war ihr weit lieber, als das Kinderwarten, und noch im Alter errinnerte sie sich mit Vergnügen ihrer Hirtenzeit. Die Freiheit, welche sie dabei genoß, die herrlich blühende Natur rund um sie her, die mit Bächen durchschlungenen Wiesen, und die liebliche Ruhe, welche hier überall ausgebreitet lag, gaben ihrer Seele einen eigenen Schwung, und erfüllten dieselbe mit tausend schönen Bildern. Hier empfand sie mehr als jemals den Drang innerer Empfindungen und Vorstellungen, die sie gern in Worte eingekleidet hätte, wenn sie gewußt hätte wie? Sie hatte weder Bücher zum Lesen, noch Geräth zum Schreiben, noch jemanden, an den sie ihre Gedanken hätte richten können. So brachte sie denn ihre Zeit in Gesellschaft ihrer kleinen Heerde blos mit ihren innern Phantasien zu.

Da die junge Hirtin eine ungewöhnliche Lust zum Singen hatte, so sang sie täglich bei ihrer kleinen Heerde die Lieder des Gesangbuches, die sie fast alle auswendig konnte, und kam endlich auf den Einfall, selbst ein Morgenlied zu verfertigen. Doch bald ereignete sich ein Umstand, der ihrem Geiste neue Nahrung gab. Eines Tages, als sie, ganz in sich selbst vertieft, ihren empfindsamen Träumen nachhing, entlief ihr plötzlich ein Rind und sezte über einen Wassergraben, der die Gränze einer andern Weide war. Voll Angst watete sie durch den Graben, ihrem Rinde nach; die beiden übrigen folgten von selbst. Sie mußte eine lange Strecke laufen, ehe sie dasselbe einholen konnte; endlich gelang es ihr. Indem sie nun ein wenig ausruhen wollte, blickte sie um sich her, und ward in einiger Ferne einen Hirtenknaben gewahr, der unter einem Baume saß, in einem Buche lesend. Ihr Herz klopfte vor Freuden, und mit Einem Sprunge war sie bei ihm. Die gegenseitige Neigung zum Lesen schloß sogleich das Band der Freundschaft unter ihnen. Der Knabe war ungefähr zwei Jahre älter als sie, verwachsen, stammelnd und häßlich von Gestalt; aber er besaß einen nachdenkenden Geist, und bewundernswürdige Talente. So ungern das Auge der Hirtin auf seinem Gesichte ruhte, so lieb war ihr seine Bekanntschaft, weil sie durch ihn Bücher zum Lesen bekam, die ihrer lebhaften Einbildungskraft die süßeste Nahrung gewährten. Der gehörnte Siegfried, die asiatische Banise, die schöne Aramena, Peter mit dem silbernen Schlüssel, Tausend und eine Nacht, und andere abentheuerliche Fabelbücher, wurden mit der lebhaftesten Theilnahme gelesen, und erregten den Wunsch nach mehrern.

So verging der Sommer, und Luise hätte ihm eine längere Dauer wünschen mögen, da sie zu Hause nur verstohlen lesen durfte. Indeß erhielt sie von ihrem Hirten von Zeit zu Zeit Bücher, die sie sorgfältig im Garten unter einem Holunderstrauche verbarg, und des Abends, wenn man glaubte sie schliefe, hervorholte und las. Es wurde endlich wieder Sommer, und der junge Hirt verschönerte ihn seiner Hirtin durch immer neue Bücher, die er mit äußerster Mühe habhaft zu werden suchte. Sie richtete mehrere Poesien an ihn, und er antwortete ihr auch wieder in Versen.

Drei Sommer verschwanden so, verschönert durch Freuden, die man im Hirtenstande weder zu kennen noch zu suchen pflegt. Jezt dachte die Mutter daran, daß das Mädchen sich dem Ende ihres funfzehnten Jahres näherte, ohne von alle dem etwas zu verstehen, was ihr künftig im Hausstande zu wissen noth that. Es wurde daher beschlossen, sie vorerst im Nähen unterrichten zu lassen, und dann die Führung des Hauswesens zu lehren. In dieser Absicht wurde sie einer Müllersfrau in die Lehre gegeben, die einige Meilen vom Wohnorte ihrer Aeltern entfernt lebte, und im Nähen eine vorzügliche Geschicklichkeit besaß. Luise begriff die feinste Nadelarbeit so leicht, daß nach dem ersten Vierteljahre die Müllerin sie, gegen die Uebereinkunft, größtentheils zu Mägdedienſten gebrauchte, unter andern auch dazu, daß sie auf der Wache stehen mußte, wenn ein Husarenrittmeister, der hier auf Grasung stand, bei der hübschen jungen Müllerin zum Besuch war. In ihrer Naivität konnte sie sich anfangs die Sache nicht deutlich denken; dann aber meynte sie, nach dem Muster der von ihr gelesenen Rittergeschichten, die hübsche Frau sey vielleicht von dem unansehnlichen Müller geraubt worden, der edle Ritter aber käme, sie zu trösten und zu befreien. Sie nahm daher großen Antheil an dem Schicksal dieser, wie sie dachte, unglücklich Liebenden; ihre Einbildungskraft wurde entflammt und sie ergoß sie in poetischen Klagen über die Härte des Verhängnisses. Doch unvermuthet wurde das Complot zerstört, und zur Belohnung ihrer Dienste erfuhr nun die unschuldige Wächterin die härteste Behandlung. Bei dürftiger Kost mußte sie die beschwerlichsten Arbeiten verrichten, bis endlich ihre Aeltern davon Kunde erhielten, und sie wieder nach Hause nahmen.

Nicht lange nachher starb ihr Stiefvater, und da die Mutter ebenfalls kränkelte, so wünschte sie um so mehr, ihre Tochter bald verheyrathet zu sehen. Es fehlte nicht an Freiern, da das Mädchen nicht häßlich war, und man irrig wähnte, sie erhalte ein Heyrathsgut von tausend Thalern. Dieß lezteres

bewog besonders einen jungen Strumpfwirker aus Schwiebus, sich um ihre Hand zu bewerben, und sie hatte das sechszehnte Jahr noch nicht zurückgelegt, so war sie dessen Gattin.

Die Ehe war nicht glücklich, und konnte es auch nicht seyn, da der geizige Mann, statt der erwarteten tausend Thaler, nicht mehr als hundert bekam, und die junge Frau die Eigenschaften einer guten, fleißigen und sparsamen Hausmutter keineswegs besaß. Sie hatte zwar den Willen, ihrem Manne alles nach Wunsche zu thun; aber dessen ungeachtet verging kaum ein Tag, wo sie nicht etwas verschüttete, zertrat, im Wege liegen ließ oder auf andere Art verdarb. In ihren poetischen Träumereyen verloren, vergaß sie vieles von dem, was ihr zu thun oblag, und verstand überhaupt die Kunst nicht, ein Hauswesen ordentlich einzurichten und zu führen. Das machte den geplagten Mann oft äußerst unmuthig, und manchmal stieg sein Unwille so hoch, daß er sich thätlich an seiner Gattin vergriff. Dadurch wurde sie so blöde und furchtsam, daß ihre Ungeschicklichkeit eher zu- als abnahm. Ueberhaupt machte ihre große Unerfahrenheit, und der Zustand des immer auf andere Dinge gerichteten Gemüths, daß sie nie die rechten Mittel traf wodurch sie sich ihren Mann hätte geneigter machen können. Rathgeber fehlten ihr auch, weil sie sich an einem fremden Orte und unter lauter fremden Menschen befand. Eine einzige Frau, die Mutter ihres Mannes, war ihre Freundin, und das war in der That noch der größte Trost für sie.

Kinder sind nicht selten das Band, das die Herzen entzweiter Ehegatten vereinigt, und ein friedliches Verhältniß herbeiführt. Aber hier wuchs der Unfriede schon nach der Geburt des ersten Knaben. Beim Einwiegen und Stillen ihres Kindes las die Mutter oft in einem Buche, das sie irgendwo geliehen bekommen hatte. Bemerkte es ihr Mann, so wurde er ungehalten, schalt darüber, und verwies sie zur Arbeit. Mit dem Kinde auf dem Schooße oder neben sich, mußte sie Wolle sortiren, kämmen und spulen; allein da ihre Gedanken meistens in tausend selbstgemachten Vorstellungen umherflatterten so that sie selten etwas recht. War er schon jezt darüber in hohem Grade verdrüßlich, so wurde er's noch mehr, als nach der Geburt eines zweiten Knaben die Sorgen des Hauswesens sich mehrten. Seine Härte gegen sie ging so weit, daß er ihr oft selbst einen Trunk Bier versagte. Dadurch wurde sie verleitet, ihm manchmal etwas kleine Münze zu entwenden, um sich einige Erquickung zu verschaffen. Dieß gab aber, da es selten verborgen blieb, immer neuen Stoff zu häuslichem Unfrieden. Selten hatte die arme Frau eine heitere Stunde, ausgenommen des Sonntags, weil ihr Mann gewöhnlich nach Tische ausging, und erst am späten Abende wieder zurückkam. Diese Zeit machte sie sich zu Nutze, und las alsdann entweder, oder schrieb die Reime nieder, die sie die Woche über gemacht hatte. Mit diesen Proben ihrer Reimkunst beschenkte sie zuweilen ihre Bekannten, und erntete dafür manches schmeichelhafte Lob. Selbst in der Nähe von Schwiebus wurde ihr poetisches Talent einigen Edelleuten bekannt, die sie auch wohl zu sich riefen, und mit etwas Münze beschenkten. Einst brachte sie aus einem solchen Zirkel, wo sie einem jeden einen Reim aus dem Stegreif gesagt hatte, einige Ellen halbseidenes Zeug mit, das ihr die Dame vom Hause geschenkt hatte; das gewann ihr das erste freundliche Gesicht von ihrem Manne. Nur konnte das in dem Städtchen Schwiebus nicht oft vorkommen, wo sich zu jener Zeit der Bürger von dem Bauer nur durch Flüche, und der Adel von dem Bürger nur durch Trunk und Unwissenheit unterschied.

König Friedrich der Zweite von Preußen hatte damals Schlesien besezt, und war auf diese Weise auch Herr von Schwiebus geworden. Nun kamen zuweilen in den Abendstunden die Nachbarn zu ihrem Manne zum Besuch, sprachen mit einander von dem Wunderkönige, freuten sich, nunmehr unter der Regierung eines so siegreichen Monarchen zu stehen. Auf die Dichterin machten solche Erzählungen einen wunderbaren Eindruck, und sie brannte vor Verlangen, diesen König zu besingen. Doch wagte sie es noch nicht, sondern suchte nur von ferne, ihre Verehrung gegen ihn an den Tag zu legen. Ihr Lesen und Versemachen hatte aber die Folge, daß sie am Wollenrade immer vergeßlicher und ihr Mann immer unzufriedner wurde. Als sie zum drittenmale Mutter ward, bettete er sich von ihr in eine Nebenkammer, und ließ sie seine Abneigung stärker fühlen als jemals. Er hatte sie nie recht leiden können, und nun legte er es ganz darauf an, die Verbindung mit ihr aufzuheben. Sie bat und flehte, und ließ sich alles gefallen, denn sie wußte nirgend einen Zufluchtsort. Ihre Mutter hatte zum dritten Male geheyrathet, aber die arme Frau war eben so unglücklich als ihre Tochter, und seufzte ebenfalls unter den Mißhandlungen eines tyrannischen Mannes.

Eines Tages wurde in einem Bierhause in Schwiebus erzählt, im Preußischen werden unglückliche Ehen ohne Schwierigkeit getrennt. Hocherfreut darüber kam Luisens Gatte nach Hause, that ihr den Vorschlag, die Milde der Regierung zu benutzen,

und sich scheiden zu lassen, denn ein solches Marterleben sey ihm ferner unerträglich. Alle Gegenvorstellungen von ihrer Seite waren vergebens. Ihr Zustand war schrecklich, denn sie liebte ihren, in vielen Rücksichten braven Mann, aufrichtig. Sie hatte Brod und Ansehen von ihm, nirgend öffnete sich ihr eine Zuflucht, und überdieß trug sie das vierte Kind unter ihrem Herzen. Allein ihr Mann blieb unbeweglich, und reiste schon am andern Tage nach Glogau, um die Scheidung zu veranstalten. Nach einiger Zeit wurden beide zum ersten Termin vorgeladen. Er sezte sich mit ihr in einen Wagen und gab ihr unter Wegs die besten Worte, sich der Scheidung vor Gericht nicht zu widersetzen, weil das doch zu weiter nichts helfe, da er sie nun einmal nicht leiden könne. Bei ihrer Unerfahrenheit und Gutmüthigkeit gieng sie alles ein, was er von ihr verlangte, und nach wenigen Wochen wurden Beide zur wirklichen Scheidung berufen.

Als sie in Glogau angekommen und bei dem Rathhause abgestiegen waren, eilte er zuerst hinauf, und hieß sie unten warten. Hier fiel ihr das Gräßliche ihres Zustandes Centnerschwer auf's Herz, und sie fing heftig an zu weinen. Ein junger Soldat, der hier Schildwache stand, nahm, von ihrem Jammer gerührt, ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb an die Rathhausthür: „Geduld, Ver„nunft und Zeit, das sind gar schöne Sachen, die, „was unmöglich scheint, noch möglich können machen" Darauf nahm er sie bei der Hand und sagte: „Hier, junge Frau, kann sie lesen?" Sie schlug die nassen Augen auf, und wurde durch diese Worte, die sie für eine glückliche Weissagung nahm, gestärkt.

Das Gericht trennte die neunjährige unglückliche Ehe und zwar ganz zum Vortheil des Mannes, der die Söhne und das ganze mütterliche Vermögen behielt. Er sprach ihr auf dem Heimwege Muth ein, aber Reue bezeugte er nicht. Sie nahm am Abend ihr Bündelchen unter den Arm, und wankte so ganz ausgestoßen in das Haus ihrer gutmüthigen Schwiegermutter, welche die Härte ihres Sohnes verabscheute. Ihr Aufenthalt bei derselben konnte freilich nur kurz seyn. Sie packte daher eines Tages ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, und gieng damit zum nächsten Thore hinaus, ohne eigentlich zu wissen wohin? Ihre Schwiegermutter gab ihr eine Strecke weit das Geleite; gegen Abend sagten sie einander ein wehmutsvolles Lebewohl; sie sahen einander nie wieder. Luise schlug jezt ihre verweinten Augen auf, und sah sich nach einem Orte um wo sie übernachten könnte. In einiger Entfernung entdeckte sie die friedlichen Strohdächer eines Dorfes, und auf dieses eilte sie zu. Es lag zwischen Schwiebus, wo ihr Mann, und zwischen Tirschtiegel, wo ihre Mutter wohnte. Hier fand sie gute Menschen, die sich ihrer annahmen, auch wurde sie nothdürftig von ihrer Schwiegermutter unterstüzt.

So traurig die Lage der armen Unglücklichen war, die hier Wöchnerin wurde, so gewann doch ihr Geist einige Heiterkeit. Sie suchte durch Schreiben etwas zu verdienen, sang und dichtete Hoffnungslieder, und überließ ihr ferneres Schicksal dem Himmel. Es waren bereits drei Vierteljahre verflossen, als eines Tages ein Schneidergeselle, Namens Karsch, der auf sein Handwerk reiste, in der Schenke des Dorfes einkehrte, in welcher Luise sich aufhielt. Zufällig hörte er von ihrem Schicksale reden, sah sie selbst, und trug ihr aus Mitleiden seine Hand an. Die Physiognomie des Menschen, dessen Trunkliebe sein Gesicht verrieth, machte aber einen so widerlichen Eindruck auf sie, daß sie über den Antrag erschrack. Allein, da sie natürlich wünschen mußte, aus ihrer Lage gerissen zu werden: so wagte sie es doch nicht ihm geradezu eine abschlägige Antwort zu geben, sondern wies ihn an ihre Mutter, in der Hoffnung, diese würde seine Physiognomie eben so abschreckend finden, als sie selbst. Allein sie irrte sich, denn die Mutter bestand auf der Verbindung und die Verlobung gieng vor sich. Beide nahmen ihre wenigen Habseligkeiten, nebst dem kleinen dreivierteljährigen Kinde, und wanderten auf gut Glück nach Frauenstadt in Polen, wo Karsch sich wohnhaft niederließ, und mit seiner Braut, die jezt acht und zwanzig Jahre alt seyn mochte, getraut wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Schwarze Schminke sichert vor der Wirkung der Sonne. Der Engländer Horne hat kürzlich gezeigt, daß die schwarze Farbe das sicherste Mittel ist, große Hitze ohne Nachtheil zu ertragen, ja sogar den gefährlichen Wirkungen des Sonnenstichs zu entgehen. Die Farbe der Neger ist daher die Beste für ein heißes Clima.

Als einst der Doge von Venedig [zu] Versailles war, und die dortigen Sehenswürdigkeiten beschaute, fragte ihn ein Höfling, was ihm am merkwürdigsten schiene? er antwortete: „C'est de m'y voir." — („Mich hier zu sehen")

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 23. Sonntag, 24. März 1822.

Am Grabe

des

Herrn Dr. Friedrich Christian Matthiä,

Professors und Directors am hiesigen Gymnasium,

(den 23. März 1822.)

So mag die Erde denn zurück empfangen
Von dir, Entschlafner, was ihr angehört;
Dein Geist, der in dem Ird'schen war gefangen,
Ist in der Freiheit Welt zurückgekehrt.

Wie deine Amtsgenossen und Verehrer,
So steh'n an deinem Grabe tiefgerührt
Die Jünglinge, die du als weiser Lehrer
Zur Weisheit und zur Wissenschaft geführt.

Sie müssen jezt auf immer von dir scheiden
Und blicken ernstvoll in dein Grab hinein;
Doch dein Gedächtniß wird sie stets begleiten
Und ihnen theuer und gesegnet seyn.

Denn sie verdanken es auch deiner Lehre,
Die ihren Geist, ihr Herz gebildet hat,
Wenn sie zu deiner und zu ihrer Ehre
Der Welt einst nützen und der Vaterstadt.

Es komme Gottes Segen auf die Deinen,
Von denen dich der Tod zu früh getrennt,
Und die jezt schmerzlich um dich müssen weinen,
Weil dir nicht läng'res Daseyn war vergönnt.

Sanft ruhe nun in deines Grabes Höhle,
In Staub verwandle deinen Leib die Zeit;
Beschieden aber deiner freyen Seele
Sey Frieden und des Himmels Seligkeit.

Sterben.

Wie friedlich winkt die stille Klause
Die bald dies müde Herz umfängt;
Da ruht es wohl in langer Pause,
Und jeder Kummer wird versenkt.

Schon athm' ich ihre Erdenkühle,
Schon fühl' ich mild Beruhigung,
Wie Pilger nach des Tages Schwüle
In Abends lauer Dämmerung.

Schon lösen sich die matten Glieder,
Des Lebens trübes Licht erlischt;
Das Auge blickt zum Himmel wieder,
Und seine Thränen sind verwischt.

Aus dem Leben der Dichterin Anne Luise Karschin.

(Fortsezung.)

Die Ehe hätte wenigstens erträglich werden können, da Karsch kein böser Mensch war, und viel natürlichen Verstand besaß, aber seine Trunkliebe verdarb alles. Der Frau wurde er dadurch um so widerlicher, da ihr erster Mann sehr mäßig gelebt hatte; und weil sie durch Nähen und Briefschreiben ihn ernähren half, so glaubte sie ein Recht zu haben, ihm wegen seiner Trunkliebe Vorwürfe machen zu dürfen. Karsch nahm aber dieselben übel auf, und ging, um ihnen auszuweichen, abermals ins Trinkhaus. Nun vermehrten sich die Vorwürfe von beiden Seiten. Karsch warf seiner Frau vor, daß er ihr seinen Namen geliehen, um sie wieder zu Ehren zu bringen; sie erwiederte, daß sie ihm dafür wenig Dank wisse, weil er sie durch seine Trunkliebe in neue Sorgen stürze.

Der Zwiespalt zwischen beiden Ehegatten war schon aufs höchste gestiegen, als die Mutter nach zwei Jahren ein Mädchen gebar. Das Kind war ihr von der ersten Stunde an zuwider, weil es die Gestalt des Vaters hatte; der Haß, den sie gegen den Mann nicht äußern durfte, fiel in seiner ganzen Gewalt auf das unschuldige Kind; auch in der Folge konnte sie den Widerwillen nicht überwinden, den diese Aehnlichkeit in ihr erregte. Sie war von sehr reizbaren Nerven und allzuzarter Empfindlichkeit, und kannte gegen Schmerz und Angst kein anderes Mittel, als eine furchtsame Geduld. So klein und unbeträchtlich auch ihre Geschäfte seyn mochten, so fühlte sie dennoch ungeduldig den Druck, den die weiblichen Pflichten ihr auflegten; und indem sie sich kleine Uebel durch ihre Empfindlichkeit zu wirklichen Leiden machte, schuf sie sich selbst ihre größten Mißgeschicke, in welchen sie dann mit ihren Klagen nicht auf sich zurückging, sondern jedes Wesen, welches in ihrer Hausspähre lag, damit quälte. Je weniger die Mutter das Kind leiden konnte, desto lieber war es dem Vater, und so trug auch dieses unschuldige Geschöpf nicht wenig dazu bei, die gegenseitige Erbitterung der Ehegatten zu nähren.

Die meisten Frauen wollen alles bewirken durch Vorwurf, Klagen und Thränen; wenige wissen den Sinn zu Rathe zu nehmen, und für eine gute Stunde zu arbeiten. Da Luise ihren Mann täglich durch Vorwürfe kränkte, so verschlimmerte sie ihre Lage immer mehr. Sie versank in die bitterste Armuth, und wußte oft nicht, wo sie ihren Hunger stillen sollte, weil Karsch alles vertrank. Da sie sich nicht mehr anständig kleiden konnte, so besuchte sie nur die Frühpredigten, und stellte sich hinter einen Pfeiler, um nicht gesehen zu werden. Was sie aus der Predigt gemerkt hatte, brachte sie zu Hause in Verse. Dies that sie lange für sich selbst, aus bloßem Drange zum Schreiben; endlich aber kam sie auf den Gedanken, eine so versificirte Predigt dem Prediger zu übergeben. Da sie sich ihres Anzuges schämte, warf sie die Blätter einigemal unbemerkt in den Beichtstuhl, bis endlich der Prediger sie entdeckte, und ihr aufmunternder Freund wurde. Er verschaffte ihr die Bekanntschaft mehrer angesehenen Häuser in Frauenstadt; diese empfahlen sie wieder ihren Freunden in Polnisch-Lisse, und durch diese gelangte ihr Ruf bis nach Groß-Glogau. Ihre Freunde liehen ihr gerne diejenigen deutschen Bücher, welche sie selbst besaßen, unter andern die Gespräche im Reiche der Todten, durch die sie die erste Bekanntschaft mit den Helden und Philosophen der alten und neuen Zeiten machte. Gastfreiheit und kleinere Geschenke munterten sie auf. Sie selbst ergriff jede Gelegenheit, bei welcher sich Verse machen ließen, und indem die Armuth sie nöthigte, alles mitzunehmen, wodurch sie etwas gewinnen konnte, übte sie zugleich die Kräfte ihres Geistes, und erwarb sich mit jedem Tage größere Fertigkeit.

Frauenstadt konnte der Dichterin nicht Gelegenheit genug geben, sich etwas zu verdienen; sie bereiste daher die benachbarten Städte und Dörfer, wo sie sich den vornehmsten Einwohnern bekannt machte, unter ihren Augen die Verse niederschreib, welche man verlangte, und mit Geschenken wieder in ihre Heimath zurückkehrte. Keine Wallfahrt dünkte ihr zu mühsam, und keine Jahreszeit zu rauh, wenn sie sich nur den Unterhalt auf einen Tag erwerben konnte. Sie besang Hochzeiten, Kindtaufen, Namens- und Geburtstage und andere Vorfälle des menschlichen Lebens. Diese mancherlei kleinen Hülfsquellen kamen auch allerdings ihrer Haushaltung wohl zu statten, und würden sie ziemlich kummerfrei gemacht haben, wenn nur ihr Mann wirthschaftlicher gewesen wäre. Dieser aber blieb dem Trunke nach wie vor ergeben, und jemehr sie ihm durch ihre täglichen Vorwürfe beschwerlich wurde, desto öfter ging er ins Trinkhaus. Mit der bittersten Armuth wuchsen die Mißhelligkeiten, und arteten öfters in thätliche Mißhandlung aus.

Da der Ruf der Dichterin, mit der Ausbildung ihres poetischen Talentes, sich immer weiter verbreitete, so zog sie im Jahr 1755 mit ihrem Manne und drei Kindern nach Glogau, in Hoffnung dort ein besseres Glück zu machen. Sie brachte nichts als die bitterste Armuth und einige Empfehlungsschreiben von ihren polnischen Freunden mit; aber sie fand sogleich einige Häuser, die ihr Talent achteten, und sie mit Freundschaft aufnahmen. Viele Personen aus allen Ständen suchten aus Neugierde ihre Bekanntschaft, und munterten sie auf. Das Wichtigste aber war für sie ein Buchladen, aus dem sie die Werke mehrer neuerer Dichter zum Lesen bekam. Der siebenjährige Krieg, der 1756 ausbrach, gab ihrem Geiste einen neuen Schwung, und ihrer Verehrung gegen König Friedrich den Zweiten von Preußen täglich neue Nahrung. Der Enthusiasmus, den dieser Held einflößte, glich einer Flamme, die alles ergriff, was ihr nahe kam. Selbst Kinder wurden begeistert, wenn von ihm gesprochen wurde, und die Knaben auf den Straßen führten den Namen Friedrich täglich in Kriegsgesängen auf. Oft wurden Kriegsgefangene in die Stadt gebracht, und sie lobten den König und tranken auf sein Wohl. Die schönsten Festtage des Bürgers waren die Feier seiner Siege, wobei selbst der Geizige sich nicht karg zeigte. So wurde die Phantasie der Dichterin ganz mit der Größe des Helden erfüllt, und sie wagte Versuche, seine Siege zu besin-

gen. Durch das Seltene der Erscheinung, daß eine Frau von ihrem Stande beifallswürdige Gesänge dichtete, und dadurch, daß sie den Helden jener Zeit zum Gegenstande ihrer begeisterten Lieder machte, verbreitete sich ihr Ruhm überall mit der größten Schnelligkeit. Aber ihre häusliche Lage war doch höchst traurig; sie theilte den Ihrigen alles mit, was sie vom Zufalle erhielt, und ward dennoch mißhandelt. Das Gewerbe ihres Mannes ging in Glogau schlechter als in Frauenstadt, aber seine Trunkliebe blieb dieselbe. Wenn die Dichterin öfters geschrieben hatte, bis der Nachtwächter den Tag absang, so mußte sie nach einigen Stunden sorgenvollen Schlafs am dämmerden Morgen im Winter mit halbbedeckten Gliedern umherwandern, und ein Bündelgen Holz zum Einheizen borgen. Auch die Bedürfnisse zum Morgenbrode und des Tages übrigen Unterhalt holte sie mit gleich beschämenden Aengsten herbei. Ihre Kinder gingen so armselig gekleidet, wie diejenigen, welche das öffentliche Mitleiden anflehen. Kurz, äußerste Armuth, eheliche Zwistigkeit, Mißhandlung, alles, was man Elend nennen kann, war in ihrer Haushaltung vereinigt.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Im Walten der Natur, in jedem tiefen Streben
Erkennest du gewiß den Stempel meiner Macht,
Dem Tod entgeh' ich nicht, und war doch nie am Leben,
Mit mir beginnt der Tag, mit mir verstreicht die Nacht.
Ich glänze an der Stirn der göttergleichen Tugend,
Ich kröne das Talent und küsse seinen Saum,
Die Weisheit strebt umsonst im großen Raum mich suchend,
Den ich durch meine Macht umschaff in einem Traum.
Ich habe Lieb und Ehr von jeher zwar vermieden,
Doch dräng ich mich geschwind zum Traualtar hervor.
Es hat der Leichtsinn mich von Haus und Hof geschieden,
Doch grüß ich dich in Lust zuerst an jedem Thor.
Kolumbus fand mich erst, so weit er auch gekommen,
Ganz spät auf seiner Fahrt am End der alten Welt,
Mit Kortez bin ich schon nach Mexico geschwommen,
Der große Peter sah mich einst am ernen Belt
Zwar hasset Amor mich, Apoll und die Kamönen,
Doch Vesta sonst so streng mir Platz im Tempel gibt;
Ich fliehe die Musik und lebe doch ich Tönne;
Bei Heitern bin ich gern, doch doppelt mit betrübt
Und siehst im Gitter du mich zwiefach eingeschlossen,
So komm in Freiheit doch zulezt in alle Zeit,
Und hat der Himmel auch mich Armen ausgestoßen,
Doch leb' ich ruhig fort in Zeit und Ewigkeit.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 21.
Schein, Hein.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 16. März. Tancred, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini.

Sonntag, den 17. Das Leben ein Traum, dramat. Gedicht in 5 Aufz. Nach Calderon von West. Mit neuer zu der Handlung gehörender Musik, componirt von Ebermayer. Das Stück mit seiner romantischen Handlung eignet sich wohl für den Schmuck der Tonkunst; Schade nur daß dieser neue Reiz keine begeisternde Wirkung auf die Darsteller äußerte! Die früheren Vorstellungen waren im Ganzen gediegener. Einige sehr ernste Scenen nahmen heute Ton und Farbe des Lustspiels an. Hr. Becker (Roderich) und Hr. Brauer (Clarin) verdienen als rühmliche Ausnahmen genannt zu werden. Beide hatten den Geist ihrer Rollen gefaßt und behaupteten sich darin vom Anfang bis zum Ende. Abermals war es Dem. Ursprung, welche uns am wenigsten befriedigte; sie schien von dem Charakter der edelkühnen Rosaura, welche sie darzustellen hatte, keinen Begriff zu haben und schon ihr erstes Auftreten war dem Sinn der Dichtung völlig entgegen. Rosauren's wildes Roß ist durchgegangen; sie achtet's nicht und verfolgt muthig und entschlossen ihren Weg, einzig und allein damit beschäftigt, den Verrath an ihrer Liebe zu rächen; da gewahrt sie plötzlich im Dickicht des Waldes ein Gebäude, was ihr in diesem Augenblicke nur erfreulich seyn kann; aber Dem. Ursprung entsezt sich vor der Entdeckung; die beiden Reden:

„Doch täuschet meine Blicke ꝛc.“

und:

„Ein roh Gebäu statt zwischen Felsenmassen“

werden in Ihrem Munde ein zischendes, unarticulirtes Gekreisch; sie gebärdet sich, wie wenn ein wilder Tieger zwischen den Felsen hervor gegen sie anspränge und als sie nun in das innere des Thurms geschaut, in dem das Entsetzen wohnt, vermag sie es nicht, den Ausdruck der Ueberraschung zu steigern, so daß alle Wirkung dieser Scene verloren geht. Irrthümer dieser Art ließen sich in derselben Rolle durch das ganze Stück nachweisen, wir wollen nur von Einem noch, dessen sie sich im im lezten Akt schuldig machte, Erwähnung thun. Es ist die Spielerey mit der Rede welche wir noch jüngst bei einer andern Gelegenheit gerugt haben un welche hier — ohne Geschmack oder feineren Sinn grübt — um so auffallender wurde. In der 2n Scene des 5 Akt, wo Rosaura kriegerisch gerüstet vor Roderich erscheint, ihn zum Vertrauten ihres Geschiks macht und ihm ihren Arm biethet zum Kampf für Recht, und Rache sagt sie endlich:

„Als Weib komm ich, zu meiner Ehre Rettung
„Dich aufzufodern, und als Mann, dich zu
„Begeistern zur Ergreifung deiner Krone.
„Als Weib komm ich, zu deinen Füßen mich
„Hinschmiegend, dich zu rühren, und als Mann,
„Dir meines Schwerdts und meines Lebens Dienst
„Zu weihen.“

Die unterstrichenen Stellen dieser wenigen Verse sprach Dem. Urspruch in einem süßlich dahin schmelzenden Tone und die nicht unterstrichenen mit donnernder Kraft Was wollte sie mit diesem schroffen Wechsel des Tons bezwecken? gewiß nicht was erfolgte: denn ein großer Theil des Parterres lachte! Es bedarf keines tiefen Blickes, sondern nur eines richtigen Gefühls, um einzusehen, daß diese Rede mit dem Ausdruck fester Entschlossenheit und nur die Schlußworte:

„Und so wiße, wenn du mir
„Als Weib mit Liebe drohst, so geb', als Mann
„Ich dir den Tod, entschlossen, meine Ehre
„Mit meinem Herzensblute zu vertheidigen“

in gesteigertem Tone vorgetragen werden müssen.

Dienstag, den 19. Die Vertrauten, Lustsp. in 2 Aufz. von Müllner: Hierauf (Neu einstudiert) Die Entführung, Lustsp. in 3 Aufz. von Jünger. Madame Schulze spielte darinn die Wilhelmine. Jüngers Lustspiele gehören zu den Besten die in deutscher Sprache geschrieben sind. Da ist nichts von Rührung, nichts von breiter Moral; heiter und ergötzend ist darinn der Menschen Thun und wir sehen sie höchstens in der Thorheit, nie in der Sünde befangen. Was man jezt, wie wohl ohne zureichenden Grund, an ihnen tadelt, ist die Derbheit im Ausdruck. Eine spätere Zeit hat viel Schlimmeres hervorgebracht; aber man hat es in feinere Sprachwendungen gehüllt. Es überraschte uns, auf dem Anschlagzettel zu bemerken, das Mad. Schultze, welche wir jüngst als Maria Stuart mit Wohlgefallen sahen, die Rolle der Wilhelmine von Sachau geben würde. Beide Rollen bilden einen sehr scharfen Gegensatz und es gehört ein umfassendes Talent dazu, in beiden zu glänzen. Mad. Schultze löste die Aufgabe mit Anmuth und Geist. Ihre Rede, war der leichte Erguß eines unbefangenen, fröhlichen Mädchens, das in seiner sittlichen Reinheit Alles, selbst die Verirrungen Anderer, im rosenfarbenen Lichte erblickt und den Regungen zarter Gefühlen im eigenen Herzen mit heiterer Laune begegnet. Wie schalkhaft wie's sie die Schmeicheleyen Rosenthals im ersten Akt zurück, wie ruhig hörte sie seine Beichte im 2n Akt und wie sittig fein wich sie einer Erklärung aus! Nach ihr nennen wir zuerst Herrn Otto, welcher den alten Sachau treflich spielte. Sein Poltern und Zanken war, bei allem Ernst den er hineinlegte, dennoch nur Strohfeuer und somit motivirte er so glücklich als wahr den Muth und die Keckheit womit ihm Wilhelmine entgegentritt. Verdienstlich war ferner die Leistung des Herrn Henkel (Rosenthal). Ein wenig mehr Leichtigkeit in der Conversation wäre ihm zu empfehlen. Herr Rottmayer war als Buchenhain zu lustig; seine Liebe verlor dabei an Wahrheit und die Entführung wurde scheinbar ein unedler Scherz. Unter den übrigen Rollen ist nur noch Rosenthals diener mit seinem: Hat ergesagt, von komischer Wirkung und Herr Hassel wußte sie zu erhalten.

Mittwoch, den 20. Die Entführung aus dem Serail, Oper in 3 Aufz. Musik von Mozart. Herr Rieser sang den Belmonte und ließ uns den Zauber Mozartscher Melodien empfinden. Herr Dobler war als Osmin unübertreflich und Mad. Dobler als Constanze des Beifalls würdig den sie erhielt.

Donnerstag, den 21. Der leichtsinnige Lügner, Lstsp. in 3. Aufz. von F. L. Schmidt. Hierauf: Der Dorfbarbier, Op. in 2. Aufz. Musik von Schenk: In dem Lustspiele gab Herr Becker den Felix Wahr: recht brav. Durch die Unbefangenheit womit er in den Tag hinein log, überzeugte er uns daß er nur an einer bösen Gewohnheit krankte. Den Advocat Loder hatte Herr Brauer fleißig einstudirt; aber der Charakter ist verzeichnet und kann daher keine Wirkung thun. Beßer und wirksamer ist der Polizey Director gehalten, den Herr Leißring treflich darstellte. Florine wurde von Dem. Lindner mit der ihr eigenen Feinheit gegeben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 26. März. (Noch unbestimmt.)
Mittwoch, den 27. Blind und Lahm, Lustsp. Hierauf: Zwei Worte, Oper. Zum Beschluß: Der Secretair und der Koch.
Donnerstag, den 28. Das Alpenröslein; das Patent; der Shawl, Lustsp.
Samstag, den 30. Selbstherrschung, Lustsp.
Sonntag, den 31. Der Freischütz, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 24. Donnerstag, 28. März 1822.

Die Rose.

(Aus dem Englischen von Cowper.)

Dem Geliebten.

Die Rose war frisch noch vom Regen benezt,
Die ich dem Geliebten gepflückt;
Tief hatte das Wasser im Kelch sich gesezt,
Und nieder das Köpfchen gebückt.

Der Kelch war so voll und die Blätter so weich,
Oh! sie schien mit dem thränenden Blick
Zu weinen ums blühende Rosengesträuch,
Und sah so trübe zurück.

Fort trug ich sie schnell, so untauglich sie war
Für ein Sträuschen, noch triefend und naß:
Ich schwang hin und her und zu hart sie wohl gar —
Sie knickte — und sank in das Gras.

Ach! hätt ich mit feinerem, liebenden Sinn
Die Thränen der Blume hinweg geküßt:
Wohl hätte zu ihrem und meinem Gewinn
Den bitteren Kummer die Liebe versüßt.

Die weinende Rose.

(Nach dem Englischen von Cowper.)

An die Geliebte.

Ich pflückte im Garten ein Röschen für Dich
Es traf von gefallenem Regen so schwer;
Tief neigte das trauernde Köpfchen sich
Um verlassene Schwesterchen weint' es so sehr;
Und ich wollte Dir heiter und lächelnd es bringen,
Das sollte durch Schütteln geschwind mir gelingen.

Ich schüttelte leider das Röschen zu hart
Da knickte das Köpfchen und brach,
Und fiel zu Boden, und blickte so zart,
So traurig, als seufzt' es ein Ach!
Als spräche es: Siehst du dein Liebchen je weinen,
So trockne die Thränen ihm nicht — wie die meinen.

Aus dem Leben der Dichterin Anne Luise Karschin.

(Fortsetzung.)

Der verzweiflungsvolle Zustand, in welchem sich die Unglückliche befand, verleitete sie endlich zu einer Anklage gegen ihren Mann und war Ursache, daß er vor den Commandanten geführt, und als preußischer Soldat eingekleidet wurde. Seine Bestürzung, sein Flehen, seine Vorstellungen, daß er ein privilegirter Bürger sey, der schon beinahe funfzig Jahre alt wäre: alles war vergebens, er mußte seinem Schicksale folgen.

Als die Dichterin von ihrem Manne befreit war, brachte sie etwa dreiviertel Jahre in der Glückseligkeit eines freien Zustandes in Glogau zu. Sie dichtete zwar noch um's Brod, aber der sanfte Friede um sie her, den sie noch nie genossen, ließ sie alle Kraft, welche sie sonst in Sorgen und Unterdrückung ausseufzen mußte, nun auf die Poesie übertragen. Alles, was sie dichtete, athmete diesem Frieden, und wurde zum Lobgesang. Nicht nur die Bewohner Glogau's und der Gegend umher, sondern selbst Fremde von Geschmack, die nach Glogau kamen, suchten die Dichterin auf, oder reisten in dieser Absicht dahin. Man geizte nach ihren Versen und theilte sie seinen Freunden als Seltenheiten mit. Um dieß Aufsehen, was die Dichterin damals machte, richtig beurtheilen zu können, muß man sich erinnern, daß zu jener Zeit sich kaum erst einige Dichter, durch Talent und Umstände begünstigt, einen klassischen Ruhm in Deutschland erworben hatten, und daß also die Freunde des Geschmacks in einen Enthusiasmus darüber geriethen, zu dem kleinen Häufchen der damaligen Dichter hier blos auf dem Wege der Natur eine so originelle Sängerin hingeführt zu sehen. Ihr Ruf war sogar bis nach Berlin erschollen. Mehrere dortige Personen wünschten Briefe von ihr zu lesen, und schrieben an sie; besonders eine Generalin von Wreech.

Eines Tages kam ein Diener zu der Dichterin, mit einem Gruß von dem Baron von Kottwitz, und überreichte ihr ein beschriebenes Kartenblatt. Dieß Blatt kam von der Generalin von Wreech,

welche den Baron ersuchte: daß er sich doch nach der Dichterin in Glogau erkundigen möchte, indem sie gar nicht wüßte, wie es zuginge, daß sie in sieben Monaten keinen Brief von ihr erhalten hätte. Die Dichterin, beschämt von der zuvorkommenden Güte der Generalin, setzte sich in Gegenwart des Dieners hin, und schrieb, ihrer Gewohnheit nach, sogleich einen Brief in Versen und ein poetisches Billet an den ihr ganz fremden Baron. Der Diener, welcher ihr voll Verwunderung zugesehen, wie schnell sie schrieb, bringt das Paket seinem Herrn, und ist ganz Erstaunen über die seltsame Frau. Sein Herr, welcher Lectüre und poetischen Geschmak hatte, fand den Bericht des Dieners, durch das Schreiben der Dichterin, bestätigt, und wurde neugierig, sie kennen zu lernen. Am andern Morgen ließ er sie zu sich rufen; sie erschien in ihrer gewöhnlichen Bürgertracht mit einer zwar freundlichen, aber fast einfältigen Blödigkeit. Seine Augen ließen ihn zweifeln, ob es die Frau wäre, welche eine so seltene Gabe besäße? Allein ihre Antwort auf seine erste Frage überzeugte ihn bald, denn sie erwiederte sie in einem recht artigen Verse. Sie bat hierauf um Schreibzeug, und sezte während einer halben Stunde ein angenehmes Gedicht an den Baron auf. Als man sie beurlaubte, wurde sie eingeladen, am andern Tage wieder zu kommen, wo der Baron sie einigen seiner Freunde vorstellen wollte. Kaum war sie ein paar Stunden wieder zu Hause, als der Bediente des Barons kam, und ihr im Namen seines Herrn einen bessern Kopfputz und einige andere feine Kleidungsstücke brachte, mit der Bitte, am folgenden Tage darin zu erscheinen

Es ist unmöglich, erzählt die Tochter der Dichterin, daß der Gemahlin Peters des Ersten die Krone mehr süßen Stolz gegeben hat, als die Dichterin über diese geschenkten Kleidungsstücke empfand; jedes war ihr ein Zeichen, daß sie wirklich geehrt wurde, und jedes machte sie vor Freude trunken. So durch seine Hand geschmückt, ging sie zu ihrem gütigen Baron; hier fand sie die Fremden schon anwesend, und die Freude, welche sie begeisterte, gab allem, was sie sagte, etwas Blendendes. Als sie sich wieder entfernte, beschenkte sie der Baron mit einer schönen emaillirten Dose, nach damaligen neuester Mode. Noch nie hatte man ihr so artig begegnet; sie fühlte in dem angenehmen Geschenk das Edle des Gebers; er dünkte ihr mehr als andere Menschen zu seyn. Sie eilte damit nach Hause, und zeigte dieselbe sogleich ihrer Nachbarin. Diese, nachdem sie die Dose besehen und bewundert hat, macht den Deckel auf und sagt: „Hierin ist schöner Taback! Karschin, nehmen Sie eine Prise, der Taback ist mit Gold vermengt.“ Die Dichterin findet es wirklich so, wie die Frau sagt, und es waren sechs Augustd'or unter den Toback gemengt. Sie glühete ihren Dank in Gesänge aus; der Baron ward davon bezaubert, und stellte ihr frei, daß sie von ihm etwas bitten sollte, was zu ihrem Glücke beitragen könnte. Sie, welche noch immer die Zurückkunft ihres Mannes fürchtete, besann sich augenblicklich, und bat, daß er sie mit nach Berlin (wohin der Baron auf einer Reise begriffen war, um sich daselbst zu verheurathen) nehmen möchte, wo sie vor der Verfolgung ihres Mannes sicher zu seyn gedächte.

Die Geneigheit des Barons, diese Bitte zu erfüllen, verbreitete in dem Herzen der Dichterin einen seligen Taumel. Ganz Golgau wurde von Lobliedern für ihren Wohlthäter erfüllt; alles ward ihn zu verehren aufgefodert. Sie schenkte alles weg, was sie an Möbeln und an Hausgeräthe besaß, und behielt nichts als ihre Kleider und ihre zwei Kinder. Im Erwarten der Dinge, die da kommen sollten, ward in der Nacht zum lezten Morgen in Glogau nicht geschlafen, sondern auf ihren Knieen dichtete sie Danklieder, bis endlich der Wächter die lezte ihrer Kummernächte abrief: da kam der Wagen des Barons, in welchen sich die Dichterin mit ihren zwei noch lebenden Kindern sezte.

Die Bequemlichkeiten, welche die Güte des Barons der Dichterin bereitet hatte, machten ihren Zustand zu etwas Ueberirdischem. Sie dachte sich ihre mühsamen Fußreisen nach Lissa und den umliegenden Dörfern; das Kümmerliche ihrer Mahlzeiten und Lagerstätten auf solchen Wallfahrten. Welch ein Kontrast! wenn sie hier in jedem Wirthshause nach der vorzüglichsten Bewirthung, auf fein überzogenen Dunenbetten mit ihren Kindern sich schlummern legte! Sie hatte nur einen Gedanken; ihren Wohlthäter! In allem sah sie nur ihn, und in ihm die wunderthätige Hand Gottes. So oft sie allein war, lag sie auf ihren Knieen, und ihre Dankgefühle flossen in Thränen über.

Am fünf und zwanzigsten Januar 1761 kam die Karschin in Berlin an. Im Palaste des östreichischen Gesandten, Grafen von Gotter, wo der Baron wohnte, wurde auch ihr eine Wohnung angewiesen. Alles war zu ihrem Empfange bereit, und weil sie zur Mittagszeit ankam, so wurde ihr sogleich ein Tisch mit fünf auserlesenen Schüsseln vorgetragen. Sie hatte jezt ihr acht und dreißigstes Jahr zurückgelegt. Dieses Alter, in welchem die mehresten Frauen allmählig von der glänzenden Bühne abtreten, um jungen Schönen für die Bewunderung Platz zu machen, ward trotz allen nur möglichen Leiden, durch welche die Dichterin zu dieser Epoche gekommen war, der Zeitpunkt, wo sie erst aufblühte, bemerkt und bewundert wurde. Sobald man nämlich hörte, die Karschin sey angekommen, so eiferte auch alles, was Geschmack haben wollte, um die Wette, dieses Wunder von Frau zu sehen. So bürgerlich sie auch noch in den ersten Tagen einherging, so wurden; ihr doch verschiedene Equipagen geschickt, um sie in die vorzüglichsten Gesellschaften zu bringen. Eines Morgens

ward ſie ganz unvermuthet mit ihrer Tochter in der Kutſche des Barons abgeholt, und nach einem Galanterieladen gefahren. Eine Franzöſin empfing ſie hier mit ungemeiner Artigkeit, führte ſie in ein Puzzimmer, und ſagte zu ihr: „Madame, hier auf dieſem Tiſche ſehen Sie Kleidungsſtücke für ſich und Ihre Tochter liegen; Sie können ſich derſelben bedienen, und mein Mädchen wird Sie ankleiden helfen.“ — „Herr Gott!“ rief die erſtaunte Dichterin, und konnte kein Wort weiter vorbringen. Die Franzöſin entfernte ſich, und die angenehme Metamorphoſe ging vor ſich, indem das Dienſtmädchen Beide auskleidete, und in dem neuen Anzuge modelirte. So fremd der Dichterin jede Bedienung war, ſo ließ ſie doch alles geſchehen, was das Mädchen mit ihr vornahm. denn die Freude hatte ſie zu beſtürzt gemacht. Beider neue Kleidungsſtücke waren von modernem Zuſchnitt und feinem Zeuge, und den Staatsanzügen, wo kein Stück vergeſſen war, folgten in ähnlicher Ordnung zwei Anzüge von geringerem Zeuge, welche das Mädchen zuſammenpackte und in die Kutſche legte, ohne daß die wohlthätige Hand genannt wurde, von welcher dies alles kam. Niemand ließ ſich ſehen, der darüber einen Dank erwartet hätte; allein ein Diener kam, und nöthigte die Dichterin zur Gräflich Gotterſchen Mittagstafel. Bis zur Stunde der Mahlzeit ſtrömte der Dank der Dichterin in mehr als einem Liede hin, ohne zu wiſſen, wem ſie dankte. Sie rieth nur auf den Baron. Bei der Tafel fand ſie ihn, und zieh ihn poetiſch ſeiner ſchönen That; er lächelte und ſchwieg. Kein Name war für ihn nun wichtig genug, um dadurch das auszudrücken, was ſie empfand; nicht Wohlthäter, Retter, Freund, ſondern Vater nannte ſie ihn.

(Fortſetzung folgt.)

Theater-Nachrichten.

Am 13. März 1772, alſo vor 50 Jahren, ward Leſſings Emilia Galotti zum erſtenmal zu Braunſchweig aufgeführt. Eine achtbare Zeitſchrift hatte unlängſt die deutſchen Theater-Verwaltungen auf dieſen Tag aufmerkſam gemacht und ſie aufgefodert, ſolchen zu Ehren des Mannes, der ſo mächtig auf ſeine Zeit einwirkte, durch die Darſtellung jenes klaſſiſchen Werks und durch eine angemeſſene Feſtrede feierlich zu begehen. Die Theater-Intendanz zu Carlsruh berückſichtigte dieſes, indem ſie am 13. März 1822 zum Andenken an jenen, in den Annalen des Theaters denkwürdigen Tag, eine feſtliche Aufführung der Emilia Galotti veranſtaltete.

Beim Aufrollen des Vorhangs ſah man einen einfachen Säulengang. In einer mit Blumen geſchmückten Halle ſtand auf abgeſtumpfter Säule das Bruſtbild des Meiſters; am Fuße der Säule lehnten die Embleme der dramatiſchen Kunſt und eine goldne mit einem Lorbeerkranz geſchmückte Lyra. Ein Mitglied, ſchwarz gekleidet, trat hervor und ſprach mit feierlicher Würde folgenden, von Robert verfaßten

Prolog:

Daß die Entfaltung Gottverlieh'ner Kräfte
Das Leben iſt, das geiſtige, der Menſchheit;
Und daß die holden Künſte
Der Schmuck ſind und die Zierde:
Die ew'gen Frühlingsblüthen dieſes Lebens;
Wer iſt ſo unglückſelig,
Daß nie ſein Herz ſich hingab dieſer Wahrheit?
Nur der Barbar, der Sklave niederer
Natur, der in dem Joch der Nothdurft keucht,
Und, wie das Thier, nichts Höh'res kennt, als was
Dem Leib' und wieder nur dem Leibe nüzt. —
Und doch zeugt die Geſchichte:
Wir lebten ſo; ſo lebten alle Völker
In ihrem erſten kümmerlichen Daſeyn. —
Denn was den Menſchen erſt zum Menſchen macht,
Was die allmächt'ge Liebe
Zu treuer Pfleg' und Wartung uns vertraute:
Die Saat der trennungsloſen Zwillingspflanze,
Die heil'ge Saat des Guten und des Schönen,
Sie ruhte damals noch im Menſchenbuſen,
Gleichwie in hartem Erdreich, unentwickelt. — —

Heil uns, dem ſpät geborenen Geſchlechte!
Daß dieſe rohen Zeiten
Weit hinter uns ſchon liegen
In grauer Nebelferne der Geſchichte.
Heil uns! Und Heil den treuen,
Den wahren Menſchenfreunden,
Die in das oft ſo dunkle Erdenleben
Den Blüthenſchmuck der ſchönen Künſte webten!
Ja! wenn im Gottgeweihten Heiligthume
Wir freudig niederfallen,
Dankhymnen ſingend ob der Himmelsgabe;
Das Gute und das Schöne zu erkennen;
So ziemt es uns in minder heil'gen Räumen,
In dieſen Hallen, die der Kunſt gewidmet
Auch jener Edlen zu gedenken,
Die jene Himmelsgaben
Gepflegt und ausgebildet;
Die auf den kühnen Schwingen ihres Geiſtes
Uns, gleich dem Aar, der auf zur Sonne fleucht,
Dem hohen Ideal entgegen trugen. — —

Zu ſolcher Feyer wurdet Ihr geladen;
Und Alle, die mit reichbegabtem Herzen
Ins innre Heiligthum der Kunſt gedrungen,
Die nicht mit flücht'gen Blicken
In unſerm ernſten Streben
Ein buntes Gaukelſpiel nur ſehn, die Zeit
Zu kürzen und zu tödten,
Sie werden hier in kunſtgeweihten Hallen
Das heitre Dankfeſt fromm mit uns begehn. — —

Digitized by Google

Den Manen dieſes Mannes

(auf das Bruſtbild zeigend)

Gedenk heut' unſre Bühnenkunſt in Ehrfurcht. —
Ihr ſeyd ja Deutſche — kennt den Deutſchen. — Leſſing!! —
Mit ſeinem Namen iſt ſein Werth genannt! —

Wie er als Lichterwecker,
Als Feind der Finſterlinge,
Als heil'ger Streiter für Vernunft und Wahrheit
Gewirkt, gekämpft, gelitten; —
Das mög' in andern Räumen:
Im ernſten Hörſaal ſtrenger Wiſſenſchaft,
Mit zeitgemäßem Wort geprieſen werden;
Uns ziemt es nicht; wir — denken ſeiner hier
Als Gründer nur der deutſchen Bühnenkunſt;
Wie Er ſie aus dem Staub hob der Verachtung,
Wie Er von roher Linkheit ſie befrei'te
Und von den Ketten mißverſtand'ner Regel,
Worein das Volk der Gallier
Bis dieſen Tag die freie Muſe ſchnüret
Und welches nachzuäffen damals Brauch war. —
Mit ſcharfer Geiſſel hat er das gezüchtigt;
Doch wußt' Er auch, was jenes Volk geleiſtet;
Empfahl Geſchmack, Gewandtheit,
Empfahl uns jenen Zartſinn,
Der jede Feinheit gleich lebendig auffaßt
Und leicht vom Gegentheil beleidigt wird. —
So glich Er nicht den Eiteln unter uns,
Die auch die Plumpheit gern vertheid'gen möchten;
Noch wen'ger Jenen, welche Nebelbilder
Mit ſüßem Wortklang auf die Bühne bringen,
Und die Geſchöpfe kranker Phantaſie
Uns für das Ideal verkaufen wollen! —
O lebt Er noch! Wie würd' Er ſie vernichten,
Sie, die mit eitlem Hochmuth
Ihm ſeinen hohen Dichterwerth verſtreiten,
Ihn nur als Lehrer höflich gelten laſſen! —
Genug von ihnen! Es entweiht ihr Wort
Die deutſche Bühne — und den heut'gen Tag!
Ein Dankfeſt iſt er, eine Ehrenfeyer
Dem Gründer und dem Meiſter unſrer Kunſt.
Wie können wir Ihn würdiger verehren,
Als daß wir heut auf dem Altar der Künſte
Der holden Blüthen eine niederlegen
Aus jenem vollen, reichen Lorbeerkranz,
Den Er ſich ſelbſt um ſeine Schläfe wand! —

Es ſchwand ein halb Jahrhundert,
Seitdem der Dichter dieſe ſchöne Blume
Im Tempelhain Melopomene's gepflanzt,
Und immer blüht ſie noch in Jugendfriſche,
Und wird auch blühn, ſo lange es deutſche Kunſt gibt!! —

„Das Werk lobt ſeinen Meiſter!" ſagt ein Kernſpruch:
Emilia krön' unſern Leſſing heute!
Indeß wir feierlich allhier geloben,
Der Bahn zu folgen, die Er vorgezeichnet!
Dann wird der ſpäte Enkel dankbar noch
Des Gründers deutſcher Bühnenkunſt gedenken. —

Wien, am 19. März.

Der Freyſchütz wurde am 7. dieſes bereits zum 30ſten male ſeit 4 Monaten auf dem k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore gegeben, und dieſesmal unter der perſönlichen Orcheſterführung des Tonſetzers. Das bei dieſer Lieblings-Oper unſers Publikums ſtets volle Haus war heute überfüllt; viele zu ſpät kommende konnten ihre geſperrten Sitze nicht mehr erreichen, und gegen Einlaßkarten war ſchon eine halbe Stunde vor Anfang kein Unterkommen zu finden. Unſer verehrter C.M. von Weber (wir nennen ihn unſer, da ſein gediegenes Werk der ganzen deutſchen Nation angehört) wurde bei ſeinem Erſcheinen mit wiederholter lauter und allgemeiner Begrüßung empfangen. Die meiſterhafte Ouverture, heute wie die ganze Oper mit dem größten Eifer und der wärmſten Liebe ausgeführt, fand gleiche Auszeichnung. Der Lachchor und das Trinklied im erſten Aufzuge, ſo wie im folgenden das Jägerchor, wurden wiederholt, und ſchon nach dem erſten Aufzuge rief man den Componiſten hervor. Zugleich fiel folgendes Gedicht zu den Füßen des innniggerührten Mannes nieder.

Erſchaffend dringt aus lichten Aetherräumen
Der Töne ſüßbewegte Zaubermacht;
Sie weckt den Geiſt aus trüber Lebensnacht,
Sie führt ihn himmelwärts in ſüßen Träumen.

Und ſchaut er auf mit Troſterfüllten Blicken,
Dann quillt der Sühne heil'ger Strahl herab:
Durch's Leben wallt er freyer bis zum Grab,
Weil er gefaßt der Seligkeit Entzücken.

Und der den Drang erweckt in ſtiller Bruſt,
Die Erde bindend an des Himmels Ferne,
Was iſt des Hohen Sängers würd'ger Preis?

Ihn labt der Töne reichgeſchaffne Luſt,
Und jedem Erdenlohn entſagt er gerne,
Denn ſeine Krone blinkt im Sternenkreis.

Nach dem Schluſſe erſchien der Componiſt wieder zwei Mal, denn nachdem er ſich zuerſt in der Mitte der Schlußgruppe gezeigt und einen Theil des Gelingens den Darſtellenden pantomimiſch zugeſchrieben hatte, wollte die Verſammlung heute ihm allein die Zeichen ihrer Verehrung widmen. So erhielt dieſer ſeltene zweimalige Ruf einen tieferen Sinn, als man ſonſt hinein zu legen pflegt.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 25. Sonntag, 31. März 1822.

Das erste Veilchen.

Holde, liebliche Viole!
Eh' dich mit der flücht'gen Sohle
Wildes Knaben-Volk zertritt,
Laß dich von dem Jüngling pflücken,
Und, der Liebsten Brust zu schmücken,
Komm ein Veilchen,
Süßes Veilchen!
Ueber Feld und Wiese mit!

Streue nicht die zarten Düfte
Zu verschwend'risch in die Lüfte;
Denk' auf höheren Genuß!
Halt' den Athem an; verschließe
Deinen Mund; — doch dann ergieße,
Dir zum Ruhme,
Schönste Blume!
Deinen Geist in Liebchens Kuß!

Geist des Veilchens! Geist der Liebe!
Wunderbare, sel'ge Triebe!
Alles dreht mit mir sich um!
Kömmt's von außen? kömmt's von innen?
Glühend wegt's in allen Sinnen!
Wer mag's deuten?
Statt zu streiten,
Laßt mich selig seyn und stumm!

Der Liebende.

(Nach Charberol.)

Ich sterb' an Uebermaaß von Leiden,
Wenn meine Wünsche sie nicht stillt!
Ich sterb' an Uebermaaß von Freuden,
Wenn meine Wünsche sie erfüllt.

So hast du, mich geheilt zu sehen
Denn keine Mittel, o Natur?
Ich muß, ich muß zu Grunde gehen,
Sey's durch die Krankheit, oder Kur.

Sonett.

Ha, wie schmeichelnd zittert durch die Seele
Jeder Ton aus deiner Silberkehle,
Leise nachgeseufzt vom Widerhall,
Sängerin der Liebe — Nachtigall!

Wann umquellt von halb gebeugtem Moose
Dir ich lausche, zaubert Phantasey,
Aus der Zukunft mir die Namenlose,
Die sie meiner Sehnsucht schuf, herbei.

Alle Saiten der Empfindung beben
Wonneschauer, leicht umweht von Schmerz,
Durch mein Idealerfülltes Herz:

Deine Klagemelodien umschweben,
Meines vollen Busens Wiederhall,
Dann mich Träumenden — o Nachtigall!

Immortellen.

Ein scharfer Lufthauch kann das Glück zerstören,
Oft in der Knospe schon will er es knicken, —
Kein Auge darf's in reinem Zauber pflücken,
Und keinem Herzen will sich's treu bewähren.

Drum soll mein Wunsch der Dauer angehören,
Und sich der Tag mit Immortellen schmücken, —
Sie reifen auch in kalten Sonnenblicken,
Und wollen uns die Kraft zu leben lehren.

Sie blühn im Sturm, auf dunkelfeuchtem Grunde
Sie neigen nicht das Haupt in heißer Stunde,
Und wissen sich aus starrem Druck zu heben.

Und so will auch das Beßre aufwärts streben,
Die Wolke streue Hagel, spende Regen,
Es keimt empor als unverwelckter Segen.

Bellarosa.

(Eine Erzählung.)

1. Die Reise.

Mein Schicksal hatte mich fast durch ganz Europa geführt, oft ohne meinen Willen, oft nach eignem Wunsch. Nur England hatte ich noch nicht besucht und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, dieses Land der Kaufleute und der Philosophen in der Nähe zu betrachten. Ich reiste ab, kam glücklich in die Themse und sah das stolze London. Aber mehr noch als dies hatte mich Walter Scott's Dichtung angezogen, die hochländischen Gebirge Schottlands waren mir interessanter als diese Stadt der Nabobs und der Bettler, und ich freute mich ungemein, als ein Zufall der so oft über das Schicksal des Menschen entscheidet, mich die Bekanntschaft des Lord Harry D. machen ließ, der ansehnliche Besitzungen in Schottland hatte, und dem die Gegend um Lochkatrine, so bekannt durch Walter Scott's „Fräulein vom See," eigenthümlich zugehörte.

Ich fand in ihm einen gebildeten Mann, der das Abgeschliffne des Weltmannes in einem seltenen Grade besaß. Kaum dreißig Jahre alt, von schöner Gestalt und ausdrucksvollem Gesicht, hatte er in seinem Aeußern etwas Einnehmendes, dem nicht zu widerstehen war, wenn auch öfters seine Philosophie des Lebens, die er sehr leicht und sehr offen darlegte, von ihm abstieß. Er war von einer so seltenen Gastfreiheit und einer Bereitwilligkeit, mir zu dienen, die ich noch an keinem Engländer gefunden hatte. Ich erhielt von ihm den schriftlichen Befehl an den Verwalter seiner schottischen Güter, mir Alles zu zeigen und mir überall behülflich zu seyn: besonders empfahl er mich dem alten Castellan seines Schlößchens im See, da er meine Vorliebe für diese Gegend leicht errathen konnte. — „Ihre Erwartung wird Sie nicht täuschen" — sagte er mir kurz vor meiner Abreise — „diese Gegend wird Sie sehr interessiren, besonders da Botanik Ihr Lieblings-Studium ist. Sie werden dort etwas Seltenes finden, eine schöne Rose, wie Sie wohl nicht in unserm Hochlande erwarteten; ich habe sie aus dem Archipelagus mitgebracht und in meine Heimath verpflanzt." Er sagte dies mit einem ihm eigenen sarkastischen Lächeln, so daß ich nicht wußte, galt es meiner Vorliebe für die Botanik oder einer trüben Erinnerung seines Lebens.

Ich reiste mit freudigem Sinn von London ab, wo mir der Kohlendampf die Brust beengte, und betrat das alte Schottland. Mein Herz klopfte, als ich mich dem Hochgebirge und seinen kräftigen Bewohnern näherte: mit dem „Fräulein vom See" in der Hand, wanderte ich Lochkatrine zu, und wahrlich, der Dichter hat nicht zu viel gesagt! — Wie ich um den Felsen trat, der mir lange die Aussicht verborgen hatte, wie ich diesen Theil des herrlichen See's vor mir liegen sah, auf der einen Seite umgrenzt von steilen Felsen, auf deren Gipfel stolz das alte Panner von Klan-Alpine wehte, auf der andern Seite ein schmales freundliches Thal, am See malerisch mit Felsen umgeben, und in der Mitte die reizende Insel, die, mit den üppigsten Bäumen schön gruppirt, ein niedliches Schlößchen verbarg — o! wer hätte hier nicht die reizende Ellen am Ufer dahin schweben sehen, den alten Allanbane, auf seine Harfe gelehnt, erblickt!

Der Abend nahte. Durch eine Schlucht, die in der Westseite des Gebirges sich bildete, schienen die lezten Strahlen der scheidenden Sonne mit ihrer nordischen Gluth auf dem wogenden See, und ein Gluthstreifen durchzog ihn, wie ein Feuerband. Eine heilige Stille umgab mich; mein Führer, ein munterer Bergschotte, schien das Erhabene der Natur mit mir zu fühlen, auch er schwieg, und sah entzückt in die wallende, flammende Fluth. So gingen wir schweigend und ernst dem Thal entlang, bis zu einem Häuschen, wo ein Jäger des Lords wohnte und von wo aus die Ueberfahrt nach der Insel geschah. Hier trennte sich mein junger Führer von mir, und übergab mich dem Jäger, der vor seinem Häuschen saß und ein schottisches Liedchen pfiff. Als er hörte, daß ich von London käme und von seinem Herrn, um einige Tage auf der Insel zu hausen, nahm er ein kleines Hüfthorn von der Wand und blies melodische Töne darauf, die eine eigne Weise bildeten; und bald sah ich auf der Insel Bewegung. „Das Zeichen mit dem Schiffe zu kommen!" sagte er; „doch ist es so eilig nicht, und wollten Sie, mein Herr, meinem Rathe folgen, so müssen Sie die Sonne hier ganz unter und den Mond ganz aufgehen sehen; denn von hier aus ist der schönste Punkt, besonders wenn Sie nicht zu müde sind und auf diesem Fußsteig zur Höhe hinauf wollen. Sie können nicht fehlen, er führt zu einer Art Terrasse, und mehrere Sitze machen ihnen den rechten Standpunkt bemerkbar, von wo dieses schöne Schauspiel sich am herrlichsten darstellt. Auch die Insel mit ihrem Schlößchen können Sie von dort am besten überschauen, und irre ich nicht, so ist eben heute ein Abend, wo sich unsere Gegend in vollkommener Schönheit Ihnen zeigen wird. Ich möchte Sie gern begleiten, doch der alte mürrische Castellan würde toben, wenn ich ihm morgen früh kein Wild für seinen unerwarteten Gast brächte."

Ich klimmte den schmalen Fußsteig hinan: da wo er sehr steil war, fand ich Tritte in der Felsen gehauen, und man sah durch die hier verwendete Sorgfalt, daß er zu einem schönen Punkt führen mußte.

2. Das Fräulein vom See.

Stets an die reizende Dichtung Walter Scott's denkend, beschäftigte sich meine Phantasie nur mit diesem Gegenstande, und sah die schönen Bilder dieser Dichtung lieblich an mir vorüber schweben: den alten Douglas, den wilden Roderik D'hu, die reizende Ellen und ihren Graeme; ich sah den flüchtigen Malise vor mir her hüpfen und aus dem Wachholder, Strauch hervor grinzte mir sogar der fatale Brian entgegen. So mit meiner Einbildungskraft beschäftigt, stieg ich im Abenddämmerlicht immer höher und höher, als mir leise Harfentöne entgegen klangen. Ich lauschte und trat näher. War es Allanbane, der, wie Ossian's Barden, im Nebel daher zog, oder waren es Ellen's Töne, die mein Ohr trafen?

Ich verweilte, da eine melodische Stimme die Harfe zu begleiten begann, und hörte folgenden Gesang:

Frage nicht nach meinem Schmerz,
Nenn' mich nicht die schöne Rose;
Ach, es glühet hier kein Herz
Für die arme Heimathlose;

Frage nicht, was meinen Geist
Stürmisch treibt wie Wind's Getose!
Die hier Bellarosa heißt,
Ist die arme Elternlose!

Frage nicht, warum ich hier
Knie' auf sanft bethautem Moose;
Gott, mein Gott! es fleht zu dir
Betend ja die Hoffnungslose!

Noch einige Griffe der Harfe, noch einige Töne, die im Abendwind leise verhallten, und Alles war still. Ich näherte mich — und sah auf dem bezeichneten Platz eine weibliche Gestalt, kniend und an die Harfe gelehnt, das Gesicht nach dem aufsteigenden Monde gewendet. Es schien mir eine schöne hohe Figur. Ich blieb staunend stehen und wagte kaum zu athmen: denn wer durfte wohl dies stille Gebet unterbrechen? — Endlich erhob sie sich, diese schöne, über alle Beschreibung schöne Gestalt. Verwundert, doch nicht erschrocken, sah sie mich vor sich stehen und schritt auf mich zu. Vom Mond bestrahlt erblickte ich ihr Gesicht — war dieses Mädchen Ellen's Urbild, Walter Scott, deine Schilderung hat es nicht erreicht!

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 23.

Der Buchstabe T.

Vierfylbige Charade.

Die ersten meiner Sylben sind schon hoch,
Doch höher noch die beiden folgenden;
Und doch:
Hast du das Ganze einst geseh'n,
Wirst du, daß es noch höher sey gesteh'n
Wie komisch es auch klingt mein Lieber,
Das Ganze ist, glaub' mir, ist obendrüber.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 23. März. Johann, Herzog von Finnland, Schausp. in 5 Aufz. von Johanna von Weißenthurn. Madame Schulze spielte die Catharina und zeichnete sich auch in dieser Rolle durch Wahrheit im Ausdruck der Gefühle und durch eine sehr ansprechende Natürlichkeit aus. Sie gab dem 3n Akt ein eigenes Leben und einen Kunstwerth, welcher uns mit der Wahl des alten, oft gesehenen Stücks einigermaaßen aussöhnte. Die Situation fodert in diesem Akt einen Grad schmerzlicher Empfindung, der bis zur Verzweiflung steigt. Madame Schulze stellte diesen Seelenzustand dar, ohne auch nur im mindesten einer Uebertreibung sich hinzugeben; sie blieb in Rede und Gebärde stets den Regeln des Schönen getreu und machte eben darum einen tiefen Eindruck.

Sonntag, den 24. Titus, Oper in 2 Aufz. Musik von Mozart.

Montag, den 25. Don Carlos, Trauersp. in 5 Aufz. von Schiller. Wir begnügen uns für heute von der Darstellung dieses Meisterwerks unseres Schiller zu reden. Nicht weil das Stück schon lange unserer Literatur angehört und schon vielfach besprochen worden; denn wir sind vielmehr überzeugt, daß eine Tragödie, welche nicht für den Augenblick, sondern für die Nachwelt gedichtet ist, grade dann am besten beurtheilt werden kann, wenn sie schon eine Zeit lang der Bühne angehört und sich ihr Publikum gebildet hat. Was aber so weit davon entfernt ist ein Gelegenheits-Stück zu seyn, soll auch nicht bloß gelegentlich recensirt werden. Wir behalten uns daher vor, in der Donnerstägigen Iris einen weitläuftigern Aufsatz, von einem andern Mitarbeiter, über dieses und einige andere Stücke Schillers unsern Lesern mitzutheilen und wollen in der Chronik unserer Bühne heute nur das berühren, was davon unserer Bühne gehörte, d. i. die Aufführung. Denn was in der Anordnung des Stücks und der Personen verändert worden, darüber bemerken wir nur, daß durch die Veränderung der Geistliche (Domingo) fehlte, der auch für diese Sünde Absolution zu geben, befugt gewesen wäre. —

Die heutige Darstellung war zum Besten der Madame Schulze, welche die Prinzessin

Eboli spielte. Wir haben bisher die Prinzessin Eboli nur als Coquette, als eine sinnlich Begehrende gesehen; das richtige Gefühl der Madame Schulze hatte ihr eine weit interessantere Seite abgewonnen und wir sahen heute die heiß-liebende Spanierin, die nicht sowohl den Prinzen in ihr Netz zu verlocken strebt, als vielmehr — getäuscht durch seine verliebten Zerstreuungen beim Tanze und am Spieltische — wähnend, daß er ihren Reizen huldige, sich ihm ergibt. Aus den beiden Reden:

„Armselige Vernünfteley! Wie schwach
„Von diesen starken Geistern! Weibergunst,
„Der Liebe Glück der Waare gleich zu achten,
„Worauf geboten werden kann! Sie ist
„Das Einzige auf diesem Rund der Erde,
„Was keinen Käufer leidet als sich selbst.
„Die Liebe ist der Liebe Preis. Sie ist
„Der unschätzbare Diamant, den ich
„Verschenken oder ewig ungenossen
„Verscharren muß – dem großen Kaufmann gleich,
„Der ungerührt von des Rialto Geld,
„Und Königen zum Schimpfe, seine Perle
„Dem reichen Meere wiedergab, zu stolz
„Sie unter ihrem Werthe los zu schlagen." —

Und:

„Man nennt es Grille — Eitelkeit: gleich viel!
„Ich theile meine Freuden nicht. Dem Mann,
„Dem Einzigen, den ich mir auserlesen,
„Geb ich für alles alles hin. Ich schenke
„Nur ein Mal, aber ewig. Einen nur
„Wird meine Liebe glücklich machen — Einen —
„Doch diesen Einzigen zum Gott. Der Seelen
„Entzückender Zusammenklang — Ein Kuß —
„Der Schäferstunde schwelgerische Freuden —
„Der Schönheit hohe, himmlische Magie
„Sind eines Strahles schwesterliche Farben,
„Sind einer Blume Blätter nur. Ich sollte,
„Ich Rasende, ein abgerißnes Blatt
„Aus dieser Blume schönem Kelch verschenken?
„Ich selbst des Weibes hohe Majestät,
„Der Gottheit großes Meisterstück, verstümmeln,
„Den Abend eines Prassers zu versüßen? —

schien sie den Charakter geschöpft zu haben, dessen zartsinnige Veredlung ihr zum größten Lobe gereicht. In der Unruhe bei ihrem ersten Erscheinen sprach sich die sorgende Liebe aus, die jedoch nicht verarmt ist an süßen Hofnungen. Die Heiterkeit womit sie den Prinzen empfing, ihr Staunen über die Sonderbarkeit seines Benehmens, die Art wie sie ihn zu dem Sopha führt: in alle dem lag nichts von Berechnung, nichts von den Künsten der Coquetterie; es waren die Aeußerungen eines von glühender Leidenschaft überwältigten, sich selbst vergessenden Mädchens, und dieses Vergessen ihrer selbst, wie überzeugend wußte sie es darzuthun, als endlich die Täuschung schwindet, wie schön versöhnte sie jedes feinere Gefühl mit sich, durch den lebendigsten Ausdruck der bittersten Schaam. Von dem Augenblicke an, wo sie nach den Worten des Prinzen:

„Ja so — so war's — Nun merk ich — O mein Gott!"

ihren Irrthum erkennt, war ihr Spiel unübertrefflich. Wie vernichtet sank sie, mit bedeckten Augen, auf das Sopha und alles Uebrige dieser Scene waren Laute der Verzweiflung, die sie mit abgewendetem Angesicht, verbergend ihre Schaamröthe, zu dem Prinzen sagte. Eben so schön gedacht, eben so wahr gab sie die Scenen im 4n Akt mit Carlos, Posa und der Königin. Allgewaltig wirkte die rührende Ergebung, mit welcher sie den Tod von den Händen des Marquis erwartet und eben so die reuevollen Bekenntnisse zu den Füßen der Königin. Noch haben wir vor Allem die herrliche Darstellung des Königs durch Herrn Weidner zu rühmen; wir nennen diese psychisch vollendet. Brav war Herr Becker als Carlos und auch Hr. Henkel (Posa) hatte sich, im Vergleich mit der lezten Vorstellung (1. December 1821), dem Charakter mehr genähert, nur war er zu leidenschaftlich, was Posa nicht seyn darf; er ist bis zur Schwärmerei begeistert, sein Ideal von Völkerglück zu verwirklichen, und zwischen Leidenschaftlichkeit und Begeisterung ist ein großer Unterschied; diese trennt von der Wärme des Vortrags die Milde nicht. — Dem Ursprung erhob sich Stellenweise zu der stillen Größe der Königin; aber es war keine gleiche Haltung in ihrem Spiel; mehr als Einmal opferte sie die ruhige Wahrheit dem Verlangen auf, große Effekte hervor zu bringen.

Die folgenden drei Vorstellungen haben wir nicht gesehen.

Dienstag, den 26. Aurelia, oder: Der Raub im Schwarzwalde, romant. Schauspiel der Vorzeit in 4 Aufz. von Johanna v. Weißenthurn.

Mittwoch, den 27. Blind und Lahm, Lustsp. in 1 Aufz. von L. Robert. Hierauf: Zwei Worte, Oper in 1 Aufz. Musik von d'Allayrac. Zum Beschluß: Der Secretair und der Koch, Lustsp. in 1 Aufz. nach dem Französischen von C. Blum.

Donnerstag, den 28. Die Schweizerfamilie, Oper in 3 Aufz. Musik von Weigel.

Theater-Anzeige.

Montag, den 1. April. Das Alpenröslein; das Patent; der Shawl, Lustspiel.
Dienstag, den 2. Die Entführung aus dem Serail, Oper.
Mittwoch, den 3. Wallensteins Tod, Trauerspiel.
Freitag, den 5. Oratorium.
Montag, den 8. (Zum erstenmale); Die Andacht zum Kreuz, Trauersp. in 4 Aufz. nach Calderon.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 26. Donnerstag, 4. April 1822.

Zauber.

(Von Heidelberg.)

Jeder Schein und Nebel ist zerronnen,
Aufgegangen in der Liebe Strahl
Meiner Träume höchstes Ideal, —
Seinen Frieden hat das Herz gewonnen.

Wie ein Paradies im Glanz der Sonnen
Blühet rings der Erde Flur und Thal;
Seligkeiten ohne Maaß und Zahl
Trinket Alles aus der Freude Brennen.

Fast geblendet von dem Glanzgeflimmer
Wandl' ich durch der Wiesen duft'gen Plan,
Und verkenne, was die Lieb' gethan.

Sie bestreut mit ew'gem Rosenschimmer
Meinen Pfad und meines Lebens Bahn,
Und der Erde Leiden fühl' ich nimmer.

Das Blättchen.

(A. d. Französischen der Fr. v. Sabliere.)

Von dem Stängel abgelöset,
Armes ausgedörrtes Blättchen;
Sag' mir, wohin eilest Du?
Weis es nicht; — des Sturmes Wüthen,
Hat die hohe Eich' zersplittert,
Die mir einz'ge Stütze war.
Nur mit unbeständ'gem Hauche,
Wehet West und Nordwinds Laune,
Mich bald hier, bald dorten hin,
Und seit jenem Tage wandl' ich
Von dem Walde, zu der Fläche,
Von dem Berge zu dem Thale,
Wie der Wind mich führen will.
Sonder Bangen, sonder Klagen,
Geh' ich, wohin alles geht;
Wo der Rose Blatt zerstäubet,
Wo des Lorbeer's Blatt verweht.

Das Heimweh.

Den Menschen treibt ein zwiefach banges Sehnen
Selbst aus der schönsten Gegenwart hinaus.
Es fliegt der Blick mit schmerzlich süßen Thränen
Zum früh verlaßnen stillen Vaterhaus;
Nicht kann die Welt mit allen ihren Schätzen
Der Kindheit und der Unschuld Zauberland,
Wo er des Lebens erste Blüthe fand —
Nicht Vaterblick und Mutterkuß ersetzen.
Doch ist er kaum noch in der Seinen Mitte
Erwarmt, und an der Liebe stillen Heerd,
Den ewig er vermißt, zurückgekehrt,
Wird ihm auch schon zu eng die kleine Hütte; —
Denn einer andern Heimath Lüfte weh'n
Ihn an, von keinem Auge zwar geseh'n,
Jedoch erschaut in ahnungsvollen Träumen,
Worin des Daseyns schönste Blüthen keimen:
Nicht kalte Worte können dem sie malen
Deß innrer Forscher-Blick sie nimmer sah —
So fern dem Sinn, dem Herzen ewig nah,
Uns wärmend mit der Hoffnung Sonnenstrahlen, —
Das Feenland, das Reich des Idealen.
Bist du noch Kind an unverdorbnem Sinn
Zieh'n dich, als Friedensboten der Kamönen
Drei weiße Schwäne zu dem Ziele hin —
Der Wahrheit Bild, der Tugend und des Schönen.
Doch ist hienieden nicht ihr Vaterland
Auf Augenblicke können sie nur weilen —
Vergebens harrst du an dem öden Strand —
Willst sicher du für immer sie ereilen,
So reiche kühn dem Genius die Hand
Der freundlich dich zur Heimath hingeleitet
Wo dir dein Herz die Wohnung schon bereitet.

Ueber Schillers „Don Carlos" in Beziehung auf die früheren Stücke desselben Dichters.

Das Leben ist kurz und die Kunst unendlich. Nur der goldnen Mittelmäßigkeit für welche es keine eigentliche Vollkommenheit gibt, ist es gegeben bald vollkommen in ihrer Art zu werden, und das zweideutige Lob zu verdienen, sie könne es nicht besser machen; so wie gerade die Geschöpfe, welche auf einer niedrigeren Stufe des thierischen Lebens stehen, am frühsten ihre volle Entwicklung erreichen. Aber wie die Natur nur den Sand und den Kiesel verschmähend auf die Oberfläche der Erde geworfen, während sie die edleren Metalle tief in deren Schacht verbergen, wo sie nicht ohne Mühe gefunden, und wenn sie gefunden, nicht ohne Sorgfalt von den Schlacken gereinigt werden können, so ist auch in der Kunst nur das Gemeine ohne alle Mühe erreicht, und selbst der Genius gelangt nicht ohne Anstrengung in ihr innerstes Heiligthum. Melpomene vor Allen ist eine strenge Muse, und gewährt selbst ihren Lieblingen nur nach langem Sträuben ihre volle Gunst. Darum mag es nicht als Anmaßung gelten, wenn wir, der Vorschrift unseres großen Kritikers getreu, auch bei den dramatischen Werken Schillers „mit Bewunderung zweifeln, mit Zweifel bewundern" und zu zeigen versuchen, wie auch er sich erst nach und nach zu der Höhe erhob, welche wir an dem Dichter der Maria Stuart und des Wilhelm Tell mit Recht bewundern.

Wenn wir nämlich als allgemein anerkannt voraussetzen dürfen, daß die Tragödie den Anfoderungen der Kunst um so mehr entspreche, je mehr die Catastrophe als nothwendig, als unvermeidlich, als aus den gegebnen Umständen selbst hervorgehend erscheint, hingegen ihren Zweck um so mehr verfehle und der Comödie um so näher komme, je mehr der Zufall darin waltet, und das Schicksal, wie in den beliebten Kotzebueschen Stücken, intriguirend erscheint, statt gebietend, so müssen wir gestehn, daß die ersten Trauerspiele unseres Dichters, trotz aller Genialität in der Ausführung, seinen späteren weit nachstehen. Folgende wesentliche Punkte nämlich scheinen uns das bloß sentimentale Schauspiel (die weinerliche Comödie) von der eigentlichen Tragödie zu unterscheiden: In dieser waltet das Schicksal, in jenem schaltet der Zufall, in dieser ruht das Hauptinteresse auf einer großen, erhebenden, Idee, in jenem auf einer Reihe seltsamer Verkettungen und Verwicklungen, in dieser herrscht eine innere, tiefe poetische Wahrheit, jenes hascht nach der äußeren prosaischen Wahrscheinlichkeit, jenes wendet sich an die Sinne, bedarf der Verwickelungen um die Neugier zu spannen, der sogenannten Theatercoups um zu überraschen, der Erkennungsscenen um zu rühren, endlich eines Deus ex machina um den gordischen Knoten zu lösen; diese nimmt den ganzen Menschen in Anspruch und gibt uns, in der fremden, aber unter den gegebnen Umständen nothwendigen, ja unausbleiblichen Begebenheit die Geschichte unseres eignen Herzens, sie rührt nicht durch eitle Fantasmagorie, sondern sie erschüttert indem sie uns die Tiefen der eignen Brust enthüllt, in welcher ein Engel schläft und ein Dämon, welche beide, durch die leiseste Berührung erweckt, Meister unseres Willens werden können. Während jene in vier Akten ein Räthsel, im fünften die Auflösung gibt, führt uns diese (in ihrer höchsten Vollkommenheit) die Catastrophe offen, doch unaufhaltsam, näher und immer näher, bis sie vor unsern Augen sich erfüllt. Don Carlos ist also in diesem Sinne die erste eigentliche Tragödie unseres Dichters, denn selbst im Fiesco zeugt die, je nach den Ausgaben verschiedene, Catastrophe*), für das Mangelhafte des Plans — während Kabale und Liebe (ein früheres Werk des Dichters) noch, bei aller Genialität in der Ausführung, alle Mängel hat, welche der bürgerlichen Tragödie mit Recht beigelegt werden, und welche unser Dichter selbst, dem zürnenden Geiste Shakespears mit so vieler Wahrheit in den Mund gelegt. Schon der Umstand, daß die Heldin des Stückes nicht hoch genug steht um eine infamirende Strafe dadurch, daß sie ihr widerfahren, zu veredeln, wirkt nachtheilig, und die Idee daß ihr mit dem Pranger gedroht werden konnte, und die Drohung beinah ausgeführt worden wäre, macht einen unangenehmen, nichts weniger als tragischen Eindruck.

Im Don Carlos hingegen tritt zuerst die höhere Idee hervor. Der Kampf ist groß, denn die Consequenz des Herrschergeistes kämpft gegen die Begeisterung des Freiheitssinnes; der Gang der Handlung ist erhaben, denn unser Interesse an Posa ist ein rein positives, nicht nach dem beliebten gemeinen Kunstgriff negativ, das ist dadurch erkünstelt, daß der Vertreter der entgegengesezten Idee (der König) so schwarz gemahlt wäre, daß wir uns gedrungen fühlten seinen Gegnern Freund zu seyn. Tiefere Menschenkenntniß blickt überall hervor. Die Guten sind nicht ohne Schwächen, und sind die Bösen

*) In einigen Ausgaben tödtet er sich selbst, aus Schmerz über den Verlust Leonorens, in andern tödtet ihn Verina aus republikanischem Eifer.

gleich hie und da vielleicht greller gezeichnet, als sie sollten, so geschieht doch wenigstens das Böse nicht ohne Motive. Form und Inhalt der Tragödie sind würdiger als in den früheren Stücken, jene durch äußere (Rythmus) und innere Poesie, dieser durch die größere Wichtigkeit und somit das größere Interesse der Handlung, und den höheren Standpunkt der handelnden Personen. Aber dennoch trägt Don Carlos, unserer Ansicht nach, der Spuren nicht wenig von einem noch keineswegs gereiften Genie. Der Zufall herrscht darin noch immer zuviel, die Nothwendigkeit zu wenig. Don Carlos verräth seine Leidenschaft der Prinzessin Eboli und durch diese dem König — wodurch der Knoten der Intrigue sich schürzt — durch die Umstände genöthigt, durch sein Herz gedrängt? – nein, weil er ein, mit einem E unterzeichnetes Billet doux unglücklicherweise mißverstanden, und Elisabeth gelesen, statt Eboli. Ist so der große Gang des Schicksals in der Tragödie, oder der neckische Spuck des Komus im Lustspiele? Ist da die Catastrophe herbeigeführt durch die furchtbare Nothwendigkeit vor der kein Entrinnen ist, oder durch den launenhaften Zufall, der sich in allerlei Verwechslungen und Mißverständnissen gefällt? Erregt dies in uns die tragische Empfindung des Schreckens über das furchtbar hereindrohende, unvermeidlich hereinbrechende Geschick, des Mitleids über unsere eigne Geschichte in der fremden Begebenheit, oder das peinliche Gefühl das sich unser bemächtigt, wenn wir Zeugen sind der Unbesonnenheit uns theuerer Personen denen wir gerne zurufen möchten, doch mit größerer Umsicht zu Werke zu gehn?

Wie aber in der Verwicklung der Handlung der Zufall den Thron des Schicksals usurpirt, eben so ja noch mehr ist dies in der Katastrophe der Fall. — und wir behalten uns vor hierauf zurückzukommen — Es schadet gewiß dem Interesse des Stückes schon an und für sich genug, daß Carlos, schon von Anfang an — so willenlos, so schwach, so ganz als ein bloßes Instrument in den Händen seines Freundes erscheint. Daß ihn aber dieser gar so ganz als einen unmündigen Knaben behandelt, daß er ihm selbst seine — in Madrid offenkundige — Unterredung mit dem Könige, die Gunst die deren Folge war, und seine Plane den Prinzen durch ziemlich gewagte Mittel gegen seines Vaters Zorn zu schützen, so ganz verschweigt, ja fast, als dieser in ihn dringt, verläugnet — das zu motiviren möchte dem ganzen Scharfsinn den unser Dichter in den Briefen über Don Carlos dazu verwendet, schwerlich gelungen seyn. Auch in dem für die Freiheit entglühten Geiste, sagt nämlich die Vertheidigung, liegt eine gewisse Art von Despotismus. Wohl, aber der großartige Despotismus, sollten wir denken, der herrscht weil er sich zeigt, nicht der gemeine, der herrscht weil er sich verbirgt.

Aber eben hier stoßen wir — irren wir nicht — auf den Hauptfehler in dem Plane des Stückes, den nämlich, daß der Marquis sich mehr als ein jugendlicher Enthusiast denn als ein Mann voll Enthusiasmus, wie mehr Phantasie als Geistesgröße zeigt. Eben die berühmte Scene mit dem Könige liefert hierzu den unwidersprechlichsten Beweis. Denn so gerne wir dem Dichter zugeben daß Philipps Stimmung durch einen Zusammenfluß von, gerade in diesem Augenblick auf ihn einwirkenden Umständen, dem kühnen Glaubens- und Meinungs-Bekenntniß des Marquis eine günstigere Aufnahme bereiten konnte, als er ihm in jeder andern Stunde seines Lebens hätte angedeihen lassen, so ist doch hiermit nur der Erfolg erklärt, nicht der Marquis gerechtfertigt. Posa, der bloße Privatmann, hätte es versuchen können, vielleicht sollen, ob

— Eine Feuerflocke Wahrheit nur
In des Despoten Seele kühn geworfen

nicht die in seinem Innern längst verloschene heilige Flamme wieder anfachen könnte; denn er setzte wenn es, wie so höchst wahrscheinlich, mißlänge, nichts aus als sein Leben. Aber Posa, der Abgesandte Flanderns an den Infanten, der einzige Vertreter so vieler unglücklichen Provinzen am Hofe des Tyrannen, der Besitzer aller ihrer Geheimnisse, welche, nach seinem Tode aufgefunden, dem Herzog Alba alle Plane, alle Bündnisse der Niederländer verrathen (5 Akt 8 Auftr.) darf auch dieser die große Sache die er vertritt aufs Spiel setzen, um eines abentheuerlichen Einfalls, um schöner Phrasen willen, für welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, Philipp längst jede Empfänglichkeit verloren? Ihm waren ja alle die Umstände unbekannt welche den König gerade in diesem einzigen Augenblicke empfänglicher für diese Lehre machten. Wie wenn das Wahrscheinlichste geschähe? Wenn ihn der König aufheben, seine Papiere in Beschlag nehmen, seinen Verbindungen nachforschen ließe? Darf er Flanderns Schicksal, für das er lebt, mit derselben Gleichgültigkeit als sein eignes Leben in die Schanze schlagen? — Und könnte er bei diesem wahrscheinlicheren Ausgange sich damit trösten für die Sache schön geredet zu haben für welche er berufen war groß zu handeln? Allerdings soll der Held eines Trauerspiels nicht als fehlerfrei dargestellt seyn. Aber seine Fehler sollen ein Uebermaaß (Leidenschaft), nicht einen Mangel zum Grunde haben. Denn jenes vergrößert, dieses schwächt unsere Theilnahme.

Was nur in einer Situation gegen den Marquis, das ist gegen den Infanten durchgängig zu bemerken. Wahrlich, sein Vater darf mit Recht auf einen höheren Grad von Achtung Anspruch machen als er. Denn jenem fehlt der Wille, ihm die Kraft, ein guter Regent zu seyn. Der Mann aber der sich eines Charakters rühmen darf, steht nicht nur in der geistigen sondern selbst in der moralischen Schätzung über den, der gar keinen hat. Gebt Philipp Vertrauen zu den Menschen, Achtung für die Menschheit, und ihr habt einen Marc Aurel. Um den Infanten dazu zu bilden, dürft ihr ihm seinen Posa nie von der Seite lassen. Der König will Flandern verderben, weil er glaubt es der Idee schuldig zu seyn; der Infant will Flandern retten, weil sein Freund, weil seine Geliebte es wünscht. Leicht beantwortet ist, wer besser; schwerer, wer nach besseren Motiven handelt. Aber eben weil das Erhabene weniger in den Personen liegt, wie schön und würdig ist es nicht in der Idee aufgefaßt. Wie spiegelt sich nicht in des Dichters schöner Phantasie seine schönere Seele ab. Den hehren Priesterinnen der Vesta gleich, bewahrt seine Muse mit heiligen Händen das heilige Feuer. Sie dient nicht den Götzen dieser Erde, nicht der Macht und dem Erfolg, sondern den edelsten Gaben des Himmels, der Wahrheit und der Freiheit; und selbst was an der Dichtung einigermaßen gerügt werden könnte, daß die Bösen zuweilen allzu grell geschildert, daß namentlich an Alba die Geistesgröße nicht genug hervorgehoben sey, ist das höchste Lob des Dichters, der das Laster nicht anders als hassenswürdig schildern, nicht anders als hassenswürdig denken konnte. Freiheit, ächte, wahre, reine, auf Menschenwürde gegründete Freiheit, war der Nerv seiner Gedanken, die Seele seiner Empfindungen, die Gottheit die ihn begeisterte, und seiner Muse ihre herrlichsten Dichtungen eingab.

— — — Sehen Sie sich um
In seiner herrlichen Natur! Auf Freiheit
Ist sie gegründet — und wie reich ist sie
Durch Freiheit! Er, der große Schöpfer wirft
In einen Tropfen Thau den Wurm und läßt
Noch in den todten Räumen der Verwesung
Die Willkühr sich ergötzen. — Ihre Schöpfung
Wie eng und arm! Das Rauschen eines Blattes
Erschreckt den Herrn der Christenheit — Sie müssen
Vor jeder Tugend zittern. Er — der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören —
Er läßt der Uebel grauenvolles Heer
In seinem Weltall lieber toben — ihn
Den Künstler wird man nicht gewahr; bescheiden,
Verhüllt er sich in ewige Gesetze;
Die sieht der Freigeist, doch nicht Ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er, die Welt ist sich genug,
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Solche Wahrheiten so tief gedacht, so innig empfunden, so ergreifend dargestellt, erwerben nicht nur dem Dichter ein Recht auf die Bewunderung, sondern auch dem Menschen ein Recht auf die Liebe der Nachwelt. Wie jeder wahrhaft große Dichter wußte auch Schiller den Genius zu ehren der aus ihm sprach, seine schönen Dichtungen nur schönen Gefühlen nur edlen Empfindungen zu weihen und, jenem alten Propheten gleich nur so zu reden, wie der Geist es ihm in den Mund gelegt. Dichtergröße wird ja ohnehin nicht dem, dessen Werke die wenigsten Fehler, sondern dem zuerkannt, dessen Schriften am meisten Schönheiten enthalten. Der größte Geist kann irren, aber das Urtheil manches neuern Kritikers über Schiller würde — nach unserer Ueberzeugung — auch dann noch ungerecht seyn, wäre uns von ihm nichts geblieben als folgende Zeilen aus Don Carlos, die wir anführen ob sie gleich in Aller Munde sind, weil sie verdienten auch in Aller Herzen zu seyn.

Wie entzückend
Und süß ist es, in einer schönen Seele
Verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen,
Daß unsre Freude fremde Wangen röthet,
Daß unsere Angst in fremden Busen zittert,
Daß unsere Leiden fremde Augen wässern! —
Wie schön ist es und herrlich, Hand in Hand
Mit einem theuern, vielgeliebten Sohne
Der Jugend Rosenbahn zurückzueilen,
Des Lebens Traum noch einmal durchzu träumen!
Wie groß und süß, in seines Kindes Tugend
Unsterblich, unvergänglich fortzudauern,
Wohlthätig für Jahrhunderte! — Wie schön,
Zu pflanzen, was ein lieber Sohn einst erntet,
Zu sammeln, was ihm wuchern wird, zu ahnen,
Wie hoch sein Dank einst flammen wird! —

Geschmack und Fleiß können über schöne Formen gebieten, schönklingende Verse hervorbringen lehren. Empfindungen wie diese sprechen die Seele aus und die Seele allein ist es, die den wahren Dichter macht.

Dr. Weil.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 27. Sonntag, 7. April 1822.

Bellarosa.

(Fortsetzung.)

„Wahrscheinlich, mein Herr!" — sagte sie, mit dem Ausdruck, der freundlich seyn soll, aber nur kummervoll tönt — „wahrscheinlich wollen Sie den schönen Anblick des Mondes hier genießen; er ist erhaben, besonders wenn Sie nur noch so lange warten können, bis er über die Fichten drüben in den See blickt, dann giebt er ein lieblich-grauses Gemälde." — Ich war noch immer in ihr m Anschauen versunken; meine gespannte Einbildungskraft war nicht entzaubert, sie wurde noch mehr erregt, und ich konnte mich nicht fassen, ich wußte nicht, war ich auf Lord Harry's Eigenthum, oder bei dem alten Douglas und seiner Tochter. — „Sie scheinen sehr ergriffen!" sprach jezt die Jungfrau: „es ging mir das erste Mal, als ich dies Schauspiel sah, wie Ihnen; doch wird unser Auge durch die Gewohnheit für das Erhabenste gleichgültiger. Der tiefste Eindruck schwächt sich immer mehr und verliert sich endlich ganz" — „Doch giebt es Eindrücke, die nie sich verlieren, die nie verlöschen!" unterbrach ich sie. — Sie lächelte mitleidig. — „Zweifeln Sie daran?" fuhr ich fort; „der Eindruck! den dieser Augenblick gemacht hat, wird mir unvergeßlich bleiben, ungetrübt durch's ganze Leben mir vorschweben. Dieses Bild trennt sich nie von mir!" — Sie lächelte wieder, schüttelte kaum bemerkbar den Kopf und sprach: „Was unser Auge sieht, verschwindet; die Einbildungskraft reicht nicht aus mit ihren Farben, und wie der Regenbogen immer mehr und mehr wie Nebel sich verliert, bis wir an der Stelle seiner herrlichen Farben nur den trüben Dunstkreis noch erblicken, so verschwebt die Phantasie in einem neuen Bilde und das Alte ist uns unkenntlich geworden, ist verwischt. Selbst unsere Gefühle sind ja so flüchtig, die Eindrücke des Herzens verschwinden ja so leicht, und sollte das Herz wohl nicht mehr Ansprüche an die Ewigkeit haben, als das getäuschte Auge?" — „Mein Fräulein!" entgegnete ich bewegt, und deshalb wohl etwas unvorsichtig — „daß die Gefühle des Herzens nicht so leicht und nicht immer verschwinden, sagte mir das Lied, das Sie sangen, sagt mir noch jezt der Blick Ihres Auges." — Sie wandte sich schnell, nahm mich bei der Hand und führte mich weiter auf der Terasse. „Sehen Sie hier", sagte sie rasch, „hier ist der Punkt, und jezt erscheint der schöne Augenblick — sehen Sie, wie der Mond im See sich spiegelt, sehen Sie sein hüpfendes Bild von Welle zu Welle, immer fliehend und doch immer bleibend; keine Welle nimmt ihn mit fort, und doch wandelt er immer unstät im See. Das treueste Bild des menschlichen Herzens — ruhig, ernst und bleibend, wenn der Spiegel des Lebens ungetrübt und glatt dahin fließt: das kleinste Lüftchen, die kleinste Leidenschaft, die den See bewegt, und es woget unruhig hin und her, und im Sturm, wenn Welle sich auf Welle thürmt, geht das hüpfende Bild in sich unter, und die Welle, die es verschlang, gibt seinen Raub der folgenden fliehend hin. Doch — laben Sie sich an diesem schönen Schauspiel, ich muß Sie verlassen; ich sehe, die Barke wartet meiner am Jägerhause." — „Soll ich denn nicht einmal das Fräulein vom See kennen lernen?" sagte ich bewegt. „Verzeihen Sie einem Fremden, der Sie um Ihren Namen fragt." — „Bellarosa nennt man mich hier" — „Bellarosa!" rief ich verwundert; „kein heimathlicher Name" — sie seufzte tief — „Sie sind aus Italiens schönen Fluren, wie Ihr Name sagt?" — „Sie irren, mein Herr!" sagte sie wehmüthig: „ich bin eine Griechin!" — „Sie also," rief ich rasch, „Sie sind die schöne seltene Rose, die Lord Harry aus dem Archipelagus hierher verpflanzte?" — „Kennen Sie Lord Harry?" fragte sie schnell. — „Ja, Fräulein, ich lernte ihn in London kennen, er war mir als Besitzer dieser Gegend interessant; auch gab er gütig mir die Erlaubniß, einige Zeit auf der Insel und in seinem Schloß zu verweilen." — Sie sah mich nachdenkend an. — „Und irre ich nicht" — fuhr ich fort — „so sind Sie auch in dieser Bedeutung Walter Scott's „Fräulein vom See; Sie bewohnen die Insel?" — „Ja! doch kommen Sie!" sagte sie sinnend, und ging.

3. Die Insel.

Wir gingen den Fußsteig hinab, sinnend und wortlos. Lord Harry's Name hatte sie sichtlich erschüttert, und mir ward es klar, daß ihr Geschick mit dem seinigen feindlich verflochten sey. Das schöne leidende Mädchen verdiente Schonung, darum ging ich stumm bis zum Ufer, wo wir in das uns erwartende Schiff traten. Der alte Castellan war mit herüber gekommen; er nahm meine Briefe, wurde bei dem Durchlesen immer freundlicher, und sagte nur etwas mürrisch zu Bellarosa: „Sie haben wieder lange auf sich warten lassen, mein Fräulein! — Was in meiner Macht steht, Gentleman!" sagte er, sich zu mir wendend, „ist zu Ihren Befehlen; der Lord hat mich beauftragt, Alles was Sie nur wünschen, gleich als wäre er es selbst, zu befolgen, und ich bin sein alter treuer Diener."

Wir landeten an der Insel; der Castellan wieß mir ein reizendes Erker-Stübchen an, ein frugales Mahl wurde aufgetragen, aber Bellarosa erschien nicht. Ich fragte endlich den Castellan nach ihren Verhältnissen. „Gentleman!" antwortete er mir ganz kurz, „war es nöthig, daß Sie diese kannten, so hätten Sie früher durch den Lord mehr, als ich Ihnen zu sagen weiß, erfahren können!" — Er sagte mir eine gute Nacht, und ging.

Da saß ich auf meinem Sopha allein, mitten im Gebirge des Hochlandes, wie in einem bezauberten Schlosse. Ein alter einsylbiger Castellan, der, wie es schien, ein bezaubertes Fräulein bewachen mußte, und ich der Ritter, der sie zu befreien hierher gekommen war. Dies Alles beschäftigte mich; doch Bellarosa stand vor mir: ich mochte die Augen schließen oder in den See hinaus schauen, immer sah ich diese holde junonische Gestalt, mit dem sich so schön lockenden Haar und mit dem schwarzen schwärmerischen Auge, vor mir. — Ich nahm das „Fräulein vom See" zur Hand, ich wollte Phantasie durch Phantasie bekämpfen, vergebens! Wie schwach bist du doch, o Dichtung, wenn die Wirklichkeit uns umgibt! — wie schön hatte ich mir Ellen gemalt, wie reizend hatte sie mich in Lochkatrine begleitet! — aber als Bellarosa erschien, war sie aus meiner Phantasie verschwunden. — Die Uhr des alten Thurms hallte dumpf über dem See, das Echo der Felsen gab die schauerlichen Töne wieder, und kein Schlaf kam in meine Augen: ach, und wie dehnte sich mir die Nacht, da die Sonne nur langsam und spät am Morgen hinter den hohen Felsen sich erhob.

Ich ging am See, und sah nun von hier aus die reizende nicht zu beschreibende Gegend. Kein Ausweg zeigte sich aus dieser großen Felsenhöhle; der schmale Arm, welcher nach dem größeren See führt, war durch Klippen und Wald verborgen, und Angst erregend bogen die schroffen Klippen sich über das brausende Wasser.

Ich sah Bellarosa am Fenster, sah sie mehrmals am Tage, aber unser Gespräch erinnerte nie wieder an das von gestern. Sie schien es zu wünschen, daß ich schweigen möchte, und ich wagte es nicht, eine Saite zu berühren, deren Ton sie zu schmerzen schien. So vergingen mehre Tage; ich machte Reisen in fernere Gegenden, aber mein Herz blieb auf der Insel zurück. Je mehr ich Bellarosa sah, je mehr entzückte mich dieses hohe geistige Wesen, dieser reine Blick, dieser viel umfassende Geist, dieses tiefe — ach, ich ahnte es wohl — dieses verwundete Herz. — Aber auch mein Inneres hatte sich verwandelt, seit ich dieses Eyland betrat; ich fühlte mehr als Freundschaft für Bellarosa und meine Vernunft sagte mir, daß es Zeit sey, mich aus diesem Zauberkreise zu entfernen — am nächsten Tage wollte ich nach Edinburgh zurück.

Noch einmal durchstreifte ich Nachmittags die kleine Insel, sagte jedem Plätzchen, das mir lieb geworden war, ein stilles Lebewohl, und sammelte Muth, um auch der Holden mit Fassung es sagen zu können — als sie aus einer Laube hervor trat und mich freundlich grüßte. — „Sie wollen uns verlassen?" sagte sie mit Theilnahme; „schon morgen?" — „Ja, Fräulein, ich bin hier zu nichts mehr nütze — ich habe die Gegend durchstreift, habe alles Schöne, alles Erhabene, das ich in mein Herz schließen durfte, erkannt, gefühlt und werde es mit mir nehmen in mein Vaterland — vielleicht mehr noch als ich sollte." — Sie unterbrach mich, lassen Sie uns den lezten Abend auf dem nämlichen Platz verleben, wo wir uns das erste Mal sahen. Kommen Sie, die Barke bringt uns schnell hinüber!" So wie heute sah ich sie noch nie. Sie war feierlicher als sonst, und doch sanfter und offener; ihr Auge hatte geweint, und doch schimmerte aus ihm ein Wohlwollen, das auch mich in eine Stimmung sezte, die mir den Abschied erschweren mußte. So wandelten wir am Ufer, die Barke nahm uns auf, und schnell waren wir, bei dem Jägerhause vorbei, den Fußsteig hinauf und an dem lieben Platz.

4. Bellarosa.

„Setzen wir uns!" sagte Bellarosa freundlich, und nach einem inneren Kampfe, der sich in ihrem holden Gesichte deutlich ausdrückte, hob sie an: „Ihr bescheidenes Schweigen, die unterdrückte Sprache Ihres Herzens und die innige Theilnahme an mir, die ich nicht mißdeuten konnte, haben Ihnen meine ganze Achtung erworben. Ich halte es für erlaubt, Sie mit meinem Schicksal bekannt zu machen, denn ich bin von Ihrem Gefühl der Achtung und des Mitleids gewiß.

Die Einsamkeit dieser Gegend war wohlthuend meinem Schmerz, ich durfte mich meiner Phantasie überlassen, Niemand störte mich — ich war mir und

meinem Grame genug — da erschienen Sie, um in mir die Sehnsucht nach Mitgefühl zu erwecken — und um mich wieder zu verlassen, und so bald! — Doch, es ist vielleicht gut daß es so seyn mußte; deshalb wollen wir scheiden mit traulichen Worten, und wenn Sie an die kalten Hochlandsberge, an die kleine Insel und den wallenden See zurück denken, denken Sie dann auch an Bellarosa!" — „Ewig, ewig, himmlisches Mädchen!" rief ich aus und ergriff ihre Hand; „o nur ein Wort von Ihnen, und ich bleibe, feßle mein Schicksal an dieses Eyland — an Sie — „Sie irren in mir!" sagte sie ernst, und zog ihre Hand aus der meinigen. „Ich fühle, es ist gut, daß wir scheiden. Freundschaft ist die reine gluthlose Neigung, die das Gute zum Guten, das Schöne zum Schönen zieht; doch sie ist nicht Liebe, jene Liebe die lodernd über das erglühte Herz schlägt und es verzehrt." — Sie trocknete eine Thräne im Auge; ich saß erschüttert und gerührt neben ihr, das Buch ihres Schicksals lag aufgerollt vor mir, wie das meinige — und sie begann:

„Ich bin auf einer der griechischen Inseln des Archipelagus geboren. Aus meiner früheren Kindheit weiß ich nur so viel, daß ich Egle hieß, und mein Vater sehr oft abwesend und ein Seemann war. Wie ich als sechsjähriges Kind nach Mytilene kam, konnte ich nie erfahren. Ich wurde dort an eine reiche griechische Wittwe verkauft, und alle Nachforschungen nach meinen Eltern und meiner eigentlichen Heimath blieben fruchtlos. Jene Dame, die Athanasia hieß, und mich mit noch einem kleinen Mädchen kaufte, hatte in ihrem siebenzehnten Jahre ihren Gatten verloren und lebte von ihrem bedeutenden Vermögen anständig und tadellos. Uns Beide, mich und Agathe, meine Gespielin, ließ sie in Allem unterrichten, und obgleich wir ihre Sklavinnen waren, liebte sie uns mit wahrer inniger Zärtlichkeit. So lebten wir, in ungetrübter Heiterkeit, unterrichtet in Musik und in allen europäischen Sprachen, dreizehn Jahr alt.

Unsere Mutter lebte geräuschlos, nur mit uns und unserer Bildung beschäftigt; doch bald bemerkten wir, daß ihre Heiterkeit schwand: sie war mehr als sonst außer dem Hause, war unruhig und trübsinnig, und als wir eines Tages auf ein ihr zugehöriges Landgut bei Kaloni gereist waren, ließ sie uns unter der Aufsicht einer alten Frau zurück. — Es war das erste Mal, daß sie sich von uns getrennt hatte, der erste Augenblick des Schmerzes für mein kindlich unbefangenes Herz. Wir dachten über die Ursache der Trennung nach; wir glaubten der guten Mutter wehe gethan zu haben, wir schrieben ihr die rührendsten Briefe, erhielten die zärtlichste Antwort, blieben aber getrennt. Endlich, nachdem unsere Aufseherin selbst nach Kaloni gegangen war, unsere Sehnsucht, unsern Schmerz zu schildern, kam nach einigen Tagen Athanasia, uns wieder zurück zu führen. Aber die so schöne Heiterkeit war dahin, diese Innigkeit und Würde, mit der sie uns sonst Liebe und Ehrfurcht zu verschmelzen lehrte, vermißten wir; ihr ganzes Wesen schien verändert. — „Meine Kinder! sagte sie, als wir in ihr Zimmer traten und uns unaussprechlich freuten, den Wohnplatz unserer jugendlichen Freude wieder zu sehen — „meine Kinder, es ist nicht mehr wie sonst — Ihr seyd in den Jahren, wo unter Griechenlands Himmel die Jungfrau fühlt und beobachtet — Eure Mutter kann von jezt an Euch nur rathende Freundin, nicht leitende Mutter seyn. Geht auf Euer Zimmer„ — sezte sie weinend hinzu — „seyd gut und klug!"

Wir gingen und sahen uns verwundert an, denn wir verstanden nicht, was die Mutter wollte; wir weinten, und wußten nicht warum, wir waren betrübt, weil sie es war. — O schöne Zeit der Jugend, wo noch der Thau, der die Knospe tränkt, von dem ersten Strahl der wiederkehrenden Sonne aufgeküßt zu Aether verschwebt! — wo das kindlich fromme Herz, immer mit sich selbst zufrieden, die Träume des Lebens für Wirklichkeit hält, und Blumen alle seine Wünsche in sich vereinigen. O schöne Zeit, du bist dahin — du kannst nie wiederkehren!

(Fortsetzung folgt.)

Die Stunde der Dämmerung.

(Nach dem Engl. der Mrs. Cornwall.)

Dies ist die Stunde, wenn Erinnerung
Zu früh entschlaf'ne Freuden neu belebt,
Wenn die Vergangenheit, mit leisem Schwung,
Der regen Phantasie vorüberschwebt.

Da treten vor das sinnende Gemüth
Die heil'gen Scenen unsrer Jugendzeit;
Da naht der Freund, im schönsten Lenz verblüht,
Dem manches Thränen-Opfer wir geweiht.

Der gleichgestimmten Brüder kleine Schaar,
Die Eine, Auserwählte unsrer Brust,
Und hier ein Bild das schon verdämmert war,
Und dort ein Wiederhall verklung'ner Lust.

Der Seelenbund, getrennt von Todes Hand,
Die Hoffnung, längst vernichtet vom Geschick,
Der jungen Liebe früh zerriss'nes Band,
Das Alles tritt erneut vor unsern Blick.

Und wie im Westen still verglüht der Tag,
So sah'n wir unsre Lieblingsträume flieh'n;
Ein Strahl der Hoffnung schwand dem andern nach,
Ein holder Schein starb nach dem andern hin.

Das ist die Stunde, wo in ihren Kreis
Die Phantasie entflieh'ne Geister zwingt;
Das ist die Stunde, wo — so schmerzlich heiß —
Sich mancher Seufzer aus dem Busen ringt.

Dreisylbige Charade.

An Constanze.

Oft umschwebte mich ein stiller Friede!
Wenn mit Dir ich auf der Ersten ging,
Und mein Ohr entzückt an Deinem Liede,
Und mein Aug' an Deinem Blicke hing.

Reizend schmücken meine lezten beide,
Einen Gott den jedes Volk bekennt,
Den mit gleichem Recht man: Gott der Freude,
Oder Schöpfer bittrer Leiden nennt.

Von des treuen Herzens leisem Beben
Sanft bewegt, erschuf zum Liebes-Pfand
In dem längst vergangnen Ritterleben,
Ganzes Dich der zarten Jungfrau Hand.

Schlingt, benezt von ihren blauen Augen
Dich um ihres Lieben Heldenbrust
Fleh't, Du mögst als Talisman ihm taugen
In ihm schützen ihres Lebens Lust.

Einmal noch umarmt er sie mit Liebe,
Eh' er feindlich nach der ersten zieht,
Und ihr Blick bleibst ernst und Thränen-trübe —
Bis des Wiedersehens Sonne glüht!

T.

Auflösung der Charade in Nr. 25.
obendrüber.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 30. März 1822. Selbstbeherrschung, Schsp. in 5 Aufz. von Island. Mehrere Stücke von diesem Dichter verdienen es wohl, auf dem Repertoir Deutscher Bühnen ständig zu bleiben, nicht allein, weil sie von deutschem Sinn und deutscher Sitte zeugen, sondern auch, weil sie Prüfungen sind für den Schauspieler in dem wesentlichsten Theile seiner Kunst, in der Charakter-Darstellung. Indessen würden wir dazu nicht die Selbstbeherrschung wählen, welche eigentlich nur dem Zuschauer, der das langweilige Gerede vom Anfang bis zum Ende mit anhört, Selbstbeherrschung auferlegt. Das weinerlich trübe Lebensgemälde wird nur stellenweise durch zwey Figuren, den Oberhofmeister von Werrthal und Constant in etwas erheitert, zumal wenn sie mit so reicher Laune dargestellt werden, wie es heute durch Herrn Otto und Herrn Weidner geschah. Die beiden Hauptpersonen des Stücks, die Baronin von Rosenstein und der Secretär Millnang wurden von Mad. Ellmenreich und Herrn Rottmayer recht gemüthlich durchgeführt.

Sonntag, den 31. (Zum erstenmale) Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Fr. Kind. Musik von Carl Maria von Weber (nicht Joseph Maria, wie der Zettel sagte.) Wir haben dieser ersten Vorstellung einer, seit der kurzen Zeit ihrer Erscheinung so viel besprochenen, so hoch gepriesenen Oper erwartungsvoll entgegen gesehen. Der Name des Dichters und jener des Tonsetzers verbürgten Würdiges und Schönes und darauf beschränkten wir unsere Erwartungen, worin wir uns denn auch nicht getäuscht fanden. Die innigste Vereinigung zweier Künste hat hier ein Ganzes geschaffen; Dichtung und Musik sind gleichsam aus einem Geiste hervorgegangen und darum ist die Wirkung so mächtig. Nach dem Eindruck den diese erste Vorstellung im Ganzen auf uns machte, wagen wir es nicht ein Urtheil über einzelne Leistungen zu fällen, und indem wir dafür erst künftige Vorstellungen abwarten, so begnügen wir uns vorerst mit der Anzeige, daß nicht blos die Composition, wie es zu erwarten war, mit Geist und Kraft hervorgehoben, sondern auch in Hinsicht der Scenerie alles geleistet wurde, was auf so beschränktem Raume geleistet werden kann.

Montag, den 1. April. Das Alpenröslein, das Patent, der Shawl, Schausp. in 3 Aufz. Nach einer Erzählung Claurens von Holbein.

Dienstag, den 2. April. Die Entführung aus dem Serail, Op. in 3 Aufz. Musik v. Mozart.

Mittwoch, den 3. Wallensteins Tod, Trsp. in 5 Aufz. von Schiller. Wir konnten, leider! der Vorstellung nicht bis zum Schlusse beiwohnen, aber was wir davon sahen, das wurde nach dem Sinn und Geist der Dichtung gegeben.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 9. April. Die drei Schulmeister, Lustspiel. Hierauf: Die Entführung, Lustsp.
Mittwoch, den 10. Die diebische Elster.
Donnerstag, den 11. Die Macht der Verhältnisse, Trauerspiel.
Freitag, den 12. Oper.
Samstag, den 13. Brief und Antwort, Lustsp. Hierauf: Die Beichte, Lustsp. Zum Beschluß: Nummer 777, Posse.
Sonntag, den 14. Der Freischütz, Oper.

Druckfehler in der vorigen Nummer.

Seite 99, Sp. 1, Z. 17 (von unten), sind die Worte — „und wir behalten uns vor hierauf zurückzukommen — nach: „Es schadet gewiß" zu setzen.

Seite 99, Sp. 2, Z. 8, statt „denn," lies „wie," und das wie am Ende der Zeile ist zu streichen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 28. Donnerstag 11. April 1822.

Die deutsche und die französische „Maria Stuart," als Resultat der deutschen u. der französ. Ansicht über dramatische Kunst.

Ja Eure Worte die so zierlich sind
In denen Ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind
Der herbstlich durch die dürren Blätter säuselt.
Göthe.

Die poetische liebenswürdige Sünde im Gegensatze und im Kampfe gegen die prosaische politische Sünde, jene im Tode über sich selbst, diese im Leben über die Nebenbuhlerin triumphirend, ein Weib, eine Königin, von der doppelten Eifersucht der Politik und der Liebe schuldlos geopfert, doch nicht unschuldig sterbend, und so weder über unser Mitleid erhaben, noch unseres Mitleids unwürdig, ein Herz das im Leben die irdische, im Tode die himmlische Liebe in ihrem Vollgenusse empfindet — was könnte einer dramatischen Darstellung fähiger und würdiger seyn? Der Kampf zwischen dem Ideal und dem Leben, dieser ewige Gegenstand aller Poesie, spricht uns hier durch seine ästhetische Schönheit von der einen, durch seine praktische Wahrheit von der andern Seite an. Denn beide siegen in dem Sinne in welchem beide den Sieg verstehn. Der kalte Egoismus hat den Erfolg, das fühlende Gemüth die Herzen für sich. Der Gegenstand aber erfordert, soll die Behandlung beider Charaktere den Anforderungen der Kritik entsprechen, zugleich einen vollendeten Dichter, und einen vollendeten Weltmann, diesen um die Niederlage zu motiviren, jenen um sie in einen Triumph zu verwandeln. Hiermit aber ist das Verhältniß schon angegeben, in welchem die deutsche zu der französischen Maria steht. Das Reich der deutschen Dichtkunst, so wie das der deutschen Dichter, ist nicht von dieser Welt, der französische Dichterhimmel hingegen geht nicht über den Thronhimmel hinaus. Des Deutschen Heimath ist das Reich der Gefühle, seine Phantasie ist kühn, edel und frey, aber sein Wirken beengt, schüchtern und nicht selten ohne Erfolg. Der Franzose hingegen lebt immer in der Gesellschaft, und für die Gesellschaft. Darum muß auch, in seinen dichterischen Schöpfungen, Alles nach den Regeln des guten Tons fühlen, denken und sprechen. Weil nun der gute Ton fast nur negative Regeln gibt, so ist ihm elegante Korrektheit und kalte Decenz das Höchste für die Dichtkunst, und darum ist sein Theater eine vortreffliche Schule der Welt, aber — keine sonderliche Schule der Poesie, und das Stück spielt, dem Zettel zum Trotze, immer an den Ufern der Seine.

Diese Bemerkungen sind, wir wissen es, nichts weniger als neu, aber ihre Wahrheit zeigte sich wohl nirgends auffallender als in der Vergleichung der französischen französirenden Maria, mit der deutschen schottischen Maria, der eleganten Pièce des Herrn Lebrun mit dem unsterblichen Werke unseres Schiller, dessen Uebersetzung, Parodie und Verbesserung, jene zu gleicher Zeit ist.

Das deutsche Stück spielt im wirklichen England des 16ten Jahrhunderts. Schon in der ersten Scene lernen wir im Ritter Paulet einen Mann kennen, voll Nationalhasses gegen die Schottin, voll Religionshasses gegen die Papistin, aber zugleich voll Gradheit und Biederkeit, rauh und hart, mehr weil es ihm an Bildung als weil es ihm an Gefühl fehlt, aber zugleich ohne Falsch und ohne Krümme, für seine Königin und sein Parlament partheyisch aber nicht ungerecht. Ihm gegenüber steht in der ersten Scene der gefangenen Königin Amme, in der zweiten sie selbst, jene zürnend über die Unbill die ihrer Königin widerfährt, mit dem Kerkermeister hadernd, aber, der Würde ihrer Gebieterin und ihrer eignen eingedenk, sich gegen ihren Tyrannen nie bis zu Bitten erniedrigend, diese voll kindlicher Unterwerfung gegen die gerechte Strafe des Himmels, voll edlen Stolzes gegen ihre ungerechten Unterdrücker, nicht ohne Achtung aber ohne alle Freundlichkeit, noch mehr ohne alle Demüthigung gegen Paulet, gegen seine Gebieterinn voll eines Hasses und einer Verachtung, welche zu verbergen, das Gefühl ihrer eignen inneren Würde ihr verbietet.

Das französische Stück hingegen mahlt — französische Charaktere, das ist, alle seine Charaktere verlieren sich in jene hohle Allgemeinheit, von der großen Welt Ton genannt. Sein Paulet ist viel höflicher und etwas falscher, seine Kennedy viel besonnener und etwas niederträchtiger, seine Maria

gibt sich weit mehr Ansehn, und hält weit weniger auf ihre Würde. Wenn die deutsche Kennedy den Paulet anfährt:

Zurück Verwegner
Hier liegen die Geheimnisse der Lady.

so sagt die französische:

Sa fidèle nourrice embrasse vos genoux.

Wenn die deutsche Kennedy zürnt:

Es sey genug daß man die Macht ihr nahm,
Muß man die armen Flitter ihr mißgönnen?
In großes Unglück lernt ein edles Herz
Sich endlich finden; aber wehe thuts
Des Lebens kleine Zierden zu entbehren

so schmeichelt die französische dem Paulet wie dem Schmucke:

Hélas, de ses beaux jours, de son ancienne gloire
Il (le Diadème) lui vient quelque fois retracer la memoire
C'est le seul souvenir qui lui en soit resté;
Faut il que *par vos mains* il lui soit enlevé?

Der artigeren, aber weniger achtungswürdigen Kennedy steht ein höflicherer, aber weniger redlicher Paulet entgegen, ein Mann von gebildeteren Manieren, aber von gemeinerer Denkungsart, der weniger derb, aber weniger Biedermann, weniger Engländer und mehr Weltmann ist als Schillers Paulet. Dieser haßt, zankt und fürchtet:

Weil sie (Maria) den Ränken
Vertraut, den bösen Künsten der Verschwörung
Und unheilbringend diese ganze Insel
Aus ihrem Kerker zu erobern hofft.

Jener spottet:

Elle espérait sans doute, armant toute la terre
Du fond de sa prison, conquerir l'Angleterre.

Wahr ist hingegen, daß Lebruns Paulet die vor ihm kniende Lebrunsche Kennedy sehr galant wieder aufhebt, während Schillers Kennedy weniger submiß, nicht vor Paulet knie't, Schillers Paulet weniger artig, sie nicht selbst aufheben, und ihr vielleicht nicht einmal in verbindlichen Ausdrücken sagen würde, aufzustehn.

Von Maria, in Burleighs Gegenwart befragt, ob es nicht in England Gesetz wäre, die Zeugen dem Beklagten gegenüber zu stellen, antwortet Schillers Paulet:

So ists, Milady. Das ist bei uns Rechtens
Was wahr ist, muß ich sagen.

Er meynt nämlich: muß ich auch dann sagen, wenn es gegen mein Parlament ist. Denn die Liebe zur Wahrheit geht mir noch über die, zu meinem Parlamente.

Bei Lebrun hingegen entschuldigt er sich gleichsam die Wahrheit zu sagen, da es ihm so nahe gelegt werde, daß er nicht wohl anders könne:

Si vous m'interrogez, je ne saurais le taire
Oui cette loi, Madame, existe en Angleterre.

Wer sieht hier nicht die Reverenz gegen den Lord Großschatzmeister, den er zu bitten scheint, es nicht ungnädig aufzunehmen, wenn es ihm, der unaufgefodert, gerne geschwiegen hätte, doch allzu schwer falle, aufgefodert, gradezu zu lügen?

Eben so spricht er sich, bei jedem Dichter dem ihm gegebenen Charakter gemäß, in der folgenden Scene gegen Burleigh allein, aus:

Es sind Unziemlichkeiten vorgegangen
In diesem Rechtsstreit, wenn ich's sagen darf,
Man hätte diesen Babington, und Tischburn
Ihr in Person vorführen, ihre Schreiber
Ihr gegenüber stellen sollen.

Dies, wenn ich sagen darf, das offenbar nicht den Tadel, sondern den Ausdruck: Unziemlichkeiten, entschuldigen soll, den der Engländer sich nicht leicht gegen ein rechtskräftiges Urtheil des Parlaments erlaubt, nicht weil er die Personen aus denen, sondern weil er die Verfassung durch die es besteht, dadurch zu beleidigen fürchtet, hat nun Lebrun entweder mißverstanden, oder durch eine höfische Wendung ersetzen wollen.

Mais entre nous, Milord, je puis parler sans feindre
Bien qu'elle soit coupable, elle a lieu de se plaindre
Et ces deux témoins. — —

Pfuy Ritter Paulet! Also nur unter vier Augen wagen Sie's ohne Verstellung (sans feindre) die Wahrheit zu sagen! Wenn Sie diese also Marie'n in größerer Gesellschaft sagen, so ist es nicht natürliche Freimüthigkeit oder Derbheit, sondern weil Sie sich gegen die Unglückliche der Rücksichten überhoben glauben. Pfuy Ritter! Sie stehn niedriger noch als Burleigh. Denn Sie wagen es nicht einmal zu scheinen wie Sie sind. — Auch davon einen Beweis:

Auf Burleigh's blutigen Antrag (Maria zu vergiften) den er im Anfange in die Wendung einkleidet, der Königin thäten aufmerksamere Diener noth:

Die wenn man ihnen eine gift'ge Schlange
Zu hüten gab, den anvertrauten Feind
Nicht wie ein heilig theu'res Kleinod hüten.

antwortet unser Paulet bedeutungsvoll:

Ein hohes Kleinod ist der gute Name,
Der unbescholtene Ruf der Königin.
Den kann man nicht zu wohl bewahren, Sir

Man sieht er spricht von der Königin zwar immer mit Achtung (es ist ein englischer, und überhaupt ein constitutioneller Grundsatz: nur der Minister, nicht der König kann Unrecht thun) aber ohne alle Extase. Wie könnte ein ehrlicher Mann auch anders in dem Augenblicke, wo man ihn, im Namen des Fürsten, zu einem Morde bewegen will. Lebruns

Paulet hingegen erschöpft sich ganz in Lobsprüchen gegen die Elisabeth, die ihn eben zu einer Vergiftung aufmuntern läßt:

La gloire de ma reine *et si belle et si pure,*
Son *auguste* renom sans tache *et sans souillure*
Est sans doute un trésor qu'on ne peut hasarder
Et que ses serviteurs ne sauraient trop garder.

Maria, die Hauptfigur des Gemähldes, ist im Original auch am meisten mit Liebe, und was auch die Schule der poetischen Poesie dagegen sagen mag, gewiß mit wahrem Dichter-Geist gezeichnet. Die Würde, die Reue, selbst die liebenswürdigen Schwachheiten die sie am Anfange des Stückes zeigt, gewinnen ihr sogleich unser Mitgefühl; der lyrische Schwung ihrer Seele beim ersten Schein der Freiheit erhebt uns mit ihr in jene wahrhaft-poetische Stimmung, die so erhaben ist über die gemeine Illusion. Im letzten Act endlich, wo sie, in religiöser Verklärung, nicht mehr Trost bedürfend, sondern Trost bringend erscheint, fließen unsere Thränen desto stärker, da die ihrigen nicht mehr fließen, mehr noch als der herzzerreißende Schmerz ihrer Diener, rührt uns die erhabene Ruhe und der Trost den sie in ihrer poetischen Religion und religiösen Poesie findet. Wir erkennen:

Das große gewaltige Schicksal
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Die letzte Hälfte dieses Acts zeigt uns endlich in der triumphirenden, aber die Frucht ihres Triumphs (durch Leicesters Entfernung) nicht genießenden und vor den (von dem Grafen Shrewsbury repräsentirten) Besseren entlarvten Herrscherin, die poetische Gerechtigkeit von einer andern Seite, und unser Genuß am Ganzen ist ein wahrer Kunstgenuß, nicht die Taschenspielerei der Illusion.

Wie aber der franz. Dichter den ganzen Charakter der Maria, wie ihn unser Schiller idealisirte, durchaus nicht begriffen, und in die Gemeinheit gezogen hat, das ist wahrlich zum Erbarmen. Da ist weder Würde, noch lyrisch-poetischer Schwung, noch religiöse Weihe, oder wo sie sich, als Reminiscenzen aus dem Originale, finden, da contrastiren sie so seltsam mit den übrigen Reden, daß sie vollends dazu dienen, dem Charakter alle Haltung zu nehmen. Gleich die ersten Worte der Maria bei Schiller und Lebrün geben den Maaßstab beider Dichter. Kennedy eilt nähmlich auf ihre Gebieterin zu und klagt ihr daß Paulet eben ihren Schrank erbrochen, und sich ihres Diadems und aller ihrer Kostbarkeiten und Briefschaften gewaltsam bemächtigt habe. Darauf Maria:

Beruhige dich, Hanna, diese Flitter machen
Die Königin nicht aus. Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen. Ich habe
In England mich an viel gewöhnen lernen.
Ich kann auch das verschmerzen. Sir, ihr habt Euch
Gewaltsam zugeeignet was ich Euch
Noch heut zu übergeben Willens war.
Bei diesen Schriften findet sich ein Brief.
Bestimmt für meine königliche Schwester
Von England. Gebt mir Euer Wort daß ihr
Ihn redlich an sie selbst wollt übergeben u. s. w.

Ueber diese übrigens spricht sie sich gleich darauf vollkommen aus:

Die mir Kron und Freiheit hat geraubt
Die meinem Leben selber droht —
Weiß ich doch
Was Englands Königin wagen darf zu thun.

Die deutsche Maria also sieht selbst im Königthum die rein menschliche Seite:

Diese Flitter machen
Die Königin nicht aus.

Nicht der Schmuck, scheint sie sagen zu wollen, sondern das hohe Gemüth, nicht der Adel der Geburt, sondern der Adel der Seele, nicht der gemeine Stolz der im Glücke prunkt, sondern der edle Stolz der im Unglücke jede Demüthigung seiner selbst verschmäht, macht den König.

Man kann uns niedrig
Behandeln, nicht erniedrigen.

Erniedrigen könnten wir nur uns selbst, und daß wir so tief nicht sinken können, dafür bürgt uns unser Selbstgefühl.

Nun höre man dagegen die französische Maria:

Anna, console toi
Ce qu'on peut me ravir, ne tenait pas à moi,
A de vains ornemens je renonce sans peine
Je n'ai pas reçu d'eux ma qualité de reine
Titre saint que le ciel nous veut seul accorder
L'homme peut nous abattre, et non nous dégrader

Diese Maria, wie man sieht, spricht nicht von der inneren Würde, sie trozt auf ihre Legitimität

Titre saint que le ciel nous veut seul accorder

Das heißt: wir sind von Gottes Gnaden. Was ihr Bürger thut oder denkt, das kann keinen Einfluß auf uns haben. — Dem, allein einen solchen Titel verleihenden Himmel, wird der Mensch, der kein Tüttelchen daran ändern kann, entgegengesezt.

L'homme peut nous abattre et non nous dégrader

Man merke wohl: sie sagt nicht avilir, erniedrigen, moralisch herabsetzen, sondern dégrader, des Ranges (Grades) berauben, politisch herabsetzen. Consequent aber, weil sie sich nicht gegen Selbsterniedrigung, sondern nur gegen Erniedrigung durch Andere verwahrt, bequemt sie sich zu jener sogleich selbst, indem sie fortfährt,

J'honore assez votre âge et *votre caractère*
Pour vous plaindre, Paulet, d'un pareil ministère
Mais parmi ces écrits dont vous fait possesseur
Un ordre que sans doute on arrache à ma soeur
Puis-je espérer du moins que d'une main fidèle
Ou lui rende l'écrit que j'ai tracé pour elle?

Wie fein, wie schmeichelnd, wie schleichend, aber zugleich auch wie unköniglich, wie gemein, wie heuchlerisch! Die deutsche Maria läßt sich gegen ihren harten Wächter nie bis zu Schmeicheleien herab. Sie sagt ihm zwar zuweilen, daß sie ihn für einen ehrlichen Mann halte, und daß sie sein Alter aber niemals daß sie seinen Charakter ehre, noch weniger daß sie ihn über sein trauriges Amt beklage, dieses nicht weil sie seinen Religions- und National-Haß gegen sie kennt, und zu erhaben denkt um sich zur Lüge zu erniedrigen, jenes nicht, weil sie fühlt, daß es des Menschen überhaupt und des Königs insbesondere unwürdig ist, dem Feinde von dem er eine Gefälligkeit verlangt, Schmeicheleien zu sagen, selbst wenn er wirklich vortheilhaft von ihm denkt.

Noch gemeiner und erniedrigender — oder wenn man lieber will noch feiner — ist die Wendung welche sie in den französischen Worten über Elisabeths tyrannischen Befehl nimmt:

Un ordre *que sans doute on arrache à ma soeur*

Von Elisabeth, ihrer Todfeindin, der in (Mariens Sinne) Usurpatorin ihrer Krone, der Grausamen die sie verrätherisch um ihre Freiheit betrog, von der so balsamisch, so höfisch, so ministeriell zu reden — nein, wenn dieser einzige Satz nicht beweist, wie wenig der französische Schriftsteller die Hoheit begriff die der Deutsche in Mariens Charakter gelegt, so haben wir nichts dagegen daß man Racinesche Decenz über Shakespearsche Genialität setze. Freilich veranlaßte der Schwung des deutschen Originals, den französischen Dichter zuweilen zu Inconsequenzen, wie denn seine Maria ihre gewandte Hof- (aber wie wir glauben nicht Königs- wenigstens nicht königliche) Sprache in derselben Scene über denselben Gegenstand wieder verläugnet, und für eine so gewandte Dame unedelikat genug (hier übersezte nämlich Lebrun) zu eben diesem Paulet sagt:

Il n'est rien qui doive m'étonner
Je connais votre reine et puis tout soupçonner

Wie gegen Paulet bis zur Demüthigung, so läßt sich die Französ. Maria gegen Mortimer bis zur Koketterie herab, und es ist merkwürdig, wie ihr der Französ. Dichter diesen, nicht eben tragischen, Charakterzug, durch die Veränderung eines einzigen Wortes zu geben gewußt.

Im Deutschen nämlich, antwortet sie dem Mortimer auf die Behauptung: Englands Jugend brauche sie nur zu sehen, um für sie begeistert zu seyn, sie als Königin anzuerkennen, für sie zu fechten und zu sterben:

Wohl ihr
Säh' jeder Britte sie mit Euern Augen!

Bei Lebrun hingegen:

Aimable Mortimer, auroient ils vos yeux?

das heißt: du liebenswürdiger liebst mich, sollte wer minder liebenswürdig ist, eben so viel Geschmack haben als Du?

Selbst in der Scene zwischen den beiden Königinnen, in welcher übrigens, wie wir in einem zweiten Artikel darzuthun suchen werden, die Uebersetzung in mancher Hinsicht das Original übertrifft, ist durch solche hinzugefügte Floskeln und ähnliche, unbedeutend scheinende Veränderungen, die Würde, das rein-menschliche Selbstgefühl, der edle Stolz, aus dem Charakter der Maria fast ganz verwischt. Wenn sie, im Deutschen, Elisabeth auffodert:

Doch seyd auch Ihr jezt edelmüthig, Schwester

so ist ihr im Französischen, der Edelmuth ein bekannter Charakterzug der Elisabeth:

Mais suivez maintenant *votre âme généreuse.*

In einer anderen Stelle in derselben Scene, wo sie bei Schiller Elisabeth ermahnt:

Sprecht dieses Wort aus! Sagt mir: ihr seyd frei
Maria! Meine Macht habt ihr gefühlt,
Jezt lernet meinen Edelmuth verehren.

und hinzufügt:

Weh Euch wenn ihr mit diesem Wort nicht endet.
Denn wenn ihr jezt nicht segenbringend, herrlich
Wie eine Gottheit von mir scheidet — Schwester,
Nicht um dies ganze reiche Eiland, nicht
Um alle Länder die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir!

läßt sie der französische Dichter erniedrigende Complimente schneiden:

Je ne saurais penser *qu'un coeur si magnanime*,
Ait (Eût) voulu seulement insulter sa victime.

Daß aber diese Maria, als ein weit prosaischeres Geschöpf auch der poetischen Begeisterung weniger fähig sey, ist so einleuchtend, daß es dem französischen Schriftsteller kaum zum Vorwurf gereichen kann, wenn in seiner Uebertragung die herrliche Scene am Anfange des 3n Akts so matt, so prosaisch, so wenig begeisternd erscheint. Maria, die nach langer Entbehrung zum ersten Mal wieder sich in Gottes freier Natur ergeht, der finstern Luft des Gefängnisses für einen Augenblick enthoben, die freie Luft der herrlichen Gotteswelt einathmet, vergißt in diesem Augenblicke aller vergangenen Leiden, schwärmerisch froh der Gegenwart, schwärmerisch hoffend für die Zukunft, entzückt über den lang entbehrten Anblick der Sonne, des Himmels, der Wolken, welche ein Gemeingut für Alle, ihr nicht, wie die traurige Umgebung in ihrem Kerker von ihrer Feindin aufgedrungen, nicht „dieser Königin unterthan" sind. (Forts. folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 29. Sonntag, 14. April 1822.

Bellarosa. (Fortsetzung.)

5. Die Liebe.

„Schon am Abend bemerkten wir, daß die Lebensweise im Hause sich während unserer Abwesenheit geändert hatte. Das emsige Umherlaufen der Diener, die Zubereitungen, die wir sahen, Alles ließ uns schließen, daß man Gäste erwarte. Unsere Neugier war rege, und unsere Freude groß, als wir zur Mutter gerufen wurden. Wir ordneten unsern Putz, wir hofften uns im Kreise von Frauen zu befinden, die immer musternd die Jugend beschauen; aber wer schildert unser Erstaunen, als wir Alles leer, und neben der Mutter nur einen Fremden erblickten, den sie uns als Lord Harry vorstellte.“ — Hier wandte Bellarosa ihren Blick gen Himmel; er sagte mir deutlich, was sie fühlte; nach einer Pause fuhr sie fort:

„Mein Blick begegnete dem seinen, ich schlug verlegen die Augen nieder, und als ich sie schüchtern erhob, trafen sie den Blick der Mutter, der so durchdringend auf mich gerichtet war, daß ich erbebte.

„Nimm Deine Harfe, Egle!“ sagte sie endlich und sing' uns ein Liedchen!“ — Ich ergriff sie und sang mit zitternder Stimme ein italienisches Liedchen an die Rose, das mit dem Ausruf: Bellarosa! anfing, und meinen Namen veranlaßte, den Lord Harry, zum Andenken dieses Augenblicks, mir gegeben hat. Doch lassen Sie mich flüchtig über eine Zeit hinweg eilen, deren Erinnerungen mich nicht entschädigen können für die Thränen, die sie mir gekostet! — O süße Zeit der ersten Liebe, wenn das unbewachte Herz schuldlos sich seinen Gefühlen hingiebt, Alles um sich her verschönt erblickt, und die Gegenwart für die Ewigkeit hält. O diese Rosen-Zeit“ — so sprach sie weiter und ergriff meine Hand — „sie blüht doppelt schön unter dem sonnigen Himmel der Heimath — und ihr kalten Herzen des Nordlandes, ihr kennt nicht die Gluth unserer Gefühle! — Ich liebte Lord Harry, ohne es zu wissen; auch auf ihn hatte meine Gestalt, vielleicht auch mein unbefangenes heißfühlendes Herz, Eindruck gemacht; und als er mir endlich gestand, daß er mich liebe, mich um Gegenliebe bat, als die Mutter ernst vor mir stand, meine Hand ergriff und sie in die seine legte — da öffnete sich mir ein Himmel, den ich früher nicht geahnt hatte, da war ich unaussprechlich glücklich! — Doch nur wenige Tage genoß ich dies Entzücken ganz rein. Ich sollte ihm folgen in sein Vaterland, mich von meiner Pflegerin trennen und von meinen Gespielen — ich mußte von Agathen vernehmen, daß ich das Band zerrissen hatte, was Harry früher an meine Mutter fesselte — mußte von ihrem Edelmuth hören, mit dem sie ihm entsagte und ihn in meine Arme führte — Alles mußte ich erfahren und warf mich mit Thränen, mit inniger Betrübniß der Mutter zu Füßen, um sie zu beschwören, mich nicht von sich zu lassen. — „Egle!“ sagte sie ernst, „Du täuschest Dich und mich. Harry muß Dir mehr seyn als Alles, mehr als ich Dir seyn könnte — ich würde Dich, würde ihn unglücklich machen, und doch nicht glücklicher werden, riß ich Dich von seinem Herzen. Ziehe mit ihm in sein Vaterland, bleibe ihm treu, bleibe glücklich! — bist Du es aber nicht mehr, dann komme zurück an den Busen Deiner Dich liebenden Mutter — dann wollen wir vereint leiden und dulden!“ — So sagte sie, tief ergriffen, und schloß mich lange sprachlos in ihre Arme.

Die Segel flatterten, das Schiff flog hin über das Meer, und seine Wellen kühlten nicht die Gluth meines Herzens. Vaterland, Mutter, Gespielin, Alles vergaß ich um seinetwillen — ach, es war die Zeit des Zaubers! — Wir kamen nach London, und bald mußt' ich empfinden, daß es nicht mehr sey wie sonst. Er ließ mir Zeit, in der Einsamkeit mein Schicksal zu überdenken, und als er mich hierher führte, als er sogar diese Insel verließ — da sagte mir ein Brief von ihm, daß ich unglücklich sey. — O Harry! Harry! wie konntest du so mein Herz zerreißen, daß auch jetzt noch mit der reinsten, innigsten Liebe dein gehört — wie konntest du so grausam seyn, mir Gold zu bieten für Liebe! — So habe ich“ — fuhr sie nach einer langen Pause fort — „so habe ich nun zwei Jahre hier verlebt, meinem Gram, meinem Schmerz und meiner Liebe überlassen. Der Ton meiner Harfe und das Echo dieser Felsen waren allein meine Vertrauten. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, nichts von ihm gehört, meine Briefe blieben unbeantwortet, und schon seit einem Jahre schreib' ich ihm nicht mehr. Mein Körper kämpft mit meinem Geiste und siegt — ich kann nicht unterliegen. O dürfte ich nach meinem Vaterlande zurück kehren, mich zu den Füßen meiner Wohlthäterin werfen, mit ihr weinen, mit ihr das gleiche Loos betrauern!“ —

Sie schwieg, doch ahnte ich die Bitte, die auf ihren Lippen schwebte, ich kam ihr zuvor. — „Diesen Wunsch, Bellarosa, muß er Ihnen gewähren! Lord Harry kann leichtsinnig, aber gewiß nicht grausam seyn. Ueberlassen Sie mir Ihre Zukunft; was sie Ihnen noch bieten kann, soll Ihnen werden!" — Wir kehrten zurück; im Dämmerlicht dieses Tages war ich schon von Lochkatrine entfernt und auf dem Wege nach London.

6. Die Heimkehr.

Ich hatte mich in Lord Harry nicht getäuscht. Leichtsinnig und flüchtig, und ohne inniges Gefühl, sprach er zwar mit Wohlwollen, zuweilen sogar auch begeistert von Bellarosa: gestand mir aber offen, daß die große Innigkeit und Tiefe ihres Gemüths ihn endlich gelangweilt habe. Er machte Bemerkungen über mein Verhältniß zu ihr, wünschte, wie es schien, es geordnet, und erlaubte gern, daß sie in die Heimath zurück kehre, wo er für sie sorgen wolle, ganz so, wie ich, als ihr wahrscheinlicher Begleiter, es bestimmen würde. Wechsel auf Smyrna zeigten hinreichend, daß er es ernstlich gut mit ihr meynte. — Ich kehrte zu Bellarosa zurück und brachte jetzt wieder den ersten heiteren Blick in die trübe Nacht ihres Lebens.

Schon früher war die Nachricht von den Ereignissen in Griechenland bis zu ihr erklungen; Bellarosa war entzückt, daß die Sonne der Freiheit ihrem Vaterland aufgegangen, und dies verdoppelte die Sehnsucht nach der Heimath. Wir reisten ab. Ohne London zu berühren, schifften wir uns in Dover ein, und kamen durch Frankreich nach Marseille, wo wir lange Zeit auf ein Schiff warten mußten, das uns geraden Weges nach dem Archipelagus bringen sollte.

Während der Reise hatte ich still meine Empfindungen in mir verschlossen; ich fühlte, daß ich dies Bellarosa schuldig sey. Sie erkannte es dankbar, wurde immer traulicher, offener und herzlicher, und als wir eines Abends — den Tag vorher, ehe wir unter Segel gehen sollten — einsam im Zimmer saßen, und laut und fröhlich der Gedanke aus ihr sprach: daß nun bald nichts mehr sie von ihrem heldenmüthig sich erhebenden Vaterlande trenne, wo sie die Ruhe ihres Herzens oder ihr Grab finden würde — da bezwang mich noch einmal meine Leidenschaft — ich bat sie glühend, die Meine zu seyn, versprach, mein Vaterland zu verlassen, sie als mein Weib in die Arme ihrer Pflegerin zurück zu führen, und dann auf Griechenlands Fluren für sie, für die Freiheit eines gemißhandelten Volkes zu kämpfen. — „Sie sind zu edel!" entgegnete sie, „als daß nicht die Blüthen der Liebe, rein und unentblättert, sich für Sie erschließen sollten. Ohne Liebe kann Ihnen mein Herz nicht genügen, und Liebe — sie grub den Namen Harry unauslöschlich hier, hier ein, und nur mit meinem Tode wird dieser Schmerz enden. Darum, Freund, unterdrücken Sie Gefühle, die ich nicht erwiedern kann: überlassen Sie mich lieber allein meinem Schicksal, das mich ruft und sich feindlich an das Ihre drängt!" — Ich drückte schweigend ihre Hand an mein Herz, und habe redlich geduldet und geschwiegen.

Wir fuhren mit einem Kauffahrtei-Schiffe von Marseille ab, an Italiens Küste vorbei, den griechischen Inseln zu; keine Tücke des Meeres, kein Flügel des Sturmes neckte uns. — Wir waren schon im Angesicht von Skio, als wir auf einzelne Schiffe der griechischen Flotte stießen, deren Befehlshaber uns artig, aber doch auch sehr bestimmt melden ließ, daß wir mit ihm in gleicher Richtung fahren müßten, und deshalb Einige von seiner Mannschaft auf unser Schiff schickte. Ich ahnte die Ursache und hatte mich nicht geirrt, da wir bald die ganze vereinigte griechische Flotte zu Gesicht bekamen. Wir näherten uns — wahrlich, es war ein freudig überraschender Anblick! als diese stolzen Segel, vom Winde geschwellt, Wolken gleich in den Lüften schwebten, tausend Flaggen wehten, und diese kühnen Gebäude — die der menschliche Geist, dem verrätherischen Elemente trotzend, ihm zur Beherrschung erbaute — leicht und keck dahin eilten, in buntem Gewühl, und doch in berechneter Ordnung.

„O mein Vaterland! wie kräftig, wie herrlich bist du erstanden, wie freudig grüß' ich dich wieder!" rief Bellarosa, entzückt von diesem Anblick. Sie fragte die Griechen, die auf unserem Schiffe waren, nach Allem, was bisher sich ereignet, und was für die Freiheit des Vaterlandes geschehen. Sie war wie ein Kind, das nach langer Trennung sich im Kreise seiner Gespielen sieht und das Land der Jugend in einem neuen, kühneren Frühling wieder findet. — Ihre Freude hatte keine Grenzen, und als ihr ein alter Hydriot von Bobelina erzählte, von dieser Heldenfrau, die, begeistert für die Freiheit und von Rache entflammt, ein Schiff bestiegen und männlich gefochten hatte, da rief sie voll Ungeduld aus: „Zu ihr, zu ihr, dieser Heldin meines Geschlechts, muß ich hin!" — und ihren Bitten konnte ich nicht widerstehen. Ein Boot brachte uns zu Bobelina's Schiff.

Wir bestiegen es. Ich sah diese Heldin des Tages; sie stand vor mir wie eine königliche Amazone. Ihr Gesicht, zwar verblüht, hat noch schöne Züge durch eine ernste und doch nicht finstere Würde. Bellarosa war beseligt in ihrem Anschauen; sie sank in ihre Arme und hing mit kindlicher Liebe an der unerschütterlichen Frau. Nach mehreren Stunden mahnte ich erfolglos zur Rückfahrt. „Gönnen Sie, Freund, gönnen Sie mir meine Wonne!" sagte sie bittend; „so wohl ward es mir ja lange nicht, daß ich bei den Meinen seyn konnte und die Sprache meiner Jugend vernehmen!" — Ich bat, ich drang — vergebens!

Plötzlich gab das vorderste Schiff das Signal, daß der Feind nahe. Bobelina's Schiff segelte mit

Blitzesschnelle aus den Reihen, dem vordersten Schiffe zu, und Bellarosa und ich waren an das Schicksal der Griechen gefesselt, denn eine Rückkehr auf unser Schiff war nun nicht mehr möglich. Ringsum bewegte sich die Flotte der Griechen — die Vorhuth hielt schon schlagfertig, den nahenden Feind erwartend. Bald ertönte nun auf der ganzen Flotte der Schlachtgesang, tausend Stimmen fielen ein, in der Brust dieser Tausende entzündete er das Feuer der Begeisterung, und so rückte die Flotte in ruhiger Ordnung heran. (Schluß folgt.)

An die Kreuzfahrer. (Von Haro Harring.)

(Von dem Verfasser, zu Marseille bei seiner Einschiffung nach Griechenland, (Dec. 1821) zu seinen Waffenbrüdern gesprochen.)

Zu Einem Zweck, vereint durch Einen Geist
— So hoff' ich — sind wir hier aus fernen Landen.
Ein jedes Herz erkennt was Freiheit heißt,
Und kennt den Druck tyrannisch harter Banden.
So werd' ein Bund den kein Moment zerreißt,
Von uns geknüpft, die hier im Sturm sich fanden;
Denn wild und rauh strömt uns die Zeit entgegen,
Und unser Fuß wallt auf des Todes Wegen.

Von Einem Geist ward Aller Brust durchdrungen,
Ein Wogendrang zieht Aller Seelen hin.
Der Freiheit Feierton ist laut erklungen,
Ergriff voll Kraft des Mannes freien Sinn.
Und ob das Herz in schwerem Kampf gerungen
Sah nur das Aug' den höheren Gewinn,
Und jeder Arm zerriß die gold'nen Ketten
Der Liebe, Hellas Heiligthum zu retten.

Ein blutig Bild erschien in unsern Tagen,
Wie keine Zeit es schaudervoll erblickt.
Das Weltall ward ein Echo bitt'rer Klagen,
Es ward in Gram das Menschenherz erstickt.
Der Vorwelt Stolz sah'n wir zur Gruft getragen,
Und der Hellenen Freiheitsbaum zerknickt.
Die Erd' erbebt' in ihren festen Schranken,
Da Tausende als schuldlos Opfer sanken.

Der Roßschweif flatterte, das Kreuz zu bannen —
Der halbe Mond bestieg die Sonnenbahn. —
Was Hellas Söhne nicht im Tod gewannen,
Das spornt so mächtig uns zum Kampfe an.
Und uns zum Trost das Höchste zu ermannen,
Und uns dem Ziel im Donnersturm zu nah'n:
Laßt uns denn treu und fest zusammenhalten,
Und durch vereinte Kraft die Hölle spalten.

Durch Einheit nur kann großes Werk gedeihen,
Und nichtig ist im Kampf zerstreute Kraft.
D'rum haltet fest in unsern engen Reihen;
Wo hoher Muth das große Werk erschafft.
Bereit, dem Grab' als Opfer sich zu weihen,
Sey nie durch Zwietracht uns're Schaar erschlafft;
Voll Hochgefühl, als Eines Bundes Glieder
Sind wir fortan dem Tod geweih'te Brüder.

So schwört Euch denn: auf Leben und auf Sterben
Getreu, durch Flamm' und Fluth zum Ziel zu geh'n,
Mit Bruderlieb' um Einen Preis zu werben,
Und ungetrennt den Todkampf zu besteh'n.
Und gilt es — geh'n wir Alle in's Verderben,
Denn Keiner wolle sich gerettet seh'n,
Und um des Bruders Blut und blüh'ndes Leben
Will jedes Herz im Todesstoß erbeben.

Wir wollen steh'n, wenn Flammen uns umblitzen,
Als ob ein Erz uns glühend hier verband.
Mit Heldengeist der Völker Ehre schützen,
Mit ihr die Freiheit retten aus dem Brand,
Dann können wirkend wir den Enkeln nützen,
Wenn unser Bild die Nachwelt anerkannt,
Das aufstieg aus den Strömen unsers Blutes,
Ein Sühnungsopfer des geraubten Gutes.

Denn so nur können wir das Ziel erringen,
Das uns erschien im gold'nen Morgenroth;
Nur treu vereint die Schattennacht durchdringen,
Die Jedem Gräul und furchtbar Ende droht.
So können wir den Christenfeind bezwingen,
Und tilgen unsrer Brüder Schreckensnoth,
Und — wie wir hier sind — mit einander sinken,
Das mög' zum Trost als freud'ger Stern uns blinken.

Doch! — nimmermehr das thatenschwang're Leben
Auf irrer Bahn zu enden, sey die Pflicht.
Nicht tollkühn uns den Flammen hinzugeben,
Wo ohne Frucht des Bundes Fessel bricht.
Als Männer kühn, als Menschen weise streben,
Dem Feind zum Fluch und rächenden Gericht!
Zur rechten Zeit sich selber überwinden,
Zur rechten Zeit die Todesfackel zünden!

Und wenn der Schwerdter Funken uns umblitzen,
Und wenn zum Sieg hineinstürmt uns're Schaar;
Wenn manche Adern schon geöffnet fließen,
Dann werd' der Eid, den wir beschworen, wahr! —
Dann soll der Feinde Schwarm es ahnend wissen,
Was dieser Schwur in Aller Brust gebar —
— Denn „Alle fallen oder Alle siegen!"
Durch dieses Wort soll unser Feind erliegen.

So sey der Bund, der heilige, beschworen,
Der frei und rein aus Aller Brust entsteigt.
Mit Gottes Fluch für jene Welt verloren,
Wer schnöde einst von heil'ger Fahne weicht!
Für unsern Gott als Streiter auserkohren,
Wird auch mit ihm das hehre Ziel erreicht!
Denn Alle stärkt das göttliche Vertrauen,
Wenn wir aus Nacht dem Licht entgegenschauen.

Und Er, der dort das Heer der Sonnen lenket,
Begleite uns auf diesen blut'gen Pfad.
Wir fleh'n, daß er die Kraft heruntersenket,
Damit wir schön vollbringen uns're That.
Und wer an ihn im schweren Kampfe denket,
Und wer ihn treu im Sturm bewahret hat;
Der wird im Sinken Gottes Werk vollenden;
Ist Tod u. Sieg doch nur in Seinen Händen.

Dreisylbige Charade.

Eine Sängerin, die durch herrlichen Zauber der Töne,
Einst Europa entzückt, nennt Euch das erstere Paar;
Aber der niedrige Stoff auf dem der Künstler das Verbild
Seiner Schöpfungen schafft, wird in der dritten Euch kund.
Und das Ganze es nennet den Ort, wo einst sich der Grieche
Freiheit blutig errang wider den mächtigen Feind.

Auflösung der Charade in Nr. 25.
Feldbinde.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Montag, den 8. April (Zum Erstenmale) Eusebio, der Sohn des Waldes, Dramat. Gedicht in 4 Aufz. Nach Calderon de la Barca und A. W. Schlegel für die Bühne bearbeitet von Holbein Der Geist Spanischer Nationalität weht durch das Stück und ein wunderbares Gemisch von Ehrgefühl, Stolz, Liebe und Religion giebt der Handlung ein eigenes Gepräge, aus welchem die reiche Phantasie des Dichters hervorglänzt, das aber der deutschen Bühne fremd ist; weßhalb denn auch der Versuch — wir nehmen an, es sey ein Versuch gewesen — der Darstellung keinen großen Erfolg haben konnte. Dem Machinisten hauptsächlich war die Wirkung einiger Momente zuzuschreiben. Doch ist es billig zu erwähnen, daß Herr Weidner (Curcio) und Herr Becker (Eusebio) ihren Leistungen Interesse gaben Die berühmte Symphonie aus D. Dur von Beethoven wurde theilweise, als Ouverture und in den Zwischenakten, von unserm braven Orchester treflich ausgeführt.

Dienstag, 9. Der Vetter aus Bremen, oder: Die drei Schulmeister. Lustsp. in Versen in 1 Akt von Theodor Körner. Hierauf: Die Entführung, Lustsp. in 3 Aufz. von Jünger. Mad. Schultze stand heute als Wilhelmine von Sachau zur Freude aller Verehrer dramatischer Kunst, in der Reihe der Mitglieder unserer Bühne und gab die Rolle noch lebenreicher, muthwilliger als das Erstemal, ohne jedoch im mindesten die Grenzen bescheidener Weiblichkeit zu überschreiten. Dem. Ursprung (Henriette) welche sich durch dasselbe muntere Wesen auszeichnen wollte, konnte dagegen weder den Ton noch die Unbefangenheit dazu finden und verfehlte obendrein durch dieses Bestreben die Absicht des Dichters, welcher grade aus dem Gegensatz der Charaktere das Leben der Handlung hervorgehen läßt. In denselben Fehler verfiel Herr Rottmayer (Buchenhain) der mit dem Baron Rosenthal (Herr Henkel) an Frivolität wetteiferte. Irrthümer solcher Art begründen die Vermuthung, daß es dem Schauspieler, der ihnen unterliegt, an Kunstsinn mangelt. „Kunstsinn, sagt Riccoboni, ist das vornehmste Talent des Theaters, durch dieß allein werden große „Schauspieler; ohne Kunstsinn kann es höchstens nur „mittelmäßige geben, die durch Annehmlichkeiten der „Figur oder Stimme zuweilen glänzen, die aber „den Kenner nie befriedigen. Es ist nicht genug, „das zu verstehen, was euch der Dichter in den Mund „gelegt hat, und nicht Unsinn zu sagen; ihr müst „auch immer die Beziehung begreifen, welche die „Worte mit dem Charakter der Rolle, mit der Lage, „in die sie gesezt sind, hat, und welche Wirkung „dies auf die ganze Handlung hervorbringen muß!„ — Herr Rottmayer hat in andern Rollen gezeigt, daß es ihm nicht an Kunstsinn gebricht und wir müssen annehmen, daß er es vernachläßigte ihn bei der heutigen Rolle anzuwenden, was denn freylich gleich schlimm ist.

Mittwoch 10. Solimann der zweite, oder die drei Sultaninen. Op. in 2 Aufz. Musik von Süßmayer. Herr Pillwitz (Solimann) zeichnete sich aus als Sänger, Mad. Hofmann (Mariane) durch liebliches, seelenvolles Spiel.

Donnerstag 11. Don Carlos, Trsp. in 5 Aufz. von Schiller.

Theater-Anzeige.

Montag, den 15. Das Portrait der Mutter, Lustspiel. Hierauf: Die Talentprobe, Lustsp.

Dienstag, den 16. Oper. (Noch unbestimmt.)

Mittwoch, den 17. Der Freischütz, Oper.

Donnerstag, den 18. Bayard, Schausp. in 5 Aufz.

Freitag, den 19. Der leichtsinnige Lügner, Lustsp. in 3 Aufz. Hierauf: Der grade Weg der beste, Lustspiel.

Samstag, den 20. Oper. (Noch unbestimmt.)

Sonntag, den 21. (Zum erstenmale): Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 30. Donnerstag, 18. April 1822.

Die deutsche und die französische „Maria Stuart" als Resultat der deutschen u. der französ. Ansicht über dramatische Kunst.

(Schluß.)

Hören wir sie selbst ihre Gefühle der treuen Anna schildernd:

Laß mich der neuen Freiheit genießen
Laß mich ein Kind seyn, sey es mit.
Und auf dem grünen Teppich der Wiesen
Prüfen den leichten geflügelten Schritt.
Bin ich dem finstern Gefängniß entstiegen?
Hält sie mich nicht mehr die traurige Gruft?
Laß mich in vollen, in durstigen Zügen,
Trinken die freye, die himmlische Luft.

Wir wollen gerecht seyn, und den Zauber dieser Verse und dieses Versmaaßes, diese beständig forthüpfenden Daktylen, welche Marias Stimmung gleichsam musikalisch darstellen, von der, weit unpoetischeren Sprache und Metrik, gar nicht fordern. Aber wir verlangen dieselbe poetische Stimmung, denselben Schwung, dasselbe Entzücken — dasselbe, wenigstens der Art, wenn auch nicht dem Grade nach. Doch dazu ist die französische Maria — wir wollen ihr die Sprache der Courtoisie ablernen — viel zu — vernünftig. Hören wir auch sie:

Ah laisse moi jouir
D'un bonheur *que je crains de voir s'évanouir.*
Laisse mes libres pas errer à l'aventure.
Je voudrais m'emparer de toute la nature.
Combien le jour est pur, que le ciel est serein!
Ne sommeillé je pas, n'est ce qu'un songe vain?
A mon cachot obscur suis je en effet ravie?
Suis je de mon tombeau remontée à la vie?
Ah d'un air libre et pur laisse moi m'enivrer!

Ohe jam satis est! dürfte uns der Kenner schon bei den ersten beiden Versen zurufen. Denn ist der entzückt der an den nächsten Augenblick nur denkt, ist es vollends der, der ihn fürchtet? Was ist das Entzücken anders als der Vollgenuß einer gegenwärtigen, jede niederschlagende Rückerinnerung, jeden bekümmerten Blick in die Zukunft. ausschließenden Empfindung? „Laß mich ein Kind seyn, sey es mit" sagt unsere Maria. „Halte mich nicht für kindisch. Ich weiß sehr wohl „daß ich wahrscheinlich bald wieder ins Gefängniß „muß. Aber ich will mich wenigstens einstweilen belustigen," scheint diese zu sagen. Und — wahr ists, sie ist weit weniger kindisch.

Ne sommeillé-je pas, n'est ce qu'un songe vain? Die folgenden Worte der Maria bei Schiller, liefern hierzu eine Parallel-Stelle. Wir wollen auch diese, sammt der Uebersetzung hier anführen:

O Dank, Dank diesen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verstecken.
Ich will mich frei und glücklich träumen,
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?
Umfängt mich nicht der weite Himmelsschooß?
Die Blicke frei und fesellos
Ergehen sich in ungemess'nen Räumen.
Dort wo die grauen Nebelberge ragen
Fängt meines Reiches Gränze an.
Und diese Wolken die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.
Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland!
Ich bin gefangen, ich bin in Banden,
Ach ich hab keinen andern Gesandten.
Frei in Lüften ist Eure Bahn,
Ihr seyd nicht dieser Königin unterthan.

Wenn wir die prosaische und die poetische Freude gegen einander über stellen wollten, so wüßten wir's nicht besser als durch diese beiden Sätze zu thun:

Schlaf' ich, neckt mich ein leerer Traum?

(Ne sommeillé-je pas, n'est ce qu'un songe vain?)

Und diesen:

Ich will mich frei und glücklich träumen
Warum aus meinem süßen Wahn mich wecken?

Denn die prosaische Freude weiß blos von Aussen zu empfangen, und darum sucht und überlegt und grübelt sie, ob nicht ein bloßes Phantom sie necke, das der Mühe nicht verlohnen möchte, sein Blut so in Wallung zu bringen. Die poetische Freude hingegen ist schaffend, von Innen heraus wirkend, sie träumt, und weiß daß sie träumt, und freut sich ihrer Träume mehr als der Wirklichkeit, weil sie fühlt daß die Wirklichkeit das Gemeine, das Ideal, das Reich der Träume allein, das Schöne umfaßt. — Doch zuviel wäre hierüber zu sagen. Wir überlassen die weitere Ausführung dem Leser, und gehen zu den andern Stellen über. Hier die Worte der Maria zu Kennedy bei Lebrun:

Eh bien épargne moi de trop barbares soins,
Et si ce n'est qu'un songe, ah laisse moi du moins
Soulevant un instant ma chaine douloureuse,
Rêver que je suis libre et que je suis heureuse.

Eine Lyra die mit Ketten rasselt! Ein Entzücken welches weiß, daß es nur einen Augenblick dauern wird! Eine Begeisterung mit Wenn und Aber!

Ne respiré-je pas sous la voûte des cieux?
Un espace sans bornes est ouvert à mes yeux
Vois tu cet horizon qui se prolonge immense (?)
C'est là qu' est mon pays, là l' Ecosse commence.
Ces nuages errants qui traversent le ciel
Peut être hier ont vu mon palais paternel.
Ils descendent du nord, ils volent vers la France.
Oh saluez le lieu de mon heureuse enfance.
Saluez ces doux bords qui me furent si chers,
Hélas en liberté vous traversez les airs.

Es fehlt dieser Stelle nicht an Schönheiten, und doch — scheint sie uns einen der wesentlichsten Mängel der dramatischen Literatur der Franzosen überhaupt, zu bezeichnen. Wir sprechen hier nicht sowohl von dem Einschrumpfen des Jugendlandes in — einen väterlichen Pallast. Diesen Fehler haben Lebrun und — der Reim allein zu verantworten. Wohl aber von dem Verwischen so vieles Eigenthümlichen aus der Empfindung, welche sich im Deutschen in jedem Worte als die der gefangenen Maria, im Französischen aber nur als die einer gefangenen schottischen Königin überhaupt, ausspricht.

Frei in Lüften ist eure Bahn
Ihr seyd nicht dieser Königin unterthan.

Wer sieht nicht daß die Stärke der individuellen Empfindung hier auf der letzten Hälfte des Verses ruht? Ihr seyd frei — will sie sagen — ich aber bin gefangen. Meine Umgebung im Kerker ist mir abhold und treulos — denn sie dient meiner Feindin. Nur eueres Anblicks kann ich mich freuen, nur vor euch kann ich die Gefühle meines Herzens aussprechen, denn „ihr seyd nicht dieser Königin unterthan." Die Gefangene wendet sich an die Freien, die Verrathene, an die des Verraths Unfähigen. Jenes ist Poesie überhaupt, dieses dramatische Poesie — und — bei Lebrun findet sich keine Spur davon. Die Empfindung fehlt, und der Empfindungslaut (hélas!) soll sie ersetzen.

Da also wo die eigentliche Poesie, das Ideelle, verherrscht, da steht, wie man sieht, die französ. Uebertragung tief unter dem Originale, wie überhaupt die franz. Ansicht über dramatische Kunst unter der deutschen. Anders aber verhält es sich mit den Scenen und Charakteren, welche aus dem practischen Lebengeschöpft, das Thun und Treiben der sogenannten großen Welt zu schildern bestimmt sind, und welche wir in einem zweiten Artikel, der der Charakteristik der Hof- Schilderung und Intrigue in beiden Stücken, bestimmt seyn soll, ausführlicher zu behandeln uns vorsetzen. Dort wird auch die Vergleichung zwischen dem, im Deutschen hie und da wohl all zu derben Zanke beider Königinnen' in der 4ten, und den oft etwas grob-sinnlichen Liebes-Demonstrationen des Mortimer in der 6ten Scene dieses Acts, mit der eleganteren, coulanteren und feineren franz. Uebertragung ihre Stelle finden.

Der fünfte Act eines Trauerspiels soll, nach deutschen Kunstbegriffen, den Sieg des Fatums über den materiellen Gegenkampf von der einen, den Sieg der inneren menschlichen Freiheit über die äußere Begebenheit, von der anderen Seite darstellen. Nach der französischen Dramaturgie aber liegt ihm nur die Entwirrung des Knotens (le dénouement de l' intrigue) ob. Ist der Held oder die Heldin zu Grabe geleitet, dann geleiten die Zuschauer die Zuschauerinnen nach Hause, und — der Vorhang fällt. Wir wollen es also nicht dem französ. Dichter, sondern den Gesetzen seines Theaters zurechnen, wenn er, damit ihm sein Parterre Gerechtigkeit widerfahren lasse, der poetischen Gerechtigkeit Abbruch gethan, und mit dem Tode der Maria sein Stück geendigt, anstatt uns, wie der deutsche Dichter, durch die Darstellung der rächenden Nemesis, welche den Triumph der siegenden Elisabeth verkümmert, ja vernichtet, mit dem Schicksal zu versöhnen. Aus eben diesem Grunde mag es ihm zu Gute gehalten werden, wenn er, um nicht (was die Gesetze seiner Bühne hoch verpönen) im fünften Act eine neue Person erscheinen zu lassen, Shrewsbury und Melvil in eine Person zusammenschmolz; unbekümmert darum daß sich so das reine Interesse des Ersten für die Gerechtigkeit und die gerechte Sache, in eine befangene Partheilichkeit für die Person verwandele, eben dadurch aber seinem Stücke ein großer Charakter, seiner Maria ein vollgültiges Zeugniß fehle. Aber daß er den Vorurtheilen seines Publikums einen großen Theil der meisterhaften Züge geopfert, mit welchen unser Schiller die letzten Augenblicke der Maria gezeichnet — das verzeihe ihm, wer diese Scenen weniger bewundert als Referent!

Im Deutschen nämlich ist schon in der Exposition des Stückes, Marias Schuld wie ihre Unschuld — jene in früherer Zeit gegen ihren Gatten, diese gegen Elisabeth — wahr und offen dargestellt, doch jene bloß in der Erzählung, diese vergegenwärtigt; jene in Marias Selbstanklage; durch ihre Leiden, ihre Reue, ihre Ergebung, in Jedes, nur nicht in ihrer eignen Meinung hinlänglich gebüßt, diese in den Lauf der dargestellten Begebenheiten selbst verflochten. In den letzten Act nun, wo sie der Arglist einer, ihre Schönheit und Gewalt über die Herzen mehr noch, als ihre Ansprüche auf England neidenden, Gegnerin unterliegt, hat der deutsche Dichter Alles zusammengedrängt, was Schrecken und Mitleid auf den höchsten Grad steigern, und auf dieser Stufe in edle menschliche Rührung nicht in niedrigen thierischen Graus verwandelt. Denn in der wahren Tragödie soll das

Fatum welches den äußeren Menschen zermalmt, den Sieg des inneren Menschen desto mehr verherrlichen, und seine That oder seine Leiden, aber nicht seinen Willen fesseln. So hier in der schönsten Ausführung der Worte eines vaterländischen Dichters der für die Sache geblutet welche er besungen:

Und strebt ein Engel himmelwärts
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

Maria hat den letzten Kampf, mit ihrem Herzen ausgekämpft, mit ihrem Schicksal auszukämpfen. Einer ihrer Getreuen, lange von ihr getrennt, erscheint, ihr in der Todesstunde beizustehen. In seinen Busen ergießt die treue Amme ihren namenlosen Schmerz, den Marias, zugleich kindliche und himmlische Ergebung, nur vergrößert. Vor ihm haucht Margarethe Kurl (die Frau des Schreibers und Anklägers der Maria) ihre Verzweiflung in schrecklichen Flüchen gegen den Gatten aus, der, durch falsches Zeugniß, ihrer angebeteten Gebieterin den schmählichsten Tod bereitet, so den letzten Zweifel gegen Marias Unschuld, in unserer, der Hörer, Seele niederschlagend. Unser Mitgefühl wird erhöht durch den Schmerz anderer treuen Diener, welche, von der Königin kommend, Melvil schmerzlich erkennend, den Heldenmuth ihrer Gebieterin und ihren eignen Kummer, mehr anzudeuten als auszusprechen vermögen. Wir hören die Schilderung des Blutgerüstes. Margaretha Kurl hat es gesehen, und den Todesstreich vorempfunden. Nun erscheint die Königin, allein erhaben über den Schmerz der alle Umstehende niederdrückt, nur besorgt für die treuen Diener, welchen sie den rührendsten Trost gibt, den übrigen hat sie in ihrem Gotte gefunden. Endlich allein mit dem getreuen Melvil, ihm bekennend daß sie den unverdienten Tod hinnehme als Sühne früherer Schuld, wird ihr der einzige Trost dessen sie bedarf, und nach dem ihre Seele dürstet: die Zulassung zu den Mysterien ihrer Religion, durch ihn, einen geweihten Priester, der ihr feierlich Ablaß verkündet, die Hostie, vom Pabste selbst consekrirt, übergibt, und ihr so, wenn wir uns in die Begriffe der katholischen Religion versetzen — welche der Dichter, während der Aufführung seines Stückes in der That zur katholischen d. i. allgemeinen, zu machen weiß — der himmlischen Verklärung Vorgefühl gibt. So vorbereitet fühlt sie sich stark genug „ihre „Liebe und ihren Haß ihrem Gotte zu opfern" ohne Groll gegen Elisabeth zu sterben, Leicestern den sie liebt, der sie verräth, mit schwesterlicher Liebe, und ohne weibliche Schwachheit zu verlassen. Wir sehen nun ihren Tod und ihre Fassung im Tode durch Leicesters Auge, und in Leicesters Verzweiflung, die Rache für die Unthat in Elisabeths freudenleerem Hofe nach der Nebenbuhlerin Tode.

Bei Lebrun hingegen ist weder ihre Schuld noch ihre Unschuld klar ausgesprochen. Erstere nur, sehr galant gegen Maria, sehr ungalant gegen die übrigen Schönen, in Melvils Worten:

Coupable seulement *des erreurs d'une femme*

Letztere in ihrer Selbstvertheidigung angedeutet, und so ist und bleibt Alles, Maria mit inbegriffen, zweideutig. Die Sprache der Verzweiflung läßt bekanntlich — besonders im Munde der Subalternen — nicht fein in den Zirkeln der großen Welt, daher bleibt das französ. Publikum verschont mit der Verzweiflung der — (in dem franz. Stücke gar nicht vorkommenden) — Margaretha Kurl, und der Schilderung des Wahnsinns ihres Gatten, den entscheidenden Zeugnissen für Maria's Unschuld, und es ist da immer noch dahin gestellt, ob das Urtheil nicht mit vollkommner Gerechtigkeit gefällt und vollzogen worden. Die naturtreue Schilderung des Schmerzes ihrer Getreuen wird durch widrige Mißtöne aus der Hof-Sprache oft zu leerem Ceremoniel. Nicht vermöge priesterlicher Weihe, sondern — als ein Greis gibt Melvil der Sterbenden die Absolution, und zwar Knall und Fall, ohne irgend eine Vorbereitung, ohne ihre Beichte gehört zu haben, welche im Deutschen, als das Wort einer Sterbenden, so kräftig und rührend für ihre Reue, ihre Unschuld und ihre Seelengröße zeugt. Abermahls Theater-Politik statt theatralischer Poesie. Denn in Frankreich wo Alles Partheysache, und folglich die prosaischste Prose ist, könnte ein religiöser Act nicht auf die Bühne gebracht werden, ohne der einen Parthey als eine Profanation, der andern als ein Ridicule zu erscheinen.

Wie viel aber hierdurch — trotz mancher herrlichen Stelle — das Ganze an Würde, an Erhabenheit, an rein-menschlichem Interesse verloren habe — darüber mögen unsere Leser nach folgender Zusammenstellung selbst urtheilen.

Melvil, der bloße Haushofmeister der Maria bei Schiller, spricht in einem Augenblicke, der ohnehin zur Politesse nicht sehr geeignet scheint, schon bei seinem ersten Eintreten die ungekünstelte Sprache des Herzens. Ich komme, sagt er,

Den letzten ewigen
Abschied von meiner Königin zu nehmen.

Melvil, der homme de confiance zweier Königinnen bei Lebrun (und der Geschichte) hingegen, erbittet sich mit seltsamer Courtoisie, Audienz bei der Unglücklichen, der die Krone vom Haupte gefallen, das selber zu fallen bestimmt ist.

S'il est permis d'être introduit vers elle
Conduisez à ses pieds un serviteur fidèle.

Auf dem letzten Gange, würde eine — deutsche? nein, englische Kennedy ihm antworten: braucht man Freunde an seiner Seite, nicht Diener zu seinen Füßen. Passend aber für jeden auf seine Weise freut sich die deutsche Maria des Freundes:

Daß doch
Ein Freund mir, ein Bekenner meines Glaubens,
Als Zeuge dasteht in der Todesstunde

während die französische Maria mit gnädiger Herablassung den Diener versichert:

D'un *serviteur* que j'aime
La présence m'est douce à cette heure suprême.

Doch hören wir Kennedy und Melvil in beiden Dichtungen weiter:

Da (als sie die Befreier erwartete) öffnet sich die Thür. Sir Paulet ists,
Der uns verkündigt — daß — die Zimmerer
Zu unsern Füßen das Gerüst aufschlagen.

Was wir im Deutschen sehen, erzählt man uns im Französischen.

Jugez quel coup affreux, Melvil, dut nous surprendre,
Quand au lieu des amis que nous devions attendre,
Paulet entre soudain, et vient nous annoncer
Qu'à mourir cette nuit, il faut se préparer.

— — — — Gott gewährte meiner Lady
In diesem Augenblick, der Erde Hoffnung
Zurück zu stoßen mit entschloss'ner Seele
Und glaubenvoll den Himmel zu ergreifen.
Kein Merkmal bleicher Furcht, kein Wort der Klage
Entehrte meine Königin.

Was hier Sprache des Herzens ist, wird dort Pathos oder vielmehr Declamation:

De la reine admirable constance
D'un tranquille visage elle apprit la sentence.
Résignée à son sort, sans larmes, sans pâleur
Il semblait que d'une autre elle apprit le malheur (!)

Folgende Stelle in dieser Scene ist dem franz. Stücke allein eigen. Nachdem Kennedy dem Melvil Leicesters Verrath erzählte, entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen ihnen

(*Melvil*) Coupable Leicester!
(*Kennedy*) O perfidie
(*Melvil*) O crime!

Solche aus Synonymen bestehende Duette sind bekanntlich du dernier beau.

Auch Maria zeigt sich in ihren letzten Augenblicken, bei Lebrun, minder edel, minder gefühlvoll, ja, wir möchten sagen, minder uneigennützig. Die deutsche Maria sagt zu ihren Dienern:

Bleibt nicht in England, daß der Britte nicht
Sein stolzes Herz an Euerm Unglück weide
Nicht die im Staube seh, die mir gedient

Sie fürchtet für die Ehre ihrer treuen Diener. Sie sollen nicht nach dem Tode ihrer Gebieterin, dem stolzen Britten das Schauspiel ihrer Demüthigung zeigen. — Im Französischen heißt es hingegen:

Je ne veux pas qu'un jour le Breton orgueilleux,
Du triste état des miens réjouisse ses yeux,
Et que, *me poursuivant au delà de ma vie*
Il prodigue l'outrage à ceux qui m'ont servie.

Sie fürchtet also weniger ihre Diener, als sich selbst nach ihrem Tode verfolgt zu sehen. Wir wollen dies Gefühl nicht eben tadeln. Aber Schillers Maria fühlt sich über jede persönliche Verfolgung erhaben, und fürchtet nur für die Ehre ihrer Getreuen.

Auch in der, in beiden Stücken meisterhaft ausgeführten Scene mit Leicester, verräth die französ. Maria eine Empfindung, welche im Deutschen aus der Seele der schon das Vorgefühl ihrer Verklärung Feiernden, ganz verbannt ist.

Kniet zu den Füßen der Elisabeth
Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden
Lebt wohl. Jezt hab ich nichts mehr auf der Erden

sagt sie hier scheidend zu ihm.

Aux pieds d' Elisabeth adorez sa puissance
Et puisse son amour n'être pas ma *vengeance*
Adieu. Je n'ai plus rien qui m'attache ici bas

heißt es dort. Die deutsche Maria ahnt daß Elisabeths Liebe Leicesters Strafe, die französische scheint zu wünschen, daß diese Liebe ihre Rache werde.

Die erschütternde Scene in welcher sie im Deutschen Melvil dem Priester ihre Beichte ablegt, wird wohl Niemand mit der französ. vergleichen, in welcher ihr Melvil, der Greis, zwar in herrlichen Versen, aber ohne Weihe, ein Mittelding zwischen Segen und Ablaß gibt. Rührende Worte können eine rührende Handlung nicht ersetzen. An die Kraft der Absolution glaubt ein zahlreiches, würde vielleicht ein zahlreicheres Publikum glauben, wenn sie immer einer so interessanten Büßenden gegeben würde, oder wenn die Vernunft immer so urtheilte wie die Aesthetik. Daß aber ein Greis bloß, weil er ein Greis ist, uns reinigen könne von aller Schuld, dieser Glaube ist weder in einer Religions- noch in einer Vernunftidee gegründet, und aller Zauber schöner Verse wird hier schwerlich eine verwandte Saite in unserm Herzen finden.

So steht die französ. Maria weit unter der deutschen, und überhaupt das französ. Drama tief unter dem unsrigen, in Rücksicht auf die Darstellung des Idealen von der einen, des Eigenthümlichen in Völkern und Menschen von der andern Seite. Die französ. Schriftsteller hingegen wissen, unserer Meinung nach, die realistische Seite des Lebens, die Welt, besonders die sogenannte große Welt und ihren Gang, den Hof und seine Charaktere, besser als die unsrigen aufzufassen. Einem zweiten Artikel sey es vorbehalten den lezten Theil der eben ausgesprochenen Behauptung gegen Schiller und für Lebrun anzuwenden. Der Zweck dieses Aufsatzes ist erreicht wenn die Leser darin ein neues Belege finden zu dem Urtheile des Dichters unsrer Maria über die deutsche Bühne, im Gegensatze der französischen.

Erweitert jezt ist des Theaters Enge
In seinem Raume drängt sich eine Welt.
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge
Nur der Natur getreues Bild gefällt.
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Dr. Weil.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 31. Sonntag, 21. April 1822.

Bellarosa. (Schluß.)

7. Das Ziel.

Alles schwieg — eine dumpfe Stille, nur von dem Schlagen der Wellen unterbrochen — da fiel von dem vordersten Schiff der erste Kanonenschuß: jedes Schiff steckte das blutrothe Panner des Kreuzes auf, und Bobelina, kühnen Muthes, segelte mit ihrem Schiff von achtzehn Kanonen auf eine türkische Fregatte an; noch ein griechisches Schiff folgte. — Der Kampf begann in einiger Entfernung. Auch mir, dem Soldaten, war diese Scene neu und tief erschütternd. Nirgends ist das Losungswort: Sieg oder Tod! so wahr, als in der Schlacht auf dem Meere, wo der Tod neben, über und unter uns geschäftig ist. — Ich ergriff Bellarosa's Hand, bat sie, in den unteren Raum des Schiffes zu steigen, wo sie weniger Gefahr ausgesetzt sey, als hier auf dem Verdeck. — „Soll ich gefahrlos ruhen, wenn Griechenland für seine Freiheit kämpft?" sagte sie mit erhabener Ruhe, und blieb lächelnd an dem großen Mast stehen. Ich bat sie wiederholt, umsonst! Mit freudigem Zuruf munterte sie die Streiter auf, nahm aber keinen weiteren Antheil, sondern blieb in ihrer ruhigen Stellung, mit heiterem Lächeln den Kampf überschauend. Das Gefecht wurde heftiger, die Türken fochten wie Verzweifelte; endlich aber drangen die Griechen unaufhaltsam vor, mehrere Fregatten wurden erobert, ein Jubel-Geschrei durchhallte weit die Luft — doch neben mir tönte es sanft: „Harry!" — und Bellarosa lag zu meinen Füßen. Kein Laut, kein Zeichen des Lebens mehr: der Tod hatte die Fackel mit einem Schlage gelöscht, eine Kugel hatte ihr Herz getroffen, und das versöhnte Schicksal ließ sie ohne Schmerzen scheiden.

Da lag sie nun in meinen Armen — auch im Tode noch das himmlische duldende Lächeln, das im Leben ihr nie entschwebte. Sie hatte ausgekämpft! — und gerechter war der Tod als das Leben, denn er hatte die Leidvolle sanft umfangen.

Ich trug sie in die Kajüte, saß stumm neben ihr, gleichgültig für Alles, was um mich her sich begab. Ich hörte nicht den Siegesruf der Hellenen, nicht das Jauchzen des Schiffsvolks, nicht das dumpfe Rauschen der widerstrebenden Wellen. Mein Blick hing nur an ihr, die versöhnt mit der Erde jetzt in ewiger Freiheit vor dem Antlitz des allmächtigen Vaters stand. — Ich erwachte erst dann aus meinem dumpfen Traum, als Bobelina zu mir kam und mir freudig verkündete, daß die gerechte Sache gesiegt habe, der Feind geschlagen sey. Ich zeigte auf die Todte — ich sah die Thräne in dem Auge der Heldin, als sie auf das holde Opfer, schön wie eine verbleichte Rose, hin schaute und den Kuß der Weihe auf die erstorbenen Lippen drückte.

„Wohin soll ich Euch führen?" fragte wehmuthvoll die edle Frau. — „Nach Mytilene!" sagte ich, kaum meiner selbst bewußt; „konnte ich sie lebend nicht dahin geleiten, will ich doch die Todte in die Heimath der Jugend zurückführen." — Eine Schaluppe nahm uns auf, und bald betrat ich Mytilenens Ufer und Athanasia's Wohnung. Die hohe Frau saß im Kreise der Ihrigen, theilend den Jubel der Menge über diesen herrlichen Sieg — da trat ich ein in die erleuchtete Halle, reichte Bellarosa's Pflegerin die Hand und sagte, von meiner Erschütterung mehrmals unterbrochen: „Egle wollte sich Ihnen zu Füßen werfen, um Vergebung und neue Liebe ihre gütige Mutter bitten; doch sie kann es nicht mehr — der Tod überraschte die Blüthe — die feindliche Kugel zerschmetterte ihr wundes Herz, und hier, wo sie die Myrthe empfing, will sie sich nun auch den Todtenkranz holen!" — Athanasia sank über das geliebte Kind; auch Agathe und die andern Frauen des Hauses bedeckten die Todte mit ihren Küssen; ach, am Grabe ward ihr die Liebe, die ihr im Leben entschwand!

Festlich von Tausenden begleitet, geschmückt wie eine Braut, senkte des Freundes Hand sie in die stille Gruft — und Rosen umduften das einsame Grab.

Oft sinkt Lieb' in düst'res Sehnen;
Denn sie siehet Alles scheiden,
Was sie ewig wollte wähnen —
Da spricht Treu' in solchem Leiden:
„Ob sich Lieb' auch anders färbe,
„Als sie kam auf Traumes Schwingen,
Ob die Liebe draußen sterbe,
Du mußt innen Gott sie bringen,
Daß sie Höheres erwerbe;
Denn vor Gott ist auserlesen,
Wer dem Herzen treu gewesen."

Der Segen kommt von oben.

(Mittheilung aus dem Englischen.)

„Der Tadel ist so mannichfaltig als die „Fehler die er trifft, das Lob aber einfach „wie das Lobenswerthe und darum unbe„redt. Es gibt tausend Krankheiten, aber „nur eine Gesundheit.

Dr. Börne.

Zu einer Zeit, wo in der Kunst wie im politischen Leben jede Ansicht, die richtige wie die verkehrte, sich lebensfroh und selbstgefällig zum Lichte drängt und ihre öffentlichen Vertreter findet, dürfte es Vielen nicht unwillkommen seyn, zu erfahren, auf welche seltsame Weise der Sinn für Dichtkunst und Darstellungsgabe sich vor mehr als hundert Jahren in den höheren Regionen eines englischen Schauspielhauses geäußert hat. Der nachfolgende Bericht über diese Erscheinung ist aus einem englischen Tageblatte jener Zeit entlehnt und eignet sich vielleicht an einen Ort, wo Alles, was die Kunst betrifft, so gerne besprochen und verbreitet wird.

Es ist nämlich damals mehrere Jahre hindurch auf der oberen Gallerie eines Schauspielhauses in London ein Zuhörer bemerkt worden, der, so oft sein Beifall erregt ward, denselben vermittelst eines lauten, durch das ganze Theater vernehmlichen Schlages auf die Bänke oder das Getäfel zu erkennen gab. Man nannte ihn gewöhnlich den Sattler auf der oberen Gallerie, weil seine Schläge denjenigen ähnlich waren, welche man in den Werkstätten dieser Handwerker zuweilen hört, oder weil er von den Meisten wirklich für einen Sattler gehalten ward, der nach geendigtem Tagewerk sich auf diese Art, den Hammer in der Hand, öffentlich zu erholen pflege. Bei dem jedesmaligen Erscheinen des Geistes im Hamlet ward er lauter als gewöhnlich, und deßhalb war er von Einigen als ein Gespenst verschrieen worden. Andere hatten behauptet, es sey ein Stummer, der diese Aeußerungsweise gewählt, wenn etwas sein Auge oder Ohr ergötzt. Endlich waren Einige der Meinung, es sey der Donnergott des Schauspielhauses, der auf der oberen Gallerie seine Kunst übte wenn er über der Bühne selbst nichts zu thun hat.

Man erschöpfte sich in Muthmaßungen über den seltsamen Kunstrichter, bis man endlich darüber einig ward, daß er Allen unbekannt sey. Seine gewaltige Körperkraft war das einzige, was man an ihm kannte. Man sah ihn nie lächeln, aber so bald er etwas hörte, was ihm gefiel, ergriff er mit beiden Händen seinen Hammer, und ließ ihn mit ungemeiner Heftigkeit auf den ihm zunächst stehenden Posten fallen; dann kehrte er in seine vorige Stellung zurück, bis etwas Neues ihn wiederum in Bewegung sezte. *)

Man hat bemerkt daß seine Schläge so gut angebracht waren, daß selbst der strengste Kritiker nie etwas dagegen einwenden konnte. Sobald irgend ein hervorstechender Gedanke durch den Dichter ausgedrückt ward oder irgend eine ungewöhnliche Anmuth im Darsteller erschien, schwang er seinen Hammer. Wenn die Zuhörer nicht einstimmten, so wiederholte er seine Schläge, und hatte er sie dann noch nicht erweckt, so blickte er mit gewaltigem Grimm um sich her und schlug nochmals, dann aber auch nie vergebens. Zuweilen ließ er auch die Zuhörer anfangen, Beifall zu klatschen, und bekräftigte ihn alsdann mit einem einzelnen Schlage.

Er ist dem Schauspiele so nützlich geworden, daß, da er einmal durch Krankheit abgehalten war einer der Direktoren jemand eigends besoldete, um bis zu seiner Genesung sein Amt zu verwalten. Aber obgleich die angestellte Person mit unglaublicher Heftigkeit um sich schlug, so geschah es doch so zur Unzeit, daß die Zuhörer bald merkten, daß es ihr alter Freund der Sattler nicht mehr sey.

Die Schauspieler ließen sich seinen geräuschvollen Beifall nicht allein gefallen, sondern stellten mit Freuden alles auf ihre Kosten wieder her, was er beschädiget hatte. — Sie hatten einmal den Plan gemacht, ein besonderes Werkzeug für ihn verfertigen zu lassen, um seinem Tone die gehörige Tiefe und Rundung zu geben; da aber das dadurch hervorgebrachte Geräusch nicht wohl von dem einer Kesselpauke zu unterscheiden gewesen wäre, so wurde dieser Plan alsbald wieder aufgegeben. [a])

Gewiß ist, daß der Sattler manches gute Schauspiel und manchen verdienstvollen, aber anspruchlosen Schauspieler der Aufmerksamkeit des Publikums empfohlen und ihm dadurch dessen Gunst verschafft hat. *) Gleich wie aber auch die Zuhörer sichtbar beschämt waren, wenn sie zu einem Händeklätschen verleitet worden womit ihr Freund in der oberen Gallerie nicht übereinstimmte, so bildeten sich auch die Schauspieler nicht viel auf einen solchen Beifall ein und betrachteten ihn blos als einen leeren Schall, wenn der Ton des eichenen Gesimses nicht als Grundton dabei vorherrschte.

*) Man sieht, daß dieser Kunstfreund blos zum Lobe und Beifall laut geworden, da hingegen, wo zu tadeln war, bescheiden geschwiegen hat. Möchte doch ein ähnliches Verfahren auch bei uns herrschend werden! — Doch nein, dieses würde wenigstens der Hälfte unserer sogenannten Kunstblätter den Untergang drohen. Und Blätter wollen wir ja nur; das sind unsere Götzen!

Anmerkung des Einsenders.

*) Ich weiß nicht, ob die Bühnendirectoren oder Schauspieler in unseren Tagen überall den Kritikern so hold geblieben, daß sie sie besolden und begünstigen.

A. d. E.

a) Ob wohl bei gewissen neueren Kunstrichtern überall der nämliche Grundsatz, den verdienten Künstler in der Meynung des Publikums zu erheben, vorherrscht? Oder ist es gar umgekehrt? . . . . .

A. d. E.

Von den Feinden des Sattlers war das Gerücht verbreitet worden, daß er sich manchmal zu Gunsten eines schlechten Dichters oder Schauspielers bestechen ließe. Aber dieser Argwohn ist ungegründet. Seine Streiche waren immer gerecht und sein Beifall wohl verdient; er theilte solche nicht auf Gerathewohl aus, sondern traf immer den rechten Nagel auf den Kopf. Die unaussprechliche Kraft, mit welcher er zu Werke ging, bürgt hinlänglich für die Klarheit und Stärke seiner Ueberzeugung. —

So weit der Bericht des englischen Tageblattes. Der mit der englischen Litteratur befreundete Leser wird ihn an Ort und Stelle weitläufiger aufzufinden wissen. Wir überlassen es ihm die Parallele der damaligen Zeit mit der gegenwärtigen weiter fortzuführen, und fügen nur noch ein paar Bemerkungen bei, die beinahe von selbst aus obiger Mittheilung entspringen.

Im gewöhnlichen Leben wird die höhere Luft für die reinere, die höhere Ansicht für die geläuterte gehalten, und in einem verbrauchten Bilde müsset Ihr Euch, um bemerkt zu werden, über den Schlamm der Alltäglichkeit erheben. — Nicht so im Schauspielhause. Hier allein hat es die hergebrachte Sitte gewollt, daß das Urtheil, welches von der höchsten Höhe herabsteigt, in den mittleren und unteren Regionen seine Bekräftigung suchen müsse. Wenn man indessen vorstehenden Bericht gelesen, so wird man begreifen, wie unrecht man thut, die Stimmen von oben herab als werthlos zu verschreien, und daß auch in jenem höchsten Wohnsitz bisweilen ein vernünftiges Urtheil hausen könne eben so leicht, wie sich manchmal die Gemeinheit und der bewußtlos tobende Unverstand, welcher den Bewohnern der Höhe vorgeworfen zu werden pflegt, in den Niederungen nachweisen ließe. Das Bestreben, sich bei ermangelndem inneren Gehalte durch geräuschvolle Anmaßung geltend zu machen, ist überall verächtlich. —

Der Verfasser des oben mitgetheilten Berichts schließt denselben mit dem Wunsche, daß die zukünftigen Geschlechter sich ebenfalls eines Sattlers erfreuen möchten, der mit einem eben so geläutertem Schönseitssinne begabt, wie dieser, sein Urtheil öffentlich ausspräche und dadurch auf den Geschmak seiner Zeitgenossen heilsam einwirkte. In unseren Tagen hingegen ist es eine vielfältig geäußerte Klage, daß der Geschmack an manchen Orten eine so seltsame Richtung genommen, und die Oeffentlichkeit so verschiedenartigen Händen anvertraut sey. Jung und Alt eilt geschäftig herbei, sich an dem Lichte der Oeffentlichkeit zu sonnen; die Musentempel stehen gefüllt und vermögen kaum alle die Priester zu fassen, welche ihrem Dienste zuströmen, von dem eiteln Wahne bethört, daß es den neun Jungfrauen, wie der allmächtigen Gottheit an dem guten Willen der Sterblichen genüge . . . . . .

Da wird wohl manchmal der Wunsch rege, daß der Engel mit dem Flammenschwert, wie er das Paradies bewacht, auch die Altäre der Göttin Athene bewachen möge, den Unberufenen den Zutritt zu versagen. Aber ist dieser Wunsch auch gerecht, so ist er wenigstens nicht nothwendig. Gönnt ihnen doch immerhin ihre kindische Freude, sich zu den Jüngern der Wissenschaft öffentlich zu bekennen. Sie werden schon bald genug von selbst zurückkehren und ihrem Gelübde entsagen!

Was dem physischen Menschen die freie Luft ist, das ist dem geistigen die Oeffentlichkeit — stärkend oder verzehrend.

Der Kranke, der sich in der dunstschweren Stubenluft bewegt, kann in seinem Wahne sich wohl für gesundet halten. Aber wenn er sich hinauswagt in das Freie, wenn die Lüfte ihn wie ein gebrechliches Rohr schütteln und er eilend nach Hause zurückkehrt, dann erst wird er seine Schwäche erkennen, und daß er noch nicht mündig sey für das äußere Leben. — Heilsam und erquickend ist die freie Luft nur dem gesunden, kräftigen Menschen, oder dem, der seiner Genesung sich nähert. Sie wird ihn stärken und laben.

„Wenn selbst dem großen, wohl gerüsteten und „wohlgeleiteten Schiffe in der offenen See nicht „selten Gefahr droht, wie sollte das lecke Fahrzeug „oder der kleine, schwache Kahn es wagen dürfen, „hinaus zu segeln?" — Aber da brausen die Wellen, der Sturm tobt aus seinen Schlünden, die Elemente sind im Aufruhr, und das morsche Fahrzeug welches sich gegen sie aufzulehnen gewagt, wird unerbittlich verschlungen, wenn nicht Reue und Angst es frühe genug in den Hafen zurückgeführt, und ihm die theuer erkaufte Luft, kraftlos in den weiten Ocean zu steuern, auf immer geraubt hat.

U. E.

Charade

Mein Erstes, Leser, ist nicht wenig,
Mein Zweites ist nicht schwer;
Allein der Bettler, wie der König,
Hofft oder Zweifelt er
Ist meinem Ganzen unterthänig.

Auflösung der Charade in Nr. 25.
Marathon.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag, den 12. April. Jacob und seine Söhne in Egypten, Op. in 3 Aufz. Musik von Mehül.

Samstag, den 13. Die Beichte, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Brief und Antwort, Lustsp. in 1. Aufz. u. d. Französ. von Lebrün. Zum Beschluß: Nummer 777, Posse in 1 Aufz. von Lebrün.

Sonntag den 14. (Zum erstenmale wiederholt) Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Fr. Kind. Die Musik von Carl Maria v. Weber. In Bezie-

Pung auf das in Nro. 27. dieses Blattes gesagte, wollen wir versuchen, die Eindrücke anzudeuten, welche diese Oper bei zweimaliger Anhörung auf uns machte. Sie ist ja ein Gegenstand der Gespräche des Tages geworden, und man bietet uns im Laufe dieser Messe wenig dar, was der Rede werth wäre, oder nicht schon zur Genüge besprochen wäre. Im Ganzen ist uns das Werk als ein ächt Dramatisches erschienen, das jedoch nicht frei ist von Mängeln und einen Theil seines großen Ruhms einer glücklichen Wahl in Hinsicht der Fabel zu verdanken haben mögte. Diese Fabel ist so ganz und gar deutscher Art und dabei so romantisch und zugleich so schaudererregend behandelt, daß sie ihre Wirkung auf ein deutsches Publikum nicht verfehlen kann. Was uns angeht, so würden wir es dem Dichter und dem Tonsetzer Dank wissen, wenn sie es weniger auf Gefangennehmung der Sinne angelegt hätten; doch ist und bleibt zu rühmen, daß sie in dem grauenvollen Nachtstück nicht alle Sterne untergehen ließen. Die schwärmerisch liebende Agathe und das frohgesinnte Annchen beide von Dem. Bamberger und Mad. Hofmann mit unverkünstelter Natürlichkeit, treu und wahr dargestellt, nehmen Gefühl und Herz in Anspruch. Der heitere Introitus, der uns gleich in den Jubel des Schützenlebens einführt, läßt kaum ahnen, welche Gräuel folgen werden, nur der in Trübsinn versunkene Max (Herr Nieser) bereitet uns zu ernsteren Dingen vor und gewinnt um so lebhaftere Theilnahme, da die schneidenden Neckereien des Bauernvolks nichts von Scherz an sich tragen. Der Lachchor, den man viel gerühmt hat, ist, nach unserm Gefühl zu niedrig, zu sehr eine gesuchte Spielerei mit der Musik, um als würdiger Theil eines sonst großartigen Ganzen anerkannt zu werden. Die Arie des Max die nun einem recht passend eingeschobenen alten Landler folgt, ist voll tiefer Empfindung, und höchst origenell. Das Lied des Caspar (Herr Dobler), die Verzweiflung, der wilde Trotz eines der Verdammniß entgegeneilenden Sünders spricht sich darin auf eine fast erschreckende Weise aus. Die Schlußarie des ersten Akts mahnt an Spohrs Faust, was weiterhin mehr der Fall ist und seinen Grund in der Verwandschaft beider Sujets haben mag. Im Anfang des zweiten Akts schleppt die Handlung; aber Agathens musikalischer Monolog und die denselben schließende höchst melodische Arie sind anziehend und werden durch den gefühlvollen Vortrag der Dem. Bamberger sehr geboben. Das folgende Terzett zwischen den beiden Mädchen und Max vereinigt, auf eine kunstreiche Weise, drei Stimmen jede in ihrer besonderen Melodie und ihrem Charakter getreu, und ist eine der gelungensten Parthien der Oper. Die Angst und Grausen erweckenden Scenen in der Wolfsschlucht, so groß ihre Wirkung auch ist, sind für ein musikalisches Gemälde doch ein wenig zu grell. Die Pfeiffe, das Schnurren und Rasseln, das Peitschengeknall und Hundegebell üben eine tirannische Herrschaft über das Orchester aus und machen, neben der spuckhaften Handlung, einen betäubenden Eindruck auf den Zuschauer. Zu Anfang des 3n Akts werden wir durch dieselben Personen (Agathe und Annchen) in dieselbe Gefühlsstimmung versetzt, wie im Anfang des 2ten Akts. Annchens tröstender Muthwille wirkt erheiternd, und so auch das von den Brautjungfern gesungene schöne Volkslied. Anregend zu Lust und Freude ist der Jägerchor, welcher von unserm Chorpersonale mit Ausdruck, Präcision und Kraft vorgetragen wird. Dieser Chor spricht unser Publikum vorzugsweise an, er wird jedesmal ancora gerufen. — Was die einzelnen Leistungen anlangt, so bemerken wir nur noch, daß die Parthie des Max nicht sehr vortheilhaft für Hrn Nieser liegt, dessen Stimme hauptsächlich in den höheren Tönen Stärke mit Anmuth vereinigt. Hr. Dobler erschöpft als Kaspar seine Aufgabe in jeder Hinsicht. Von den Leistungen der Dem. Bamberger und der Madame Hofmann ist oben schon die Rede gewesen. Außer diesen vier Hauptpersonen ist noch die schaudervolle Darstellung des Samiel durch Herrn Weidner zu rühmen. Das Maschinenwesen wurde heute weniger präcis gehandhabt als das erstemal, was den Effekt der Scenen in der Wolfsschlucht bedeutend schwächte.

Montag, den 15. Das Portrait der Mutter, Lustsp. in 4 Aufz. von Schröder. Hierauf: Die Talentprobe, Lustsp. in 1 Aufz. von Gubitz.

Dienstag, den 16. Die Kreuzfahrer, Schausp. in 5 Aufz. von Kotzebue.

Mittwoch, den 17. Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. Musik von Carl Maria von Weber. Indem wir uns auf vorstehende Bemerkungen über diese Oper beziehen, fügen wir blos hinzu, daß die heutige Vorstellung, in allen ihren Theilen mit musterhafter Präcision gegeben wurde.

Donnerstag, den 18. Der arme Poet, Schsp. in 1 Akt von Kotzebue. Hierauf: Hedwig, die Banditenbraut, Drama in 3 A. von Th. Körner.

Theater-Anzeige.

Montag, den 22. Die Zerstreuten, Lustsp. Hierauf: Die beiden Grenadiere, Lstsp. Zum Beschluß: Der grade Weg der beste, Lustsp.
Dienstag, den 23. Johann von Paris, Oper.
Mittwoch, den 24. (Zum erstenmale): Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel.
Donnerstag, den 25. Ferdinand Cortez, Oper.
Freitag, den 26. Hamlet, Trauerspiel.
Samstag, den 27. Das unterbrochene Opferfest, Op. (Myrrha: Demois. Canzi.)

Berichtigung: In der letzten Kammer der Iris Seite 114, Sp. 1 Z. 21. muß es statt Jugendlandes — heißen: Vaterlandes.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 32. Donnerstag 25. April 1822.

Unsterblichkeit, eine Ode.

Den Manen
der edlen Frau Catharina Margaretha Bethmann.

(Eingesendet von unbekannter Hand.)

Unsterblichkeit! Wer nennet das schön're Gut,
Das größre wer? und welchem Gedanken bebt
In gleichem Hochgefühl die Seele,
Die sich empor zu dem Ew'gen wendet?

Unsterblichkeit! Dich fühlet der Mensch und Christ
Und fühlt des Geistes göttliche Abkunft mit,
Der Seel'gen Wonne, Trost im Leiden,
Ewigkeit... Gott.. und den Lohn der Tugend.

Und wenn ein edler Geist, von der Hülle frey,
Empor vom ird'schen Thal der Verwesungen,
Zum Quell des ew'gen Lichtes schwebt,
Denken wir dein, und der Schmerz wird Trauer.

Die sanfte Thräne fließet gelinder fort,
Sie nezt das Auge, mild, wie der Morgenthau
Im Lilienkelch... und Wonneschauer
Fühlen wir mit der verklärten Seele.

Auch Du, der edlen Mutter geliebter Sohn!
Auch Du gebiete Deinem gerechten Schmerz:
Du siehst, wie, mit empfundner Wehmuth
Tausende dieser Verklärten weinen.

Auch ihnen war sie Mutter ... und Himmelstrost
Goß sie, der Seel'gen Eine hienieden schon,
In tausend tiefbetrübte Herzen,
Deren Gebete sie jezt begleiten.

Nein, diese starb nicht!... nah' dem erhabnen Thron
Des Ew'gen lebt Sie, unter dem Hochgesang
Der Cherubim und schaut hernieder,
Nieder auf Dich und die mit Dir weinen.

Und wenn, im sanften Hauche, der Abendwind
Dich jezt umweht mit süßerem Blumenduft,
So sind es ihre frommen Grüße,
Die er Dir bringt auf den Zephyrschwingen.

Sie ist Dir nah... und segnet den besten Sohn,
Der ihr die schönste Liebe so treu geweiht,
Und denkt der fernen Zeit mit Wonne,
Wo sich Unsterbliche wiederfinden.

Edwin.

Edwin, König von Northumberland, tritt bedeutend unter jenen Fürsten hervor, die England zu den Zeiten der Heptarchie beherrschten. Noch als Kind verlor er seinen Vater, und wurde in der Folge von König Adelfried, dem Gatten seiner Schwester, aus seinem Reiche vertrieben. Er flüchtete sich zu Redwald, dem König der Ostangeln. Seine Tapferkeit, seine Sanftmuth, seine gefälligen Sitten verschafften ihm die freundlichste Aufnahme. Aber auch der Flüchtling schien Adelfrieden noch gefährlich. Er schickte Gesandte an Redwald ab, die Edwins Auslieferung verlangen sollten. Mit Unwillen verwarf der König ein Begehren, das die heilige Sitte des Gastrechts verletzte. Adelfried erneuert seine Foderungen, und fügt zur Bitte die Drohung. Wie jeder, der, wenn die Wahl nur zwischen entschiedenem Nachtheil und entschiedenem Unrecht schwankt, noch der Ueberlegung bedarf, um sich für das eine oder für den andern zu bestimmen, wird auch Redwald, je länger er Beide gegen einander abwiegt, nur immer unentschloßner. Er behält sogar Adelfrieds Gesandten zurück, um die Entscheidung desto länger in seiner Gewalt zu haben: aber mit jedem Tage fühlt er sich geneigter, den dringenden Vorstellungen derselben Gehör zu geben.

Edwin selbst schien so ruhig, als ob er gar keine Gefahr ahnte, obwohl die Königin ihm wiederholt bedeutende Winke gegeben hatte. Eines Nachmittags befindet sie sich mit Edwin und ihrem siebenjährigen Sohne im Garten. Der Knabe hängt sich an den Hals der Mutter, und schmeichelt ihr unaufhörlich, während Edwin, an einen Baum gelehnt, mit wohlgefälligem Lächeln auf sein kindisches Getändel herabsieht. Seine Ruhe, seine harmlose Theilnahme an der Zärtlichkeit ihres einzigen Kinds, während das Schwert gezückt über seinem eigenen Nacken schwebte, regte in dem Herzen der Königin die Sorge um das Schicksal des theuren Gastes aufs neue auf, und bewegt noch schmerzlicher als sonst ihren Busen. „Morgen, Edwin," sagte sie gepreßt, „wird dein Schicksal entschieden seyn."

„„Ich weiß es.““

„So flieh! flieh noch in dieser Stunde, da vielleicht schon die nächste nicht mehr dein gehört.“

„„Ich fliehe nicht. Würd' ich auf der Flucht vor Adelfrieds Mördern sicherer seyn, als hier? Bin ich es irgendwo, so bin ich's hier.““

„Und wenn er dich nun auslieferte?“

„„Er wird mich nicht ausliefern. Ich rechne auf seinen Edelmuth, dem ich mich vertrauend überlassen habe.““

„Ach! Er wäre edelmüthig, wenn er nicht — Edwin, ich entdecke dir Besorgnisse, welche der strenge Befehl des Gatten mir zu verschweigen gebot. Ich fürchte, Redwald ist bereits nur zu sehr entschlossen, dich aufzuopfern.“

„„Er wird mich nicht aufopfern.““

„Unbegreifliche! Woher diese Sicherheit? Was hast du für einen Bürgen für diese Ruhe?“

„„Diesen Knaben;““ sagte Edwin, indem er seine Hand auf das Haupt des Kindes legte.

„Diesen Knaben?“

„„Ihn! Oder kannst du im Ernste glauben, der Vater selbst werde den Fluch des Meineids, den Gott noch an Kindern und Enkeln straft, auf dieses schuldlose Haupt herabziehen? Der Gedanke, daß vielleicht einst auch sein Sohn, wie ich als Flüchtling, dem Dolche jedes Mörders preis gegeben, verlassen und schutzlos werde herumirren müssen, dieser Gedanke sollte nicht Kraft genug haben, seine Furcht vor Adelfrieds Rache mit Recht und Treue auszusöhnen? Nimmermehr glaub ich es, so lang ich sehe, daß Gottes Finger selbst ins Herz des Vaters die Liebe zum Sohne, und schon in die schwache Brust des Sohnes die Liebe zum Vater geschrieben.““

Ueberrascht, und Thränen im Auge drückte die Königin den Knaben jetzt stillschweigend fest an ihre Brust, und eilte davon. Was der Beredsamkeit der Pflicht bei ihrem Gemahle nicht gelungen war, gelang der siegenden Stärke der Beredsamkeit mütterlicher Liebe. Adelfrieds Gesandten wurden noch am nämlichen Abend verabschiedet. „Sey einst Freund und Beschützer meines Sohnes,“ sagte Redwald zu Edwin, wie ich ohne Wanken der deinige seyn will.“

Edwin bestieg in der Folge den Thron von Northumberland. Ein Geist der Weissagung schien in jener Stunde der Gefahr auf ihm geruht zu haben. Redwalds Sohn wurde wirklich von seinen empörten Unterthanen vertrieben, welche freiwillig Edwin die Krone anboten. Er schlug sie nicht nur aus, sondern bewog auch die Empörten, sie ihrem rechtmäßigen Beherrscher wieder zurückzustellen.

Aus dem Leben der Dichterin Anne Luise Karschin.

(Fortsetzung von Nr. 24.)

Daß die Dichterin in ihrer jetzigen Lage ihres Mannes gänzlich vergaß, läßt sich wohl denken. Mehrmals ließ er sie bitten, ihn vom Soldatenstande zu befreien, und wieder zu sich zu nehmen. Aber sie blieb taub bei seinen Bitten, und eröffnete ihm endlich ihre Gesinnungen in folgendem Schreiben.

„Mein ungeduldiger Fußelier. Es ist wahr, deine Klagen würden mich rühren, aber sie sind voll von der Sprache eines niederträchtigen Hochmuths. Ich begreife nicht, was es für ein Elend ist, über welches du so ein Geschrei machst, gleich dem Geschrei derer, die in einem finstern Kerker das Urtheil des Todes erwarten. Du gibst nur gar zu schlechte Beweise deines patriotischen Herzens, mit welchem du so oft geprahlt hast: doch ich bin es schon gewohnt. Deine Redlichkeit besteht in Worten; wer Beweise fodert, der thut dir Gewalt an. Aber sage mir, woher du dir schmeicheln kannst, daß ich dich losmachen würde?“ Ein Weib, das auf die Natur zürnt, daß sie mich nicht zum Manne gemacht hat, um das stolze Vergnügen zu haben, in dem Dienste eines Monarchen mein Blut fließen zu sehen. O warum hab' ich keinen Sohn, den ich in die Schlacht senden könnte! Und wenn dann der König die Schlacht gewönne, und wenn dann die Muse, meine Muse seinen Triumph sänge, würde ich die Freuden des Sieges doppelt empfinden in dem Bewußtseyn, daß jemand von den Meinigen etwas dazu beigetragen hätte. Wie kannst du mir vorsagen, ich hätte keine Ehre von deinem dermaligen Stande? Und ich getraue mir zu behaupten, daß er mir mehr Ehre macht, als deine ehemalige zügellose Freiheit. Was würden deine Officiers zu dem thörichten Ausruf sagen: Ich mußte unter Taglöhnern und Bauern schwören. Waren es nicht alle königliche Soldaten? Und ist unter diesen Soldaten ein Unterschied? Sie sind alle gleich, es mögen Kaufleute, Handwerker, Priestersöhne, Bauern oder Taglöhner seyn. Und ist dies eine Schande, ein königlich preußischer Soldat zu seyn? Der Engländer beneidet den Deutschen dieses Ruhmes wegen; und du, du rechnest es für eine Verachtung. Lerne dich vor dir selbst schämen, und erinnere dich daran, daß der König im verwichenen October unter einer Menge neuer Soldaten auf dem Lechenberge saß, und ihnen die Geschichte seines ersten Krieges erzählte. Hier saß der Fürst, der Feldherr und der Weise, den die Welt bewundert, unter einem Haufen, wovon der größte Theil vor kurzer Zeit auf der Tenne geworfelt oder hinter dem Pflug den Rindern geboten hatte: Er schämte sich ihrer nicht, es waren in seinen Augen keine nichts-

würdigen Geschöpfe, und in den deinigen sind sie es? O arme Kreatur! wie weit bist du unter den Füßen des Monarchen, und des Vaters, der wegen der Ruhe seiner Länder, seinen eigenen Ruhm verläugnet; seine Bequemlichkeit vergißt, und hart gegen sich selbst ist. Wie viel würdige Generals sind verlezt oder gar getödtet worden, und du achtest dein Leben gar zu kostbar, um es für das Vaterland wagen zu wollen? Wie viele Männer, die voll zärtlicher Liebe gegen ihre Weiber für sie sorgen würden, müssen in diesen weit ausgedehnten Krieg mit fort? Bräutigame müssen aus den Armen der Braut dem Rufe des Krieges folgen. Die Noth befiehlt es, und die Noth hat keine Gesetze. Ich begreife die Art nicht, mit der ich dich losbitten sollte. Man würde mich wegen der Ursache fragen, und ich könnte mit gutem Gewissen nicht sagen, daß man mir den Versorger für mich und meine Kinder zurückgeben sollte. Und soll ich denn etwa gar sagen, daß es mir unmöglich sey, ohne Mann zu leben? Diese Aussage wäre eine Sünde wider die Wahrheit, und man würde sie belachen. Deine Gründe wegen der Mühseligkeiten darf ich nicht anführen, das sind Dinge, die du mit vielen Tausenden gemeinschaftlich trägst. Ich bitte dich, verschone mich mit dieser Zumuthung. Suche dich in dein Schicksal zu finden, und glaube daß es mir leid ist, daß du es zu der Extremität kommen ließest. Aber du hättest nicht halbe Nächte durch die Rolle des Rasenden spielen sollen. Die neben uns liegenden Soldaten und die Vorübergehenden hörten das Brüllen deiner Stimme; es kam vor die Ohren der Edelsten in Glogau. Sie sahen die Merkmale deiner Barbarei in meinen Augen und auf meiner Stirne; und sie fanden für gut, einen Bürger, der so viel Bravour hat, dahin zu bringen wo er sie auf eine anständigere Art ausüben kann, als diejenige ist, wenn man ein armes wehrloses Weib schlägt. Nach deinen Begriffen ist ein Mann ein Unding, das sich besäuft, zu Hause taumelt, und seine Gegenwart durch ein abscheuliches Poltern hören läßt. Seine ganze Pflicht und die Heiligkeit der ehelichen Gesetze wird beobachtet, wenn er nur mit keiner Andern allzuvertraulich wird; er mag sonst sein ganzes Haus an die Trinkhäuser hängen, dem Weib die Haussorge überlassen, und niemals vernünftig seyn, das schadet nichts; er ist doch ein Mann, und das empfindet sein Weib in der Stärke seiner Faust. Ich habe niemals dein Unglück gewollt, sonst hätt' ich nur vor zwei Jahren die Wunde in meiner linken Schulter vorzeigen dürfen. Ich war aber auch nicht im Stande, dir Ehre und Ansehen bei meinen Freunden zu verschaffen. Deine Eidschwüre und deine Vorsätze sind mir bekannt, du bist weder den einen noch den andern getreu. Der Himmel und die Luft hörten dich ehedem schwören; ich glaubte deinen Schwüren. Ich betrog mich. Sechs Wochen dauerte meine Glückseligkeit, du nahmst sie mir, ich weinte; aber meine Thränen rührten dein verwildertes Herz nicht. Ich wünsche dir mit der stärksten Stimme meines Herzens Besserung, aber ich mag nichts davon profitiren, ich mag keine Zeugin davon seyn. Einsam und ruhig will ich meine Tage zubringen, und du sollst von mir nichts anders erfahren, als daß ich eine Feindin des Lasters, und immer deine Freundin gewesen bin."

Karsch blieb also Soldat, und sah seine Gattin nicht wieder. Diese verlebte einige Jahre in Berlin im Genuß einer Glückseligkeit, die ihre Wünsche weit übertraf. Selten verging ein Tag, da sie nicht in vornehme Cirkel eingeladen worden wäre. War sie nicht aus, so sah sie sich in ihrer Wohnung von Besuchen umringt, die mit Bewunderung sahen und hörten, wie sie in Versen sprach und Verse zu Papier brachte. Nichts konnte sie im Schreiben hindern, als wenn eine Person ihr vorsetzlich auf die Hand sah. Ihre einzigen Beschäftigungen waren Schreiben und Lesen; sie ging vom Schreibpult in Gesellschaft, um dort wieder zu schreiben und Impromptü's zu sagen: und von diesen wieder zum Schreiben. Durch die tägliche Uebung, durch die Ruhe und Aufmunterung, welche sie von allen Seiten genoß, erhob sich ihr Geist zu einer männlichen Stärke und zu einem erhabenen Schwung. Ramler, Mendelssohn und Sulzer wurden ihre Freunde, und der erstere besonders hätte ihr in der Ausbildung ihrer seltenen Talente sehr nützlich werden können, wenn sie Stetigkeit genug besessen hätte, seinem Rathe zu folgen.

Als der Baron Kottwitz, dem die Dichterin Alles zu verdanken hatte, im Begriff war, ein Ehebündniß zu schließen, verfiel er in eine gefährliche Krankheit, die eine Hypochondrie zur Folge hatte, welche ihm den Sinn für alle Lebensfreuden raubte. Die Heurath ging zurück, und er begab sich auf seine Güter um dort seine Besserung abzuwarten. Auch nach seiner Abreise ward die Dichterin in die glänzendsten Cirkel eingeladen, aber ihren Bedürfnissen war doch auf die Dauer nicht abgeholfen. Den Baron hinderte seine Krankheit, sich weiter um sie zu bekümmern, und es blieb ihr nun nichts weiter, als die Wohnung in seinem Hause. Doch ihre Freunde sorgten nicht nur für ihre Versorgung, sondern auch für die Erziehung ihrer Tochter, da sie selbst viel zu unruhig und flüchtig war, um dieses Geschäft zu übernehmen. Der menschenfreundliche Leibarzt Stahl ließ die Tochter fünf Jahre lang auf seine Kosten in der Realschule erziehen; den Sohn der Dichterin hatte der Baron von Kottwitz schon bei der Abreise nach Berlin dem Amtmann seines Gutes in die Kost gegeben.

Die glückliche Lage, deren sich die Dichterin zu erfreuen hatte, machte sie weder übermüthig noch träge. Die Erinnerung an ihren vorigen Stand blieb ihr immer vor Augen, und mit Dankbarkeit gegen die Vorsehung sah sie die Zahl ihrer Gönner und Freunde sich vermehren. Gegenstände für ihre Poesie fand sie überall, und sie war unermüdet, ihr Talent zu üben und anzuwenden. Am meisten wurden ihre Impromptü's bewundert, so wie die Schnelligkeit, mit welcher sie vorgeschriebene Endreime mitten in einer geräuschvollen Gesellschaft auszufüllen vermochte. Oft schneller, als man etwas Gemeines sagen konnte, hatte sie einen sinnreichen Vers über etwas ausgedacht. Ueberhaupt waren ihre besten Arbeiten meistens Produkte einer einzigen Stunde. Ihr erster Entwurf pflegte immer die schönsten Gedanken und Bilder zu haben; diejenigen Stücke hingegen, an welchen sie länger arbeitete, geriethen bei weitem nicht so vorzüglich.

Eine sehr interessante Bekanntschaft für die Dichterin war Gleim, der feurige Sänger Friedrichs des Großen, der Unterstützer des hülflosen Talents. Er war im Sommer 1761 auf einer Geschäftsreise nach Berlin gekommen, und lernte nun die Dichterin persönlich kennen, nachdem er schon früher mit ihr Briefe gewechselt hatte. Das feurige Gemüth der seltenen Frau, die reizende Gabe des Gesangs, die allenthalben Blüthen trieb, bezauberten Gleim, der keinen größern Genuß kannte, als den die Musen spenden. Er lud die neue Freundin zu sich nach Halberstadt ein, und nahm sie aufs freundlichste auf, als sie wirklich ihn zu besuchen dahin reiste. Er gab ihr den Namen Sappho und suchte ihr die diesem Namen entsprechende Stimmung zu geben. Das Lied der Karschin erklang seitdem von Liebe zu Thyrsis. Es fehlte nicht an mancher Begeisterung, nur des rechten Sinnes ermangelte die deutsche Dichterin und des rechten Himmels, um etwa Sappho zu seyn. Gleim aber war ganz glücklich im Umgange der seltenen Frau, deren Talent ihn immer neu begeisterte. Ganz Halberstadt huldigte mit ihm dieser Muse. An den Tafeln der Domherren und in den Cirkeln der bessern Gesellschaft hörte man Lieder auf Lieder, und die Becher, wie die Dichterin, sah man oft mit Myrthen, Blumen und Lorbeer bekränzt, also, daß die Karschin ein heiteres Leben mit sich brachte, wohin sie trat. Sie blieb einen Monat lang in Halberstadt, und nur Thyrsis war der Gegenstand ihrer gluthvollen Lieder. Es war in den Gesellschaften, welche die Dichterin beseelte, kein Geheimniß, daß nur Gleim unter diesem Schäfernamen besungen wurde, und in Gleimen selbst ward der Gedanke rege, daß die Dichterin ihn wohl wirklich mit Leidenschaft liebe, wodurch das poetische Verhältniß beider etwas verbittert ward. „Welche liederreiche vier Wochen, schrieb Gleim seiner Freundin nach ihrer Abreise, da Sie hier waren! Ich klage nur, daß nicht alle Tage wolkenlos gewesen sind. Indeß müssen Sie, liebste Freundin, überzeugt seyn, daß Ihre Freundschaft mir eben so schätzbar ist als das beste Lied Ihrer Muse; und daß ich auf die vorzügliche Freundschaft, deren sie mich würdigen, stolz bin."

Von Halberstadt reiste die Dichterin nach Magdeburg, wo sich damals der preußische Hof aufhielt: Friedrich und seine Thaten waren das Gespräch des Tages; natürlich daß sie hier für den Helden und für das Schicksal des Vaterlandes begeistert wurde. Voll von diesen Gegenständen sang sie mehrere ihrer besten Lieder, die auf einzelnen Blättern gedruckt werden mußten, da jedermann sie haben wollte. Die Königin und die andern Glieder des königlichen Hauses ließen die Dichterin mehrmals zu sich kommen, und hier erregte es neue Bewunderung, wie eine vor eilf Monaten aus der Niedrigkeit hervorgezogene Frau sich vor den ersten Verwandten des Throns mit so vieler Gegenwart des Geistes und so anständig benahm. Es sollte ihr aber die Ehre wiederfahren, den Helden selbst zu sprechen, dem sie so viele panegyrische Oden widmete. Die Gelegenheit dazu verschafte ihr der General Seidlitz, dem sie schon mehrmals poetische Briefe zugesandt hatte. Eines Abends da an der königlichen Tafel das Gespräch auf deutsche Dichter fiel, gedachte Seidlitz der Karschin, die gerade in Potsdam war. Friedrich wünschte sie zu sehen; sie mußte zu ihm (es war im October 1763) nach Sanssouci kommen, wo er sich eine kurze Zeit mit ihr unterhielt.

Die Versorgung, wozu der König sich am Ende dieser Unterhaltung geneigt gezeigt hatte, folgte aber nicht, denn sie erhielt nur ein Gnadengeschenk von funfzig Thalern. Ergiebiger für sie war die Sammlung der besten ihrer Gedichte, welche Gleim und Sulzer im Jahr 1764 herausgaben. Sie fanden so viele Abnehmer, daß der Dichterin, nach Abzug aller Kosten, zwei tausend Thaler übrig blieben. Dieses Kapital thaten ihre Freunde für sie auf Interessen, und zwar so, daß es fast ein eisernes Kapital wurde, aus Furcht, daß es bei ihrem Mangel an Wirthschaftlichkeit sonst bald darauf gehen möchte. Davon bezog sie jährlich hundert Thaler in Golde; wozu noch etwa eben so viel an jährlichen Pensionen von den Herzogen Friedrich und Ferdinand von Braunschweig und einigen auswärtigen Freunden kam.

(Schluß folgt)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 33. Sonntag, 28. April 1822.

Norna's Beschwörung des Sturms.

(Im 6. Cap. des Seeräubers, von Walter Scott.)

Grimmiger Aar des fernen Nordwest!
Der in der Kralle den Donnerkeil trägt!
Du der mit straubigtem Fittich aufpeitschest
Das Meer, es zur innersten Tiefe aufwühlst;
Du Heerden-Zerstreuer, du Schiffe-Zertrümm'rer,
Höre durchs Toben deiner zürnenden Macht,
Höre, durchs Brausen deines eilenden Fluges,
Obgleich viel lauter dein Toben und Brausen,
Als es der Jammer unglücklicher Völker,
Als es das Tosen von zehntausend Wellen,
In deinem Zorne, und in deinem Wüthen,
Höre die Stimme von Norna Reim Kennar!

Drontheims Fichte hast du berühret,
Und hin sank zur Wurzel ihr dunkeles Haupt;
Du trafest den muthigen Reiter der Meeres,
Des furchtlosen Steuerers treffliches Schiff;
Und gleich hats vor dir seine Segel gestrichen,
Die keiner Armade sich jemals geneigt.
Du streiftest die Spitze des Thurms in den Wolken,
Die Zinnen der Ritterburg trotzend und fest,
Zertrümmert stürzt sie herab auf die Erde,
Die gastlichen Hallen bedeckend mit Schutt.
Doch schweig! Du stolzer Gebieter der Wolken,
Schweig, wenn die Stimme Reim Kennar's erschallet.

Worte hemmen im Laufe den Hirsch,
Selbst wenn der Hund seine Fährte ereilt.
Worte befehlen dem Habicht zu rasten
Mit schwebendem Fittich, dem Edelfalk gleich,
Wenn Kappe und Binde die Augen ihm hüllen,
Und wartend er horchet des Vogelers Pfeif'
Du spottest des sinkenden Seemannes Jammern,
Umstürzender Wälder Gekrach du nicht hörst,
Kein Wimmern dich rührt der vergrabnen Menge,
Beim Einsturz der Kirch' im Moment des Gebets.
Doch Worte gibts, denen auch Du mußt gehorchen,
Hör! wenn die Stimme Reim Kennars dir spricht.

Böses hast du verübt auf dem Meer,
Verlassen klagt die Wittwe am Ufer;
Böses auch hast du verübt auf dem Lande,
Der Ackermann hebt in Verzweiflung den Blick.
Nun hemme den Flug deines tödtenden Fittichs,
Laß ruhen die dunkele Tiefe des Meers,
Laß schlafen den Donner im Wehrhause Odin's,
Halt an den Blitz der deinen Augen entfährt!
Ruhe gebiet ich dir, rasender Würger!
Schweige unsichtbarer Renner aus Norden,
Schweige wenn's befiehlt die Stimme Reim Kennars,
Gehorche! bleib ruhig, weil Norna es will.

Ode, von Horaz.

(Von Dr. Nürnberger.)

Wozu das Sorgen
Doch nur um morgen
Meine Leuconöe!
Wozu sich plagen?
Niemand soll fragen
Was in den Sternen steh'.
Trage zufrieden,
Was die beschieden! —
Sey dieser Winter nun,
Wo vor den Stürmen
Wellen sich thürmen,
Bis sie als Gletscher ruh'n,
Nach Zeus Gefallen,
Letzter von allen,
Oder noch manches Jahr
Zu Lust und Leben
Gütig gegeben,
Nimm klug des Stündleins wahr!
Nur nicht viel zauderen,
Während wir plauderen.
Flieht schon die neid'sche Zeit;
Trau nicht auf morgen,
Weg mit den Sorgen,
Dein ist das Heut.

Aus dem Leben der Dichterin Anne Luise Karschin.

(Schluß.)

Für die Bedürfnisse der Dichterin wäre nun wohl bei einer klugen Oekonomie gesorgt gewesen; allein kluges Haushalten war einmal ihre Sache nicht, vielmehr stürzte sie sich aus einer Verlegenheit in die andere. So hörte sie eines Tages, da die Sammlung ihrer Gedichte noch nicht zu Stande gekommen war, daß ihr ältester Stiefbruder, den sie sehr liebte, in Berlin sey. Dieß hören und ihn sogleich aufsuchen, war eins. Die Freude, ihn nach vierzehn Jahren, und zwar in ihrem jetzigen glücklichen Zustande, wiederzusehen, war grenzenlos. Aber sonderbarer Weise empfand sie einen Kummer darüber, daß dieser Bruder, ob ihm gleich nichts mangelte, so tief unter ihr stehen sollte, und beschloß, ihn aus seiner niedrigen Lage herauszuheben. Sie verließ die Freundin, bei der sie als Gast wohnte, und bezog mit ihrem Bruder ein gemiethetes Logis, um alles, was das Glück ihr zuwerfen würde, mit ihm zu theilen. Dieser unüberlegte Schritt zerstörte ihren ganzen bisherigen Wohlstand und ihre Ruhe. Sie, die selbst noch abhängig war, und kaum eine geringe bestimmte Einnahme hatte, belastete sich ganz unnöthiger Weise mit der Führung einer Haushaltung, und der Ernährung eines Bruders, der durch sein erlerntes Handwerk selbst im Stande war, sich den nöthigen Unterhalt zu erwerben. Und so wurde sie denn wieder in die dürftige Lage versetzt, aus der sie der Baron von Kottwitz gerissen hatte.

Dieser starb inzwischen auf seinen Gütern, und nun schickte man ihren Sohn zurück. Nach einem fünfjährigen Aufenthalte auf der Realschule kam auch die Tochter zu der Mutter zurück, und vermehrte ihre Sorgen. Sie selbst ließ sich blindlings von ihrem Stiefbruder, einem rohen, gemeinen und eigennützigen Menschen regieren, den sie beständig bei sich hatte, und der sie vermochte, ihre 16jährige Tochter gegen deren eigne Neigung zur Frau zu geben. Die Folgen dieser Ehe waren höchst traurig. Sie wurde endlich nach neun kummervollen Jahren wieder getrennt, worauf ihre Tochter einen Herrn von Klenk heirathete, von dem sie sich jedoch auch wieder schied, und mit ihren beiden Kindern, einem Sohne erster und einer Tochter zweiter Ehe, zu ihrer Mutter zurückkehrte.

Alle diese und andere Mißgeschicke ertrug die Dichterin mit ziemlicher Gelassenheit. Eine der empfindlichsten Kränkungen für sie war es daß der König Friedrich, dem sie so viele panegyrische Oden gewidmet, so wenig für sie that. Binnen drei und zwanzig Jahren erhielt sie von ihm neunzig Thaler; zwei abgerechnet die sie ihm einst im edlen Unwillen zurückschickte. Als sie sich nehmlich im Jahr 1773 in einer poetischen Zuschrift an den Monarchen wandte und ihn seines Versprechens erinnerte, erhielt sie durch die Post zwei Thaler mit einem Zettel, auf dem geschrieben war. „Zum Geschenk für Deutschlands Dichterin." Sie schrieb aber auf den Zettel:

Zwei Thaler gibt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück,
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück.

Wirklich ließ sie das Geschenk mit diesen Zeilen wieder zurückgehen. Dieser kühne Schritt hatte zwar keine nachtheiligen Folgen für sie, aber es wurde dadurch auch nichts zu ihrem Vortheile bewirkt. Sie unterließ aber auch in der Folge nicht, den König zu mahnen, und ihn besonders um ein Haus zu bitten, da ihr die theure Miethe besonders beschwerlich fiel. Als sie auf diese Bitte im Jahr 1783 drei Thaler erhielt, schrieb sie an Quittungs Statt folgende Reime:

Seine Majestät befahlen
Mir, anstatt ein Haus zu baun,
Doch drei Thaler auszuzahlen. —
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und treulich ausgerichtet
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen;
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Was Friedrich zu thun nicht geneigt war, das that sein Nachfolger Friedrich Wilhelm der zweite. Als die Dichterin bald nach seiner Thronbesteigung im Jahr 1786 hörte, der König bezahle alle Schulden seines Vorfahren, rief sie: „Wie, alle Schulden? o dann hab' ich auch eine Schuldforderung an den Monarchen. Sein Oheim hat mir vor vier und zwanzig Jahren eine Versorgung versprochen;

Sie sezte sogleich eine poetische Schuldforderung auf, und die Prinzessin Friederike, nachmalige Herzogin von York, las sie dem Könige vor, als er sich eben mahlen ließ. Er steckte das Bittschreiben freundlich zu sich, und gab kurz darauf den Befehl, der Karschin zu eröffnen, daß ihr ein neues Haus gebaut werden sollte, ausgemalt mit allen Allegorien der Musen.

Die Freude der Dichterin über diese Eröffnung war ohne Gränzen, und sie konnte nicht eher ruhen, als bis sie die Nachricht von der Milde des Königs auf allen Wegen ins Publikum gebracht hatte. Und als der Bau wirklich begann, konnte sie es kaum erwarten, ihr neues, schmuckloses Häuschen wirklich zu beziehen, um es wenigstens noch einige Zeit zu bewohnen, denn sie kränkelte schon seit Jahren, und ahnete, daß sie nicht lange mehr leben würde. Sie bezog es gegen den Rath ihrer Freunde, dem sie überhaupt selten zu folgen pflegte, als es kaum ausgetüncht worden war. Dadurch nahm ihre Schwäche zu, und es stellten sich die Vorboten der Auszehrung ein. Indeß blieb ihr Geist munter; sie saß zu halben Tagen am Schreibtische, und die übrige Zeit besuchte sie die kleinen gesellschaftlichen Cirkel ihrer Bekannten, aus denen sie immer sehr erheitert nach Hause kam. Alle ihre Freunde und Correspondenten bat sie, ihr niedliches Haus in Augenschein zu nehmen, und sich mit ihr der Huld des Königs zu freuen. Sie erhielt eine Menge Glückwünsche, die ihr darüber gesagt und geschrieben wurden. So gewann ihr Ruhm gleichsam noch einen abendlichen Strohl; sie wurde von neuem bemerkt, weil sie glücklicher zu seyn schien.

Die Freude ihrer lezten Jahre war ihr Enkel den sie beständig um sich hatte. Als dieser im März 1791 nach Frankfurt an der Oder reiste, um daselbst die Rechte zu studiren, fiel ihr dessen Abwesenheit so unerträglich, daß sie ihm schon nach einigen Monaten, trotz ihrer auszehrenden Schwäche, nachreiste. Von da wollte sie noch einen Besuch in ihrer Vaterstadt machen, allein sie wurde so schwach, daß sie zwei Monate lang in Frankfurt selten das Bett verlassen konnte. Demohngeachtet blieb ihr Geist noch immer munter, und sie schrieb in Frankfurt noch ein Gedicht auf die Abreise der Herzogin von York nach England, das einige schöne Strophen hat. Mit diesem Gesange erlosch die Flamme ihrer Dichterkraft auf immer. Sie wollte die von ihr hochverehrte Prinzessin, die Schöpferin ihres lezten irdischen Glücks noch vermählen sehen, und reiste daher, ohnerachtet ihrer äußersten Schwäche, am lezten September 1791 nach Berlin zurück. Aber ein sanfter Tod endigte hier am zwölften October 1791 ihr Leben in einem Alter von beinahe neun und sechzig Jahren.

Alle, denen ein Urtheil über Erzeugnisse des poetischen Genies zusteht, kommen darin überein, daß die Karschin der Natur die glücklichsten Anlagen zu danken hatte, um unter den Dichtern ihres Vaterlandes auf immer eine sehr ehrenvolle Stelle zu behaupten. Wirklich machte sie sich durch ihren ersten Auftritt im Publikum einen Namen, der nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts zu den gefeiertsten damaliger Zeit gehörte. Sie besaß wahres, angebornes Dichtertalent, eine lebhafte, reizbare Imagination, ein treues Gedächtniß, und viel Sinn für das Schickliche. Unter ihren früheren Arbeiten verrathen nicht wenige hohes dichterisches Genie, einen Reichthum an neuen Bildern und kühnen Wendungen; ihr Versbau hat einen leichten, und doch neuen Gang, und ihre Bilder sind oft so kühn, daß sie Funken der höchsten lyrischen Begeisterung sichtbar machen. Die Sammlung ihrer Werke, die Gleim veranstaltete, und Sulzer mit einer Vorrede begleitete, enthält Oden, Lieder, Erzählungen, Romanzen und poetische Episteln. Unter ihnen sind die Oden und Lieder, oder die lyrischen Gedichte, nicht nur die zahlreichsten, sondern auch die besten. Unverkennbar ist in ihnen, ein ungemeines Talent, eine feurige Phantasie, ein starkes Gefühl und stellenweise eine sehr gelungene, starke und wohlklingende Sprache, so wie viel Leichtigkeit der Versification. Das alles erregte Bewunderung, und berechtigte zu großen Erwartungen. Es hätte jezt aber auch noch Streben nach Vollkommenheit, fleißiges Studium fremder Meisterwerke, sorgfältiges Ueberarbeiten derselben hinzukommen müssen, um sich mit ewigem Nachruhm belohnt zu sehen. Die Freunde der Dichterin, besonders Ramler, Gleim und Sulzer, ließen es dazu an Ermunterung und Anweisung nicht fehlen. Es kam nur darauf an, daß sie den Urtheilen dieser Männer mehr traute, als den allgemeinen Bewunderungen der vermischten Gesellschaft über ihre poetische Schnelligkeit und daß sie Anstrengung und Studium nicht scheute. Allein das Letztere war am wenigsten ihre Sache, daher ging Lessings Prophezeihung in Erfüllung die er in den Literaturbriefen schon 1764 über sie aussprach: sie würde, wenn sie sich des schnellen Hinschreibens der Verse nicht schämte, endlich zu solchen Reimern herabsinken, die sie, ihren Talenten nach, weit hinter sich zurückließe.

Logogryph.

Die zwei Wissenschaften.

Wollt Ihr durch Wissenschaft und durch Kunst
Bei der Welt mich setzen in hohe Gunst
Müßt Ihr vor allen Eine erwählen
Und mit den andern Euch wenig quälen.

Sie, die Eine
Ists, die ich meine.

Denn was die Menschen als höchstes kennen,
Obgleich sie gewöhnlich es nicht so nennen,
Ihm dient sie mit rastlos erfindendem Geist
Verdient drum, daß man sie höchlich preist.

Ein Zeichen weg—
Fort ist der hohe Zweck!

Und schaal steht eine Wissenschaft da,
Die nichts berührt, was Euch lieb ist und nah.
Drum bleibet fein bei der ersten stehn,
Die Welt wird auch ohne die zweite, gehn.

N.

Auflösung der Charade in Nr. 31.

Vielleicht.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag, den 19. April. Der Freischütz, Op. in 3 Aufz. von Fr. Kind. Die Musik von Carl Maria v. Weber.

Samstag, den 20. Bayard, Schausp. in 5 Aufz. von Kotzebue.

Sonntag, den 21. Der Barbier von Sevilla, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Als Gäste traten darin auf: Dem. Canzi (Rosine) und Herr Wanderer (Graf Almaviva) Dem. Canzi hatte sich schon in einem, am 18. d. gegebenen Conzert den Freunden des Gesanges empfohlen und bezauberte heut nicht allein durch den Wohllaut einer umfangreichen Stimme, durch Zartheit und Lieblichkeit des Vortrages, sondern auch durch eben so gewandtes als schalkhaftes Spiel, wie es die genannte Rolle fodert. Herr Wanderer aber hätte besser gethan, neben solch einer Gesangkünstlerin nicht aufzutreten, obgleich es auch wieder sein Vortheil war, weil die Unzufriedenheit des Publikums, durch das Entzücken, welches D. Canzi einflößte, einigermaaßen niedergehalten wurde und nicht zum Ausbruch kam. Herr Größer war als Figaro an seiner rechten Stelle; seine Lebendigkeit im Spiel thut dieser Rolle wohl. Herr Hassel war als Bartolo ebenfals brav, nur stand sein jugendlich bebendes Wesen mit der Maske im Widerspruch.

Montag, den 22. Die Zerstreuten, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Die beiden Grenadiere, Lustsp. in 3 Aufz. Zum Beschluß: Der grade Weg der beste, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue.

Dienstag, den 23. Johann von Paris, Op. in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Mittwoch, den 24. (Zum erstenmale): Der Bräutigam aus Meriko, Lustsp. in 5 Aufz. von H. Clauren. (Manuscript). Herr Clauren hat hier, wie bei dem Vogelschießen — wir glauben mit weniger Glück und mehr Zwang für die Scene — eine seiner Erzählungen: Die Kartoffeln in der Schaale: (Siehe das Taschenbuch Vergißmeinnicht 1820) zu einem Lustspiele verarbeitet, das in scharfen Contrasten einen fortgesetzten Wechsel von spaßhaften und gemüthlichen Scenen darbietet; doch möchten jene, da sie weder reinkomisch noch witzig sind, kaum erheitern und diese nur geringe Theilnahme erwecken, wenn sie nicht durch ein gutes Spiel belebt und gehoben werden. Dies haben wir an der heutigen Vorstellung besonders zu rühmen. Dem. Lindner (Suschen) Mad. Schulze (Euphrosine) Herr Otto (Graf Prahlenstein) und Herr Rottmayer (Alonso) gaben auf der einen Seite der herzlosen Erbärmlichkeit im Hause des Grafen Prahlenstein, und auf der andern dem idyllischen Stilleben in Mutter Hedwigs (Mad. Weidner) Hütte, ein recht interessantes Colorit. Unverkennbar galten die lebhaften Beifallsbezeugungen lediglich der darstellenden Kunst, durch welche allein das Stück mit der Poesie in Verwandschaft trat.

Donnerstag, den 25. Die Entführung aus dem Serail, Op. in 3 Aufz. Musik von Mozart.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 30. April. Das Opferfest, Oper. (Myrrha: Demois. Canzi.)
Donnerstag, den 2. May Die Brandschatzung, Lustsp. Hierauf: Der leichtsinnige Lügner, Lustspiel. (Hastan: Herr Schulze)
Samstag, den 4. Die diebische Elster, Oper.
Sonntag, den 5. Die Jungfrau von Orleans, Trsp.
Montag, den 6. (Zum Besten der Dem. Canzi): Die schöne Müllerin, Oper. (Röschen: Dem. Canzi.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 34. Donnerstag, 2. May 1822.

An die Entfernte.

Doris! der Frühling erwacht, und des Hainthals junges Gesäusel
Lockt das gefiederte Chor fröhlicher Sänger herbei!
Lerchen begrüßen den kommenden Tag, den scheidenden Abend
Feiert der Nachtigall süß tönender Flötengesang;
Veilchen sproßet die Flur, und mit ihren bescheid'nen Gerüchen
Mischt sich des Blüthenbaums hoher, balsamischer Duft;
Sanfter umschmeichelt der Strom die grünenden Ufergebüsche,
Lieblicher strahlet der Mond hin durch die heilige Nacht.
Doris! der Frühling entzückt und der Dichtkunst Zauber ergreift mich,
Reiche die Laute mir noch, wie da ich glücklicher war!
Sieh die Erinnerung spielt auf der Morgenröthe Gefieder
Um die Vergangenheit her, wandelt die Schatten in Licht:
Horche! wie tönt es empor aus den Trümmern seliger Tage:
„Dir nur duftet und blüht, Doris! die heimische Flur.
Nur Dein heiliges Bild, die Strahlengestalt der Entfernten,
Spiegelt uns wieder der Mai schöner und schöner zurück!"
Aber umsonst! mein klopfendes Herz und die schmachtende Sehnsucht
Späht in der Schöpfung umher nach dem belebenden Geist,
Welcher die Quellen im Thal, die duftigen Hügel umathmet,
Oder dem Schattengewölb einsamer Lauben entweht;
Der mit des Zephirs Hauch die melodischen Wipfel durchrauschet,
Und mit dem Blüthengeruch sich in die Lüfte vertheilt.
Dieser belebende Geist der Natur ist fröhliche Liebe,
Doch sein Athem erneut nimmer mein welkendes Herz.
Ewig verjüngt sich die Welt, und bildet mit magischen Kräften
Aus den Verwesungen selbst schöneres Leben empor,
Aber die Blüthe des Jugendgefühls, der Frühling des Herzens
Traf sie des Schicksals Sturm, welken auf ewig dahin.

Jastram und Hieronymus Snitger.

Zwei ächte Bürgerfreunde und doch Verräther ihrer Vaterstadt.

(Fragment aus der Hamburgischen Geschichte des 17ten Jahrhunderts.)

Vielleicht zog nie eine Stadt mehr die Aufmerksamkeit und die Theilnahme ihrer Zeitgenossen auf sich, als in den ersten 15 Jahren des 19ten Jahrhunderts die Stadt Hamburg. Ihrer Selbstständigkeit, ihrer Handlung, ihrer Schiffahrt, ihrer einträglichen Gewerbe beraubt, schmachtete sie in den Fesseln einer fremden Despotie, die sie und ihre Bewohner an den nahen Rand des Verderbens brachte. Die Hand der Vorsicht errettete jedoch sie und das übrige Deutschland noch zu rechter Zeit.

Allein auch schon im lezten Viertel des 17ten Jahrhunderts hatte Deutschland Ursache, für die künftige Existenz dieser Stadt besorgt zu seyn. Von innerlichen Unruhen zerrüttet und von auswärtigen Feinden bedroht, stand sie im Begriff unter die Botmäßigkeit eines fremden Herrschers zu fallen, und mit ihrer Freiheit auch ihren hohen Werth für die übrige handelnde Welt zu verlieren.

Diese noch nicht sehr entfernte Periode in den Annalen dieser Stadt, ist reich an merkwürdigen Begebenheiten, die dem Andenken der Nachwelt

aufbewahrt zu werden verdienen. So wie bei allen Völkerrevolutionen, kamen auch hier Männer zum Vorschein die, ausgezeichnet durch Talent und Energie, sich und ihrem Namen ein ehrenvolles oder ein schmähliches Denkmal stifteten, die indem sie die reinsten und edelsten Verfechter der bürgerlichen Freiheit waren, diese Freiheit an ein fremdes Volk unbedachtsam auf's Spiel sezten.

Jastram und Hieronymus Snitger waren die Männer deren Namen seit mehr denn einem Jahrhundert in der Geschichte Hamburgs als die der größten Verbrecher gestempelt stehen. Sie starben beide auf dem Blutgerüst, Abscheu und Verachtung knüpfte sich an die Erinnerung ihres Daseyns, nur erst die gerecht und unpartheiisch richtende Nachwelt hat es übernommen ihrem Andenken diejenige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihre streng richtende, von Vorurtheilen ergriffene Mitwelt ihnen zu ertheilen sich ausser Stande befand.

Der damalige Senat der Stadt war, über die tendirte Erweiterung der ihm übertragenen Rechte, mit den Bürgern in die heftigsten Zwistigkeiten verwickelt. An seiner Spitze stand der Bürgermeister Maurer, ein Mann von Kopf, Talent, und ausgezeichneter Gelehrsamkeit, aber zugleich von einer ungemäßigten Herrschbegierde; nichts war ihm zu theuer und heilig, wenn es darauf ankam, sein Ziel, Dictator der Stadt zu werden, zu erreichen, und seine schwachen Mitkollegen fügten sich geduldig in die weitaussehenden Plane und Unternehmungen dieses Mannes, die auch ihnen in ihren Verhältnissen Ansehen und Macht verliehen. Dieser Zustand einer gegenseitigen Spannung zwischen Rath und Bürgerschaft hatte schon einige Jahre fortgedauert, als endlich das unter der Asche glimmende Feuer in lichte Flammen ausbrach. Als alle Vorstellungen vergeblich waren, und der Bürgermeister Maurer fortfuhr, laut gegen die Einwendungen der bürgerlichen Collegien zu seyn, kam es zu offenbaren Widersetzlichkeiten, deren traurige Folgen, innerliche Parteiwuth, Aufruhr und vergossnes Bürgerblut, den Zustand der Stadt auf den höchsten Gipfel des Unglücks brachten.

In diesem Augenblicke der Noth, traten zwey edle wohlgesinnte Männer an die Spitze der Unzufriednen, und suchten ihren rasenden Unternehmungen dadurch Einhalt zu thun, daß sie die Zügel dieser Volksbewegung mit fester Hand ergriffen, und dadurch den Unordnungen des aufgebrachten Haufens ein baldiges Ziel sezten. Jastram, ein Färber und Hieronymus Snitger, ein angesehener Kaufmann, waren die Männer welche die Vermittlung zwischen Rath und Bürgerschaft zu übernehmen beschlossen. Sie bildeten ein Kollegium unter dem Namen der Zweiunddreyßiger aus den edelsten und angesehensten Bürgern bestehend, welchen sie als Präsidenten vorstanden und dessen Schritte sie leiteten. Sie begannen damit, vom Rath die Verhaftung und Absetzung des Bürgermeisters Maurer zu verlangen, in die derselbe endlich willigte. Maurer erhielt Hausarrest, indem er unter Verpfändung seines ganzen Vermögens versprach bis zur ausgemachten Sache die Stadt nicht zu verlassen. Indeß er hielt nicht Wort, er entfloh in der Nacht nach Celle, wo er bei seinem hohen Gönner, dem dortigen Herzog glücklich anlangte.

Hiemit war der vornehmste Stein des Anstoßes aus dem Wege geräumt, die Entfernung des verhaßten Mannes erregte allgemeine Zufriedenheit. Man suchte sich an seinem hinterlassenen Vermögen schadlos zu halten, es wurde zum Besten der Kämmerey confiscirt, allein man ahnete nicht was im Hinterhalt laure. Scheinbar wurden nun die guten Verhältnisse zwischen Rath und Bürgerschaft wieder hergestellt. Alle Verhandlungen mit demselben wurden durch das Kollegium der Zweyunddreyßiger betrieben. Jastram und Snitger waren die gefeierten Lieblinge des Volks, und vor Allem genoß Snitger, dessen gefälliges Aeußere, dessen blühender Wohlstand und rastlose Thätigkeit sich besonders auszeichnete, die allgemeine Achtung und Verehrung der Stadt und Bürgerschaft.

Aber auch der entflohene Bürgermeister Maurer auf seiner Seite war nicht müßig den erlittenen Schimpf zu rächen. Er wußte seinen Beschützer, den Cellischen Herzog zu offenbaren Feindseligkeiten gegen die Stadt zu bewegen. Dieser ließ nicht nur die hamburgischen Schiffe mit Beschlag belegen, sondern er verbot auch seinen Unterthanen alle Gemeinschaft mit der Stadt, sezte die mit ihren Waaren nach Leipzig reisende Kaufleute unter Arrest, und erst nach einem beträchtlichen Lösegelde durften sie in ihre Heimath zurückkehren. Allein auch hierbei ließ es der Herzog nicht bewenden. Mehrere Tausend seiner Truppen sezten über die Elbe, rückten in die hamburgischen Besitzungen ein, erlaubten sich die größten Bedrückungen und Erpressungen, und somit war bei diesem eingetretenen Kriegszustande die Stadt genöthigt, sich zu vertheidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Jedoch auch hiemit war Maurers Rachsucht noch nicht befriedigt. Er ging damit um, seinen ärgsten Feind, den ihm verhaßten Snitger in seine Gewalt zu bekommen. Hierzu zeigte sich die Gelegenheit auch sehr bald. Eine Anzahl erkaufter Personen worunter ein Stallmeister des Herzogs und

einige Offiziere von seinen Truppen sich befanden, schlichen sich in die Stadt, wo sie sich noch mehr Anhang zu verschaffen suchten, und auf einen günstigen Zeitpunkt warteten, ihr Vorhaben auszuführen.

An einem Frühlingstage im März 1686 war Snitger mit seiner Gattin nach seinem in Hamm (einer Vorstadt) liegenden Garten gefahren. Bei seiner Rückkehr die jedoch erst gegen Abend erfolgte, wurde sein Wagen von einer Menge verkapter Personen zu Pferde angehalten, die den Kutscher zum Umkehren zwangen und im gestreckten Galopp mit ihm davon eilten. Blos eine alte Frau die nach der Stadt wollte, war Zeugin dieses Auftritts. Schnellen Schritts suchte sie die Stadt zu erreichen um diese Nachricht zur öffentlichen Kunde zu bringen. Eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich, sobald sie ruchbar wurde, der Rath und alle bürgerlichen Collegien versammelten sich, das Volk lief und wüthete durcheinander, in einem Nu war die Stadt erleuchtet, Fackeln wurden angezündet, die Thore geöffnet, Alles lief der Gegend zu in welcher der Raub des verehrten Volksfreundes geschehen war. Der Obristlieutenant Eberrank, Chef der hamburgischen Dragoner, erhielt Befehl dem Entführten und seinen Räubern nachzusetzen, zu welchem sich mehre Jünglinge und Männer aus der Stadt gesellten. Der Thätigkeit und dem Eifer dieses Offiziers gelang es, seinen Auftrag glücklich auszuführen. In Artlenburg, einer Ueberfahrt diesseits der Elbe traf er Snitgern und seine Gattin, nebst der ganzen räuberischen Rotte noch an, die durch Verweilen der Fähre am jenseitigen Ufer zurückgehalten war. Ruhig saß Snitger im Grase, seine weinende Gattin stand neben ihm als seine Befreyer anlangten. Die Räuber, zwei ausgenommen, welche entwischten, ergaben sich ohne Weiteres zu Gefangenen, und nun ging der Zug nach der Stadt zurück, wo er gegen Mittag anlangte. Unbeschreiblich war die Freude des Volks als sie ihren geretteten Liebling wieder erblickten. In Triumphzug wurde er durch die Stadt nach dem Rathhause geführt, wo der ganze versammelte Rath und sämmtliche Collegien der Bürger seiner harrten, und ihn mit Jubel begrüßten. Hier wurde sein Haupt mit einer Bürgerkrone geziert, worauf er in Begleitung des Raths und der Bürger in seine Wohnung zurückgeführt wurde. Mehre Tage wechselten Feste, Erleuchtungen und Freudensbezeugungen aller Art miteinander ab, der fröhliche Taumel des Volks kannte keine Grenzen, und nur erst die Befriedigung einer gerechten Rache an der räuberischen Horde konnte dieser ausgelassenen Volksfreude ein Ziel setzen.

Die Ausführung dieser Rache zögerte auch nicht lange. Durch Urtheil und Recht wurden die gefangenen Rädelsführer, neun an der Zahl zum Tode verurtheilt und an Einem Tage enthauptet.

Dieser grause Akt der strafenden Gerechtigkeit gegen drei seiner Diener brachte den Zorn des Herzogs aufs höchste. Er verstärkte seine, auf dem hamburgischen Gebiete stehenden Truppen nicht nur ansehnlich, sondern er drohte sogar die Stadt in einen Steinhaufen zu verwandeln, sobald sie sich nicht zu einer schleunigen und angesehenen Genugthuung verstände.

Und in der That war der Zustand der Stadt in diesem Augenblicke äußerst traurig. Der Handel Landeinwärts stockte gänzlich, es begann sogar an den nothwendigsten Lebensmitteln zu fehlen, die Theurung war aufs höchste gestiegen, die Bürger wurden muthlos, die hamburgischen Soldaten fochten gegen einen so überlegnen Feind nur mit wenigem Erfolg, und ließen sich manche Fehler und Nachlässigkeiten zu Schulden kommen, deren Benutzung den Feind bis fast an die Thore der Stadt brachte.

Die in Billwärder liegende Hekaterschanze, äußerst wichtig für die Vertheidigung der Stadt, ging mit Sturm an die lüneburgischen Truppen über, indem sie eben so muthlos vertheidigt, als durch die Fahrlässigkeit und schlechten Dispositionen des hamburgischen Obristlieutenants Krause, der ihr zur Hülfe gesandt war, den Feinden in die Hände fiel.

Ein Kriegsgericht sprach diesem Offizier das Leben ab, er wurde im Hornwerk erschossen, und mehrere andere Offiziere, ihres pflichtwidrigen Betragens halber, mit geringeren miltärischen Strafen belegt. Jedoch alle diese strengen Maßregeln waren nicht im Stande die Verlegenheit zu beseitigen, die für die Stadt täglich drückender und drängender wurde. An eine Aussöhnung mit dem Herzoge war nicht zu denken, weil außer mehreren harten und übertriebenen Foderungen auch die Zurückberufung und Wiedereinsetzung des verhaßten Maurer, als eine unerläßliche Bedingung festgesezt war; die Verwendung des großen Churfürsten von Brandenburg, den man angerufen hatte war, so wie die Abmahnungen des kaiserlichen Hofes ohne Erfolg geblieben, beide Höfe schienen um eines Privatzwistes willen, das gute Vernehmen mit dem Herzoge von Celle nicht unterbrechen zu wollen, und Maurer unterließ nicht, das Betragen der Stadt durch seine Freunde in Wien, in dem gehäßigsten Lichte darzustellen.

In dieser peinlichen, für die künftige Existenz der Stadt so schwierigen als gefahrvollen Lage, glaubten Jastram und Snitger ein Rettungsmittel in einem Schritt zu finden, der, wenn er auch

strafbar und unüberlegt genannt zu werden verdient doch in vieler Hinsicht Entschuldigungsgründe für sich hat, um ihr Andenken aus der Zahl der Verbrecher und Landesverräther zu entfernen, und den Fluch zu verwischen womit Mit- und Nachwelt ihre Namen so lange gebrandmarkt hat.

Zwar waren ihnen die gespannten Verhältnisse des dänischen Hofes mit ihrer Vaterstadt nicht unbekannt, allein in ihrem arglosen Sinn wähnten sie, die dadurch etwa entstehenden Schwierigkeiten damit beseitigen zu können, wenn sie durch eine förmliche abgeschlossene Unterhandlung, sich der freundschaftlichen Gesinnungen des dänischen Hofes vorher versichert hätten. Sie glaubten fest überzeugt zu seyn, dem Könige von Dännemark würde die Erhaltung einer für seine Länder so wichtigen Stadt, eben so am Herzen liegen, als sie selbst in ihrem patriotischem Sinn von dieser Wichtigkeit überzeugt waren.

Die Unterhandlungen wegen dieser Angelegenheit wurden nunmehr mit dem sich in Hamburg befindenden Residenten Pauly angeknüpft. Heimlich und bei nächtlicher Weile wurden sie in französischer Sprache betrieben. Der Minister, mit dem Interesse seines Hofes eben so genau bekannt, als ihm eifrig ergeben, unterließ nicht, beide Männer zu der Erfüllung ihrer Wünsche mit der besten Hoffnung zu beseelen; er versprach ihnen die kräftigste Verwendung bei seinem Hofe, und zweifelte nicht, dieser Beweis des Zutrauens der Stadt würde in Copenhagen sehr gut aufgenommen werden. Ganz im Sinne dieser Voraussetzungen war die Antwort des dänischen Ministeriums. Man versprach gegen Erlegung einer gewissen Summe Geldes, der Stadt unbedingt Hülfe gegen den Herzog von Celle. Man übernahm es ihr eine angemessene Schadloshaltung für alle erlittenen Unbilden zu verschaffen, und drohte die Länder des Herzogs mit Krieg zu überziehen, falls er sich nicht in Güte dazu verstehen würde. Zugleich erhielt der Minister Befehl, auf diese Bedingungen mit der Stadt abzuschließen, welches auch zur Zufriedenheit beider Theile sofort geschah.

Nunmehr glaubten unsere arglosen, aber leider übertölpelten Freunde, aller Noth überhoben zu seyn. Ihr Geheimniß eifrig bewahrend suchten sie den Muth der Bürger und der Soldaten zu beleben, wozu einige glückliche Gefechte mit den lüneburgischen Soldaten das Ihrige beizutragen nicht verfehlten.

Nach einigen Wochen erschien eine mehr als achtzehn tausend Mann starke dänische Armee an den holsteinischen Gränzen und schlug ihr Lager ohnweit des Gebietes der Stadt auf. Diese unerwartete Erscheinung erregte in der Stadt nicht nur die lebhafteste Besorgniß, sondern auch die Vorkehrung zu allerlei zweideutigen Sicherheitsmaßregeln. Alle Bürger griffen zu den Waffen, die Thore wurden geschlossen, die Wälle mit Kanonen bepflanzt, und alle Anstalten getroffen um einen unvermutheten Angriff von Seiten der Dänen abzuschlagen. So eifrig Jastram und Snitger diese Vertheidigungsanstalten zu befördern suchten, so unbesorgt schienen sie über das Daseyn der dänischen Truppen zu seyn. Sie glaubten selbst in den unterbrochen fortwährenden Bürgerversammlungen, ihre Stimmen zur Beruhigung der Bürger erheben zu müssen, indem sie behaupteten, daß ihnen nichts von einer feindlichen Stimmung des dänischen Hofes bekannt sey. Aber welches Entsetzen bemeisterte sich der armen Betrognen, als eine Erklärung des Königs, der während dessen in seinem Hauptquartier zu Pinneberg selbst angelangt war, die Stadt zur Ableistung der schon längst unter allerhand nichtigen Vorwänden verweigerten Erbunterthänigkeitshuldigung, so wie zur Bezahlung einer Summe von dreimal hundert tausend Thaler auffoderte. Im Fall einer ungesäumten Gewährung dieser Foderung von Seiten der Stadt, versprach der König sie bei allen ihren wohlhergebrachten Rechten und Freiheiten zu schützen und den Streit mit dem Cellischen Herzoge entweder durch Güte oder Gewalt zu schlichten, oder auch mit gewaffneter Hand die Stadt zu ihrer Pflicht zurück zu führen und seine Rechte geltend machen zu wollen. Diese unerwartete Erklärung brachte die Bürger in Wuth, aller noch unter der Asche glimmende Parteigeist erstickte gänzlich. Es wurden die kräftigsten Maßregeln genommen, um die Gefahr die über ihrem Haupte schwebte zu beschwören. Abgeordnete wurden an den Herzog nach Celle gesandt, um auf jede Bedingung Frieden mit ihm zu schließen. Es gelang, die bisher gegen die Stadt im Felde gestandenen lüneburgischen Truppen zogen als Verbündete in die Stadt ein, und schwuren dem Rath den Eid der Treue. Auch in Berlin waren die Verhandlungen nicht minder glücklich ausgefallen. Der Churfürst sandte viertausend Mann seiner Truppen der Stadt zu Hülfe, denen noch einige schwedischpommersche, und Andere folgten, die gemeinschaftlich den Dienst in der Stadt und den Außenwerken mit den hamburgischen Soldaten und Bürgern versahen.

Während dieser Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt hatte ein zürnendes Schicksal die unglücklichen Unvorsichtigen ereilt. Sie befanden sich schon in den Händen der strafenden Gerechtigkeit. Ein unbedeutend scheinender Zufall hatte die Verhaftung beschleunigt. (Schluß f.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 35. Sonntag, 5. May 1822.

Gita Gowinda.

Aus dem Indischen des Jajadewa.

(Von A. Ritter v. Feuerbach.)

Jajadewa, der berühmteste der lyrischen Dichter des alten Indiens hat, den Angaben der Braminen zufolge, noch vor Kalidas, also vor beinahe 2000 Jahren gelebt. Als sein vollendetstes Werk zeichnen die Indier sein Gedicht Gita Gowinda aus, welches bei dem Feste, das man noch jährlich ihm zu Ehren in seinem Geburtsort Cenduli feyert, öffentlich gesungen wird. Die Begebenheit des Gedichts ist folgende:

Radha, eine Schäferin, betrauert die Untreue ihres Geliebten Chrishna, der, entfernt von ihr, als Hirte seine Jugend in Vrindhavan verlebt. Chrisna bereut und beklagt sein Vergehen. Er kehrt zurück und fleht um Vergebung. Radha widerstrebt. Dann versöhnen sich beide. — Der Inhalt ist arm, wie man sieht, aber desto reicher ist die Behandlung. Unser ehrenwerther Landsmann, Anselm Ritter von Feuerbach hat die Uebersetzung, welche Jones von diesem Gedicht aus der Sanskrit-Sprache ins Englische geliefert, nunmehr aus dem Englischen ins Deutsche metrisch übersezt, und mit Abhandlungen und Anmerkungen begleitet. Wir entlehnen einige Stellen daraus, um sie unsern Lesern hier mitzutheilen:

Radha blieb in dem Wald; doch — voll von Liebesgefühlen
Für Gowinda, zugleich voll Grams, daß dieser die Schönheit,
Einst so gepriesen von ihm, verschmäht jezt, — zog sie sich bergend
Dort in die Laube zurück, von honigbereitenden Schwärmen
Laut umsummt, und dicht umrankt von schattenden Zweigen.
Hier zur Erd hinsinkend sie also sprach zur Gefährtin:

Mag er fern von mir in Wonne leben,
Andern liebelächelnd Freude geben;
Ihn nur denkt mein Geist, allein nur Ihn,
Der in seine Flöte Lieder hauchet,
Die in süßen Göttertrank getauchet,
Zaubrisch seinem holden Mund entfliehn:

Ihn, deß Ohren in Juwelen glühen;
Dessen Augen Liebespfeile sprühen,
In deß Haar des Pfauhahns Feder nickt,
Die mit bunten Monden weich bemalet;
Deß Gewand gleich Wetterwolken strahlet,
Wenn durch sie der Regenbogen blickt:

Ihn, deß süße Purpurlippe leuchtet
Wie ein zartes Blatt vom Thau befeuchtet,
Die so roth wie Bandhujiwa blüht,
Und, wenn sie nach Mädchenküssen bebet,
Von des Lächelns Anmuth hold umschwebet,
In der Schönheit höchster Pracht erglüht:

Ihn, der leuchtend von den Edelsteinen,
Die ihm Brust und Hand und Fuß umscheinen,
Weit umher die Finsterniß verjagt;
Dessen Stirn, vom Sandelkreis bemalet,
Schöner als des Mondes Scheibe strahlet,
Wenn sie durch erhellte Wolken tagt:

Ihn, deß Ohrgehänge gleich dem Bilde
Makars auf der Liebe Panner-Schilde,
Glänzet ganz vom reinsten Edelstein;
Ihn den Gott, vom Goldgewand umschienen,
Dem als Sklaven Götterfürsten dienen,
Heil'ge und Dämonen Dienste weihn:

Ihn, den sanft zur Ruhe hingestrecket,
Des Kadamba reicher Schatten decket;
Der mich, ach! vor Zeiten hat beglückt,
Wenn er anmuthsvoll im Reigentanze
Wogt' und dann in seiner Augen Glanze
Mich sein ganz Gemüth hat angeblickt.

Also seine Eigenschaften zählet
Dieses kranke Herz, das er gequälet,
Das die Kränkung willig ihm verzeiht.
Könnt' ich anders? denn von Chrishna scheidet
Radha nimmer, wenn gleich Er sie meidet,
Er nun Andern heiße Liebe weiht.

(Fortsetzung folgt.)

Jastram und Hieronymus Snitger.

Zwei ächte Bürgerfreunde und doch Verräther ihrer Vaterstadt.

(Fragment aus der Hamburgischen Geschichte des 17ten Jahrhunderts.)

(Schluß.)

Der dänische Resident Pauly hatte, wahrscheinlich aus Furcht vor den Mißhandlungen des aufgebrachten Pöbels, seinen Posten verlassen. In der Nacht vor seiner Abreise hatte er in dem, hinter seinem Hause sich befindenden Garten, eine ansehnliche Summe Geldes nebst sämtlichen mit Jastram und Snitger über die Rettungsangelegenheiten verhandelten Papieren und Schriften vergraben. Die Magd eines benachbarten Hauses, die Zeugin dieses Vorfalls gewesen war, zeigte ihn an, die scheinbaren Beweise eines Verraths an der Stadt wurden gefunden, und der Kerker empfing die unglücklichen Schlachtopfer ihrer Unerfahrenheit und einer treulosen Politik.

In dieser, für das Innere der Stadt so wichtigen Periode hatten die Feindseligkeiten außerhalb derselben mit Ernst begonnen, jedoch alle Versuche der Dänen, sich des wichtigen Außenwerks derselben, der Sternschanze zu bemeistern, schlugen fehl die Tapferkeit und die Ausdauer der darin befindlichen Truppen rettete es jedesmal; eben so wenig richteten ihre in die Stadt geworfenen Bomben und Haubitzkugeln einen beträchtlichen Schaden an. Die Drohung der Hamburger, Altona in Grund zu schießen, wofern man fortführe sie mit Kugeln ängstigen zu wollen, hatte den Erfolg, daß dem feindlichen Geschütz Stillschweigen auferlegt wurde. Einige glückliche Ausfälle der Belagerten kosteten zwar von beyden Seiten mehrere tausend Menschen, doch der lezte der Ausfälle an einem Sonntag, hatte den Erfolg, daß die Belagerer sich eine Meile weit von der Stadt zurückziehen mußten. Endlich machten die fortgesetzten Vermittlungsversuche der fremden Minister, dieser Fehde ein Ende. Der Hauptpunkt wurde einstweilen bis auf künftige Unterhandlungen verschoben, die Stadt mußte eine bedeutende Summe Geldes erlegen, und unter erneuerten Zusicherungen der königlichen Huld und Gnade zogen die Dänen wieder in ihr Land. Auch der größte Theil der in der Stadt befindlichen Truppen kehrte in seine Heimath zurück, nur eine kleine Anzahl hielt die Stadt noch besetzt, sie waren zu Zeugen und Schutz des Strafurtheils bestimmt, welches über Jastram und Snitger, als Verräther ihrer Vaterstadt, den Lohn ihrer That verhängen sollte.

Es war den zweiten November 1686, als das Blutgericht über beide den Stab brach. In ihren Verhören hatten sie die Anschuldigungen eines vorsätzlichen Verraths ihrer Vaterstadt standhaft zurückgewiesen, ihre Vertheidiger nichts unversucht gelassen um sie von einem schmählichen Tode zu retten, sie mußten als ein Opfer ihrer Feinde, und einer aufgereizten Volkswuth fallen. Das Urtheil fiel dahin aus: daß Jastram und Hieronymus Snitger, weil sie mit hohen Potentaten zum Schaden der Stadt Unterhandlungen gepflogen, derselben Ungnade auf sie gezogen, und dadurch ein gefährlicher Kriegszustand und viele unglückliche Weiterungen entstanden seyen, — mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht, ihre Körper geviertheilt, ihre Häupter aber, zum abschreckenden Beispiel — Jastrams, über dem Millern-, Snitgers aber über dem Steinthor — auf eisernen Stangen befestigt, aufgestellt werden sollten. —

Jastram, ein stiller, sanfter Mann, ging mit ruhiger Fassung zum Tode. — In Begleitung seiner Gattin, die in seinen lezten drei Lebenstagen nicht von seiner Seite gewichen war, und ihn auch auf dem Wege zum Blutgerüste nicht verlassen wollte, trat Snitger aus dem Gefängniß hervor; sie hatte ihn umfaßt, allein der Anblick der in unzähliger Menge versammelten Zuschauer, und des fremden Militairs, so wie der ungewohnte Genuß der seit mehreren Tagen entbehrten freien Luft, verursachte daß sie in Ohnmacht fiel. Der Henkersknecht wollte sie auffassen, und schon hatte er sie bei den Armen ergriffen: „Rühr' sie nicht an Unehrlicher!" rief Snitger ihm zu: „sie ist eine unbescholtene Bürgers-„frau!" Er lehnte sie darauf an das Geländer einer Bank, riß den Diakonenmantel, in dem es ihnen erlaubt war zur Gerichtsstätte zu gehen, von seinen Schultern, breitete ihn über sie her, und rief: „So mache ich dich wieder ehrlich!" dann drückte er den lezten Abschiedskuß auf ihre Wangen, und trat in den Zug zurück, der ihn zum Todeshügel geleitete. Mit Muth und Heiterkeit ertrug er den lezten Todesstreich. Nur die Vollziehung des Urtheils an seinem Freunde, welches er anzusehen genöthigt war, machte ihm die lezten Augenblicke seines Lebens zur Höllenmarter.

Ueber eben dem Thore in welches er vor wenigen Monaten, unter dem Jubel des jauchzenden Volkes, und als der gefeyerte Liebling seiner Mitbürger, seinen festlichen Einzug gehalten hatte, grinzte nun sein blutiges Haupt die Vorübergehenden an. Jastrams und Snitgers Namen, wurden in der Geschichte Hamburgs nicht anders als mit Verwünschungen genannt. Nur erst die milder richtende Nachwelt durfte es wagen, an ihrer Verirrung die lichte Seite aufzusuchen, und sie, wenn auch nicht gänzlich frei zu sprechen, doch ihr Andenken von der Schmach zu retten suchen, mit welcher die Stimme der Mit- und Nachwelt, seit länger denn einem Jahrhundert sie belegt hat. Snitgers

Gattin, die Zeugin seiner Ehre und seiner Schande, beschloß nur kurze Zeit nach ihres Mannes schmachvollem Tode, an Körper und Geist zerrüttet, in tiefste Armuth versunken, ihr Leben. Seine Kinder hatte das Waisenhaus aufgenommen. Seuchen und Mangel an Pflege rissen auch sie nach wenigen Jahren aus der Zahl der Lebendigen und vereinigten in einer bessern Welt sie alle, die hienieden ein so ausgezeichnetes Spiel des Schicksals gewesen waren. —

Ebba Brahe.

Der Graf Magnus Brahe, aus einem er ältesten und edelsten schwedischen Geschlechter, dessen Reihe, in der Geschichte Schwedens mit Ruhm genannter Ahnherren, die Genealogisten dieses Landes bis in das zwölfte Jahrhundert zurückführen, war nach dem Tode Karls des Eilften einer der Vormünder, die der König bei seinem Tode in dem Jahre 1611 für den Erben des Reiches, Gustav Adolph, angeordnet hatte, und wäre dessen Schwiegervater geworden, wenn die List der verwitweten Königin Christina dem Geschlechte der Brahe den neuen Glanz nicht geraubt hätte, dem schwedischen Reiche eine Königin aus seinem Stamme gegeben zu haben. Der Graf und seine Gemahlin Brigitta Leionhufwud, hatten nur eine Tochter, Ebba, die Geist mit Liebenswürdigkeit vereinigte, und die mit der größten Sorgfalt erzogen ward. So noch durch Kenntnisse verschönert, konnte die Mutter hoffen daß Ebba, durch Geburt, Liebenswürdigkeit und Talente dereinst alle schwedischen Mädchen überstrahlen, und die Zärtlichkeit und die Sorgfalt ihrer Eltern belohnen würde. Wie oft ergötzte sie sich an den Bildern der Zukunft, wie schmückte sie die bezaubernden Gemälde des Lebensglücks ihrer Ebba mit hellen und zarten Tinten der mütterlichen Zärtlichkeit! welche Freuden versprach sie ihrem eigenen Alter von der Dankbarkeit einer solchen Tochter, und von dem erhebenden Gefühle ihre Mutter zu seyn. Aber ein anderes Loos fiel ihr aus der Urne des Schicksals; sie sah nicht die Blüthe der Pflanze, deren Jugend sie so sorgsam gepflegt hatte.

Eine Krankheit, die allen Künsten der erfahrensten Aerzte in Schweden widerstand, überzog die schönen Gemälde der Zukunft mit dem Schleier des Todes. Als die Gräfin es sich nicht länger verhehlen konnte, daß die Stunde der Trennung von der geliebten Ebba näher und näher rücke, schwebten andere Bilder vor ihrem Geiste auf. Der Graf, ihr Gatte, war ein edelmüthiger Mann, reich mit Kenntnissen ausgerüstet, und voll der zärtlichsten Vaterliebe; aber der Dienst des Staats, die schweren Pflichten der Vormundschaft — denn was könnte wohl einem Staatsbürger heiliger seyn, als die Bildung und Leitung eines jugendlichen Thronfolgers? — mußten ihn nothwendig von der höchsten Aufmerksamkeit auf Ebba's Erziehung abziehen. Auch bildet der Mann doch nur immer den Mann, und unter seiner rauheren Hand verwelkt oft die schönste Blume des weiblichen Schmuckes, die zarte Weiblichkeit. Die Herzen junger Mädchen sind weichem Wachse gleich, das, von warmer mütterlicher Hand gebildet sich zu den schönsten Formen schmiegt, doch oft unter kalter Mannes Hand erstarrt. Die Gräfin wünschte ihre Tochter nicht allein der Aufsicht und der Fürsorge einer weiblichen Bildnerin anzuvertrauen, sondern ihr auch für ihre späteren Jahre eine mächtige Beschützerin zu geben. Sie erinnerte sich der Güte, welche ihr die Königin von dem ersten Tage ihrer Ankunft von Holstein an, immer bewiesen hatte, und ließ diese durch den Grafen um eine Unterredung bitten. Die Königin bewilligte dies Gesuch, und kam an das Sterbebette der Gräfin. Die Kranke dankte in den herzlichsten Ausdrücken für das ihr so lange geschenkte Wohlwollen, bat sie um die Gnade, solches auf ihre Tochter zu übertragen, und um die Gunst, deren künftiges Schicksal der Königin ganz besonderer und persönlicher Sorgfalt anvertrauen zu dürfen. Die Monarchin, tief bewegt von dem nahen Verlust einer Frau, deren Charakter sie geachtet, und die sie wegen ihrer geselligen Tugenden geliebt hatte, nahm ihre Bitte wohlgefällig auf, und gab ihr die heiligsten Zusicherungen, die Mutterpflichten bei der nachbleibenden Ebba erfüllen zu wollen. Dann nahm sie Abschied von der nun beruhigten Kranken, und verließ sie. Die Gräfin starb nicht lange darnach, und schon einige Stunden nach ihrem Tode ward Ebba auf das königliche Schloß geführt. Die Königin erfüllte das ihrer erblichenen Freundin gegebene Versprechen mit der Gewissenhaftigkeit der wahren Freundschaft. Ebba ward wie eine Prinzessin aus dem königlichen Stamme behandelt, und es verging kein Tag, wo nicht die Königin sie zu sich kommen ließ, oder sie besuchte, und sich von ihrem Wohlseyn, ihrem Betragen und ihren Fortschritten persönlich unterrichtete. Ebba gewann so sehr an Bildung und Liebenswürdigkeit, daß sie fast immer in der Gesellschaft der Königin seyn mußte. Der Prinz Gustav Adolph war um ein Jahr älter als Ebba. Anfangs vereinigten die Spiele der Kindheit sie, später entstand aber eine Zuneigung, die sie unwiderstehlich zu einander hinzog. Gustav Adolph war mißvergnügt, wenn er von seinem Unterrichte oder seinen ritterlichen Uebungen zu der Königin kam, und Ebba nicht bei ihr fand; er liebte sie, ohne die Liebe noch zu kennen. (Forts. f.)

Charade.

Ergötzen dich die wunderschönen Farben,
Womit der Lenz den Flurenteppich schmückt,
Erfreuen dich die segenvollen Garben,
Wodurch du jeder bangen Sorg' entrückt,
Und haben, Wenn die Frühlingsblumen starben,
Die traubenreichen Hügel dich entzückt —
So denke, daß dir alle diese Gaben
Die Ersten mütterlich gespendet haben.

Verborgnes will das zweite Paar ergründen,
Begabt ist es mit prüfendem Verstand;
So muß die Thorheit, muß der Wahn verschwinden;
Das Schöne, Gute, Wahre wird bekannt.
Das Ganze strebt die Schätze aufzufinden
Der reichen Ersten auch im fernsten Land —
Und sammelt sie in Hainen und auf Triften,
Aus Wassertiefen und aus Bergesklüften.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 33.
Gastronomie und Astronomie.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag, den 26. April. Maria Stuart, Trauersp. in 5 Aufz. von Schiller. Eine sehr würdige Vorstellung, die jedoch vor einem leeren Hause gegeben wurde.

Samstag, den 27. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp. in 5 Aufz. von Clauren. Wir können bei dieser ersten Wiederholung des genannten Lustspiels nur wiederholen, daß ihm innerer Gehalt gänzlich mangelt und daß aller Spaß darin durch die Aeußerlichkeit bedungen ist. Indessen, Dem. Lindner (Suschen) ist so reich im Ausdruck naiver Unschuld und Herr Otto (Graf Prahlenstein) weiß die vornehme Herzlosigkeit mit so vieler Laune darzustellen, daß man sich wohl daran ergötzen kann. Die beiden Töchter des Grafen sind vom Dichter doch ein wenig zu gehässig behandelt. Zur Ehre des Geschlechts mögen wir nicht an solche moralische Verderbniß und Ungezogenheit glauben.

Sonntag, den 28. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 3 Aufz. Musik von Mozart. Madame Dobler sang die Gräfin.

Dienstag, den 30. Das unterbrochene Opferfest, Oper in 2 Aufz. Musik von Winter. Dem. Canzi sang die Myrrha. Eine Vorstellung die gleich der heutigen, im Ganzen mit soviel Präcision und in den einzelnen Theilen mit so wetteiferndem Fleiße gegeben wird, verdient es wohl als vollendet gepriesen zu werden. Der seelenvolle Gesang der Dem. Canzi wirkte bezaubernd; die Reinheit ihrer Intonation, die Vortrefflichkeit ihres Piano, ihr geistbelebter Vortrag sind hinreißend; man wurde nicht satt sie zu hören und verlangte sowohl die Arie im 1n Akt als auch das Quartett im 2ten Akt zwiefach. Doch war es nicht allein der hochgefeierte Gast, welcher sich des ungetheiltesten Beifalls zu erfreuen hatte. Auch Hr. Nieser (Murney), Hr. Pillwitz (Masseru), Herr Dobler (Oberpriester) und Mad. Dobler (Elvira) fanden ehrende Anerkennung. Dem. Canzi und Herr Nieser wurden gerufen; der Leztere erschien jedoch nicht.

Donnerstag, den 2. May. Die Brandschazzung, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Der leichtsinnige Lügner, Lustsp. in 3 Aufz. von Schmidt. Herr Schulze spielte den Polizeydirector Hastan. Herr Rottmayer den Felix Wahr. Wir geben unbedingt Hrn Rottmayer den Vorzug vor Allen seinen Vorgängern in dieser Rolle; seine Leistung war durchweg gedacht. Er unterschied von der gewöhnlichen Conversation die lügenhaften Erzählungen durch schnelle, geflügelte Rede und bezeichnete damit sehr glücklich die gedankenlose Sucht Aufsehn zu erregen. Eben so wohl berechnet war sein Benehmen in den Momenten, wo er auf einer Unwahrheit ertappt wurde; er ging nicht so gar leicht über eine Reproche hin und verfiel erst nach bemerklicher Sammlung seiner selbst wieder in die gewohnte Sünde. Es störte uns in seiner Darstellung nichts als die Affectation in der Aussprache fremder Wörter. Hr. Schulze zeigte sich als routinirten Schauspieler.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 7. May. Der Geizige, Lustsp. Hierauf: (zum erstenmale): Der Obrist, Lustspiel.

Donnerstag, den 9. Die diebische Elster, Oper.

Samstag, den 11. Das Leben ein Traum, Schauspiel.

Sonntag, den 12. Oper.

Montag, den 13. (Zum Besten der Pensions-Anstalt): Die Schauspieler, Lustspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№. 36. Donnerstag, 9. May 1822.

Gita Gowinda.

Aus dem Indischen des Jajadewa.

(Von A. Ritter v. Feuerbach.)

(Fortsetzung.)

Aber von neuem erwacht' im Geiste des Kansa-Besiegers
Süß der Gedank' an sie, die Liebenswürdige Radha.
Vraja's Mädchen entsagt' er, den holdaufblühenden Schönen.
Sie nur suchet er rings in des Waldthals heimlichsten Gründen;
Denn ihm öffnet sich blutend vom Liebespfeile die Narbe,
Daß er des Wankelmuthes sich grämt. Er saß in der Laube,
An der Jamuna Gestad', der blauen Tochter der Sonne,
Wo sein Herz voll Leids also sich klagend ergießet:

Hier steht vor meinem Geiste sie, die Meine,
Ich faße sie mit heißer Liebeslust. —
Doch such' ich sie umsonst in diesem Haine —
Warum entströmen Klagen dieser Brust?

O schlankes Mädchen! daß der Gram dich quälet
Und dir das liebezarte Herz durchsticht:
Dieß weiß ich, ach! doch wo du dir erwählet
Dein Zufluchtsörtchen, dieß nur weiß ich nicht;

Was kann ich thun, um wieder dich zu sehen?
Als Bild schwebst du vor meiner Seele hier,
Du scheinst lebendig vor mir hinzugehen;
Und fliegst, wie sonst nicht in die Arme mir?

An deinen Kuß, der wonniglich entzücket,
An jenes Aug', in Zauberglanz geschmücket,
An Deines Mundes Wasserlilien-Hauch,
An deine Reden, die voll Nektar fließen
Und von den Purpurlippen sich ergießen,
Roth wie die Beeren an dem Bimba-Strauch;

An dieses alles denk ich; doch mein Sinnen
Ob dieser hohen Reitze Herrlichkeit,
Läßt keine Lind'rung meiner Qual gewinnen,
Mehrt nur der Trennungsschmerzen Bitterkeit.

In dem Haine da traf, von Radha gesendet, das Mädchen
Ihn, den bekümmerten Gott, an Jamunens Bette gelagert,
Unter dem Varuna-Baum, der mit weitausgreifendem Zweig prangt.
Ihm sich reitzvoll nahend erzählt sie das Leid der Geliebten.

„Und sie seufzet und lächelt und klaget und weint,
Eilt dahin und dorthin, und also vereint
Sich wechselnd die Freude den Leiden.
Im tiefen Wald
Ihr Aufenthalt!
In ein Netz ihre Glieder sich kleiden."

„Ihre Seufzer sind Flammen in Büschen entbrannt
Und, ach! seitdem du dich von ihr gewandt,
Die Lieb' ist ihr
Ein Tiegerthier,
Springt sie an, sie als Jama zu morden."

„Ihr herrlicher Leib, wie er schwindet dahin!
Die Kränze, die leicht um den Busen sich ziehn,
Als lastende Bürde sie schmerzen.
So ist nun ihr,
Getrennt von dir,
Den die leuchtenden Locken umscherzen."

Dich allein, durch den sie wird gefunden,
Denkt sie still im Dulden, dich allein.
Könnte sie, zum Schatten abgeschwunden,
Leben auch nur wenige Sekunden,
Wenn du länger treules könntest seyn?

Warst du jüngst noch fern von ihr, ertragen
Konnte sie es keinen Augenblick.
Wie doch könnte sie der Wehmuth Klagen
Jetzt wohl halten in der Brust zurück?

Dann ihr halbgeöffnet Aug' erblicket
Die Rosala in der Blüthen Pracht,
Fühlet sich in jenen Lenz entrücket,
Wo du sie zum erstenmal entzücket,
Wo sie dir zum erstenmal gelacht.

(Fortsetzung folgt.)

Ebba Brahe.

(Schluß.)

Der verstorbene König hatte verordnet, daß die Studien des Prinzen in dessen vierzehntem Jahre beendigt werden sollten; von da an sollte er mit den Staatsgeschäften bekannt gemacht werden, und sich in der Kriegskunst praktisch üben. Als er in diesem Alter war, hatten die Dänen die schwedische Insel Oeland angegriffen, und eine Kriegsschaar war gelandet. Gustav Adolph sollte dort seine ersten Waffen prüfen, und sechshundert Mann dahin führen, um die Dänen zu vertreiben. Am Abend vor seinem Auszuge gab er bei dem Abschiede von Ebba seiner Liebe die ersten Worte, gestand ihr seine Zärtlichkeit, gelobte ihr Treue bis zum Tode, und flehte um ihre Gegenliebe. Ebba's Antwort vernichtete seine Hoffnungen nicht, und er eilte mit den Wünschen eines schnellen Sieges und einer schnellen Rückkehr nach Oeland. Er griff die Feinde sogleich an, gab die ersten Beweise des Muthes, dessen Ruf in spätern Jahren Deutschland erfüllte. Sobald er von seinem Kriegszuge zurückgekehrt war, eilte er zu der geliebten Ebba, bei der er nun alle Stunden zubrachte, die er seinen Geschäften entziehen konnte; denn keine Störung in der Ausübung seiner Pflichten als König ließ er sich zu Schulden kommen. Ebba's Geliebter war fortwährend der Vater seiner Unterthanen und das Schrecken der Feinde. Die Königin war Ebba's aufrichtige Freundin, aber sie wünschte nicht, daß der König eine Gemahlin auf den schwedischen Thron setzen möchte, die keinem fürstlichen Geschlechte entsprossen war. Ebba hatte, so lange sie im Schlosse war, die besondere Auszeichnung genossen, an der Tafel der Königin zu speisen, als aber nun die Königin unzufrieden über die zärtlichen Blicke ward, die der König ohne Scheu und in ihrer Gegenwart auf Ebba richtete, befahl sie, daß Ebba am Tische der Hof-Fräulein speisen solle. Ebba war durch diesen Befehl sehr gekränkt, und so sehr der König sich auch bemühte, sie darüber zu beruhigen, und sie von dem Entschlusse, sich vom Hofe zu entfernen, abzubringen, so bat sie doch die Königin um die Erlaubniß, sich zu ihrem Vater begeben zu dürfen. Diese bewilligte gerne was ihr eigner Wunsch war, in der Erwartung, daß die Liebe des Königs erkalten werde, wenn er Ebba seltner sähe. Aber sie hatte sich geirrt, denn Gustav Adolph ließ, wenn er in Stockholm war, keinen einzigen Tag vorübergehen, ohne sie zu besuchen. Die Verbindung der Liebenden blieb dem Grafen Brahe, der sehr häufig abwesend war, lange unbekannt, bis er eines Tages früh und unerwartet nach Hause kommend, den König bei seiner Tochter überraschte. Der König der den Grafen sehr achtete, und dessen Unwillen, zuvorkommen und seine eigne und Ebba's Ehre vor Mißdeutungen sichern wollte, erzählte ihm sogleich mit Aufrichtigkeit die Geschichte seiner Liebe und versicherte, daß er sich mit Ebba vermählen wolle, sobald der Krieg beendigt seyn würde. Der Graf, durch die Worte des Königs, die seinem Geschlechte eine so große Ehre verhießen, sehr erfreuet, dankte dem König für einen Entschluß, der Gustav ganz als den Mann von Ehrgefühl zeigte. Dann ließ er die Liebenden allein. Ebba hatte bisher geliebt, nur den Gefühlen ihres schönen Herzens folgend, ohne über ihr künftiges Schicksal nachzusinnen. Der Gedanke, Gustavs Gemahlin und Königin von Schweden zu werden, war ihr fremd geblieben. Jezt erröthete sie, und schwieg lange. Dann erinnerte sie den König an die Rücksichten, die er seinem Reiche schuldig wäre, und an die Wünsche seiner Mutter: als sie von ihrer Geburt sprach, die sie nicht zu dem Anspruche auf eine Krone berechtigte, antwortete Gustav: Liebenswürdigkeit und Schönheit berechtigen zu allen Ansprüchen; Ebba ist die Fürstin der Mädchen, und verändert nur den Thron. Indem sie redeten, ward dem Könige ein schwedischer Offizier gemeldet. Der König ließ ihn vor sich kommen. Es war der Obristlieutenant eines Reiterregiments, den der Oberbefehlshaber der Truppen, die an der Küste standen, abgesandt, und der den König schon in dem Schlosse aufgesucht hatte, und ihn jezt folgendermaßen anredete: Mein hoher König! der Feldherr, dem Ihr die Obhut der Küsten anvertraut habt, sendet mich an Euch. Das dänische Heer ist gelandet; die Dannebrogsfahne wehet schon in der schwedischen Luft. Die Schweden rufen Euch, sie zum Siege zu führen. Ich komme als ein Herold naher Siege und neuen Ruhmes.

Zum Unglück der Liebenden griff damals der dänische König, Christian der Vierte, Schweden an, und Gustav mußte nun Stockholm in der größten Eile verlassen. Die trauernde königliche Geliebte harrte ängstlich auf die Beendigung des Krieges, lebte, mit dem Gedanken an Gustav beschäftigt, einsam in dem väterlichen Pallaste, und hatte nur Thränen, wenn günstige Nachrichten von dem Heere und der Ruf von des Königs Heldenmuthe die allgemeine Freude weckten. Da kam der Graf de la Gardie von seinen ausländischen Reisen nach Stockholm zurück. Seine hohe Geburt, sein Verstand, und seine erworbenen Kenntnisse berechtigten ihn zu Ansprüchen auf Staatsämter. Kaum hatte die Königin ihn gesehen, als sie ihn zum Gemahl für Ebba erkohr; nicht sowohl seiner Eigenschaften wegen, als um die Liebenden zu trennen, und ein Bündniß zu vernichten, das ihren königlichen Stolz beleidigte. Sie berief ihn zu sich, und machte ihm ihre Absicht bekannt, indem sie ihm viel von der

Liebenswürdigkeit, dem Verstand und dem Reichthum des Fräuleins erzählte, das sie ihre geliebte Tochter nannte, und dem sie ihre lebenslängliche Gnade zusicherte. Der Graf de la Gardie dankte der Königin, aber fügte auch Worte des Bedauerns hinzu, daß eben dieses Fräulein schon dem ersten Manne des schwedischen Reiches versprochen sey. Die Königin widersprach diesem, und sagte: Ich kenne die Absichten des Königs, und will sie vereiteln. Der König liebt die Gräfin Brahe, und sie scheint auch ihn zu lieben. Die Liebe der Gräfin ist das erste Aufwallen eines jugendlichen Herzens bei den ersten Huldigungen, vielleicht auch mit dem stolzen Gefühle vermischt, von einem Könige geliebt zu seyn." Sie wird sie an Ihrer Hand vergessen. Der König wird sich niemals mit der Tochter seines Unterthans vermählen: er will in Ebba nur eine Geliebte finden. Die Gräfin Brahe wird sich nimmer so entwürdigen, und ich kann den Gedanken auch nicht ertragen, daß Ebba, die mir von ihrer sterbenden Mutter anvertraut worden ist, je so erniedrigt werden sollte. Nach vielen Einwendungen des Grafen, der alle Hindernisse darthat, die sich seiner Verbindung mit Ebba entgegen stellten, und seiner eigenen Sicherheit Gefahr drohten, wenn er den Zorn des Königs auf solche überkühne Weise reize, versprach endlich die Königin die ganze Schuld allein auf sich zu nehmen, und verbürgte dem Grafen seine Sicherheit. Erst dann willigte de la Gardie ein. Aber noch größeres Widerstreben fand die Königin bei dem Grafen Brahe. Der Graf de la Gardie sollte durch einige Hindernisse ein Glück erreichen; der Graf Brahe sollte es verlieren; er sollte die ruhmvolle Verbindung mit seinem Könige aufgeben, er sollte einer hochgeliebten Tochter einen Thron und ein theureres Gut, vielleicht die Zufriedenheit ihres ganzen Lebens rauben. Der Graf hatte einen festen Charakter, war ein Staatsmann, kein Höfling, und der zwiefachen Gunst des Königs gewiß. Auch ihn besiegten endlich die Gründe und die Bitten der Königin. Das Herz der Königin war noch immer der liebenswürdigen und schuldlosen Ebba zugethan, und sie fühlte selbst einen wahren Kummer, Ebba's Herz so tief, vielleicht tödtlich zu verwunden. Aber die Liebe für Ebba mußte dem gefährdeten königlichen Stolze weichen, und dessen unglücklichzs Opfer ward auf das Schloß beschieden. Die Königin eröffnete Ebba ihren Willen mit zarter Schonung. Ebba sank besinnungslos zu ihren Füßen nieder. Als sie sich aus der Betäubung erholt hatte, gab die Liebe ihr Muth zu reden, und als die Königin bei ihrem Flehen und ihren Thränen unbeweglich blieb, berief sie sich auf das Volksrecht, auf die heiligen Gesetze der Natur und des schwedischen Reiches, auf die Freiheit der Religion, drohete mit dem Zorn des Königs. Vergebens! Das Opfer des königlichen Stolzes mußte fallen; und die mögliche Zurückkunft des Königs machte Eile nothwendig. Als der Graf de la Gardie seine Braut zum erstenmale besuchte, rührte ihr trostloser Zustand, ihr stummer Jammer ihn so sehr, daß er sein Wort zurücknehmen wollte, aber durch die Drohungen der Königin bewegt, beharrte er in seinem Entschlusse. Die Königin bestimmte den nächsten Sonntag zur Vollziehung dieses jammervollen Bundes. Nur ein schwaches, unsicheres Licht der Hoffnung warf noch einen matten Schimmer auf die unglückliche Ebba. Sie hatte, obgleich von ihrem väterlichen Hause entfernt und auf dem Schlosse strenge bewacht, ein Mittel gefunden, einen alten, ihr ergebenen Diener ihres Vaters an den König abzusenden. Am Donnerstag Abend kam dieser in dem Lager an, und überreichte dem Könige Ebba's Brief. Der König übergab sogleich einem der Feldherrn den Oberbefehl, versprach in acht Tagen wieder bei dem Heere zu seyn, und reiste in derselben Stunde, in der er den Brief erbrochen hatte, nach Stockholm ab. Die größte Schnelligkeit konnte ihn nicht vor dem Trauungstage an das Ufer des Mälar bringen. Die Königin selbst legte der Unglücklichen, die sich nochmals auf die heiligen Gesetze der Menschlichkeit berief, und mit lautem Jammer das königliche Gemach erfüllte, die Brautkleider an. Der hochzeitliche Saal war mit einer stummen Menge angefüllt; die Braut trat mit königlicher Pracht geschmückt, aber wankenden Schrittes, mit bethräntem Auge hinein. Kein Jubel begrüßte sie; die gerührten Anwesenden ehrten ihren tiefen Gram. Als die Uhr des Schlosses zwölf schlug, führte der Graf Brahe die Unglückliche an den Traualtar; der bewegte Graf de la Gardie zauderte noch, aber auch ihn trieb der laute Befehl der Königin dahin, und in anbefohlener Eile sprach der Priester die Trauungsformel aus. In dem Augenblick, als das lezte Wort dieses Todesurtheils über den Altar des Trauerbundes verhallte, verkündete das Rufen der Schloßwache die Ankunft des Königs. Schrecken und Angst verjagten die Züge des seltenen Mitgefühls von den Gesichtern der erstarrten Höflinge. Die Königin selbst erblaßte; die schuldlose Ebba allein blieb unverändert. Als der König in den Saal trat, sagte die Königin: Zu spät, Ebba ist ihm vermählt. In stummem Zorn, die Hand an das Schwerdt gelegt, wandte sich der König zu dem Grafen de la Gardie. Dieser ließ sich auf das Knie nieder, bat um des Königs Gnade, und klagte die Königin an. Eben so der Graf Brahe. Der König wollte das geknüpfte Band durch Gewalt lösen, aber die Widersprüche der Königin, und einiger Reichsräthe, die sich auf die Unverletzlichkeit eines Ehebündnisses beriefen, nannten solche Gewaltthat eines Königs unwürdig, ein verderbliches Beispiel für die Staats-

bürger, und stillten den Zorn des Königs. Er schloß die fast bewußtlose Ebba in seine Arme und beschwor sie, sich zu beruhigen, die Hand des Grafen als eine bestimmte Gabe des Himmels anzusehen, und ihn zu ehren, und dereinst zu lieben. Dann drückte er den lezten Kuß auf die Stirne der geliebten, verlornen Ebba, und kehrte sogleich zum Heere zurück.

Der Delinquent.

(Eine wahre Anekdote.)

Im Jahre 1772, als der bekannte Dichter Bürger noch Justiz-Amtmann zu Altengleichen war, fing man daselbst einen jener Räuber ein, welche die dortige Gegend damals unsicher machten. Der Inquisit bekannte — und ward endlich zum Strange verurtheilt.

Auf den anberaumten Tag der Hinrichtung hatte man, nach alter Sitte, die Scharfrichter der Umgegend eingeladen, die auch nicht säumten, solch' einem festlichen Schauspiele beizuwohnen. Unter ihnen befand sich einer, den übrigen zwar unbekannt, aber legitimirt durch obrigkeitliche Papiere, der sich durch Zechspenden bei seinen Collegen beliebt zu machen wußte und dadurch bewirkte, daß man ihm, seinem Wunsche gemäß, die Vollziehung des Urtheils überließ. Am Vorabend der Execution hatte sonach der vermeinte Scharfrichter die Befugniß, an der Henkersmahlzeit des Delinquenten Theil zu nehmen. Kaum sah' er sich aber mit diesem ohne Zeugen, als er sich ihm als seinen guten Bekannten und Raubgenossen entdeckte, der blos zu seiner Rettung die Rolle seines Henkers übernommen. Er verständigte ihn über alles, reichte ihm das unter seinem Mantel verborgen gehaltene Flugkleid, an dessen Karabiner-Haken er ihn aufhängen wolle, ohne ihm die Gurgel zuzuschnüren; schrieb ihm sein Benehmen vor, damit die Täuschung nicht entdeckt werde, und versprach, ihn mit Hülfe seiner in der Nähe verborgenen Kameraden des Nachts vom Galgen zu befreien.

Der Tag brach an; das Volk versammelte sich vor dem Gefängnisse; der Delinquent wurde auf dem Leiterwagen abgeholt; der Geistliche sprach ihm Muth ein; der Sünder heuchelte Reue; das Volk drängte, die Wache schlug dazwischen und deckte den Zug nach dem Richtplatze. Hier ward der Missethäter vom Wagen auf die Leiter gehoben, der Scharfrichter legte den Strick um seinen Hals, zog ihm die Kappe über das Gesicht herab und — ließ ihn schweben.

Unter der zahlreichen Menge, von nahe und fern herbeigeeilt, um die Execution mit anzusehen, war auch ein benachbarter Müller. Nach vollzogener Hinrichtung hatte er seine hereingebrachte Fuhre Mehl abgeliefert, das Geld dafür eingestrichen und sich dann im Wirthshause, wo die Tagesneuigkeit immer neuen Stoff zur Unterhaltung darbot, bis zum späten Abend gütlich gethan. Endlich machte er sich denn auch auf den Heimweg, der ihn in einer Entfernung von kaum 100 Schritten, am Galgen vorbeiführte.

Der Mond trat eben aus einer Wolke hervor und beleuchtete den Richtplatz, dessen Säule mit ausgestrecktem Arm seine jüngste Beute vorzeigte, während aus den Trümmern eines nahen Gemäuers Eulen und Raben krächzten. Die schauerliche Abendlandschaft machte den Müller beklommen: er konnte nicht umhin, den eingeschlafenen Knecht, der den Pferden auf dem wohlbekannten Wege die Zügel überlassen hatte, aufzurütteln. — „Fahr doch zu," sagte er, „mir ist hier wunderlich zu Muthe; der Gehängte dort hob so eben den Arm." — Der Knecht spottete über seines Herrn Furcht; meynte übrigens, es wäre möglich, daß der Gehängte noch lebe, und erbot sich, um einen Beweis seines Muthes zu geben, an Ort und Stelle sich davon zu überzeugen. Er stieg sogleich ab, lief zum Galgen hin und schüttelte den Gehängten an den Füßen. „Bist du da Kamerad?" erscholl es da von oben herab. Wer wäre da nicht erschrocken! — Der zurückgeeilte Knecht erholte sich indessen früher von seinem Schrecken als sein Herr — und, nun ganz überzeugt, daß der Gehängte noch lebe, trug er darauf an, ihn wo möglich zu retten. Lange sträubte sich der Müller; doch das Zureden und die Zuversichtlichkeit des Knechts überwanden endlich seine Furcht, und der Gedanke, ein gutes Werk zu thun, machte ihn getrost. — Sie fuhren unter den Galgen, schnitten den vor Kälte erstarrten Sünder ab, legten ihn auf den Wagen und eilten davon.

Spät langten sie bei der Mühle an. Die noch wache Magd wurde zu Bett geschickt, der von niemand gesehene Gast mit Speisen gelabt; — zu einer bessern Lebensart ermahnt; durch das Versprechen, ihn folgenden Tags in Sicherheit zu bringen getröstet und ihm ein hinter dem Ofen bereitetes Lager zur Ruhe angewiesen. Der Knecht ging in seine Kammer; auch der Müller entkleidete sich, schnallte seine Geldkatze ab, verschloß sie in einen Schrank und steckte den Schlüssel in seine Westentasche, die er auf den Stuhl an seinem Bette hing, löschte dann seine Lampe aus und legte sich mit dem Bewußtseyn einer vollbrachten guten That zu Bette.

Als der Gast hinter dem Ofen alles in Schlaf versunken glaubte, schlich er leise an des Müllers Bett, zog dessen Stiefel an, nahm den Schlüssel aus der Westentasche und schlich damit an den Schrank. Der Müller, den der Schlaf geflohen, sah alles mit an, denn der Mond verbreitete Licht genug um das Unternehmen seines saubern Gastes zu erkennnen. Behende verließ er sein Bett, ergriff die hinter demselben stehende Axt und schlug den noch mit der Oeffnung des Schrankes beschäftigten Dieb damit auf den Kopf, daß er zu Boden stürzte.

Bald überzeugt, daß er denselben gänzlich getödtet, ward ihm jezt angst und bange. Wohin nun mit dem Leichnam, dessen Auffindung in seinem Hause ihm Inquisition und Gefängniß zuziehen konnte? In dieser Noth weckte er den Knecht, machte ihm mit dem Vorgefallenen und seinen Besorgnissen bekannt. Der wußte bald Rath: „Wohlan, sagte er, wir hängen den Kerl wieder an den Galgen; er war doch nichts besseres werth. — Gesagt, gethan. Der Knecht spannte an, der Todte wurde aufgeladen, und in kurzer Zeit hing er wieder in seiner vorigen Schwebe.

Am folgenden Tage führte die Neugierde das Volk nochmals zum Richtplatze. Welch' ein neues Schauspiel! Der gestern barfuß Gehängte hat heute ein paar neue Stiefeln an. — Sonderbar! Unerklärlich!

Der Vorfall ward sogleich dem Justizamtmann gemeldet. Alle Schuster der Gegend wurden requirirt; man zeigte ihnen die Stiefel, und — der Müller war verrathen. Da klärte sich endlich alles auf und der Müller, da er zwar der Justiz ins Amt gefallen ihr aber alle Kosten erspart hatte, ward mit einem Verweise entlassen.

(Dardenne.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 37. Sonntag, 12. May 1822.

Nach Gray's Gedicht

(von W. Müller.)

Scheidend schwur mein Tirsis mir:
„Vor dem Lenze kehr ich wieder"
Veilchen ach was wollt ihr hier
Und ihr Knospen an dem Flieder?
Horch, das war der Lerche Schall!
Horch das war die Nachtigall!

Eitler Klang, unzeitig Grün,
Was kann solche Eil euch frommen?
Weste wehn und Blumen blühn,
Heißt noch nicht: der Lenz ist kommen.
Still, ihr Zweifel, hebt euch fort,
Schmäht nicht meines Liebsten Wort!

Die Westminster-Abtei.

(Aus dem Englischen.)

An einem trüben melancholischen December-Tage, wo die Morgenschatten, fast mit den Abendschatten zusammenfließend, über das seinem Ende zueilende Jahr den düsteren Schleier des nahen Abschiedes verbreiteten, begab ich mich in die Westminster-Abtei, deren prachtvoll-majestätisches Dunkel mit der Jahreszeit in Harmonie zu seyn schien. Kaum hatte ich die ehrwürdige Schwelle betreten, als ich mich in die Regionen des Alterthums versezt glaubte, in der Nacht der Jahrhunderte mich verlor.

Vom inneren Hofe des Westminster-Collegs führt ein langer gewölbter Gang, der durch die in den dicken Mauern angebrachten Oeffnungen nur spärliches Licht erhält, zu den Klöstern. Am Ende des Ganges erschien mir, wie ein den nahen Gräbern entgleitendes Gespenst, ein alter Pförtner im langen schwarzen Gewand, und schlich den unterirdischen Gang langsam heran, mir entgegen. Die finsteren Spuren des ehemaligen geistlichen Zwingers, dessen Gebäude die Abtei noch umgeben, stimmen das Gemüth zu ernsten Betrachtungen. Die Seele sammelt sich, und findet in den Klostermauern noch etwas von jener Stille und Einsamkeit der längst verschwundenen Zeiten. Diese Mauern, von vieljähriger Feuchtigkeit grau übertüncht, vor Alter verwittert; die weiße Moos-Rinde, die sich in den Inschriften der Grabmäler angesezt hat, und Schrift und Sinnbilder verbirgt: Alles trägt das Gepräge der stufenweise Alles verzehrenden Zeit, zugleich aber auch die Spur des selbst im Verfall noch immer Schönen, Rührenden und Großen.

Die halb noch herbstliche, halb schon winterliche Sonne senkte ihr blaßgelbes Licht auf den innern Hof, den die Kloster-Gebäude umgeben. Ihre Strahlen beschienen einen verdorrten Rasenplatz in der Mitte und drangen halb verfinstert schräg in den Kreuzgang. Durch die Bogen schimmerte der bald blaue, bald bewölkte Himmel: hoch in der Luft, in ihrem Azur schwebend, und vergoldet, stralten die Zinnen der Abtei. — Indem ich so in den Kreuzgängen des Kloster-Gebäudes umher schweifte, und diesem Gemisch von Größe und Verfall nachdachte, unterbrach ich mich oft selbst und verweilte bei den Grabmälern unter meinen Füßen, um wo möglich einige Inschriften zu entziffern. Besonders erregten drei grob und roh bearbeitete Figuren meine Aufmerksamkeit. Sie waren von den unzähligen Tritten so vieler Menschen und Menschen-Geschlechter fast ganz abgerieben, die Grabschriften völlig verwischt, nur die ohne Zweifel in spätern Zeiten aufgefrischten Namen waren noch zu kennen. Ich las: Vitalis abbas 1802; Gislabartus Crispinus abbas 1114 und Laurentius abbas 1176. Eine geraume Weile blieb ich, tief in Gedanken versenkt, bei diesen hinfälligen Ueberlieferungen des Alterthums stehen, welche, gleich Trümmern aus dem Schiffbruche der Jahrhunderte, uns daran erinnern, daß Menschen gelebt haben und umgekommen sind. — Der Anblick dieser Denkmäler spricht zu uns von der Nichtigkeit der menschlichen Hoffarth, der noch im Grabe nach Lob und Huldigungen gelüstet, und in der man glaubt, Asche werde leben, wenn eine Grabschrift sie deckt! Es kommt die Zeit, wo auch diese Urkunde vermodern wird; dann ist mit dem Denkmal die Erinnerung verschwunden.

Während ich mich in die Betrachtung der Grabmäler vertiefte, weckte mich die Glocke der

Abtei, die von Bogen zu Bogen ertönte und vom Wiederhall vervielfältigt wurde, aus meinen Träumereien. Es hat etwas schauderhaftes, mitten in der Grabesstille durch einen plötzlichen Klang an die Flüchtigkeit der Zeit erinnert zu werden, an eine entflohene Stunde, die ihren Schwestern nacheilt, wie die Welle den Wellen, die sich vor ihr abrollen und uns mit sich in das Meer des Todes fortwälzen. — Ich setzte meinen Gang fort, bis ich an eine Bogenthür kam, die in's Innere der Abtei führte. Hier steht die Größe und Majestät des hohen Gebäudes mit den finstern Gewölben und Klostergängen im treffenden Contrast. Mit Staunen und einer Art von Befangenheit erblickte das Auge die gerieften Säulen, die sich wie Riesenmassen gegen die Decke erheben, und von welchen ungeheure Bogen ausgehen, sich ihr anzuschließen. Am Fuße dieser Säulen steht der gedehmüthigte Mensch im Gefühl seiner Ohnmacht und Nichtigkeit, wenn er seiner Hände Werk mit sich vergleicht. Die Unermeßlichkeit dieses weitläuftigen Gebäudes, verbunden mit dem Anstrich der Traurigkeit, der ihm eigen ist, erregt in uns ein tiefes geheimnißvolles Gefühl. Behutsam und leise treten wir auf, aus Furcht, das Schweigen des Todes zu unterbrechen, und doch ertönt jeder unserer schwebenden Tritte längs den Mauern, über und neben den Gräbern, und macht uns auf des Orts heilige Stille, die wir stören, doppelt aufmerksam.

Es scheint, als habe die Majestät des Gebäudes Einfluß auf unser Gemüth, als zwinge sie uns zu einer schweigenden Ehrfurcht. Wir fühlen es, daß uns von allen Seiten die dicht zusammengedrängten Ueberbleibsel jener großen Männer umgeben, deren Thaten die Geschichte, deren Ruhm die Welt erfüllt. Gleichwohl überrascht uns der Gedanke an die Eitelkeit der Menschen, und wir lächeln unwillkührlich über diese Haufen aufgethürmter Gebeine, welche dem Moder verfallen sind. — Wie spärlich und ärmlich doch für die Wahl unseres lezten Aufenthalts gesorgt wird! Ein finsteres enges Behältniß, einige Fuß Erde — das ist Alles, was denen zu Theil wird, für welche Länder und Reiche zu eng waren, und die oft nicht allein die Menschheit, sondern den ewigen Geist selbst in sträflicher Gewalt zu haben vermeinten! — Welcher kleinlichen Mittel, welcher eiteln Kunstwerke und elenden Kunstgriffe bedient man sich, die Aufmerksamkeit der vorüber eilenden Reisenden für Augenblicke zu fesseln, und, mindestens auf wenige Jahre, der Vergessenheit einen Namen zu entreißen, der, im Dünkel seiner falschen Rechnungen und Wünsche, wenigstens auf Jahrhunderte der Gegenstand aller Gedanken und der allgemeinen Bewunderung zu seyn glaubte — weil Günstlinge und Schmeichler ihm die Wahrheit verbargen!

Ich verweilte einige Zeit in dem sogenannten Poets-Corner (Dichter-Ecke) in einem der Seitenschiffe der Abtei. Hier sind die Denkmäler meistens nur einfach, denn das Leben eines Gelehrten oder Schöngeistes enthält selten viel, was den Meißel des Bildners beschäftigen könnte. Dem Andenken Shakspeare's und Addisson's sind Statuen errichtet; die übrigen Männer von Geist und Genie müssen sich mit Büsten, Medaillons, auch wohl nur mit Grabschriften begnügen. — So wenig äußerer Werth und Prunk bei diesen Monumenten anzutreffen ist, so habe ich doch immer Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Besucher der Abtei am längsten dabei verweilen. Ein sanftes, zartes Gefühl ersezt hier die kalte Neugier und die unstäte Bewunderung, mit welcher man die glänzenden Sarkophagen der Gekrönten und der Helden betrachtet. Bei jenen hält man sich gern auf, wie bei dem Grabe eines Freundes: es bildet sich eine Art von Seelen-Verwandtschaft zwischen dem, der da liegt, und dem, der da lieset. Die Nachwelt kennt die übrigen Menschen nur durch die Angaben der Geschichte, deren Farben sich immer mehr verwischen, je weiter sie sich von dem Zeitraum entfernt, in welchem wir leben: das Verhältniß hingegen und das Band, welches uns an einen Schriftsteller, einen Dichter knüpft, ist beständig neu, thätig und fesselnd. Der Schriftsteller hat mehr für uns gelebt, als für sich selbst; er hat gegenwärtigen Genüssen entsagt und sich den Reizen des Lebens entzogen, und zwischen sich und den nachfolgenden Jahrhunderten ein dauerndes Bündniß zu stiften — die Dankbarkeit hat für ihn kein Ende. Dem Menschen muß der Nachruhm eines Dichters schon darum theuer seyn, weil er ihn nicht durch blutige und gewaltsame Thaten, sondern durch die Aufopferung eines Theiles seines gesellschaftlichen Umgangs und Vergnügens erkauft hat. Die Nachwelt muß sein Andenken mit Erkenntlichkeit ehren; denn das Erbe, das er ihr hinterließ, besteht nicht in eiteln Namen oder in kecken Großthaten, sondern in den Schätzen der Weisheit, in den Kleinodien, im glänzenden Geschmeide der Gedanken.

Ich verließ die Dichter-Ecke, und begab mich in den Theil der Abtei, der die Gebeine der königlichen Personen aufbewahrt. Hier irrte ich in den ehemaligen alten Kapellen umher, welche den Grab- und Denkmälern der Vornehmen zum Sammel-Orte dienen. Mit jedem Schritte las ich einen berühmten Namen, oder den Namen einer berühmten Familie, die sich für die Geschichte merkwürdig gemacht hat. Dringt das Auge in das abgelegene Dunkel tiefer hinein, so erblickt es, in dieser Wohnung des Todes, schöne Statuen; Einige, in knieender Stellung, scheinen in ihren Blenden zu beten; Andere, auf den Grabsteinen liegend und ausgestreckt, halten die Hände gefaltet. Krieger,

in völliger Rüstung, scheinen nach der Schlacht und dem Siege auszuruhen; Prälaten tragen die Bischofs-Mütze auf dem Kopfe und halten den Krummstab in der Hand; Staatsmänner erscheinen im Feier-Mantel, und Adelige mit ihren Wappen. Der Anblick des leblosen Lebens erinnert an jene fabelhafte Stadt, deren Einwohner plötzlich in Steine waren verwandelt worden. — Ich blieb vor einem Grabmal stehen, über welchem die Statue eines Ritters in völliger Rüstung sich erhob. Ein Schild hing am Arme, beide Hände lagen kreuzweis auf der Brust. Das Visir des Helmes bedeckte sein Antlitz und verbarg es fast ganz; auf der Beinrüstung angebrachte Kreuze dienten zum Beweise, daß er in sogenannten heiligen Kriegen gefochten. Ich stand vor der Asche eines Kreuzritters, eines vom heiligen Feuer ergriffenen Kriegers, eines jener Helden, welche, im seltsamsten Gemisch, Religion mit Liebe verbanden, und deren Thaten die zwei Nachbars-Ringe der Kette ausmachen, wodurch Wirklichkeit mit Dichtung, und Geschichte mit Feerei zusammen hängt. — Der Anblick der Grabmäler jener Abentheurer, mit ihren roh ausgearbeiteten Wappen, mit den gothischen Verzierungen, ist malerisch, und steht im Einklang mit den alterthümlichen Kapellen, worin sie aufgenommen sind. Die meisten Stellungen dieser Statuen haben etwas Feierliches und Majestätisches; entweder scheinen sie in den tiefsten Todesschlaf versunken, oder im lezten Gebete begriffen. Sie wirken tiefer in Seele und Gemüth ein, als die phantastischen Attitüden, die gesuchten Compositionen und die allegorischen Gruppen der neueren Monumente. Eben diese Bemerkung traf mich bei dem Lesen der Grabschriften. Ehedem gab es eine edle Art, sich einfach auszudrücken, und Würde in der Anspruchlosigkeit. Mir ist keine Inschrift bekannt, welche das erbliche Verdienst und die ehrenvolle Gliederfolge eines altadeligen Hauses besser und im höheren Styl auszudrücken vermöchte, als jene, welche uns sagt: „Alle Söhne und Brüder dieses Hauses waren tapfer, alle Töchter und Schwestern tugendhaft". (Forts. f.)

An einen fliegenden Fisch.

(Nach Thomas Moore.)

Seh ich Dich, weiß wie Schnee, im Abendschein
Aus blauen Wogen in die Lüfte schweben,
Erblik' ich deine Schuppen, silberrein,
Dem lezten Strahl der Sonne preisgegeben,
So scheinst Du mir zum kühnsten Flug gemacht,
Und werth, zu wohnen in des Aethers Pracht.

Ja, dann ergreift es mich mit Hochgefühl:
Dir gleichend, reißt mit ungeduld'gen Schwingen
Des Menschen Geist sich auf zum hehren Ziel,
Und weiß vom niedern Schwall sich loszuringen.
Er schlägt den Fittig, den ihm Gott verlieh'n,
Und zieht im sel'gen Himmelsglanz dahin.

Seh ich den Flügel, eben noch so hell,
Nach kurzem Schwunge dann ermattet sinken,
Zurück in's Meer Dich stürzen blitzesschnell,
Der sich verwog am Born des Lichts zu trinken,
Dann weicht der Stolz: so sinkt im Augenblick
Des Menschen Geist in Erdenwust zurück.

O Tugend, trägt zu Deinen Sternenhöh'n
Es mich empor aus diesen dunkeln Tiefen,
Laß es mir nicht wie dem Geschöpf ergeh'n,
Das keck, auf Flügeln, die von Seele triefen,
Aufschnellt und flimmert in der Sonnengluth,
Dann jäh hernieder taumelt in die Fluth!

Nein, ring' ich mich vom schnöden Haufen los —
Nur allzulange hielt er mich gefangen —
Dann sey mein Flug entschlossen, frei und groß;
Nicht vor dem Höchsten laß mich dann erbangen!
Die lang-ersehnte Heimath müss' ich schau'n,
In deinem Reich mich ewig anzubau'n!

Schicksale von Männern von Genie.

Plautus arbeitete in einer Mühle, Terenz war Sklave, Boethius starb im Gefängniß. Tasso war oft wegen der unbedeutendsten Kleinigkeit in größter Verlegenheit, er schmachtete viele Jahre in einem Kerker zu Ferrara, und starb zerrüttet in dem Kloster St. Onofrio in Rom, wo sein Grab, und die Eiche unter welcher der unglückliche und unsterbliche Dichter des befreiten Jerusalems in seiner lezten Lebenszeit oft gesessen hatte, von allen sinnigen Reisenden mit Ehrfurcht besucht wird. Corneille, der berühmte französische Schauspieldichter war so arm, daß man sah, wie er im hohen Alter in einer Schuhflickerbude mit einem Schuhe stand, während der zweite ausgebessert wurde. Von ihm sagte Napoleon eines Abends, da er aus dem Schauspielhause kam, und sich über das Verdienst geistreicher Trauerspiele, die er die Ehre und den moralischen Reichthum einer Nation nannte, in Lob ergoß: „niemand zweifelt daran, daß die französische Nation Corneille'n einen Theil ihrer schönen Handlungen zu verdanken hat; wenn er noch lebte: so würde ich ihn zum Prinzen machen.") Racine hinterließ seine Familie in so armseligen Umständen, daß sie von einem kleinen Jahrgehalt ernährt werden mußte, welches seine Freunde für sie nachsuchten. Butlers Talent, obgleich er das

Entzücken seiner Zeitgenossen, und sein unsterbliches Werk der Gegenstand allgemeiner Unterhaltung am Hofe war, besaß nie in seinem Leben funfzig Pfund. Von Otway wird versichert, daß er förmlich Hungers gestorben, von Camoens, daß er sein Leben in einem Hospital beschlossen. Cervantes, der berühmte Verfasser des Don Quixote, starb aus Mangel, nachdem er eine Menge unerklärlicher Vernachlässigungen und Kränkungen erlitten. Churchhill starb bettelarm. Goldsmith war, wie er starb, zweitausend Pfund schuldig. Sterne, der berühmte Verfasser von Yoricks Reisen, Tristram Shandy u.s.w. hinterließ bei seinem Tode eine Wittwe und Tochter in bitterer Armuth, und eine Schuldenlast von siebenhundert Pfund. (Seine Perücke wurde unlängst in London um 200 Pfund Sterling verkauft.)

Vierfylbige Charade.

Und denkt Ihr noch der schönen Stunde,
Als sich im heiteren Sonnenglanze
Vor Euch erhob das schöne Ganze.
Die lezte Sylb' entlockend jeden Munde.

Mit kühnem Sinn gethürmt die dritte,
Bewahrend guter Zeiten alte Kunde
Ragt stolz hervor aus dunkler Bäume Mitte,
Und aus dem grünen Thalesgrunde
Strahlt auf der ersten beiden Schimmer.
Sie schlingen Liebesarme um das Ganze,
Und aus der Wellen feuchtem Glanze
Blickt ernst herauf die alte Schlossestrümmer.

M.

Auflösung der Charade in Nr. 35.
Naturforscher.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 4. May. Der Barbier von Sevilla, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Dem. Canzi, welche zum zweitenmale als Rosine auftrat, bereitete uns durch ihren wunderlieblichen Gesang einen sehr genußreichen Abend. Es scheint daß sie vorzugsweise in dieser Parthie ihr Kunstvermögen gern entwickelt, wozu dieselbe in jeder Hinsicht auch am besten geeignet ist; die Stärke und Weichheit ihrer Töne, die Leichtigkeit in der Bindung derselben, ihr lieblicher geschmackvoller Vortrag, ihre mimische Gewandheit, alles das tritt eben in dieser Parthie am glänzendsten in's Leben und ist von hinreißender Wirkung. Im zweiten Akt sang sie als Einlage die berühmte Cavatine aus Tancred. Wir fanden dabei bestätigt, daß Rossini's Compositionen an keine Situation gebunden sind und daß ein gediegenes Sängertalent sie für den Ausdruck der heterogensten Gefühle gar wohl benutzen kann. Herr Kastner sang heute den Grafen Almaviva.

Sonntag, den 5. Die Jungfrau von Orleans, romant. Trauersp. in 5 Aufz. von Schiller. Wir geben an dieser Vorstellung schweigend vorüber, und bemerken nur, daß diese herrliche Dichtung Schillers auf unserer Bühne darum so gar wenig Befriedigung gewährt, weil die Rolle der Johanna durchaus vergriffen wird. Eine solche Rolle läßt sich freilich bei dem ersten Versuche nicht erschöpfen; wer aber den Versuch mehr als Einmal wiederholte und dabei immer tiefer in Irthümer und Mißverständnisse versinkt, der sollte doch einsehen, daß ihm hierin keine Lorbeern blühen.

Montag, den 6. (Zum Besten der Dem. Canzi) Die Müllerin, Oper in 2 Aufz. Musik von Paesiello. Von Winter neu eingerichtet. Die Oper ist eine alte werthe Bekanntschaft, an der wir uns oft ergötzten; sie würde uns in ihrer alten Einrichtung bei weitem mehr erfreut haben. Dem. Canzi sang und spielte das Röschen vortreflich und bewährte sich auch in dieser Parthie als die Königin unter den deutschen Soubretten. In allen übrigen Parthieen wurde wenig geleistet. Herr Hassel als Knoll, mahnte durch seine Maske an den unvergeßlichen Lux. —

Dienstag, den 7. Der Geizige, Lustsp. in 5 Aufz. Nach Moliere von Zschokke. Hierauf: (Zum erstenmale): Der Obrist, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Franz. des Scribe von Blum (Manuscript). Das leztgenannte Stück ist eine recht interessante Kleinigkeit und wurde durchweg brav gegeben.

Donnerstag, den 9. Die diebische Elster, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 14. May. Die Jäger, Schausp.

Donnerstag, den 16. Die Entdeckung, Lustsp. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, Oper. Zum Beschluß: Der Obrist, Lustsp.

Samstag, den 18. Die Hochzeit des Figaro, Oper. (Susanna: Dem. Canzi.)

Sonntag, den 19. Das Leben ein Traum, Schauspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 38. Donnerstag, 16. May 1822.

Aus Gita Gowinda.

(Schluß.)

„Ich wohne hier,
Fleug hin zu ihr!
Bring ihr zur Stunde
Die frohe Kunde,
Und dann geleite sie zu mir."

Feldblumen er sich in das Lockenhaar schlang,
Und wandelt in Eile dem Ufer entlang
Zur Laube, die lieblich ein Lüftchen durchweht,
Das über Jamuna's Fluthen geht.

Da sagt er, wie oft! deinen Namen sich vor,
Und flötet so süß auf dem göttlichen Rohr.
Starr blickt er an
In süßem Wahn
Den goldenen Staub, so den Blüthen entführt
Die Luft, die im Kuß deine Wangen berührt.

Sein Geist, — seine Schwinge, die matt sich hebt
Ein unmächtiges Blatt, das von Lüftchen erbebt, —
Er zweifelt so lang, ob du werdest ihm nahn,
Und starret in Angst auf der kommenden Bahn.

Laß, Freundin, zurück jene goldenen Spangen,
Die sonst deine zärtlichen Glieder umklangen,
Als sie sich geschwungen im Reihn;
Mag dich dein azurener Mantel umfangen,
Dann schnell in die Laube hinein!

Nicht lange Madhawa verweilt; bald kehret er wieder
Hin zur Geliebten. Es glüht vom Hauche der Seufzer die Wange
Ihr, die immer noch zürnt; doch war schon milder ihr Zürnen.
Heimlich jauchzet ihr Herz, das wiedergekehrt der Geliebte.
Weil auch indeß die Nacht sich genaht mit den dämmernden Schatten.
Schamroth blicket sie seitwärts hin nach ihrer Gefährtin,
Während in stammelnden Tönen sein Mund Vergebung erflehet:

„Sprich ein einziges liebesüß Wörtchen nur,
Und im Glanz deiner strahlenden Zahneschnur
Wird die Nacht meines Grames versinken.
Wie Chaboros dürsten nach Mondenschein,
So dürsten die zitternden Lippen mein
Deiner Wange Strahlen zu trinken."

Sprachs; schon hatte sein huldigend Flehn die Geliebte versöhnet.
Jezt, in den strahlenden Mantel gehüllet, flugs eilt er zur Laube.
Alles was sichtbar auf Erden umhüllt der nächtliche Schleyer,
Während mit Strahlengeschmeide von Mädchen Radha geschmückt wird,
Und die aufmunternden Worte vernimmt aus der Dienerin Munde;

„Weile nicht an diesem Orte,
Holde Radha, folge nach
Madhus Sieger, der viel Worte
Süß in feinen Reden sprach,
Der gekniet zu deinen Füßen,
Und nun eilte zu dem süßen
Lager, wo im Hain die Linden
Vanjul-Zweige sich verbinden."

„Die juwelenhellen Reize
Dir um deine Glieder schlinge.
Gleich der Perl-Marala Tritten,
Geh voran mit kleinen Schritten."

„Heri's Honigstimme fließe
Wonnig in dein Ohr, genieße
Schwelgend von den Liebesmahlen,
Während wirbelnde Kokilen
In der Liebe süßen Spielen
Kama ihre Opfer zahlen."

„Eile! sieh nur wie der schlanken
Pflanzenschaaren Blätter wanken,
Die in Lüften spielend weben,
Und die junge Finger heben,
Die, von hier dich wegzuziehn,
Dort zur Laube winken hin."

Ueber die Wanderjahre.

Bruchstück eines Briefes aus L.,

— Sie haben, meine liebenswürdige Freundin, den Wunsch gezeigt, mein Urtheil über ein Werk, welches auch Ihre ganze Aufmerksamkeit erregte, zu wissen. Dieses Verlangen ist mir um so schmeichelhafter, als Sie meine Vorliebe für Göthe'n kennen, und dennoch meiner Gerechtigkeitsliebe zu viel Gewicht in mir zutrauen, um partheiisch gegen ein Buch aufzutreten, das die Meynung eines ganzen Jahrhunderts Lügen strafen will. Ich werde versuchen, diesem schönen Vertrauen nachzuleben, und gestehe Ihnen also zuvörderst den Eindruck, den ein, in so mancher Hinsicht bedeutendes Buch, als die Wanderjahre, von einem Ungenannten geschrieben, auch auf mich machte. In einer schönen Sprache entwickelt es manche überraschend neue Ansicht, und es muß in dieser Hinsicht als eine erfreuliche Erscheinung in unserer jetzigen dürftigen Literatur gelten. Könnte man daraus das Gehässige, Banditenartige verwischen, das hinter jeder Zeile mit Dolchen lauert, so würde es, als das Produkt eines unbefangenen Geistes, noch unsern Nachkommen schätzbar und unterrichtend bleiben. Allein so wenig wie der Knabe, der den Obstkern spielend in den Händen wiegt, und ihn dann in die Fluthen schleudert, ahnete der Verfasser, daß er selbst der Nachwelt einen reichen Fruchtwald vernichtete. Durch den wüthenden Haß, womit er sein Werk auf Göthe'n schleuderte, entkräftet er Werth und Wirkung seiner Urtheile, denn wie mir, wird sich noch vielen Lesern zuerst die Frage aufgedrängt haben: warum gibt der Verfasser, bei diesem Scharfsinn, diesem Talent der Darstellung, und bei dieser Ueberzeugung, seinen Beschuldigungen so wenig Gründlichkeit? warum hebt er nicht die Stellen und Charaktere heraus, die seinen Zorn und seine Verachtung besonders erregen? warum haftet er wie ein Blutigel immer auf derselben Stelle, und beobachtet über die unerreichbaren Schönheiten des Dichters ein Stillschweigen, als seyen sie vom Antlitz der Erde verschwunden? — Der Leser hat, wenn er das Buch schließt, keine einzige seiner einzelnen Ideen entwickelt oder berichtigt — der Eindruck den er empfängt ist eine große Bewegung, ein allgemeiner Unwille, der sich auf nichts Spezielles gründet, gleichsam berauschend wirkt, und sich endlich ins Ungewisse verliert; solche flüchtige Wirkungen kann jeder Verstand hervorbringen, dem so wie diesem, die Macht des Ausdruckes zu Gebote steht, für die Dauer muß freilich ein besserer Grund bürgen. Von den Charakteren, welche er im Gegensatze mit denen des Dichters aufstellt, läßt sich nicht viel sagen! es sind Repräsentanten der verständigen, aber prosaischen Menschennatur, wie sie das Gehirn eines Mannes erzeugen mußte, der nie ein Dichter war, noch je einer seyn wird; dafür bürgt die durchdringende Herzenskälte, welche durch das ganze Buch weht. Wäre nicht etwas Wandelbarkeit auf Wilhelms, der berühmte Namen auf Souci's, etwas Jugend auf Mathildens Seite, weder die Frömmigkeit des Grafen, noch die Ritterwuth des Barons, könnten diesem langweiligen Familienleben nur den mindesten Reiz ertheilen. Da ist keine Dichterkraft die die Seelen ausschmücket mit himmlischer Schönheit! Alles Handlen und Fühlen hängt an Verhältnissen, alles ist blank und schneeweiß in das altväterische Tafeltuch: „Herkommen" eingewebt, worauf denn der Verfasser seine Schüsseln, — freilich manche fein und schmackhaft zugerichtet — nach der alten Hausordnung aufträgt.

Eine besondere Beachtung indeß verdient die ungewöhnliche Wirkung, welche das Buch hervorgebracht. Diese entspringt aus zwei Ursachen. Erstens traten mit ihm zu gleicher Zeit die ächten Wanderjahre an's Licht — dieser Zug war vortrefflich berechnet, und läßt vermuthen, daß der Verfasser der unächten in das Manuscript seines Gegners einen Blick geworfen, und gefunden hatte — was kein Unpartheiischer läugnen kann, — daß es dem Seinigen an Verstand nicht gleich stehe. Das Resultat dieser Vergleichung aber kann für den Verfasser durchaus von keiner Wirkung seyn, da niemand nachdrücklicher als er selbst bewiesen hat: es sey nicht möglich sich immer auf derselben Höhe zu erhalten. Ferner fiel das Werk in einen Zeitpunkt, in welchem sich die mystische Parthey in Deutschland förmlich gegen Göthe erklärte, diese mogte wohl den Bundesfreund unter dem Visiere ahnen, als sie so entschieden auf seine Seite trat. Das letzte Werk des Verfassers der unächten Wanderjahre — (Gedanken einer frommen Gräfin) rechtfertigt diese Ueberzeugung. Es muß jedem Leser die Gewißheit einflößen, daß persönlicher Haß das Opium war, welches seine Geisteskräfte zu ungewöhnlicher Thätigkeit steigerte, um ihn dann wieder in die heilige Schlaftrunkenheit des Mystizismus zu werfen. Eine Dame, welche zwanzig Jahre in einem Herrnhuter Schwesternhause als Erzieherin conditionirt, und einige Dutzend Vöglein für die große Vogelhecke im Garten Gottes, mit Phrasen großgefüttert hat, kann keine breitere, abgenutztere Moral zur Schau tragen, als diese furchtbare Gräfin. Treten Sie in den Ehestand, meine junge Freundin, o so verschonen Sie Ihren Gemahl mit dieser wandel- und seelenlosen Unterwürfigkeit, oder schmollen Sie ihm nicht, wenn er so oft auf die Jagd geht, wie der gute Graf. Zeigen Sie ihm stets Ihr Herz, wie

das Leben und eine warme Liebe gerade seine Empfindungen stimmen. Ein jeder Mann weis, daß hinter der eisernen Pforte, die nie freiwillig aus ihren Riegeln springt, die Gleichgültigkeit wie ein schlafendes Marmorbild liegt; und dieſe Glut der Frömmigkeit, wie dieſes Buch ſie ausſpricht, ſtammt nicht von oben! Dahin aber hat es die unſelige Verblendung des Myſtizismus gebracht, daß man von einem frommen Menſchen fodert, die Liebe zu Gott und Jeſus Chriſtus müſſe in ſeinem Buſen wüthen wie vulkaniſches Feuer, das ſich tobend entladet, und alles verzehrt, was Geiſt und Natur Schönes und Menſchliches pflanzten. Ich verweiſe Sie zum Schluß dieſer Bemerkung an Pope. Dieſer große Schriftſteller ſagt in ſeiner, mit Recht unſterblichen Epiſtel an Herrn Murray: „Der ärgſte unter den Raſenden iſt der, der vor Heiligkeit raſet!“ — Soviel von einem Werke das nicht hierher gehört — es diene nur zum Beweis, daß die unächten Wanderjahre das Produkt einer momentanen Geiſteserleuchtung waren — ſie werden mit der Jahreszeit verwelken, die ſie erzeugte; dafür bürgt ihre unwürdige Abſicht, und die Größe des angegriffenen Dichters. Geſtalten, wie er ſie im Taſſo und in der Iphigenia zeichnete, ſind noch nie durch das mathematiſche Gehirn ſeines Gegners gezogen. Fürchten Sie auch nicht, daß die Meynungen welche ſein Werk verbreitet, nachtheilig auf den Ruhm des Dichters wirken. Wer die Geſchichte der Literatur kennt, weis, daß ein Dichter nicht erhoben noch geſtürzt wird durch die Meynung Eines Individuums, noch durch das Urtheil Einer Parthey — ſein Richter iſt die ſich're Macht der Zeit, welche die Köpfe langſam reift, ſie von Leidenſchaften reinigt, um das Schöne und Große dauernd darin zu befeſtigen, und bis zu dieſem Zeitpunkt hat ſich die große Eisfläche längſt abgelößt, und iſt im Südmeer zerſchmolzen!

Bauthold.

Die Weſtminſter-Abtei.

(Schluß.)

Der Dichter-Ecke gegenüber, im entgegenſtehenden Flügel, befindet ſich ein Grabmal, das man gemeiniglich für die äuſſerſte Gränze der neuern Kunſt hält, das mir aber eher Entſetzen als Bewunderung erregte — das Grabmal der Miſtriß Nightingale, von Roubillac. Am Fuße des Monuments öffnet ſich eine Marmorthür: der Tod, als Gerippe gebildet, ſtürzt hervor: das Leichentuch hinter ihm gleitet ab, ſein aufgehobener Knochenarm ſchwenkt den Pfeil, mit welchem er das nahe Opfer durchbohren will; die Sterbende wirft ſich in die Arme ihres Gatten, der ſie feſt an ſich drückt und mit eiteln Anſtrengungen der Verzweiflung den Todesſtahl von ihr abwenden will. Das Kunſtwerk iſt mit einem Entſetzen erregenden Grad von Wahrheit ausgeführt. Man glaubt nicht nur zu ſehen, man glaubt zu hören, man vernimmt den Laut des Sieges und des Triumphes, der aus den halb geſchloſſenen Zähnen des Gerippes hervorbricht. Warum aber, ſo fragt man, warum das Bild des Todes ſo abſcheulich darſtellen? warum die Schreckniſſe des lezten Lebenshauches am Grabe derjenigen ausdrücken, die wir lieben? Grabmäler müßten nur mit Gegenſtänden umgeben ſeyn, die zur Zärtlichkeit und zur Ehrerbietung für die Todten einladen, oder die Lebenden zur Ausübung der Tugend erwecken könnten. Gräber ſind nicht für den Ekel und Abſcheu, ſondern für den Schmerz und das ſtille Nachdenken gemacht.

Schon neigte ſich der Tag, ſchon tönten die Tritte der Wandelnden in der Kirche und um dieſelbe ſeltener und ſchwächer. Die Sonne ſchoß einen lezten Strahl auf die hohen Fenſter; die Glocke läutete zum Abendgebet. Jezt ſah ich, in einiger Entfernung, die Sänger, in ihrem weißen Ueberhemden, dem Chore einzeln zuſchreiten. Eben befand ich mich im Eingange der Kapelle Heinrichs VII. Man ſteigt auf Stufen zu ihr hinan, die durch finſtere, aber prächtige Bogen dahin führen. Maſſive Flügelthüren von reich verzierter und künſtlich bearbeiteter Bronze drehen ſich langſam um ihre Angeln, als hätt' es Bedenken, daß ein Sterblicher ohne legitime Hoheit in dieſes nur für fürſtliche Gebeine beſtimmte Behältniß eintrete. Bei dem erſten Blick wird man von der Majeſtät der Bauart und der Vollendung der Bildnerei überraſcht. Die Mauern ſelbſt dienen zur Verſchönerung des Orts. In neben einander fort laufenden Blenden enthalten ſie die Statuen der — ſo benannten — Heiligen und Märtyrer. Und als Vollendung des ſchönen Baues erhebt ſich das gothiſch durchbrochene Dach mit aller Feinheit und Feſtigkeit der Fäden eines leichten Spinnegewebes.

An beiden Seiten der Kapelle findet man die Grabmäler der Ritter des Bath-Ordens, ſämmtlich gothiſch verziert. Auf den Sarkophagen ſind die Helme mit ihrem Schmuck, die Schärpe, Sporen und Schwerdter der Ritter angebracht. Ueber denſelben hängen die Banner, auf welchen die Wappen reich mit Gold eingeſtikt ſind, die Gebeine beſchattend und mit den grauen Verzierungen des Daches im ſeltſamen Abſtich. Mitten im Manſoläum ruht der Stifter des Ordens (Heinrich VII.). Seine und ſeiner Gattin Statuen liegen lang über das Grabmal ausgeſtreckt, um welches ein hohes, ſchön gearbeitetes Gitter von Bronze ſich erhebt.

Ich las einige in die Banner eingeſtikte Namen und fand, daß diejenigen, denen ſie angehörten,

durch verschiedene Interessen in alle Welttheile geführt und verschlagen worden waren. Alle hatten gestrebt, eine ausgezeichnete Stelle in diesem Sammelplatz eitler Ehre nach dem Tode zu erlangen, und unter der Last eines Grabmals zu vermodern. Zwei kleine Vorsprünge zu beiden Seiten der Kapelle gaben den rührenden Beweis, daß nichts so sehr Alles ins Gleiche bringt, als das Grab, welches den Unterdrückten mit dem Unterdrücker zusammen führt, und die Asche der erbittertsten Feinde vereinigt. Eines dieser Vorsprünge enthielt die Gebeine der übermüthigen Elisabeth: das andre die Hülle ihres Schlachtopfers, der unglücklichen liebe-erweckenden Maria. Täglich, stündlich wechseln in dem engen Raum die Töne des Mitleids über das grausame Schicksal dieser, mit den Verwünschungen über die neidische Verfolgungs-Härte jener. Ein melancholisches Halblicht bescheint die Stelle, wo die Gebeine der Königin von Schottland ruhen; der Tag bringt kaum durch die bestaubten, angeschwärzten Scheiben. Das Monument steht im Dunkel; die Mauern selbst tragen die Spur der Jahrhunderte. Das Marmorbild Maria's liegt auf dem Grabmale; ein an vielen Stellen stark beschädigtes Gitter, woran die Disteln — Schottlands Wahrzeichen — befindlich, nimmt es in Schutz. Ich fühlte mich ermüdet an Seele und Leib; ich setzte mich auf die Stufen und dachte den Schicksalen der Dulderin nach.

Es war in der Abtei still geworden. Kein Fußtritt ließ sich hören. Aus weiter Ferne klangen von Zeit zu Zeit Töne der Litanei und die Response des Chors zu mir herüber. Auch der Gesang schwieg, und die tiefste Stille, die einbrechende Finsterniß, die Einsamkeit vermehrten das Melancholisch-feierliche meiner Stimmung, als ich plötzlich aus diesem Halbtraum durch das schallende Spiel der Orgel geweckt ward. Es schmetterte das hohe Gewölb entlang, hallte von den Wänden und Pfeilern zurück und verlor sich in der Ferne. Mit und nach den majestätischen Klängen ertönte der sanftere Chor-Gesang, wie ein leiser Westwind auf den Sturm folgt. Bald aber rauschten die Windflügel der Orgel von neuem, und die Abwechselung glich dem Fluge der die Seele auf den Fittichen des Glaubens und des Gebets allmählich gen Himmel hebt. Versunken in den Eindruck, den die heilige Harmonie auf mich machte, überließ ich mich dem Selbstvergessen; schon war die Nacht eingedrungen, schon gossen die Monumente ihre Schauer um sich, als der Schlag der Spätstunde mich an den Heimgang erinnerte. — Ich stand auf, stieg die Stufen der Kapelle hinab, und war im Begriff, wieder in die große Kirchenhalle einzutreten und die Abtei zu verlassen, als das Reliquien-Behältniß Edwards III., des Bekenners, meine Aufmerksamkeit an sich zog. Ich gieng die kleine Treppe hinauf, die dahin führt, und überschaute von diesem Standpunkt das Ganze des hohen Gebäudes. Die geweihten Reste des heilig gesprochenen Fürsten stehen auf einer Platteforme, und sind mit Grabmälern von Königen und Königinnen umgeben. Von dieser Anhöhe, von dieser Grabes-Bühne herab, zeigt sich mit einem Blick dem Auge die Gesammtheit der innerhalb ihres gemeinschaftlichen Aufenthalts im langen Todesschlafe Ruhenden. In meiner Nähe stand der aus Eichenholz gearbeitete Krönungssessel, mit seinen alt-gothischen Verzierungen und den Spuren des Jahrhunderts, die er zählt; er belehrte mich, daß von dem Throne zum Grabe nur ein Schritt sey. Welch eine erhabene Rednerin ist die stumme Zeit! Sie zeigte mir in dem zertrümmerten Zimmerwerk, das einst Edwards Sarg hieß, in der Statue Elisabeths, der das Scepter, in Heinrichs V. Statue der das Haupt fehlte, und in ältern Monumenten daß sie mehr oder weniger den Beweis an sich tragen, wie vergänglich, hinfällig und oft falsch die Huldigungen der Menschen sind. Manche dieser Denkmäler sind sogar freventlich und vorsätzlich verstümmelt, verletzt und mit beißenden Schriftzügen verunstaltet worden.

Jezt begann die lezte Dämmerung sich in Nacht aufzulösen; kaum warfen die Fenster der Abtei noch einen matten Schimmer von sich; die übrigen Theile lagen im Dunkel. Capellen, Gewölbe, Monumente schwammen in einander. Statuen glichen Gespenstern, und an die Stelle der Grabmäler traten Irrgestalten der Phantasie, Phantome und Zerrbilder. Der Abendwind, gleich dem eisigen Hauche der Gräber, wehte und pfiff längs den Hallen, und mein eigner Fußtritt ward mir schauerlich. Langsam näherte ich mich dem Ausgange, durch welchen ich hereingekommen war. Die Thür rasselte schreckhaft hinter mir zu; ich hörte den Wiederhall noch, als sie schon geschlossen war. Jezt wollte ich die gesehenen Gegenstände ins Gedächtniß zurück rufen, um sie in Ordnung zu bringen; kaum aber war ich über die Schwelle des Gebäudes hinaus, als sich Namen, Inschriften, Trophäen, Statuen und Monumente in wilder Verwirrung zusammen häuften, und ich mit dem Ausruf des Dichters wieder in die Welt trat: „Unsere Väter finden in unserem wandelbaren Andenken ein vergängliches Grab, und erinnern uns an die traurige Wahrheit, daß wir einst nicht fester wie sie im Gedächtniß der Nachwelt leben werden!“

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 39. Sonntag, 19. May 1822.

Der Schmerz.

(Von Rückert.)

Heut, o heut
Will ich dich,
Dich besiegen, o Schmerz!
Oder ganz,
Ewig ganz
Dir erliegen, o Schmerz!

Ich bin schwach,
Schlaff mein Arm,
Deinen hast du gestrafft
Seit der Welt
Anbeginn
In viel Kriegen, o Schmerz!

Wo ein Held
Stand im Feld,
Standst im Kampfe du ihm;
Unter dir
Seinen Stolz
Mußt' er biegen, o Schmerz!

Die Peri
Liebe selbst
Und der Dschinne Gesang
Durften nie
Um Tribut
Dich betriegen, o Schmerz!

Zauberer,
Wandelnd in
Tausendfacher Gestalt!
Weißt dir selbst
Freudenkleid
Anzuschmiegen, o Schmerz!

Mitternachts,
Als die Wacht
Schlief im Schlosse des Schach's,
Bist du in's
Schlafgemach
Eingestiegen, o Schmerz!

Als der Lenz
Lustberauscht
Pflückte Rosen im Thau,
Um den Dorn
Sah ich dich
Gaukelnd wegen, o Schmerz!

Als ich floh,
Flogst du nach,
Flügel hattest du da;
Flügel nur
Hast du nicht
Zu entfliegen, o Schmerz!

Was ich von
Lust erprobt,
Hielt die Probe nicht aus;
Und wie Gold
Fand ich nur
Dich gediegen, o Schmerz!

Außer dir
Alles mir
Nahm das Schicksal; o sey,
Daß es nicht
Dich auch nimmt,
Sey verschwiegen, o Schmerz!

Seele du
Meines Leibs,
Durch dich leb' ich, und eh'r
Sterb' ich nicht,
Bis du mir
Wirst versiegen, o Schmerz!

Aus Nelson's Leben.

Folgende Züge aus dem Leben eines Mannes, der unter den Helden der lezt verflossenen thatenreichen Jahre wie ein Gestirn erster Größe glänzt, sollen nicht sowohl den unerschrockenen und siegreichen Krieger, als den Menschen in ihm kennen lehren, und die hochherzigen Gesinnungen des gefeyerten, ruhmbekrönten Mannes, welche so viele Schlachten und ein unter den Waffen und auf dem stürmischen Meere vollbrachtes Leben nicht zu ersticken vermochten, darlegen. Von dieser Seite ist der Held von Abukir und Trafalgar nicht minder groß und interessant, aber, wie es scheint, weniger gekannt. So dürfen wir hoffen, durch folgende Andeutungen dem Leser, der in der Geschichte bloß nach Kriegen und Schlachten sucht, einen angenehmen Dienst zu erweisen. Die Quelle, aus welcher wir geschöpft, ist ein unter uns sehr wenig bekanntes Werk, welches nach officiellen Berichten und authentischen Familiennachrichten von einem nahen Freunde Nelsons mit seltener Unparteylichkeit abgefaßt worden ist, und den Titel führt: The life of the right honourable Horatio Lord Viscount Nelson, Baron of the Nile and of Burnham-Thorpe etc. By Harrison.

Nelsons Großvater und Vater, so wie der Vater seiner Mutter, waren sämmtlich Pfarrer. Von sieben Brüdern und drei Schwestern, haben ihn zwei Schwestern und der älteste Bruder William überlebt, dessen Sohn Horatio der Erbe seines Namens und seiner Titel geworden ist. Nelson wurde den 29. Sept. 1758 auf der Pfarre seines Vaters in Burnham-Thorpe geboren.

Folgende Anekdote aus Nelsons frühesten Kinderjahren deutet auf die unerschrockene Furchtlosigkeit hin, durch welche sich der große Seeheld im Verfolge seines Lebens so vielfältig ausgezeichnet hat. Der Knabe Nelson hatte sich einst im Walde verirrt und, nachdem er vergebens den Ausweg gesucht, bei einbrechender Finsterniß ruhig an einem Bache sein Nachtlager aufgeschlagen. Als die um ihn bekümmerten Aeltern ihn endlich auffanden, fragte ihn die Mutter, „ob ihn hier in der nächtlichen Einsamkeit keine Furcht angewandelt habe?" „Furcht? antwortete der sechsjährige Knabe, ich habe sie nicht gesehen, was ist das für ein Ding?"

Schon in seinem zwölften Jahre wurde er als Midshipman auf dem Raisonable von 64 Kanonen angestellt, und 1772 machte er auf einem Kauffahrteyschiffe seine erste Reise nach Westindien. Kaum funfzehn Jahre alt, begleitete er den jetzigen Lord Mulgrave auf seiner langen und gefährlichen Reise nach dem Nordpole, zur Aufsuchung einer nordöstlichen Durchfahrt. Als einstens in einer jener hellen Nächte, welche Polargegenden eigenthümlich sind, das Schiff unter einer nördlichen Breite von 85 Graden zwischen dem Eise eingefroren lag, ward der junge Nelson vermißt. Nachdem er lange vergebens gesucht worden war, fand man ihn am frühen Morgen im Kampfe mit einem großen Eisbären begriffen, welchen er mit dem Kolben seiner Flinte (denn schießen konnte er mit derselben nicht da das Schloß verdorben war) zu erschlagen suchte. Ohne die Hülfe seiner Gefährten wäre er wahrscheinlich die Beute des ergrimmten Thiers geworden. Als man ihm Vorwürfe über seine Vermessenheit machte, antwortete er trocken: „Ich wollte das Fell meinem Vater bringen."

Bald darauf gieng er mit der Escadre des Admirals Hughes nach Ostindien, wo er zwar keine Gelegenheit erhielt, sich auszuzeichnen, sich aber durch seine Kenntnisse und seinen sanften und liebreichen Charakter die Achtung seiner Cameraden und die Liebe seiner Vorgesezten zu erwerben wußte.

Zu Anfange des amerikanischen Krieges machte er, als zweiter Schiffslieutenant, eine abermalige Reise nach Westindien. Als das Schiff während eines starken Sturms auf einen amerikanischen Kaper Jagd machte, und ihn zum streichen nöthigte, ward der erste Lieutenant in einem Boote ausgeschickt, den Kaper in Empfang zunehmen. Dieser fand das Unternehmen zu bedenklich, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Der Kapitän beklagte sich darüber, daß er keinen Mann am Bord habe, der sich der Expedition gewachsen glaubte. Da sprang Nelson in das Boot, wußte trotz des heftigen Sturms den Kaper zu erreichen, und nahm ihn glücklich in Besitz.

Im zwanzigsten Jahre lag er, als erster Schiffslieutenant, in der Montego-Bay vor Anker. Das Schiff Glasgow lief mit zwanzig Kanonen in dem Hafen, und gerieth noch an demselben Abende in Brand. Schon herrschte die größte Bestürzung am Bord, als Nelson unaufgefodert herbeieilte, alle Pulverfässer in die See werfen ließ, und so durch seine Besonnenheit nicht nur die Mannschaft des Glasgow, sondern wahrscheinlich aller andern in der Bay liegenden Schiffe rettete.

Als er um das Jahr 1779 in der Gegend von Havannah kreuzte, um Nachrichten von der Stärke des Feindes einzuziehen, begegnete er einem Boote in welchem sich, außer mehreren französischen Gelehrten, auch der Herzog von Zweybrücken befand.

Da sich die Mannschaft in französischer Sprache aus einem dem Scheine nach französischen Schiffe angeredet sah, so begab sie sich ohne Bedenken an Bord der Engländer, um die gewünschten Erkundigungen einzuziehen. Aber wie erstaunten alle, als sie sich mitten unter Britten erblickten, und also englische Gefangene waren! Nelson beruhigte sie bald indem er ihnen „als friedlichen Gelehrten, die mit dem Kriege nichts gemein hätten," die verlangten Aufklärungen gab, und sie sogleich wieder in Freiheit sezte.

Mit dem Jahre 1793 beginnt Nelson's eigentliche militärische Laufbahn. Als er auf dem Agamemnon von vier und sechzig Kanonen, dessen Commando ihm übergeben war, das erste Mal die schöne spanische Flotte vor Cadix erblickte, gerieth er in eine Art von Verzückung, gleichsam im Vorgefühle der herrlichen Siege, die er dereinst über diese Flotte erringen würde. „Dem Himmel sey Dank, sagte er, daß die Spanier nicht eben so brave Matrosen als schöne Schiffe besitzen."

Noch in demselben Jahre wurde er mit wichtigen Aufträgen an Sir William Hamilton, den englischen Minister in Neapel, geschikt. Seine erste Zusammenkunft mit S. William und Lady Hamilton ward der Anfang einer zärtlichen Freundschaft, die bis an seinen Tod dauerte. Der Eindruck, welchen unser Held auf S. Hamilton machte, veranlaßte diesen, zu seiner Gemahlin zu sagen: „Ich stelle Ihnen hier einen Mann vor, der zwar klein und nicht hübsch ist, der aber, wie ich glaube, noch einst die Welt in Erstaunen setzen wird." Nelson war nicht minder von Sir Hamilton eingenommen; er sagte am Ende seines ersten Besuches, S. William die Hand drückend" Sie sind ein Mann nach meinem Herzen. Ich bin jezt nur Capitän, aber mir wird, wenn ich am Leben bleibe, schon ein höherer Rang ertheilt werden."

Ein geringfügiger Umstand ward Veranlassung daß unser Held kurz darauf eins seiner Augen einbüßte. Als er eben damit beschäftigt war, bei der Belagerung der Festung Calvi auf Corsika eine Kanone zu richten, schlug eine feindliche Kugel neben ihm in den Boden, wühlte die Erde auf und warf ihm Sand in die Augen. Eins derselben ward davon so heftig beschädigt daß es auf der Stelle auszulaufen begann. Nelson ließ sich verbinden und sezte seinen Dienst fort, bis sich die Festung ergeben hatte. Trotz dieser bewiesenen Tapferkeit befand sich sein Name in dem officiellen Berichte an die englische Admiralität gerichtet, weder auf der Liste der zur Belohnung empfohlenen, noch einmal der verwundeten Officiere.

Im Jahre 1795 ward Nelson von dem berühmten Admirale Graf St. Vincent zum Commodore befördert. In der berühmten Seeschlacht beim Cap St. Vincent, von welcher dieser den Namen erhielt, weil er mit fünfzehn Linienschiffen die aus sieben und zwanzig große Linienschiffen und zehn Fregatten bestehende spanische Flotte schlug, nahm Nelson nicht allein zwei spanische Schiffe weg, welche zusammen hundert sechs und neunzig Kanonen führten, sondern ließ sich auch mit seinem Schiffe, welches nur vier und siebenzig Kanonen hatte, mit der Santissima Trinidad von hundert sechs und dreißig Kanonen, die das größte damals bekannte Schiff der Welt war, in einen Kampf ein. An der Spitze seiner braven Matrosen sprang er in das geenterte spanische Schiff und rief seinen Gefährten: Westminster Abbey or glorius victory! („ein Monument in der Westminster Abtey, oder einen glorreichen Sieg") zu, und nahm es weg. Kaum war das Schiff genommen, so gerieth es an zwei Stellen in Brand, aber Nelsons Bemühungen gelang es, dasselbe mitten im Getümmel der Schlacht zu löschen. Diese Seeschlacht war eine der mörderischsten, welche je geliefert worden sind. Nelsons Schiff, welches allein hundert siebenzig Tonnen Pulver verschossen hatte, war so übel zugerichtet, daß die Mannschaft sich noch in der folgenden Nacht auf ein anderes Schiff begeben mußte. Nelson ward zum Baronet und bald nachher zum Contre-Admiral von der blauen Flagge ernannt, und erhielt den Bath-Orden.

Zwei Jahre darauf ward Nelson bei der Belagerung von Teneriffa der rechte Arm abgeschossen. Im Augenblick der Verwundung ergriff er den Degen mit der linken Hand. Nachdem man ihn wegen zu starken Blutverlusts hinter die Linie gebracht hatte, ließ er über eine Stunde bei einem eben sinkenden englischen Cutter halten, um die Mannschaft desselben in sein Boot aufzunehmen; ja er leistete selbst mit seinem linken Arme thätige Beihülfe. In der Nähe seines Schiffs angekommen, befahl er, ohne den Armstuhl zu erwarten, man solle ihn, um das Boot desto geschwinder zur Rettung der übrigen Mannschaft des Cutters abzuschicken, an einem, um den linken Arm geschlagenen Thaue herauf ziehen. Als er so verstümmelt nach England zurückkam, und der König, der ihn sehr wohlwollend aufnahm, die Befürchtung äußerte, das Vaterland werde seiner fernern Dienste beraubt werden, antwortete Nelson: „So lange ich noch ein Auge und einen Fuß habe, will ich für König und Vaterland kämpfen." (Forts. f.)

Charade.

Von der Ersten höret Ihr,
Was beseeliget Euch hier,
Was ewig bleibt;
Die Dritte lügt und trügt,
Wenn's Klugheit nicht besiegt.
Das Ganze schreibt,
Doch nicht aus eignem Trieb,
Nur, was ein andrer schrieb.

Auflösung der Charade in Nr. 37.
Neckarsteinach.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 11. May. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp. in 5 Aufz. von Clauren. Es ist dies in kurzer Zeit die dritte Vorstellung desselben Stücks, welche mit gleicher Regsamkeit, Lust und Laune gegeben von und einem zwar nicht zahlreichen, aber doch sehr empfänglichen Publikum mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde.

Sonntag, den 12. Das unterbrochene Opferfest, Oper in 2 Aufz. Musik von Winter. Dem. Ganzi sang die Myrrha.

Montag, den 13. (Zum erstenmale und zum Besten des Pensions-Fonds): Die Schauspieler, Lustsp. in 5 Aufz. in Versen. Frei nach Delavigne von Lebrün; mit einem Prolog. Die Verwaltungs-Commission der Pensions-Anstalt, welcher, wie man uns versichert, die Wahl der Stücke, die zum Vortheil der Anstalt gegeben werden, überlassen ist, konnte sich keinen schreyendern Mißgriff zu Schulden kommen lassen, als die Wahl dieses Stücks zu solchem Zweck. Der Gedanke, den geheimen Verkehr der Bühnenwelt, ein anmaassungsvolles, eigensüchtiges Treiben der Schauspieler unter sich, auf der Bühne selbst zur Schau zu stellen, konnte nur in dem Kopfe eines französischen Dichters aufkeimen. Nichtsdestoweniger fühlte er das Gewagte seines Unternehmens und suchte es in dem, als Zwiegespräch zwischen einem pensionirten und einem activen Schauspieler gestalteten, Prologe zu rechtfertigen, oder doch zu entschuldigen. Diese Entschuldigung dreht sich um den Grundsatz, daß wie alle Stände und Verhältnisse des öffentlichen Lebens, so auch der Schauspielerstand sich die Ausstellung auf der Bühne gefallen lassen müsse. Dabei hätte aber doch in Betrachtung gezogen werden sollen, daß wenn im ersteren Falle der Schauspieler allgemeine oder auch besondere Schwächen, Thorheiten und Laster des Geschlechts, dem auch er angehört, dem Spott und der Verachtung durch das Mittel der Kunst preis giebt, er im letzteren Falle sich selbst an den Pranger stellt! — Das Stück ist übrigens für die deutsche Bühne nicht einmal geeigneter, indem darin die uns fremden Sitten oder vielmehr Unsitten der französischen Schauspieler in der Provinz, der Persiflage unterliegen. Wir kennen das Original nicht, aber gewiß ist es reicher an Witz und Laune als die Uebersetzung welche in ohrzerreißenden und sinnverwirrenden Versen dahin stolpert. Nicht alle Mitspielenden waren so glücklich unbemerkt über die Klippen dieser Sprache hinzugleiten. Der erste Act blieb nicht ohne Beifall, aber mit jedem folgenden stieg die Unzufriedenheit des Publikums und die Zeichen am Schluß der Vorstellung lassen uns hoffen, daß die erste auch die letzte seyn wird — Von Seiten der Musik haben übrigens die Aufführungen für den gemeinsamen Pensionsfond sich schon lange her keiner besonderen Aufmerksamkeit zu erfreuen gehabt. Wir erinnern uns nicht, daß man seit mehreren Jahren dem Zuspruch des zahlreichen musikliebenden Publikums durch eine neue oder lang entbehrte vorzügliche Oper für diesen Behuf entgegen zu geben, Bedacht genommen hätte.

Dienstag, den 14. Die Jäger, ländliches Sittengemählde in 5 Aufz. von Ifland. Herr Rottmayer spielte den Anton mit gewohntem Fleiß, aber zu weich, zu weinerlich. Dieser unverkünstelte frischherzige Sohn der Natur muß wie im Handeln, so im Reden seine innere Kraft an den Tag legen; seine Worte sind ungesuchte Laute eines reinen Gefühls, darum gehen sie unverzagt und schnell über die Lippen; er hat Thränen für den Schmerz, aber unmännliches Jammern ist ihm fremd. Die einzige Stelle, wo er von Wehmuth ergriffen sich kaum beherrscht, ist im 7ten Auftritt des 3ten Acts, und doch wie bald schämt er sich seiner Schwäche und entschuldigt sie vor der Wirthin mit den Worten: Es ist mir so heiß — so ängstlich, so bange. Ich hätte den Wein nicht trinken sollen! und am Schluß dieser Scene, wo er den Thränen nicht mehr gebieten kann, reißt er sich mit dem: „Mutter! Gott tröste Euch! gewaltsam los und eilt fort. Im Uebrigen wurde das Stück, vorzüglich die Hauptrollen gut gegeben.

Donnerstag, den 16. Die Beichte, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Der Calif von Bagdad, Oper in 1 Aufz., Musik von Bojeldieu. Zum Beschluß: Der Obrist, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Französischen des Scribe, von Blum. Das letztgenannte kleine Stück gewährt eine sehr heitere Unterhaltung. Der Plan ist höchst einfach und das Ganze dennoch fast nur Handlung. Es macht sich darin Alles wie von selbst. Durch eine auf die unschuldigste Weise unternommene Verkleidung werden die lächerlichsten Mißverständnisse und Verlegenheiten herbeigeführt, deren rasche Aufeinanderfolge, bis zur natürlichen Lösung des Knotens, uns an die Unwahrscheinlichkeiten, welche mitunter vorkommen, nicht denken läßt. Wäre z.B. Monsieur François, der von Herrn Brauer recht brav gegeben wird, nicht so gar gedankenarm und bequem, so müßte es ihn doch überraschen, daß von den beiden Damen, welche die Post brachte, die eine verschwand und ein Husaren-Obrist an ihre Stelle trat. — Indessen man vergißt, wie schon gesagt, alles das über dem raschen, allseitig leicht in einander greifenden Spiel, in dem durch Gunst der Rollen, Dem. Lindner (Elise v. Belmont) und Herr Rottmayer (Bontemps) natürlich vorglänzen müssen. Der Letztere entäußert sich in dieser Rolle mehr wie in jeder Andern seiner Individualität und ist ganz der geradezugehende, freigesinnte Soldat.

Theater-Anzeige.

Montag, den 20. May. (Zum Besten des Herrn Dobler): Der Freischütz, Oper in 3 Aufz.) Aennchen: Dem. Ganzi).

Dienstag, den 21. Der Verräther, Lustsp. Hierauf: Das Taschenbuch, Drama.

Donnerstag, den 23. Die beiden Klingsberge, Lustspiel.

Montag, den 27. Oper, welche noch nicht bestimmt, worin Dem. Ganzi singen wird.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 40. Donnerstag, 25. May 1822.

Widerstand.

Der Schiffer läßt den Kiel nicht feig den Winden,
Ob auch die Segel ihm der Sturm entrafft;
Er spannt mit festem Muth der Sehnen Kraft,
Und hofft im Sturm sich noch die Bahn zu finden.

Und ob auch alle Hoffnungssterne schwinden,
Ob jede Wog' ihm neue Schrecken schafft;
So strebt er durch die Klippen doch, erschlafft
Gleich jede Sehne ihm, sich durchzuwinden.

So läßt auch in des Lebens wilden Stürmen
Ein fester Sinn die Hoffnung nicht mit Zagen,
Ob auch zu Bergen sich die Wogen thürmen.

Er fühlt sich Muth, das Aeußerste zu wagen;
Und lieber will er an dem Riff zerschellen,
Als feige weichen den empörten Wellen.

Aus Nelson's Leben.

Fortsetzung und Schluß.

Bekanntlich ließ die französische Regierung im Jahre 1798 die große französisch-spanische Flotte, die größte seit Philipp II. sogenannten unüberwindlichen Armada, in Toulon gegen die Engländer ausrüsten. Sie bestand aus dreizehn Schiffen von vier und siebzig bis hundert zwanzig Kanonen, sieben Fregatten, vier und zwanzig Corvetten und zweihundert Transportschiffen, alle hinlänglich mit Truppen und Artillerie versehen. Ihr Zweck, die Eroberung von Egypten, war ein Geheimniß. Nelson wurde befehliget, sie zu beobachten. Der Feind segelte während eines heftigen Sturms, in welchem Nelson von seiner Flotte getrennt wurde, und seine eigenen Masten verlor, vor den englischen Schiffen vorüber. Gegen den Willen des sardinischen Gouverneurs lief Nelson in den Hafen St. Pietro ein, wo er ohne die mindeste Hülfe zu erwarten, sein Schiff in vier Tagen ausbesserte. Von hier schrieb er an seine Frau: „Ich glaube, Gott hat mir dies Unglück zugeschickt, um meine Eigenliebe zu demüthigen. Gestern Abends stand ich stolz auf dem Verdecke, umgeben von meinen Offizieren, die ich zu Ruhm und Sieg zu führen versprach. Was ist heute aus dem eitlen, eingebildeten Manne geworden? Sein Schiff ist entmastet, seine Flotte zerstreut und in so elendem Zustande, daß mir die erbärmlichste französische Fregatte ein unwillkommener Gast seyn würde. Aber mit Gottes Hülfe wollen wir uns schon wieder aufhelfen."

Nachdem er die versprochene Verstärkung von zehn Linienschiffen erhalten hatte, stach er in See, um die feindliche Flotte aufzusuchen. Aus dem Hafen in Neapel schrieb er an die Admiralität: „Man sagt, die französische Flotte sey nach Alexandrien gesteuert; möge sie sich zu den Antipoden geflüchtet haben, ich werde sie auffinden, sie zum Gefecht zwingen und zerstören." Nachdem er endlich die bestimmte Nachricht erhalten hatte, die Touloner Flotte sey in Malta eingelaufen, verfolgte er sie dorthin, schiffte dann, da sie jenen Hafen schon wieder verlassen, nach Alexandrien, wo er den 28. Juni ankam, aber auch hier keine Auskunft von dem Aufenthaltsorte des Feindes bekommen konnte. Der Schmerz, sich so oft in seinen Erwartungen, den Feind aufzufinden und zu vernichten, betrogen zu sehen, war Ursache, daß er jezt in der Gegend des Herzens von einem Krampfe befallen wurde, an welchem er nachher bis an seinen Tod gelitten hat. Da er für Sicilien fürchten mußte, richtete er seinen Lauf dorthin, erhielt aber immer noch keine Kunde vom Feinde. Aus dem Hafen von Syrakus schrieb er an Sir W. Hamilton: „Wir haben uns in Syrakus

mit Lebensmitteln und Wasser versehen, Wasser aus der Quelle der Arethusa, also müssen wir siegen. Seyn Sie versichert, ich werde mit Lorbern oder mit Zypressen bedeckt, zurückkehren."

Von Sicilien schiffte er wieder nach Egypten zurück, wo er, zu seiner unaussprechlichen Freude die feindliche Flotte erblickte. Als sein Flaggen-Capitän Berry zu ihm sagte: „Wenn wir über diese Flotte siegen, was wird England, was die Welt von uns sagen?" antwortete er: „Hier ist kein Wenn; wir müssen siegen, das ist gewiß; wer aber überbleiben wird, um von dem Siege Kunde nach England zu bringen, ist ungewiß."

Noch am Abend des Tages, wo sich die beiden Flotten einander im Angesichte befanden, hob das fürchterliche Schauspiel an. Die französische Flotte lag in Abukir-Bay nahe am Lande in gedrängter Schlachtordnung, durch mächtige Landbatterieen gedeckt. Das Gefecht begann mit Sonnenuntergang und mit dem für unmöglich geachteten Manoeuvre, daß die englische Flotte mit vollen Segeln zwischen der Küste und der französischen Flotte durchsegelte, wobei ein englisches Schiff auf den Strand gerieth. Unzählige Zuschauer bedeckten die egyptische Küste. Die Resultate dieser merkwürdigen Seeschlacht sind bekannt.

Gegen Ausgang des Treffens war Nelson schwer verwundet worden; die ganze Stirnhaut hing ihm über das Gesicht herab. Als er in den Raum gebracht wurde, wo viele seiner Leute verstümmelt lagen, wollte der Schiffschirurgus ihn zuerst verbinden. Er aber litt es nicht, sondern sagte: „Ich bin nicht besser, als irgend einer meiner Cameraden, und werde warten, bis die Reihe an mich kömmt." Die Wunde schien tödlich; er nahm von seinen Freunden Abschied, und trug dem Prediger Empfehlungen an seine Gattin auf. Als endlich der Chirurgus erklärt hatte, daß keine Gefahr da sey, erhob sich im ganzen Schiffe ein allgemeines Freudengeschrei. Eine halbe Stunde darauf loderte das französische Admiralschiff, l'Orient, in hellen Flammen auf. Nelson, der heftigen Schmerzen ungeachtet, stieg auf das Verdeck, und half durch Boote die französische Mannschaft retten.

Als die Nachricht von dem Siege bei Abukir nach England kam, ward London und alle Städte Großbritanniens drey Tage hindurch illuminirt; Nelsons Name erschallte aus Aller Munde. Er wurde Pair von England, mit dem Titel eines Barons von Nil und von Burnham-Thorpe (seinem Geburtsorte), mit einer jährlichen Pension von zwey tausend Pfund Sterling für sich und seine zwei nächsten Nachfolger in dieser Würde. Als das Parlement auch auf den Grafentitel für ihn antrug, sagte Pitt: „Nelsons Ruhm und sein Sieg werden stets unvergeßlich bleiben, aber Niemand wird sich die Mühe nehmen, danach zu fragen, ob der Sieger bey Abukir Baron oder Graf gewesen." Nelson forderte für den Capitän Trowbridge, dessen Schiff gleich anfangs ohne seine Schuld auf den Grund gerathen war, dieselbe Belohnung, die man den übrigen Capitäns zuerkannt, ihm aber verweigert hatte; ja er trug die ihm zuerkannte Ehrenmedaille nicht eher, als bis dem tapfern Trowbridge eine ähnliche ertheilt worden war.

Als er bald darauf eine Expedition gegen Livorno unternehmen sollte, bat ihn die Königin von Neapel, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, einem andern Seeofficier das Commando zu übertragen. Nelson antwortete: „Wenn ich will, daß meine Unternehmung, klein oder groß, gelingen soll, so sage ich nicht: marschirt, sondern, laßt uns marschiren."

Um die Belagerung von Malta mit Nachdruck betreiben zu können, versetzte er das schöne Bronte, ein Landgut am Fuße des Aetna gelegen, welches ihm der König von Neapel mit dem Titel eines Herzogs von Bronte verliehen hatte. Zur Belohnung für jenen Edelmuth erhielt er von der englischen Admiralität einen Verweis, daß er nachlässig rapportire. Darüber schrieb er an den Grafen Spencer, ersten Lord der Admiralität: „Lassen Sie, mein lieber Lord, die Admiralität nicht in so harten Ausdrücken an mich schreiben; mein Gefühl erträgt das nicht, denn ich bin mir bewußt, solche Vorwürfe nicht verdient zu haben."

Nach so vielen ausgestandenen Mühseligkeiten schien sein zerstörter Körper endlich der Ruhe zu bedürfen. Er zog sich daher in den Kreis seiner Familie zurück. Aber auch hier stürmten Bekümmernisse mancherlei Art auf ihn ein. Während ganz England den gefeierten Helden liebte, ja anbetete, während das Volk, wo und wann er sich nur blicken ließ, herbeiströmte, um sich an seinem Anblicke zu weiden, und seinen Wagen zog, während alle Städte Englands ihm das Bürgerrecht ertheilten, die Truppen vor seiner Wohnung paradirten, nahm seine Gemahlin allein an dem Ruhme Nelsons keinen Theil. Sie quälte sich und ihn mit Eifersucht, behandelte ihn mit empörender Kälte, achtete seiner zerrütteten Gesundheit nicht,

begegnete ihm mit Stolz, und kränkte ihn auf alle mögliche Art. Oft verließ Nelson, um sich der üblen Laune seiner Gemahlin zu entziehen, noch um Mitternacht voll Verzweiflung das Haus, und durchwanderte die ganze Nacht die Straßen Londons, bis er des Morgens ermüdet und bitter klagend, bei einem seiner Freunde anlangte, um Trost für seinen Kummer bei ihm zu suchen. Endlich schien es ihm gerathen, sein Haus und mit ihm die Ursache seiner Leiden zu fliehen, und sich wiederum in das Geräusch des öffentlichen Lebens, in das Getümmel der Schlachten zu stürzen. Er bat um eine Anstellung, und freudig kam die Admiralität seinem Gesuche entgegen.

Die Seeschlacht bei Kopenhagen, welche er am 2. April 1801 lieferte, erklärte er von allen den hundert und fünfzig Seegefechten, welchen er in seinem Leben beigewohnt, für die mörderischste. Zur Belohnung für diesen Sieg ward er zum Viscount erhoben. Als er in der Nacht nach dem Siege auf einem offenen Boote seinen Mantel vergessen hatte, bot ihm einer der Bootsleute den seinigen an. „Ich danke euch," sagte Nelson, „es mag wohl kalt seyn, aber in Wahrheit, meine Unruhe macht mir warm genug."

Im Sommer des nämlichen Jahres kaufte auf seine Bitte Sir W. Hamilton für ihn ein nahe bei London gelegenes kleines Landgut, Merton genannt. Als er zum ersten Male in sein neues Eigenthum trat, zeigte er eine kindliche Freude, und rief bei jedem neuen Gegenstande, der ihm zu Gesichte kam, aus: „Wie, gehört das auch mir?" Dankbar umarmte er Sir W. Hamilton, und sagte. „Wer von uns am längsten lebt, soll alles, was hier ist, bekommen." In der That vermachte er der Lady Hamilton, welche ihn und ihren Gemahl überlebte, dieses schöne Landgut. Hier besuchte ihn sein alter Vater. Der würdige Greis entschloß sich, die letzten Jahre seines Lebens bei seinem Sohne zuzubringen, um Zeuge von des Helden Glück in der Einsamkeit zu seyn. Seine Freude dauerte nicht lange: er starb schon nach einigen Monaten (am 6. April 1803). Kurz darauf verschied auch Sir W. Hamilton in den Armen Nelsons, der die letzten sechs Tage und Nächte der Wartung seines sterbenden Freundes gewidmet hatte.

Im Jahre 1805 bei wieder ausgebrochenem Kriege verließ er sein geliebtes Merton, um abermals dem Staate seine Dienste anzubieten. Den glänzenden Erfolg dieses Entschlusses verdankt England eigentlich Nelsons Freundin, Emma Hamilton, die, in der Seele des Helden lesend, seine Melancholie zu deuten wußte und ihn veranlaßte, dem thatenlosen Leben auf Merton zu entsagen, und sich abermals in das Gewühl des Krieges zu stürzen. Er fiel ihr weinend um den Hals, „brave Emma, gute Emma, wenn es mehr Emma's gäbe, würde es mehr Nelson's geben. Sie haben meine innersten Gedanken errathen." Schon am nächsten Morgen reiste er mit ihr nach London, forderte und erhielt von der Admiralität den Oberbefehl über alle Schiffe im mittelländischen Meere. Vor seiner Einschiffung ließ er sich seinen Sarg zeigen, der aus dem Holze des bei Abukir aufgeflogenen französ. Admiralschiffs l'Orient gemacht war, und den er, wie er sagte, wahrscheinlich bei seiner Rückkehr brauchen würde. Den 13. Sept. 1805 Abends riß er sich von seinen Freunden los, sprach über seine Tochter, Miß Horatia Nelson, die damals, fünf Jahr alt, ruhig im Bette schlief, ein kurzes Gebet her, und eilte dann zu dem größten der Siege, den je ein Held errungen hatte. In seinem Journale finden sich darüber folgende Worte, welche unsern Held treuer schildern als es lange Biographien thun würden: „Freitag Nachts verließ ich das liebe Merton, mit ihm alles was mir auf dieser Welt theuer ist, um noch einmal meinem Vaterlande zu dienen. Möge der große Gott, den ich anbete, mich in den Stand setzen, den Erwartungen zu entsprechen, die beide von mir hegen. Ist es sein Wille, daß ich zurück kommen soll so werde ich nie aufhören, Dank zu seinem Thron der Gnade empor zu senden. Steht in seinem Rathschlusse das Gegentheil beschlossen; so beuge ich mich mit Demuth, und vertraue darauf daß er die beschützen wird, die mir so theuer sind, und die ich heute zurücklassen muß. Sein Wille geschehe. Amen."

Gleich bei seiner Flotte vor Cadix versammelte er alle Officiere, theilte ihnen seine Dispositionen mit und sagte: „Sollten die Signale nicht zu sehen seyn; so wird kein Capitän dafür verantwortlich gemacht werden, wenn er sein Schiff an die Seite eines feindlichen legt." An Cap. Blackwood schrieb er: „Hier wird es Ernst werden. Ich gedenke die Franzosen zu empfangen, wie es ihnen noch niemals begegnet ist. Sobald ihre Flotte ausgelaufen seyn wird, beginnt die Schlacht. Der Ausgang derselben sey, wie er wolle; sie soll nie ihres Gleichen gehabt haben. Ueberlebe ich den Tag, so wird mein zerstörter Körper Ruhe fodern, und diese allein begehre ich." Endlich lief am 20. October die feindliche Flotte aus. Nelson schloß sein Journal mit folgenden Worten, die man als sein Testament ansehen

kann: „Möge der große Gott meinem Vaterlande einen großen Sieg verleihen. Möge er von keinem Vergehen irgend eines unter uns befleckt werden, möge nach dem Siege Menschlichkeit auf der brittischen Flotte herrschen. Ich empfehle mein Leben und meinen Tod dem, der mich geschaffen hat.“ Nach einigen Stunden sagte er zum Cap. Hardy: „Jezt können sie nicht mehr entweichen, ich denke, einige zwanzig Schiffe sollen uns zum wenigsten in die Hände fallen. Wahrscheinlich werde ich das zweite Bein verlieren, aber der Sieg wird immer noch wohlfeil erkauft seyn. Als Cap. Blackwood vor dem Gefechte mit den Worten von ihm Abschied nahm, er hoffe ihn nach wenigen Stunden wieder zu sehen, antwortete der Held, indem er ihm die Hand drückte: „Mein lieber Blackwood, ich werde Euch nie wieder sehen.“

Der Erfolg der Schlacht bei Trafalgar ist bekannt. Die feindliche Flotte, welche von den franz. Admirälen Villeneuve und Gravina commandirt ward, bestand aus drei und dreißig Linienschiffen, mit zehntausend Mann bewaffnet. Die brittische Flotte zählte nur sieben und zwanzig Schiffe. Das lezte Signal, welches Nelson vor der Schlacht durch den Telegraphen gab, war: „England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue.“ Zuerst brach Cap. Collingwood mit seinem Schiffe durch die doppelte, enggeschlossene Linie der Feinde. Nelson, rief voll Freude auf dem Verdecke aus: „Seht den Braven! Schaut nur, in welchem großen Style er sein Schiff ins Gefecht führt.“ Während des Treffens äußerte er mehrere Male sein lautes Entzücken über die Tapferkeit beider Parteien. Die Kanonenkugeln fielen häufig neben ihm auf das hintere Verdeck, wo er seine Befehle ertheilte. Da die verschiedenen Ordenszeichen, mit welchen er geschmückt war, ihn zu kennbar machten, bat ihn Cap. Hardy einen Ueberrock anzuziehen. Nelson antwortete: „Ich habe noch keine Zeit dazu.“ Eben bemerkte der Capitän, daß ein Scharfschütze im Mastkorbe des franz. Admiralschiffs Bucentaure auf Nelson zielte, und rief diesem zu, seinen Platz zu ändern, als in demselben Augenblick Nelson oben neben der linken Schulter einen Schuß erhielt, der durch die Lunge ging, und im Rückgrathe stecken blieb. Verwundet sank er in Hardy's Arme und sagte: „Sie haben mir endlich den Rest gegeben“ Die Feinde erhoben ein wildes Freudengeschrei, das den ermordeten Helden mehr ehrte, als sie. Nachdem Nelson in den Raum herabgebracht worden war, wollte er, wie immer, erst dann von den Chirurgen Beistand annehmen, wann die Reihe an ihn kommen würde. Während der Wunde beobachtete er das Gesicht des Wundarztes, und fragte ruhig, als er ihn erblassen sah: „Ich sehe, die Wunde ist tödlich.“ Zu seinem Secretär, der ihm das Kissen unter dem Kopf hielt, sagte er: Empfehlet mich dem Andenken meiner Emma und meiner verlassenen Tochter. Sagt ihnen, daß ich sie Beide in meinem Testamente meinem Vaterlande vermacht habe.“ Bald nahmen die Schmerzen dergestalt zu, daß er laut den Tod wünschte. Schon war der untere Theil seines Körpers erkaltet, schon drohete die Menge Blutes, die aus der Lunge strömte, ihn zu ersticken als er bei dem Freudengeschrei Victory, welches in diesem Augenblicke die englische Flotte erschallen ließ, noch einmal aus dem Todesschlummer erwachte, und ein neuer Glanz sein schon gebrochenes Auge belebte. Er fragte den Cap. Hardy, wie viel feindliche Schiffe bereits genommen seyen. „Zwölf,“ antworte dieser. “Wie, rief Nelson lebhaft aus, nur zwölf, nur zwölf? Nach meiner Meynung hätten es mehr seyn sollen.“ Dann sagte er zu dem Schiffsgeistlichen: „Ich halte mich für keinen großen Sünder, und Gott sey Dank, ich habe meine Schuldigkeit gethan.“ Er schrie darauf vor Schmerz laut auf, sank zurück, und hauchte seine große Seele aus.

Die Trauer der Flotte, als die Nachricht von Nelson's Tod erscholl, war herzzerreißend. England war nicht minder bestürzt über den Verlust seines Helden. Niemand rühmte sich des großen Sieges; der König las die Relation mit Thränen und rief dabei aus: „Ach, wir haben mehr verloren, als gewonnen! Sein Bruder und Erbe ward zum Grafen mit dem Tittel: „Earl Nelson of Trafalgar and Merton“ ernannt und diese Würde auf seine und seiner zwei Schwestern männliche Nachkommen übertragen. Die Nation schenkte dem Bruder außerdem noch 120,000 Pf. St. in Gütern. Nelson's Leichnam wurde in Greenwich bei London einige Tage hindurch feierlich ausgestellt und dann am 9. Januar 1806 unter dem Dom der St. Paulskirche mit großer Pracht zur Erde bestattet.

Nelson's einzige hinterlassene Tochter, Miß Horatia Nelson, verließ mit ihrer Mutter, Lady Emma Hamilton, England und bezog in der Nähe von Calais ein kleines Landhaus, wo leztere im Jänner 1815 gestorben ist. Das fernere Schicksal von Horatia Nelson ist unbekannt.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 41. Sonntag, 26. May 1822.

Furcht und Liebe.

(A. d. Italien. des Petrarca.)

27. Son. Solo e pensoso i più deserti campi etc.

Tiefsinnig und allein schweif' ich durch Wald und Flur,
Und blicke scheu umher nach Bäumen, Büschen, Hecken;
Auf schnelle Flucht bedacht, sollt' ich die mindste Spur
Von eines Menschen Tritt vor mir im Sand' entdecken.

In tiefer Wildniß find' ich Schirm und Rettung nur.
Ich suchte vor mir selbst mich sorglich zu verstecken,
Um durch Geberd' und Mien' auch nicht den Wahn zu wecken
Von dem, was, außer mir, nicht eine Seel' erfuhr.

Ja, käm' auch nie davon ein Laut aus meinen Lippen,
So, glaub' ich, wissen es doch Haine, Flüss' und Klippen,
Was hier im Innern brennt, doch streng mein Mund verhehlt.

Noch fand ich keine Bahn so rauh in Wald und Feld,
Wo mich nicht Amor traf, um von der holden Spröden
Bald meinem Herzen Furcht, bald Hoffnung einzureden.

Der Maler Kaiser.

In Rom besteht eine Stiftung, welche jedem aus der Familie des ehemaligen deutschen Portraitmalers Tobias Kaiser stammenden Künstler, wenn er als solcher sich daselbst aufhält, gewisse Einkünfte zusichert. Die in ihrer Verwickelung merkwürdige Geschichte der Entstehung derselben wird in einer geschätzten deutschen Zeitschrift folgendermaßen, als durchaus wahr erzählt:

Der alte Portraitmaler Tobias Kaiser, durch seine Zwerggallerie bekannt, mit der er zuletzt im Lande herum zog und sich kümmerlich fortbrachte, hatte einen Sohn und eine Tochter, beide von unförmlicher breiter Zwerggestalt, die sich mit Anstreichen beschäftigten und damit den armen Haushalt des Meisters unterstützten. Seine Frau war längst gestorben und die vielen Bilder, die er von ihr verfertigt hatte, zeigten, wenn anders der Pinsel nicht schmeichelte, eine edle Gestalt von nicht gemeinem Herkommen. Sie war nun 20 Jahre todt; und wenn auch der Maler den Verdienst eines jeden Tages bedurfte, so malte er dennoch alle Jahr ihr Bild mit verjüngter Liebe, und war während dieser Zeit zu nichts anderm zu brauchen. Dann aß und trank er, blos wenn seine Kinder ihn nöthigten, und lebte in unbegreiflichen Phantasien, wozu er Niemand den Schlüssel gab. Nachdem er das lezte dieser Bilder bei seiner zunehmenden Augenschwäche mit Anstrengung vollendet hatte, warf ihn eine Krankheit aufs Lager, und da er sein Ende fühlte, berief er seine Kinder und sprach zu ihnen: der Herr befiehlt mir von euch zu scheiden, ich verehre seinen Willen. Nimm du, Androuika, die kleine Gallerie und zieh umher, wie dein armer Vater that und Gott wird dich erhalten, und du Tobias, nimm das Madonnenbild, das ich einst als Jüngling malte und sämmtliche Bildnisse deiner Mutter und zieh nach Rom, stell die Bilder öffentlich auf und erwarte den Ausgang; doch verkaufe keines, wenn auch die Noth dich drücken sollte! In jenem Päckchen ist ein von mir erspartes, kleines Reisegeld, gehe sparsam damit um und Gott geleite dich! — So starb der Alte und sie begruben ihn traurig, ließen ihn bei ihrer Armuth stille hinaustragen, und Bruder und Schwester lebten, wie vordem, zusammen vom täglichen, geringen Verdienste sich ernährend. Wenn in der Winterzeit der gewöhnliche Erwerb nachließ und die Noth sie drückte, zogen beide mit der kleinen Gallerie im Lande herum, wozu sie noch ein Orgelein sich erwarben um die Menge zu vergnügen. Tobias nahm das Madonnenbild und die Bildnisse seiner Mutter mit, und war der Erlös auch spärlich, so war er doch hinreichend, zwei arme zufriedene Menschen zu ernähren. Aber nach Rom zu gehen hatte der gute Tobias nicht Lust. Er nahm des alten Tobias erspartes Reisegeld, das in einigen 100 Gulden bestund, kaufte sich ein Stübchen in

einem Hause und einen kleinen Garten, und war bei dieser Besitzung reicher als ein König. Die Zeit, wo die französischen Truppen im Lande lagen, drückte auch den armen Maler; er konnte mit seinem geringen Verdienste nicht erwerben, was die Einquartirung kostete, und da einst sein Stübchen leer war, zog er aus, mit dem Orgelein und der Gallerie, der Madonne und Bildnissen der Mutter, und gieng, von seiner Schwester begleitet, auf die gewöhnliche Kunstreise. Schon rückte die Nacht herein, als er an der Pforte eines Edelsitzes stund; der Ort zur Herberge war ferne, die Straße unsicher, und er wünschte hier ein Nachtlager zu erhalten. Er stimmte darum das Orgelein und beide sangen an der Pforte:

Der Tag ist hin, die stille Nacht
Hat Frieden aller Welt gebracht.
Ein jeder suchet seine Hütte,
Ach! höret auch des Armen Bitte
Und thut ihm eure Thore auf.

Hart ist des Armen Lebensbahn,
Er klimmt erschöpft den Berg hinan
Und hat so wenig Guts hienieden.
Ihr, die ihr lebt in stillem Frieden,
Ach! thut ihm eure Pforte auf!

Das Wohlthun giebt dem Herzen Ruh
Und schließt das Auge sanfter zu.
Die Sternlein, die am Himmel stehen,
Wie sie so freundlich auf euch sehen!
Ach! thuet eure Pforte auf!

Eine junge Dame vom Hause kam mit einigen Dienern und man ließ die armen Reisenden herein. Sie wurden erquickt mit Speise und Trank, und da fremde Officiere im Schlosse herbergten, so verlangten sie scherzend, daß die Künstlerfamilie ihre Gemälde noch aufstelle und mit Orgelspiel ergötze. Da wurde die Zwerggallerie sorgfältig geordnet, in der Mitte stand das Madonnenbild, und die Bildnisse der Mutter standen umher. Tobias und Andronika boten alle Kunst auf, die hohe Gesellschaft zu erfreuen und man belustigte sich an der Thätigkeit dieser kleinen Personen. Und nun spielte das Orgelein, und die fremden Gäste mit der Familie des Hauses kamen herbei, die Kunstwerke zu besehen. Für viele waren diese Bilder von wenig Bedeutung und sie zerstreuten sich bald; nur der italienische Obrist betrachtete das Madonnenbild, so wie die Bildnisse der Mutter mit besonderer Aufmerksamkeit. Es schien etwas in seinem Innern vorzugehen, er schien unschlüssig zu seyn, was er thun wolle. Endlich sagte er ernst zum Maler: Wo hast du diese Bilder her? Der arme Tobias erzählte, was er wußte von der Hinterlassenschaft seines Vaters und verschwieg auch nicht seinen lezten Willen. Da stand der Obrist in tiefes Nachdenken versunken. Ich will, sagte er endlich, dir diese Madonne und einige Abbildungen deiner Mutter abkaufen, was verlangst du dafür? Es ist der lezte Wille meines Vaters, antwortete der Maler, sie nicht zu verkaufen. Aber es war ja auch sein Wille, entgegnete der Obrist, daß du nach Rom reisen und sie ausstellen soltest. Der Befehl meines Vaters, entgegnete der Maler, blieb mir dunkel, ich bin selbst nicht so viel Künstler, daß ich Nutzen von einer solchen Reise für das Fach ziehen könnte; es liegt auch, wie mir Andre sagten, nicht so viel Kunstwerth in den Gemälden daß ich Aufsehen dadurch erregen, oder besondere Vortheile daraus ziehen würde, und ich bin zu arm, daß ich eine so weite Reise antreten könnte. So verkaufe mir, antwortete der Obrist, dieß Madonnenbild, und die erste und lezte der Abbildungen deiner Mutter, dann erhälst du was du zur Reise bedarfst. Der lezte Wille meines Vaters, entgegnete der Maler, ist mir Befehl, und vielleicht gibt die Zukunft mir Kräfte, die Reise doch noch zu machen. Hast du, fragte der Obrist, noch schriftliche Nachrichten von deiner Mutter? Es sind, entgegnete der Maler, noch einige Papiere in der geringen Hinterlassenschaft der Eltern, sie sind indeß in fremder Sprache geschrieben und ich bekümmerte mich nicht um ihren Sinn, ich bewahrte sie aber als Familienschriften und als Geheimniß auf. Der Obrist hatte keine Ruhe, er wollte heute noch Aufklärung über diese Schriften haben. Der Maler mußte in einer Kutsche des Obristen auf der Stelle abreisen und alles herbeibringen, was er von seinem Vater besaß. Der arme Tobias war in sichtbarer Verlegenheit, da das ganze Verfahren einer Verhaftung und gerichtlichen Untersuchung so ähnlich sah und die Schwester, die bei ihren Bildern zurückbleiben mußte, hatte eine recht traurige, schlaflose Nacht. Am Mittag des andern Tages traf der Maler mit den verlangten Papieren ein. Der Obrist verschloß sich sogleich in sein Zimmer, sie zu untersuchen, während dem er den Maler strenge bewachen ließ. Er fand bei den Schriften einen Ring mit dem Bildniß der Mutter des Malers, noch als Kind gemahlt, und Briefe, die von glühender Liebe sprachen. Sie waren von seiner Schwester, die ein deutscher Maler von Rom entführt und deren Aufenthalt, aller Nachforschungen ungeachtet, nicht zu entdecken gewesen war.

Die Madonne, die im Nachlasse des armen Malers sich befand, war die Arbeit der plötzlich Vermißten, die das reiche Vaterhaus verließ und aus Liebe die Armuth mit einem fremden Maler theilte. Diese Madonne war die Kopie aus dem Kabinett seines Vaters, mit der er sie öfters beschäftigt gesehen. Noch erinnerte er sich der Zeit, wo seine geliebte Andronika sich als Nonne wollte einkleiden lassen; aber auch, wie sich so plötzlich ihr Sinn änderte, als der deutsche Maler zur katholischen Kirche überging. Man dachte bei ihrer Zurückgezogenheit von der Welt an nichts weniger als an Liebe und hoffte, daß die Zeit ihren Trübsinn heben werde, als sie auf einmal unsichtbar ward. Man forschte nach Tobias Kaiser in seinem Vaterlande, aber er gieng nicht gleich dahin zurück, sondern lebte eine zeitlang in Rußland, unter fremdem Namen, wo er als sehr mittelmäßiger Künstler sich ärmlich ernährte und wo seine Frau in Sprachen Unterricht gab.

Erst fünfzehn Jahr nach dieser Entführung, kehrte er in das Vaterland zurück, mit seiner Frau und diesen zwei Kindern und allen Sorgen des Mangels, die ihn bis an seinen Tod nicht verließen. Er war kaum ein Jahr in seiner Heimath, so starb seine Frau. Ein Brief an ihren Bruder Romeo beim Nachlaß des Verstorbenen, worin sie diesen bat, ihre Flucht zu verzeihen und Verzeihung von ihren Eltern auszuwirken, war auch aus dieser Zeit datirt. Sie habe früher nie geliebt, aber dann um so heftiger, als sie Tobias Kaiser kennen lernte; sie habe sich nicht durch sein Kunsttalent angezogen gefühlt, aber als Menschen habe sie ihn lieben gelernt, da er von seinem geringen Vermögen einen kranken Kunstverwandten so gar treulich unterstützt und sie nicht um eine Gabe für diesen Armen angesprochen habe. Man solle ihm verzeihen, denn er habe sie nicht verführt, sondern ihr offen gesagt: daß er heimgehen wolle, um sie nimmer zu sehen und um der Idee einer Verbindung nicht Raum zu geben, die nicht statt finden könne. In dieser Zeit habe sie die Madonna gemahlt und diese sey ihr erschienen in einem schönen Traum und habe ihr den guten Tobias Kaiser zugeführt. Von dieser Zeit an habe der Himmel sie verbunden nach ihrer Meynung und als der arme Kaiser gerade die Flucht nach Aegypten ausgestellt hatte, seyen sie beide auch fortgegangen in der Nacht, ohne anderen Schatz und Schutz, als Liebe in sich und den Himmel über sich. Ein bekannter Geistlicher habe sie getraut. Auf diesen Brief schrieb der arme Maler Kaiser, daß er anfänglich kein Geld gehabt habe, ihn fortzuschicken und auch nach ihrem Tode noch Bedenken getragen habe, ihn abzuschicken, weil er Verfolgung und Strafe gefürchtet. Die Ihrigen sollten, schrieb sie, ihrentwegen nicht sorgen, sie lerne die Armuth besser ertragen als den Reichthum; bei diesem sey sie stolz geworden, jene im Gegentheil habe sie fromm und thätig erhalten. Und selbst in der Sorge, wenn der arme Tobias keinen Verdienst gehabt habe, oder leer heimgekommen sey, anstatt Lohn zu erhalten, habe sie nie den Glauben an Gott verloren und ihr Glaube habe ihr immer geholfen. Der Obrist fühlte sich nach der Durchlesung dieser Papiere sehr gerührt; er begleitete des andern Tages den Maler nach seinem Wohnorte, und überzeugte sich ganz von der Richtigkeit der Person und der Umstände. Er besuchte das Grab seiner Schwester, das ihm die Kinder deutlich zeigen konnten und da er durch ihr Verschwinden der einzige Erbe eines reichen Vaters geworden war, so beschloß er ihren Kindern wohlzuthun. Er kaufte ihnen ein hübsches Gut, von dem sie leben konnten, nahm das Bild der Madonna, so wie die erste und letzte Abbildung der guten Andronika mit sich und machte die oben erwähnte Stiftung. Unbegreiflich war es dem edlen Obristen, wie die Nachkommenschaft seiner Schwester in solcher Zwerggestalt erscheine, da doch der alte Tobias Kaiser ein wohlgebildeter Mann gewesen seyn sollte, und seine Schwester eine eigentliche Schönheit ihrer Zeit war. Er glaubte, die Natur habe hier nach der Phantasie des Künstlers geschaffen, da ihn immer die sonderbare Idee einer Zwerggallerie beschäftigte und auch Andronika die beständige Gefährtin und Gehülfin seines Thuns war. Beide Geschwister lebten friedlich zusammen, stellten die übrigen Bildnisse der lieben Mutter in einem freundlichen Zimmer auf und alle Abend ertönte die Orgel in freundlicher Melodie:

Der Tag ist hin, die stille Nacht
Hat Ruhe aller Welt gebracht.
Erhört hast du auch unsre Bitte,
Geschirmt sind wir durch diese Hütte,
Befreit sind wir von aller Noth,
Dies danken wir dir lieber Gott!
Und dankens denen auch dort oben
Die dich bereits im Himmel loben.
Das walt' der Herr, helf uns dazu
Daß wir, wie sie,
Nach kurzer Müh,
Auch finden jene seel'ge Ruh.

Charade.

Mein erstes ist ein Mann, der zu den Fahnen
Der Schatten schwur, die ihm ihr Dunkel gönnen,
Wenn er den Kern will von der Schale trennen,
Drum flieht er gern beim ersten Schrei der Hahnen.

Mein zweites lenkt magnetisch Meeresbahnen,
Selbst harter Kiesel muß von ihm entbrennen.
Und weil es Knochen einst durchdrang und Sennen,
So schufen Riesenwerk die hohen Ahnen.

Das Ganze ist ein strafbares Verbrechen,
Vor dem, wenn's Schönen Deinem Herzen dräuen,
Nicht Schloß, nicht Riegel schützt, nicht Eisengitter.

Doch will ein Mann sich solcher That erfrechen,
Darf er sich meines hohen Ordens freuen;
Doch wunderbar! Dann trägt das Band den Ritter.

N.

Auflösung der Charade in Nr. 39.

Kanzelliſt.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 18. May. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 3 Aufz., Musik von Mozart. Dem. Canzi sang die Susanna. Derselbe enthusiastische Beifall, dessen Dem. Canzi in den vorhergehenden Gastrollen sich zu erfreuen hatte, belohnte sie verdientermaßen auch heute. So klangreich und anmuthig wie ihr Gesang, so lebhaft war ihr Spiel und man hörte es kaum, oder achtete es doch der gedachten Vorzüge wegen nicht, daß ihre Sprache einen Anklang von Dialect hatte. Eine andere sehr erfreuliche Erscheinung in dieser Oper war Mad. Brauer, welche nach langer Krankheit zum Erstenmale wieder die Parthie der Gräfin sang, und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde. Die Oper wurde mit Liebe und großem Fleiße gegeben, so daß die Hörer versucht wurden fast alle Solostellen Ancora zu rufen.

Sonntag, den 19. Das Leben ein Traum, dramat. Gedicht in 5 Aufz., nach Calderon von West. Herr Henkel spielte, in Abwesenheit des Herrn Bekker, den Roderich. Es ist dies eine Rolle, welche der Individualität des Letzteren, einer gewissen Derbheit im Ton des Worts und im Benehmen besonders zusagt, und worin derselbe bei jeder Wiederholung des Stücks ein fortgesetztes Studium an den Tag legte, so daß er darin mit Auszeichnung spielt. Indessen, vermögte es Herr Henkel die immer noch vorklingende provinzielle Aussprache ganz zu vertilgen und überhaupt seinem Organ mehr Tonfülle zu geben, so würde er seinem Vorgänger die Wage halten.

Montag, den 20. (Zum Besten des Herrn Dobler) Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Friedrich Kind. Musik von Carl Maria v. Weber. Dem. Canzi sang darin — wie die Ankündigung vom Sonntage besagte — aus besonderer Gefälligkeit für Herrn Dobler, die Parthie des Aennchen. Es ist fein und lieblich wenn Künstler einträchtig beisammen leben und zu Ehre und Vortheil sich freundlich die Hände bieten. Darum verdient Dem. Canzi, welche darin heute ein schönes Beispiel gab, besonderes Lob. Die Gediegenheit ihrer Leistung, die nur etwas mehr Gemüthlichkeit zu wünschen übrig ließ, hatte außerdem Lob und Preis im Gefolge. Ueberhaupt wurde die Oper heute mit besonderem Fleiße gegeben und der außerordentliche Andrang zum Schauspielhause wird Herrn Dobler überzeugt haben, wie allgemein die Achtung ist, die man in Frankfurt seinen Talenten weihet.

Dienstag, den 21. Der Verräther, Lstsp. in 1 Aufz. Hierauf: Das Taschenbuch, Drama in 4 Aufz. von Kotzebue.

Donnerstag, den 23. Die beiden Klingsberge, Lustsp. in 4 Aufz. von Kotzebue.

Theater-Anzeige.

Montag, den 27. May. Der Freischütz, Oper in 3. Aufz. (Aennchen, Dem. Canzi.)

Donnerstag, den 30. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Die Entführung, Lustsp. in 3 Aufz.

Samstag, den 1. Juny. Oper.

Sonntag, den 2. Unbestimmt.

Montag, den 3. (Zum Benefiz der Dem. Canzi) Moses, Oper in 2 Aufz. von Rossini (Elzia Dem. Canzi.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 42. Donnerstag, 30. May 1822.

Lord Byrons Gedächtnißrede auf Sheridan *).

(Gesprochen auf der Bühne zu Drury-Lane.)

Wer hat nicht, wenn der letzte Sonnenschein des sterbenden Tages in des Sommers Zwielicht weinend verschmilzt, es empfunden, wie das Sanfte dieser Stunde auf das Herz sich senkt, gleich dem Thau über die Blumen, mit einem Gefühl, welches sich unsers Wesens bemächtigt und uns zur Ehrfurcht zwingt, während die Natur ihre melancholische Pause macht, den letzten Moment ihres Athmens an der Brücke, an der die Zeit aus Licht und Finsterniß einen erhabenen Bogen wölbt? Wer hat diese sanfte, stille Ruhe nicht getheilt, den stimmlosen Gedanken, der nicht gesprochen, nur geweint werden will, einen heiligen Einklang, ein hehres Sehnen, eine glorreiche Sympathie mit Sonnen, die untergehen? Nicht herbe Sorge, sondern ein sanfteres Weh ist es, nicht zu nennen, aber theuer edlen Herzen hienieden, gefühlt ohne Bitterkeit, aber tief und mit Bewußtseyn, eine süße Niedergeschlagenheit, eine durchsichtige Thräne, ungemischt mit irdischem Kummer oder Flecken der Selbstsucht, ohne Erröthen geweint und in der Einsamkeit, ohne Schmerzen.

Eben das wehmüthig zarte Gefühl, welches diese Stunde einflößt, wenn der Sommertag längs der Hügel sich neigt, überströmt auch unser Herz und Auge, wenn, was vom Genius untergehen kann, erstirbt. Ein mächtiger Geist ist erloschen. Eine Kraft ist von der Sonnenklarheit zur Nacht übergegangen; seiner Lichtstunde vermag nichts verglichen zu werden und kein Name bezeichnet ihr Wesen. Brennpunct war er allen Strahlen des Ruhmes. Der Blitz des Witzes, die hellste Klarheit des Verstandes, der Glanz des Gesanges, die Feuerglut der Beredsamkeit — sind mit ihrer Sonne untergegangen, zurücklassend nur die dauernden Erzeugnisse eines unsterblichen Geistes, Früchte eines genialen Morgens, eines glorreichen Mittags,

*) Richard Brinsley Sheridan, geb. 1751, erhielt seine erste Bildung von einer trefflichen Mutter (der Verfasserin des zu ihrer Zeit viel gelesenen Romans Sidney Biddulph), dann auf der Schule zu Harrow, von der er sich im 18ten Jahre zu seinem Vater nach Bath begab. Hier verliebte er sich in Miß Linley, die durch Schönheit und musikalische Talente ausgezeichnete Tochter eines Virtuosen und gewann ihre Gegenliebe. Beide entflohen nach Frankreich, wurden indeß von dem Vater des Mädchens eingeholt und nach England zurückgebracht. Ein hartnäckiges, zweimal erneuertes Duell, welches Sheridan mit einem abgewiesenen Anbeter seiner Geliebten bestand, festigte noch mehr das Band zwischen den Liebenden, deren Vermählung endlich in seinem 22sten Jahre (1773) erfolgte. —

Obgleich Sheridan den Stand des Rechtsgelehrten erwählt hatte, so waren doch seine Beschäftigungen dem Theater gewidmet, und seine dramatischen Produkte zogen zuerst die Aufmerksamkeit des Publikums auf ihn. Im J. 1775 erschien seine komische Oper, die Duenna, ein Stück voll Leben und Phantasie, das 75 Abende hinter einander bey vollem Hause gegeben wurde. Gleichen Erfolg hatte im folgenden Jahre das, auch durch deutsche Uebersetzung bei uns wohl bekannte Stück: die Lästerschule, worin einige Scenen, wie die der Bilderauction im 3ten und die Entdeckung der Lady Teasle im 4ten Act, für das Lustspiel immer unübertroffen bleiben. —

Dieses Talent, und sein auch in der geselligen Unterhaltung glänzender Witz und Laune, führten ihn bald in die Bekanntschaft geistreicher und ausgezeichneter Männer ein, z. B. des Malers Josua Reynolds, Goldsmiths, Burke's, Dr. Johnson's u. a. Mit Garrik insbesondere stand er auf dem freundschaftlichsten Fuße, und Garrik übergab ihm 1776 seinen Antheil an der Direction des Drury-Lane-Theaters.

Sheridans ausgezeichnete Gewalt über die Sprache und seine Gabe, sich über alles ohne die geringste sichtbare Anstrengung zu verbreiten, veranlaßte, daß er im Jahre 1780 zum Parlamentsglied erwählt wurde. Bald zeigte er sich als einen gewandten Redner und gehörte nebst seinem Freunde Fox zu den berühmtesten Oppositionsgliedern. Unter dem kurzen Ministerium des Marquis von Rockingham war er 1782 einige Zeit Unterstaatssecretär für das nördliche Departement. Mit Rockinghams Nachfolger, dem Lord Shelburne, trat nun Pitt, als Kanzler der Schatzkammer, zuerst auf. Gar bald ward dieser gewahr, welchen Gegner er an Sheridan zu bekämpfen haben würde. Gleich in den ersten Debatten wurde (der damals 24jährige) Pitt heftig, erlaubte sich einige schneidende Anspielungen auf Sheridans Stand und dramatische Arbeiten und, während er ihm über seine Talente in jener Sphäre viel Schmeichelhaftes sagte, bemerkte er, daß das Parlament der Ort nicht sey, wo er dergleichen anbringen könne. Sheridan erwiderte: „er danke dem Herrn Pitt für die seinen Gaben gehaltene Lobrede, und, sobald er wieder eine dramatische Arbeit unternehme, werde er sich zunächst an eine verbesserte Bearbeitung von Ben Jonson's zornigem Knaben in dessen Alchymisten machen.“ Diese sarkastische Bemerkung erregte das laute Gelächter des ganzen Hauses, und Pitt, der lange Zeit den ihm dadurch gewordenen Bei-

einen unsterblichen Theil desjenigen, der zu früh starb. — Aber klein ist dieser Theil des wunderbaren Ganzen, dieser schimmernde Ausschnitt einer alles umkreisenden Seele, die alles umfaßte, es zu erheitern, es zu durchdringen, alles erleuchtete, es zu erfreuen oder zu erbleichen. Von der zauberdurchdrungenen Rathsversammlung bis zum festlichen Mahle hin war er der unumschränkte Gebieter menschlicher Gefühle, in dessen Lob die höchsten Stimmen wetteiferten, die gefeiertsten, die stolzesten, die sein Lob zu ihrem Stolz machten. Als das lauteste Geschrei des mit Füßen getretenen Hindostan sich in seiner Berufung von den Menschen zu dem Himmel erhob, war sein der Donner, sein die rächende Geisel, sein das Zürnen, sein die von Gott gesandte Stimme, welche die Völker durch seine Lippen erschütterte und immer strahlender aufglänzte, bis die besiegte Volksversammlung erbebte, indem sie lobte.

Und hier, ach, hier, wo noch ganz jung und warm die frohe Schöpfung seines Geistes zaubernd waltet, der unerreichte Dialog, der nie ersterbende Witz, der es nicht weiß, was es heißt, laß zu werden, die glühenden Bilder frisch vom Leben entnommen, welche die Wahrheit dem Herzen, dem sie entsprang, heimbringen, diese Wundergeschöpfe seiner Phantasie, eine Lebensfülle, gezaubert durch das Machtgebot seiner Gedanken; — hier, in ihrer ersten Wohnung, könnt ihr ihnen fortwährend begegnen, jezt noch schimmernd von den Farben seiner Prometheus-Glut, einem Wetterleuchten von dem Lichte früherer Tage, welches noch immer den Glanz seiner Sonnenscheibe verräth.

Sollten hier Herzen schlagen, denen das beklagenswerthe Ergebniß strauchelnder Weisheit ein niedriges Vergnügen gewährt, Menschen, die da frohlocken, wenn eine Seele von himmlischem Ton einen Mißklang in der Harmonie giebt, die als ihr Eigenthum geschaffen war, — laßt sie inne halten. Sie wissen es wahrlich nicht, daß, was ihnen Fehler scheint, ein Unglück ist. Hart ist das Loos des Mannes, auf den die Welt ihre Blicke heftet, ihn zu verkleinern oder zu preisen. Die Ruhe verweigert seinem Namen ihr Requiem, und die Thorheit findet Gefallen an dem Märtyrthum des Ruhmes. Der geheime Feind, dessen schlaflose Augen Schildwache stehen als Ankläger, als Richter, als verrathende Späher; der Verfolger — der Thor — der Eifersüchtige — der Eitle — der Neidische, der nur zu Athem kommt bei Anderer Pein — scheuet diesen Troß! Er schwelgt in Wonne, den Mann zu beflecken, der den Pfad des Ruhmes bis zum Grabe verfolgt, — bewacht jeden Fehler, dem das kühne Genie halb die Feuerglut verdankt, die seine Geburt verliehn, — verdreht die Wahrheit, häuft Lügen auf Lügen, und thürmt die Pyramide der Verläumdung auf. So ist sein Loos gefallen.

Wenn zu diesem die hagere Armuth mit tiefem Siechthum in Bund tritt, wenn der erhabene Geist

---

namen behielt, hütete sich fortan vor dem Uebermuth ähnlicher Anspielungen gegen ihn.

Im J. 1783 trat Sheridan mit Rich. Burke, als Secretär der Schatzkammer, ins Ministerium, gerieth aber, nach acht Monaten schon, wieder in die Opposition. — Um diese Zeit starb plözlich Maria Linley, die Schwester seiner Gattin, und dies Ereigniß, das in dem Augenblick erfolgte, als sie Händels herrliche Arie: „ich weiß, daß mein Erlöser lebt," sang, machte auf Mrs. Sheridan einen tiefen Eindruck, diesen sprach sie aus in einer gefühlvollen Elegie, ausgezeichnet durch Sprache und Gedanken vor vielen ähnlichen Gedichten.

In seinem höchsten Glanze zeigte sich Sheridan als Parlamentsredner, unter andern in dem bekannten Prozeß gegen den Generalgouverneur von Indien, Warren Hastings (1787) und seine deßfallsigen Vorträge bleiben in den Analen der Beredsamkeit ewig merkwürdig. Der Andrang des Publikums war dabei jedesmal so groß, daß schon um 8 Uhr Morgens alle Zugänge des Hauses mit Personen vom ersten Rang angefüllt waren, worunter sich Pärinnen im Staatsanzuge befanden, welche über anderthalb Stunden unter freiem Himmel zubrachten, bis die Thüren geöffnet wurden. Eine dieser Reden ist es, auf welche Lord Byron oben anspielt. Sie dauerte sechsthalb Stunden, während welcher S. alles anwendete, was dem menschlichen Geiste hinreißendes zu Gebote steht. Wirklich gelang ihm dies in einem so außerordentlichen Grade, daß, als er nach Beendigung der Rede sich niedersetzte, das ganze Haus unwillkührlich in einen lauten Beifallsjubel ausbrach, und selbst Pitt nicht zu antworten, sondern nur zu bitten vermogte, nur den Tag nicht zu richten, worauf denn der Beschluß gefaßt wurde, das Haus zu vertagen, damit die Mitglieder wieder zu sich selbst kommen könnten. Burke erklärte diese Rede für das wunderbarste Meisterstück der Beredsamkeit, Gründlichkeit und des Witzes, das es je gegeben; Fox sagte laut: daß alles, was er je gehört oder gelesen, damit verglichen, zu einem Nichts würde, und Pitt selbst soll gestanden haben: Die Rede habe alles übertroffen, was die Beredsamkeit älterer und neuerer Zeiten aufzuweisen habe, und alles enthalten, was Genie oder Kunst nur an die Hand geben könne, das menschliche Gemüth zu bewegen und zu lenken.

Die Ereignisse der französ. Revolution veranlaßten eine Reihe ausgezeichneter Parlamentsreden Sheridans. Seine früheren politischen Ansichten zu Gunsten derselben nahm er jedoch in späterer Zeit größtentheils zurück. Er gesteht diese Aenderung selbst in einer Rede, die er nach dem Frieden von Amiens im Parlament hielt. Darin schilderte er mit hinreißender Beredsamkeit und den stärksten Farben die eigentlichen Absichten Bonaparte's, wie er durch allgemein aufgestellte menschenfreundliche Grundsätze, an welche er selbst nicht glaube, die Klügeren zu berücken suche, und wie sein ganzes Treiben nur dahin gerichtet sey, auch England, gleich den übrigen schon unterworfenen Ländern, zu unterjochen. „Mit Bedauern (fügt er hinzu) sehe er sich genöthigt zu erklären, daß seine Ansicht in diesem Falle von der seines Freundes Fox gänzlich abweiche; denn obgleich er, wie dieser, wünsche, daß man den Krieg vermeiden möge; so sey er doch nicht mit ihm

es vergessen muß, daß er wie Adler zu steigen geboren war, und sich beugen muß, mit dem Mangel an seiner Thüre zu kämpfen, Unwürdigkeiten zu verschmerzen und von Angesicht zu Angesicht dem zürnenden Geiz zu begegnen, mit dem Mißgeschick zu ringen, und für seine Hoffnung nur die erneuerte Liebkosung und die Schlangenschmiegung fernerer Treulosigkeit zu finden, — wenn so die Uebel sich gestalten, die den Menschen bestürmen, was Wunder, daß auch der Mächtigste sinkt. Die Brust, der alle Stärke des Gefühls gegeben ist, birgt ein electrisches Herz, voll in sich von dem Feuer des Himmels. Wird es düster, durch rauhe Reibungen im Innern zerrissen, von Gewölk umgeben und vom Wirbel weiter getragen, so streift es über die niedere Atmosphäre, nährt Gedanken, die sich in Donner verwandlen, sengen und bersten. Aber fern von uns und unserer mimischen Scene sollen solche Dinge seyn, wenn sie je vorhanden waren. Unser sey der edlere Wunsch, die liebreichere Aufgabe, den Tribut zu zollen, den der Ruhm zu fordern nicht bedarf, zu trauern über den verschwundenen Strahl und auch unsere kleine Spende des Lobes der Zahlung eines langen Vergnügens hinzuzufügen.

Ihr Redner, die ihr noch unsere Versammlungen ziert, trauert über den Veteran in Eurem Felde, den würdigen Nebenbuhler der wunderbaren Drei*), dessen Worte Funken der Unsterblichkeit waren! Ihr Barden, denen der Bühne Muse lieb ist, er war Euer Meister, ahmt ihm hier nach! Ihr Männer des Witzes und des geselligen Zaubers, er war Euer Bruder, tragt seine Asche von hinnen! So lange Kräfte des Geistes von fast gränzenlosem Umfang, so vollendet in ihrer Art als mannigfaltig in ihrer Wechselwirkung, so lange Beredsamkeit, Witz, Dichtkunst und die Freude — diese bescheidene Ausgleicherin irdischer Sorgen — in der Seele fortwirken; so lange wir den Sinn behalten, stolz zu seyn auf den hocherhabenen Vorzug des Verdienstes, — so lange werden wir seines gleichen suchen — lange vergebens, — und werden uns zu allem demjenigen wenden, welches von ihm uns verbleibt, seufzend, daß die Natur nur Einen solchen Menschen bildete und die Form zerbrach, in welcher sie unsern Sheridan gestaltete.

*) Pitt, Burke und Fox.

über die Mittel einig, und deshalb der Meynung, daß Bonaparte's Beispiel nur dazu da sey, um die Völker zur Einigkeit zu führen. — Gleiche Gesinnungen athmete die letzte, 1812 von ihm gehaltene Parlamentsrede, worin er die Minister, wegen Nichtannahme der von Frankreich gemachten Friedensvorschläge, vertheidigte. Er nahm darin Gelegenheit, seine Ansicht von Bonaparte's Charakter zu entwickeln, entwarf ein treffendes Bild von ihm, und schloß, nachdem er zu einem mannhaften Widerstande ermahnt, mit diesen Worten: „aber sollten wir fallen, und nach unserm Fall ein unpartheyischer Geschichtschreiber aufstehen, so werden seine Worte seyn müssen: England fiel, und mit ihm die festeste Stütze für das Wohl der Menschheit, nicht nur die für seine Macht, seinen Ruhm, seine Ehre und Freiheit allein, sondern auch für die der ganzen gesitteten Welt!"

Sheridan starb am 7. July 1816 in seinem 65sten Jahre, in der größten Dürftigkeit, womit er schon lange zu kämpfen hatte. Die letzten Jahre seines Lebens glichen einem trüben Abend nach einem, wenn nicht wolkenfreien, doch oft von Sonnenblicken erleuchteten Tage. Seine Vermögensumstände waren so zerrüttet, daß ein Verhaftbefehl, der zur letzten Zeit seines Lebens von seinen Gläubigern ausgewirkt worden, nur dadurch unvollzogen blieb, daß die Aerzte bescheinigten, er liege auf den Tod darnieder.

Sein Leichenbegängniß war ehrenvoll und dem Range eines so ausgezeichneten Mannes angemessen. In dem zahlreichen Trauergefolge befanden sich die Herzöge von York und Sussex, so wie mehrere vom ersten Adel. Die Zipfel des Leichentuches wurden von dem Herzog v. Bedford, dem Grafen Mulgrave, Lord Holland, dem Grafen Lauderdale, dem Bischof von London und dem Lord Robert Spencer getragen. Seine Reste wurden in der Westminster-Abtei neben den Gebeinen Addisons, Garriks und Cumberlands beigesetzt. Lord Byron fertigte die vorstehende, so berühmt gewordene Gedächtnißrede auf ihn.

Die Sängerin Mara

kam zu Cassel in Jahre 1750 zur Welt, und widmete sich in ihren frühesten Jahren dem Studium der Violine, die sie als Kind in England spielte, verließ aber dies Instrument, und ward eine Sängerin. Ihr erster Singmeister war ein alter Mann, Namens Paradisi, und schon mit 14 Jahren sang sie vor dem englischen Hofe mit dem größten Erfolge.

Im Jahr 1765 reiste sie nach Cassel zurück, und von da im folgenden Jahre nach Leipzig, wo sie, in den dortigen Concerten, bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, und unter Hillers Anleitung sich noch mehr ausbildete. Im Jahr 1770 wurde sie nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher gegen deutsche Sänger und Sängerinnen eingenommen war, erwartete jedoch von ihrem Gesang so wenig, daß er solche nur im Nebenzimmer anzuhören willens war. Kaum aber hatte sie begonnen, als der König heraustrat, ihr immer mehr, und bald bis an ihren Stuhl sich näherte, nach geendigter Arie ihren Gesang laut und lebhaft lobte, und sie mit einem ansehnlichen Gehalt engagirte. — Sie lebte hier zehn Jahre und besuchte dann, nachdem sie mit Mühe und nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihre Entlassung erhalten hatte, Neapel.

Obschon man sagt, daß ihre erste Neigung sie zu Bravourgesängen hinzog, wurde doch ihre Intonation durch unausgesetzte Uebungen in breiten Noten festgestellt. Wir wissen aus ihrem eigenen Munde, daß Gründlichkeit des Gesangs, reiner Vortrag und bestimmte Intonation ihr immerwährendes Studium, und derjenige Theil ihrer Kunstleistungen war, auf den sie selbst den meisten Werth legte.

Die Italiener sagen: wer eine schöne Stimme hat, besitzt von hundert Erfodernissen eines Sängers neun und neunzig. Madame Mara hatte gewiß diese neun und neunzig in jenem einem. Der Umfang ihrer Stimme war vom tiefen Sopran C bis zum hohen E, und alle ihre Töne waren gleich und stark. Das hundertste Erfoderniß aber besaß sie in einem hohen Grade durch die Gabe, alles in möglichster Größe und Erhabenheit aufzufassen. Die Critik der früheren Zeit stellte sie über die Cuzoni und Faustina, und über alle ihre Vorgängerinnen. In unsern Tagen haben wir die Billington und Catalani gehört, und glauben, daß in Majestät und Wahrheit des Ausdrucks (welches Wort all' die vorzüglichsten Gaben und Erfodernisse der Vocalmusik in sich faßt) die Mara stets die Oberhand behalte. Von ihr leiten wir alles her, was in Rücksicht des großen Styls im Gesange gelernt worden ist und vielleicht gelernt werden kann. Das Andenken ihres Vortrags von Händels erhabenem: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," ist eben so unsterblich als die Arie selbst. So oft wir diese Arie seitdem singen hörten, fanden wir nie auch nur eine Annäherung an jene einfache Majestät der Mara; dieser Arie allein verdankt sie ihren höchsten Ruhm, und Jene, welche sie nicht gehört haben, und sich ein richtiges Bild ihres Gesanges entwerfen wollen, müssen sich eine Sängerin vorstellen, mächtig des treuesten Ausdrucks der seelenvollen Worte und der nicht minderseelenvollen Musik dieser erhabensten aller möglichen Compositionen.

Doch Mara war voll Empfindung, all ihr Beginnen war auf das Herz gerichtet, und immer blieb sie der Natur und dem Gefühle treu. Ihr Ton, schon an sich selbst rein, angenehm, reich und kraftvoll, entlehnte all seine verschiedenen Farben von dem leidenschaftlichen Sinn der Worte, und wenn er vielleicht nicht so süß und klar als jener der Billington, nicht so voll und kräftig als jener der Catalani war, so war er doch stets die rührendste Sprache der Seele. — Die Herrschaft über die Gemüther war es, worin Mara ihren Ruhm sezte. Die Kunst, zu überraschen, ließ sie Andern, begnügte sich weise mit einem anscheinend (aber nicht wirklich) untergeordneten Style, und wählte so die echte Größe zu ihrem Theil.

Sie war tief in die Wissenschaft der Musik eingedrungen, und ihre Leichtigkeit im Notenlesen war erstaunlich. Wahrhaft groß war Mara's Vortrag; und wenn er auch, in materieller Rücksicht, von der Beweglichkeit der gegenwärtigen Singart verschieden war, kann man ihn für wahrer, netter, richtiger erklären, insofern er weniger geziert und ausschweifend war, und sich von dem vornehmsten Ziele der Singkunst, dem Ausdrucke, weniger entfernte. Mara's Tonläufe schienen stets einen Sinn zu enthalten; sie waren vocal, nicht instrumental, hatten Licht und Schatten, Abwechselung des Tons, und flossen bald langsamer, bald schneller dahin, mit dem in der Arie herrschenden Gefühle übereinstimmend, das sie zu theilen schienen. Dieselbe Eigenschaft hatte auch ihr offener, reiner Triller. Weder in ihren Verzierungen, noch in ihren Cadenzen verlor sie die Charakteristik des Sinnes und der Melodie aus den Augen. Sie war wechselsweise majestätisch, zärtlich, pathetisch oder elegant, aber immer eines oder das andere, — nicht eine unnütze Note wurde gesungen! — Jede Art von Verzierung hielt sie dem großen Zwecke untergeordnet, durch Vereinigung des Textes und der Musik auf das Gefühl des Zuhörers zu wirken. Treu diesem Grundsatze, fragte Mara, wenn Jemand die Kehl-Beweglichkeit einer Sängerinn rühmte: „Kann sie sechs ganze Noten singen?"

Wir glauben, daß der Mad. Mara der oberste Platz unter Künstlern ihres Faches gebühre, denn in Majestät, Einfachheit, Grazie, Zartheit und Pathos, den ersten Erfordernissen der Kunst, den Elementen des großen Styls, hat sie alle ihre Mitwerber weit übertroffen. Sie gab Händels Compositionen ihre natürliche Größe und Wirkung, welches nach unserer Meinung der höchste Grad des Lobes ist, den man einem Sänger geben kann. „Händel ist langweilig," sagen die musikalischen Modekrämer unserer Tage. Milton würde aus dem Munde eines Lesers, der nur etwas mehr als mittelmäßig wäre, unerträglich langweilig seyn. Die Wahrheit ist, daß, um solche Waffen zu führen, die Kraft eines Giganten erfodert wird. Mara besaß diese vom Himmel verliehene Kraft. In Händels Werken gründete ihr heller Verstand sein Reich, und nahm sich alle Macht ihrer Stimme und alle Schätze ihres Wissens zu Hülfe. Hier behauptet sie ihren Thron in ungetrübter Majestät, und pranget ohne Nebenbuhler in all ihrer Würde.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 43. Sonntag, 2. Juny 1822.

Romanze.

Zog ein Jüngling über Feld,
Wollt' zur Liebsten wandern,
Glimmten Stern' am Himmelszelt,
Einer nach dem Andern.

Las die Seele sehnsuchtkrank
In den gold'nen Zügen,
Alle sagten: Sey nicht bang',
Sterne nimmer lügen.

Stand in Osten zart und klar
Sternenschrift geschrieben:
„In der Ferne wunderbar
Bist mir noch geblieben."

Und in Süden flammt es mild:
„Selig walten Sonnen,
Strahl ist milde, Gluth ist wild,
Bleib in Lichtes Wonnen."

Rosumkränzt in Westen stand
Trostreich Wort geschrieben:
„Treues Herz und reines Band
Will der Himmel lieben."

Und in Norden einsam glüht
Stern, noch halb verborgen:
„Dunkle Nachtblum ist verblüht,
Ihre Frucht der Morgen!"

Ost und Süden, West und Nord
Still verheißend blickten
In das bange Herz sofort,
Himmlisches erquickten.

Und von fern ein Hüttchen klein
Schaut des Waldes Dunkeln,
Mit des Lämpchens Silberschein,
Heil dem süßen Funkeln!

Näher! näher! Holde Braut
Sitzt beim Amselscheine,
Von der Augen Sternlein thaut
Perl an Perle reine.

Was in Ost, Süd, West und Nord
Stand zerstreut in Fernen,
Sagt ein einzig Himmelswort
Aus zwei goldnen Sternen.

Süßer Himmel meiner Brust,
Sprach der Jüngling trunken,
Als sein Leben, seine Lust
An sein Herz gesunken:

Wunderholdes Augenpaar,
Reine Himmelsbläue,
Sey mein Sternbild immerdar,
Heiße: Lieb' und Treue!

Lieb' und Treue bleiben licht,
Wenn die Sterne dunkeln,
Lieb' und Treue wanken nicht,
Selig, wem sie funkeln!

Helmine.

Fünf Tage aus dem Leben eines Schauspielers.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

(von Fr. Rollberg.)

Erstes Capitel.

Montag.

Es war an einem heitern Novembertage des Jahres 1806, als der Schauspieler — Edon mag er heißen — in Hannover aus dem Thore ging, das auf die Straße nach Celle führt. Ein plötzlicher Verdruß mit dem Direktor der reisenden Truppe, die dort Vorstellungen gab, und deren Mitglied er gewesen war, hatte mit dessen Bewilligung seine augenblickliche Entfernung veranlaßt. Ermuntert durch die ihm früher schon gewordene Aussicht, nach zwei in Hamburg zu gebenden Gastrollen, dort eine gute Anstellung zu finden, besorgte er rasch seine kleinen Angelegenheiten, und entschloß sich aus mehreren Gründen, — unter welchen seine in fünf Thalern bestehende Reisekasse der vollwich-

tigste war, — die Reise nach Hamburg per pedes Apostolorum zu machen. In einem einfachen, eben nicht winterlichen Anzuge, mit einer Reisetasche von Seehundsfell über der Schulter, und einem kurzen Säbel an der Seite, den er bei seiner, zwar nicht empfindsamen, aber einsamen Reise durch die Lüneburger Haide, nöthig zu haben glaubte, wanderte er, in Erwartung der Dinge die da kommen würden, wohlgemuth auf der ziemlich gebahnten Chaussee nach Celle, das er am heutigen Tage noch zu erreichen hoffte. Allein, trotz eines forcirten Duplirschrittes, schien es doch als ob er diesen Vorsatz aufgeben müsse. Er war spät ausgewandert, der kurze Novembertag neigte sich zu Ende, und noch beinahe zwei Meilen waren zurückzulegen, bevor der Ermüdete sich der angenehmen Hoffnung überlassen durfte, in einem guten Gasthofe Erquickung, und die nöthige Ruhe und Erholung zur Fortsetzung seiner Reise zu finden. Da hörte er hinter sich das schmetternde Horn eines Postillions, der, ihm immer näher kommend, die Melodie; „Freut euch des Lebens" blies; und der Gedanke, irgend ein bequem reisender, humaner Mann, werde sich ein Vergnügen daraus machen, ein wanderndes Kunstgenie in seinem Phaeton aufzunehmen, belebte seine Phantasie mit wohlthuenden Bildern. Schon suchte er die gewähltesten Worte hervor, mit welchen er dem fahrenden Mäcen Herz und Geist zu rühren gedachte, und blieb hoch erfreut über das im Gedächtniß entworfene rhetorische Meisterstück, erwartungsvoll an einen Baum gelehnt stehen, um den Wagen ganz nahe kommen zu lassen, als die zermalmende Hand des feindlichen Schicksals seinen Hoffnungen den Todesstoß gab. Die erwartete glänzende Equipage trat aus dem Halbdunkel der einbrechenden Nacht in Gestalt einer zweiräderigen Briefpost vor das Auge des Entgeisterten, und vergebens bemühte sich sein Scharfblick, irgend ein winziges Plätzchen aufzufinden, das etwa neben dem Postillion noch leer sey, und den Ermüdeten aufnehmen könne. Der kleine Raum dieses Diminutivums eines Pariser Kabriolets, wurde ganz von dem blasenden Individuum ausgefüllt, welches, den Herrn, Kutscher und Bedienten der erträumten Equipage in einer Person vereinigte. Da fiel sein Blick auf das vorne festgeschnallte Briefcelleisen welches er in diesem Momente dem schönsten türkischen Sopha verglich. „Halt! Schwager!" rief Edon, und das leichte Fuhrwerk stand. Die mühsam verfertigte poetische Anrede für den früher ersehnten vornehmen Reisenden schnell in die jezt nothwendig gewordene Postillionsprosa verwandelnd, suchte Edon, theils durch den Klang zweier Viergroschenstücke, den Tonsinn des musikalischen Roßbändigers rege zu machen, und siehe da, es gelang den Doppeltönen des Mundes und Metalls ihn zur Aufnahme zu bewegen. „Wer kein Pferde hat muß mit Ochsen pflügen," dachte Edon, als er sich gerade vor dem Postillion mühsam auf das Felleisen postirt hatte, und da dieser, in Verbindung mit einigen kernigen Flüchen, den Peitschenhafer nicht sparte, so zog die schon bejahrte, aber durch dieses Futter angespornte Rosinante, den reisenden Kunstjünger und seinen musikalischen Führer, zwar unter grimmigen Stößen, aber doch ziemlich schnell vor den Gasthof zum goldnen Engel in Celle, in dessen schlechtem Konterfei über der Hausthüre, der halb geräderte, hungrige und durstige Musensohn, jezt den lieblichsten Schutzgeist seines Daseyns erblickte. Vermuthlich hatte der vor dem Hause haltende Wagen und der wohlbekannte Ton des Posthorns in dem Besitzer des Gasthofes, Herrn Preller, die angenehme Hoffnung erregt, irgend einen reichen, mit Extrapost reisenden, jezt bei ihm einkehrenden Passagier, noch im Laufe dieser Nacht beweisen zu können, daß er seinem Namen durch seine Handlungsweise Ehre mache; denn kaum hatte Edon die Klingel an der Hausthüre gezogen, als Herr Preller, in Begleitung zweier dienstbaren Geister, mit großen Armleuchtern versehen, dieselbe öffnete, um den hohen Reisenden persönlich zu empfangen. Aber wer beschreibt das staunende Erschrecken der drei versteinerten Gestalten, deren Blicke die gehoffte, mit Koffern bespickte Extrapost suchten, und jezt dem leicht dahin rollenden zweiräderigen Karren nachstarrten, der ihnen statt des erwarteten, reichlich zahlenden deutschen Barons, französischen Grafen, oder englischen Lords, einen simpeln Fußgänger in's Haus geführt hatte. „Wer ist der Herr? was will der Herr? hat der Herr einen Paß?" Diese drei Fragen stürmten auf einmal aus dem Munde des getäuschten Gastwirths, dessen Augen jezt, einem Zollvisitator gleich, prüfend über Edons Gestalt hinflogen, und verächtlich lächelnd auf der winzigen Reisetasche hängen blieben; allein das Klirren des Säbels, an welchen Edon in diesem Augenblicke zufällig griff, entlockte dem groben Gesellen plötzlich den höflichen Nachsatz: „denn ohne Paß dürfen wir Niemand aufnehmen." — „Meinen Paß sollen der Herr gleich erhalten," sprach Edon in des Gastwirths Manier und suchte den ganzen Vorrath seines vornehmen Anstandes hervor, mit welchem er vor drei Tagen den Graf Eßlingen in Kotzebues Stricknadeln dargestellt hatte, „jezt aber bedarf ich vor allen Dingen ein warmes Zimmer, ein gutes Abendbrod und ein reinliches Bett." — „Belieben nur hinauf zu spazieren, sollen gleich bedient werden," erwiederte

das Sie vermeidend, Herr Preller, und befahl dem Kellner den Herrn in Nr. 7. zu führen. „Wenn diese verhängnißvolle Zahl nur nicht zur schlimmen Vorbedeutung für den Erfolg Deiner Reise wird," dachte Edon im Hinaufsteigen, und betrat mit sonderbaren Ahnungen das kleine aber freundliche Stübchen. Hier übergab er dem Kellner seinen Paß, befahl demselben ihn Morgen um 6 Uhr zu wecken, bestellte, eingedenk seiner Reisekasse und des Gastwirths Namen, ein frugales Nachtessen, und entschlief, nachdem er sich durch den Genuß desselben erquickt hatte, in dem weichen Bette des erwärmten Zimmers, unter lieblichen Träumen einer frohen Zukunft.

Zweites Capitel.

Dienstag.

Zum drittenmal rüttelte am andern Morgen des Kellners unsanfte Hand den schlaftrunkenen Edon, der sich kaum zu ermuntern vermochte, und nur mühsam das weiche Lager verließ. Aber wie ward ihm, als er an's Fenster trat und in die stürmende Natur blickte. Das gestrige freundliche Herbstwetter hatte sich über Nacht in einen Wintersturm verwandelt. Ein heulender Nordwind schlug die aus den Wolken herabstürzenden Schnee- und Hagelmassen gewaltsam gegen die Fenster seines Stübchens, und überzeugte ihn von der Unmöglichkeit die Reise in solchem Wetter zu Fuße fortsetzen zu können. Mißmuthig kleidete er sich an, und ging, grollend über diesen Unfall, in die große Wirthsstube hinab. Wohlgemuth schlürfte Herr Preller hier seinen Kaffee zur dampfenden Morgenpfeife, und rückte kaum das sammetne Käppchen auf Edons düsteren Morgengruß. Die Frage: was nun zu thun sey? drängte sich dem Verstimmten eben so schnell auf, als es ihm unmöglich wurde, sie zu beantworten. In diesem Wetter auf dem ungebahnten Moorgrunde der Lüneburger Haide, wo meilenweit kein Zufluchtsort zu finden ist, zu Fuße weiter zu reisen, wäre eine Tollheit gewesen; einen verdeckten Wagen zu miethen, erlaubte seine Kasse nicht, und der längere Aufenthalt in Herrn Prellers Hause, schien diese ebenfalls mit einem gänzlichen Ruin zu bedrohen. Aus zwei Uebeln immer das kleinste zu wählen, soll nicht immer leicht seyn, hier standen drei vor dem Blicke des armen Edon, deren jedes das andere in seiner Lage an Riesengröße überbot. Indeß mußte ein Entschluß gefaßt werden, und mit seinem gewinnendsten Tone erkundigte sich Edon nach dem Preise eines bedeckten Wagens hier im Orte, bei Herrn Preller. „Je nun," sprach dieser, „für drei Thaler lasse ich den Herrn durch meinen Peter schon bis Bergen, drittehalb Meilen von hier fahren, denn bis Soltau heute zu kommen, ist bei dem aufgeweichten Moorgrunde unmöglich; aber die Fuhre muß vorausbezahlt werden," setzte er schnell hinzu, indem er sich wahrscheinlich der kleinen Reisetasche des Fragenden erinnerte. „Drei Thaler!" seufzte Edon im Stillen, und sah im nächsten Augenblicke die Unanwendbarkeit dieses Hülfsmittels ein, denn in Verbindung mit der noch zu zahlenden Zeche würde er bei dieser Ausgabe unstreitig auf den leeren Boden seiner kleinen, mit Perlen gestickten Geldbörse gegriffen haben. Und was dann? Nein! es war und blieb unmöglich, und so entschloß er sich, hoffend, ein heiterer Himmel werde ihm Morgen entgegen lächeln, diesen Tag hier noch zu verweilen, und die größte Sparsamkeit walten zu lassen. Den Anfang der Ausführung dieses löblichen Vorsatzes machte er mit der Versagung des ihm sonst unentbehrlichen Morgencaffees, und foderte statt dessen seine Rechnung und ein Glas Wasser. „Wasser für den Herrn," rief Herr Preller mit einem satyrischen Lächeln dem Kellner zu, und ergriff ein Stück Kreide, dessen Größe hingereicht haben würde, einem feindlichen Armeecorps von zehntausend Mann die Zeche zu machen. Seine Billigkeit und Redlichkeit während der Specification derselben unaufhörlich rühmend, zog er endlich das Facit, das, wie Edon mit Erstaunen bemerkte, einen Thaler sechszehn Groschen und vier Pfennige betrug. Verdrießlich zahlte er die Summe, und stieg wieder in sein Stübchen hinauf um an der Rolle des Carl Ruf in der Schachmaschine zu studiren, die er zu seinem ersten Debut in Hamburg gewählt hatte. Mechanisch ergriff er sie, blätterte dankenlos darin umher, und traf gerade auf die Stelle, wo Carl Ruf zu seinem Freund dem Assessor Salden sagt: „Ich habe noch sieben und zwanzig Ducaten, das ist mein ganzer Reichthum!" „Ach! hätt' ich sie, seufzte Edon, von der schmerzlichen Gewißheit überzeugt, daß nicht so viel Viergroschenstücke sein waren, und warf unmuthig das Lügenblatt auf den Tisch. „Ueber die verdammte Ungleichheit in der Welt," rief er nach einer Pause mit Carl Moor aus, und schritt stürmisch durch das Zimmer, aber alle Tiraden sämmtlicher Lust-, Schau-, Trauerspiel- und Operndichter änderten nun einmal seine Lage nicht.

Stunde schlug auf Stunde, das Wetter tobte fort; endlich! endlich! beim zwölften Glockenschlag schien der Zorn des Himmels sich zu legen. Die Sonne brach matt aus dem grauen Gewölk hervor, hie und da zeigte sich ein blauer Streif an dem verhüllten Horizonte, der Wind heulte wohl

noch, aber aus einer andern Himmelsgegend kommend, schien er wohlthätig die schnee- und hagelschwangeren Wolken auseinander zu treiben; und mit dem Schlage Eine, wo die Sonne am ziemlich entwölkten Himmel wieder heiter lächelte, trat Edon reisefertig aus der Hausthüre, um heute noch Bergen zu erreichen. Eine starke Stunde mochte er zurückgelegt haben, als der bisher wehende Ostwind sich zu wenden schien. Schneidend fing er an aus Norden zu blasen, und trieb schwarze Wolken dem Wandernden entgegen. Furchtsam floh die bleich schimmernde Sonne vor ihrem Feinde, und einzeln herabfallende Schneeflocken kündigten die Wiederkehr des vorigen bösen Wetters an. In einer Viertelstunde hatte es den armen Edon erreicht. Ein dichtes Schneegestöber hüllte alle Gegenstände in undurchdringliche Dämmerung, und Edons Nase traf oft ziemlich unsanft auf die in dieser Gegend hie und da zerstreut stehenden Bäume. Immer reichlicher fiel der mit Hagel gemischte Schnee, und nach einer halben Stunde hätte der arme Kunstjünger das leibhafte Conterfei eines jagenden Verwiesenen auf Kamtschatka in Kotzebues Graf Beniowsky, nach der Natur repräsentiren können. Mit möglichster Eile schritt Edon vorwärts, um sobald wie möglich ein Obdach zu erreichen, — aber vergebens. In dieser unwirthbaren Einöde, wo die kleinste Bretterhütte in diesem Augenblicke den schönsten Pallast in Hamburg aufgewogen hätte, war vor der Ankunft in Bergen kein Schutz gegen die stürmende Natur zu erwarten. Schon fing der Abend an hereinzubrechen, und der vor Sturm und Wetter Erschöpfte hatte seiner Rechnung nach, noch beinahe die Hälfte des Weges zurück zu legen. Sein Mißgeschick verwünschend verglich er jetzt das gestern ihm miserabel dünkende Fuhrwerk dem Phaeton des Sonnengottes, als eine Extrapost an ihm vorüber den Weg nach Celle zujagte. (Forts. folgt)

Dreisylbige Charade.

O ihr zwei ersten, wie leicht beweg' ich für euch meine Lippen
Wenn mir ein lästiger Gast endlich die Freiheit nun schenkt!
Doch wie ganz anders mein Sinn, und wie wehmuthsvoll meine Seele
Wenn mir ein scheidender Freund trauernd dies Wörtchen noch sagt.
Sorge, (so sieh' ich bewegt) o sorge doch stets für Dein Leben,
Trau nicht der Jugend zu viel, tanze mir ja nicht zu oft,
Denn wie leichtlich umweht Dich ein rauhes Lüftchen zur Unzeit
Und Du leidest dann schwer an der letzten der Sylben, die nimmer,
Nimmer ein Arzt noch geheilt, wär er auch selber Galen!
Bist du nicht strenge wie der, den mein ganzes Wörtchen Dir nennet
Sieh' so schreib' ich Dir auch, und Du wirst mir dann gerne verzeihen,
Was zum Verbrechen er macht, steht nur ein Buchstäbchen falsch.

Auflösung der Charade in Nr. 41.

Diebstahl.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Montag, den 27. May. Der Freischütz, Oper in 3. Aufz. von Fried. Kind. Musik von C. M. von Weber. Dem. Canzi sang darin das Aennchen. Der Anschlagszettel benachrichtigte uns heute, daß man es für nöthig befunden, den Eingangspreis zum Parterre von 48 kr. auf fl. 1 zu erhöhen. Ohngeachtet dieser Preiserhöhung und der drückenden Hitze war das Haus überfüllt, wodurch sich die anziehende Kraft der Oper sowohl als auch des gefeierten Gastes sattsam bewährt. Die Vorstellung wurde mit gewohnter Präcision gegeben und gewann sehr durch die veränderte Besetzung zweier Nebenrollen, indem die Parthie des Eremiten — ursprünglich Baß — von Herrn Hassel und jene des Kilian von Herrn Brauer gesungen wurde.

Donnerstag d. 30. Die Entführung, Lustspiel in 3 Aufz. von Jünger. Hierauf: Der gerade Weg der Beste. Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 4. Juny. U. A. w. g., Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: Stille Wasser sind tief. Lustsp. in 1 Aufz.
Mittwoch, den 5. Tancred, Op. (Amenaide Dem. Rothhammer.)
Donnerstag, den 6. Die Entdeckung, Lustsp. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper. Zum Beschluß: Nummer 777.
Samstag, den 8. Ferdinand Cortez, Oper.
Sonntag, den 9. (Zum erstenmale) Die Waise aus Genf, Drama in 3 Aufz.
(Die Benefiz-Vorstellung für Dem. Canzi ist bis zum 24. Juny verschoben worden).

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 44. Donnerstag, 6. Juny 1822.

Aus den Gedichten über Musik.

(Von Tieck.)

Wenn die Ankerstricke brechen,
Denen du so sehr vertraust,
Oft dein Glück so sicher schaust,
Zornig nun die Wogen sprechen, —
O so laß das Schiff den Wogen,
Mast und Segel untergehn,
Laß die Winde zornig wehn,
Bleibe dir nur selbst gewogen,
Von den Tönen fortgezogen,
Wirst du schön're Lande sehn:
Sprache hat dich nur betrogen,
Der Gedanke dich belogen,
Bleibe hier am Ufer stehn.

Fünf Tage aus dem Leben eines Schauspielers.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

(von Fr. Rollberg.)

(Fortsetzung.)

„Warum nicht in umgekehrter Richtung," dachte seufzend Edon, der in seiner gegenwärtigen Lage es nicht verschmäht haben würde, im Nothfalle einen hintenbefestigten Koffer zu besteigen, um nur schneller an's Ziel zu gelangen. Da rollte eine zweite, in wenig Minuten eine dritte, und im Laufe der nächsten halben Stunde die zehnte Extrapost pfeilschnell an ihm vorüber. „Sonderbar," brummte Edon, „die Leute müssen einen kuriosen Gusto oder wichtige Geschäfte haben, um in dieser Jahreszeit, und in solchem Wetter auf Reisen zu gehen;" und die immer dichter auf einander folgenden Wagen brachten den Erstaunten endlich auf die Idee einer fahrenden Völkerwanderung, die in Hamburg, woher einzig Extraposten auf diesem Wege kommen konnten, statt haben müsse. Zwar fing die Wuth des Wetters allmählig an nachzulassen, aber in undurchdringliche Finsterniß hüllte jetzt die einbrechende Nacht den ungebahnten Pfad, auf welchem der durchnäßte Wanderer seine Schritte verdoppelte, um das kleine Dörfchen Bergen zu erreichen das seine Phantasie zu einem Eldorado umschuf. Endlich schimmerte ein matter Lichtstrahl durch die Dunkelheit, und Müllers glänzendes Feuerwerk in Wien versank dagegen in den Augen des Ermüdeten in Nichts. Gänzlich erschöpft langte er vor dem Hause des hier wohnenden Postmeisters an, wo er Obdach und Erquickung zu finden hoffte. Aber welch ein Gewühl! der enge Hofraum, vollgepfropft von Wagen und Pferden, zwischen denen rufende Bediente, scheltende Passagiere und fluchende Postillons umherliefen, bot das treffendste Bild einer verunglückten Civil-Retirade dar. Von der Stiege des einzigen Stockwerks dieses Häuschens hüpften dienende Zofen, die Licht, Essen, Zimmer und Holz begehrten, und in der einzigen geräumigen untern Wirthsstube arbeiteten sich mehr als fünfzig Personen unter einander herum, von denen jeder dem andern das mühsam eroberte Plätzchen an einem der wenigen hier befindlichen Tische zu entreißen bemüht war.

Verzweiflungsvoll sah der arme, triefende, hungrige Edon seine Hoffnung bei diesem Anblicke vereitelt, und indem er durch ein kleines Fensterchen den expedirenden Postmeister in einem Duodez-Kämmerchen gewahrte, trat er jetzt mit der Bitte um Obdach und Erquickung gegen baare Bezahlung, vor diesen hin. Der grämliche alte Herr schien anfangs, mit Geschäften überhäuft, ihm durchaus nicht Rede stehen zu wollen, als aber Edon sich ihm als einen auf einer Fußreise nach Hamburg begriffenen Priester Thaliens und Melpomenens ankündigte, erheiterte sich der Blick des Geschäftigen, der, wie Edon im Laufe des Gesprächs erfuhr, einst der Director eines Privattheaters war, und immer noch mit Vorliebe an den ausübenden Jüngern der dramatischen Kunst hing. Von ihm erfuhr Edon nun auch die Ursache des ihm unerklärlichen Tumultes, in dem sonst ziemlich einsamen Posthause. Die Truppen des korsischen Weltusurpators hatten nämlich Hamburg besetzt, um dieser Stadt alle in ihrem Gefolge gewöhnlich befindlichen Glückseligkeiteiten als Con-

tributionen, Requisitionen, Einquartirung, Douaniers, Gensdarmerie, habsüchtige Commissairs, fluchende Generale, und mehrere Tausend hungrige Mavorssöhne, großmüthig zuzuführen. Alle englischen Waaren sollen confiszirt, die Besitzer derselben gefänglich nach Paris abgeführt werden, und um diesen frohen Aussichten zu entgehen, hatten die begütertsten Einwohner, zeitig von den wohlwollenden Absichten der Besuchenden unterrichtet, ihre transportablen Effekten mit ihrer Person zugleich geflüchtet, und den begehrlichen Gästen es überlassen, selbst die Wirthe in den leeren Häusern zu machen. Die früher angelangten Wagen, die noch vor völligem Einbruche der Nacht Celle zu erreichen hofften, waren schnell wieder von Bergen aufgebrochen, und eben dieselben gewesen, deren Erscheinen Edons Erstaunen bei ihrer Begegnung erregt hatte. Der Rest, dem die spärliche Posthalterei keine frischen Pferde zu liefern vermochte, mußte hier Nachtlager machen, und füllte bei der bedeutenden Passagierzahl jedes leere Plätzchen im Hause und auf dem Hofe. So wenig erfreulich für die Zukunft diese Nachricht dem armen Edon auch klang, so erheischte doch das dringende Bedürfniß der Gegenwart, seine ganze Aufmerksamkeit auf diese zu wenden, um den artistischen Postmeister nochmals um Obdach und Erquickung zu ersuchen. Allein die Unmöglichkeit das Geringste zu erhalten leuchtete ihm ein, als der Postmeister versicherte, daß alle Lebensmittel die das Haus zu liefern vermögend gewesen sey, bereits verzehrt wären, und daß er nebst seinem Schreiber mit Frau und Kind, in dem kaum 8 Fuß im Viereck haltenden Expeditionsstübchen diese Nacht campiren müsse, weil ein reichlich zahlender Passagier seiner Gattin Schlafzimmer im obern Stockwerk in Beschlag genommen habe, und man bei den jetzigen schlechten Zeiten dergleichen seltne Emolumente nicht verschmähen dürfe. Er gab ihm daher den Rath sich nach der, eine Viertelstunde von der Posthalterei entfernten Dorfschenke zu verfügen, wo er wenigstens ein Nachtlager und etwas Nahrung finden würde; bedauerte unendlich einem schätzbaren Kunstgenossen unter den obwaltenden Umständen nicht dienen zu können, und gab diesem zur Bewährung seines guten Willens ihm gerne gefällig zu seyn, einen Stalljungen mit einer Laterne als Führer und Sauvegarde gegen die ungebildeten Dorfhunde mit. Nach einer Viertelstunde war das ersehnte Ziel erreicht, und der mit einem Viergroschenstück belohnte Begleiter empfahl sich mit Erstaunen über die Großmuth des unbekannten Fußgängers. „Gottlob" seufzte Edon, und öffnete die Thüre der Schenkstube. Aber erschrocken über den ihm sich darbietenden Anblick, blieb er einige Sekunden unentschlossen auf der Schwelle stehen, und nur die lang entbehrte, ihm hier wohlthätig entgegenströmende Wärme, konnte den halb Erstarrten bewegen näher zu treten.

In dem ungeheuer großen, in der Mitte von einem starken Pfeiler gestützten Zimmer, brannten nur hin und wieder auf einigen Tischen angezündete Holzspäne statt der sonst üblichen Lichter, und verbreiteten ein grauenvolles Halbdunkel über die theils sitzenden, theils umhergehenden Gestalten, in denen Edon nur nach und nach Fuhrleute, Handwerksburschen, Juden, Postillione und Bauern erkannte, welche, eingehüllt in eine Rauchwolke des schlechtesten Tabacks, theils aßen und tranken, theils mit unscheinbaren, schmutzigen Karten um Bier und Branntewein spielten. Schon wollte er diesen fast unerträglichen Aufenthalt wieder verlassen, als die lautschreiende Stimme seines Magens, die er den ganzen Tag mit Hoffnungen und stoischen Gemeinsprüchen beschwichtigt hatte, ihn erinnerte, daß er nur hier diesen ungestümen Gläubiger zu befriedigen vermöge. Jetzt trat die Wirthin zu ihm, und führte den seltenen wohlgekleideten Gast an das äußerste Ende der Schenkstube, wo an einem mit zwei dünnen Lichtern besetzten Tische die Honoratioren des Dorfes sich gelagert hatten. „Beliebt dem Herrn zu essen?" — Diese aus dem Munde der Wirthin ertönende Frage klang unserm Edon jetzt lieblicher als ein Sonett, und das schnell wiederholte: Ja! Ja! mit dem er die Frage beantwortete, trieb die geschäftige Frau zur eiligen Herbeischaffung eines guten Nachtmahls, das sie dem Herrn zu bereiten versprach. Neugierig betrachtete ein wohlbeleibter, ziemlich gut gekleideter Bauer den seltsamen Passagier, der Tasche und Säbel neben sich auf den Tisch legte und sich zu entkleiden anfing, um seine ganz durchnäßte Garderobe zu trocknen. Das Vollmondsgesicht, vom gewichtigen, auf dem Tische ruhenden Arme unterstützt, den zwei Zoll breiten Zeigefinger an die respektable kirschrothe Nase gelegt, fragte diesen jetzt mit gravitätischer Miene: „Hat der Herr einen Paß?" und Edon, den Schulzen des Dorfes in dem Fragenden vermuthend, überreichte ihm das verlangte Papier. Mit großer Aufmerksamkeit ruhten die obrigkeitlichen Augen bald auf diesem, bald auf Edons Gestalt, der, neben ihm stehend, jetzt einen Blick auf die Schrift warf, und laut zu lachen anfing, als er bemerkte, der Examinator halte das Blatt verkehrt. „Umgedreht Herr Gevatter!" — rief der dem Schulzen zunächst sitzende Gerichtsschreiber, und wendete das Blatt in der Hand des Beschämten um, der den unbe-

rufenen Zurechtweiser mit einem strafenden Blicke durchbohren zu wollen schien. „Alles richtig," — murmelte er, das Papier zurückgebend, und die hinzutretende Wirthin beendigte das komische Intermezzo. Eine reichlich gefüllte Schüssel vor dem Hungrigen hinsetzend, wünschte sie diesem einen guten Appetit, der ihm ohnehin nicht fehlte, und das dargebotene Gericht Schweinefleisch mit Sauerkraut in die delizióseste Hasenpastete verwandelte. Nach der Mahlzeit begehrte Edon von der Wirthin ein gutes Bette, — aber vergebens. Es war weder für Geld noch gute Worte eins zu erhalten, und er mußte sich entschließen, auf einer großen allgemeinen Streu zu campiren, die nach Entfernung der Dorfbewohner für die fremden Gäste bereitet wurde. „Il faut faire bonne mine à mauvais jeu," sprach er zu sich selbst, als man ihm seine Lagerstätte zwischen einem Fuhrmann und einem Handwerksburschen anwies, und warf sich, indem er der unabwendbaren Nothwendigkeit Folge leistete, resignirend auf das schlechte Strohlager. Von den Anstrengungen des Tages erschöpft, schloß ein wohlthätiger Schlummer bald die müden Augen, und der muthwillige Gott der Träume versetzte ihn, den Contrast um so greller zu bilden, im Geiste in den glänzend erhellten Tanzsaal zu B...n, wo er vor zwei Jahren an der Hand der lieblichsten und gewandtesten Tänzerin die Bewunderung der Zuschauer erregt hatte.

Drittes Capitel.

Mittwoch.

Der Tag schimmerte schon ziemlich hell durch die schlechten Fenster der Dorfschenke, als Edon von seinem Lager aufsprang, und sich zur Fortsetzung seiner Reise anschickte. Aber welch ein furchtbarer Schrecken bemächtigte sich seiner, als er, um die Zeche zu zahlen, nach seinem Geldbeutel griff, und diesen nicht fand. Vergeblich wendete er alle Taschen um, — sein ganzes Vermögen, bis auf wenige Groschen, die in seiner Weste steckten, war fort. — Er war sich deutlich bewußt, am vergangenen Abend, kurz vor dem Schlafengehen, dem Knecht des Wirthes, der seine Stiefeln gesäubert hatte, ein Trinkgeld aus diesem Beutel gegeben, und denselben in die Tasche seines Beinkleides gesteckt zu haben. Die Wirthin, der er diesen für ihn jetzt schmerzlichen Verlust mit großer Unruhe anzeigte, war, wie sie versicherte, selbst Zeuge hiervon gewesen, und da sich nach völlig untersuchter Lagerstätte das Verlorene durchaus nicht wieder fand, so gab es keine andere denkbare Möglichkeit des Verlustes, als daß der neben Edon gelegene, eine Stunde früher aufgebrochene Handwerksbursche dem fest Schlafenden den Geldbeutel aus der Tasche gezogen haben müsse; ein Wagestück, welches die herabhangende Schnur desselben wahrscheinlich begünstigt haben mochte. Ein größerer Unfall hätte dem Armen, nach allen schon bisher erlebten, nicht begegnen können, und mit dem bittersten Gefühl über sein unerschöpfliches Mißgeschick bot er dem Wirth ein Kleidungsstück aus seiner Reisetasche, als Pfand für die unbezahlte Zeche an, die er ihm schuldig zu bleiben vor der Hand leider gezwungen war. Aber dieser, weit entfernt den Vorschlag anzunehmen, schien vielmehr darüber entrüstet zu seyn. „Meint der Herr, daß ich kein Christenmensch bin?" fing er, zwar etwas polternd, aber höchst gutmüthig an, — „nee, unser eins weiß auch was Religion ist. Einem armen Reisenden sein bißchen Habseligkeiten zu verkümmern — behüt mich Gott! Ich könnte ja den Sonntag in der Kirche den Herrn Pfarrer auf der Kanzel mit keinem Auge anschauen! — Nee! nee! reis' der Herr mit Gott! Es ist mir leid genug, daß ihm das Unglück bei mir geschehen ist." —, Unter diesen und ähnlichen Aeußerungen drang er dem tief bekümmerten Edon noch ein gutes Frühstück auf, begleitete ihn dann bis auf die Landstraße, und wünschte dem Wandernden eine glückliche Reise. Dieser hätte jetzt die trefflichste Gelegenheit gehabt, recht tief durchdachte psychologische Reflexionen über den Unterschied zwischen diesem einfachen Bauernwirth und dem wohlhabenden Herrn Preller in Celle zu machen, wenn seine bedrängte Lage nicht jeden Gedanken auf die trübe Zukunft, der er entgegen ging, hingelenkt hätte. Mit fünf Groschen in der Tasche sollte er einen Weg von beinahe zwölf Meilen machen, in einer Jahreszeit, wo die kurzen Tage, das unbeständige Wetter und die ungebahnte Straße wenigstens noch drei Nachtquartiere nothwendig machten. Vergebens strengte er seinen ganzen Scharfsinn an, um irgend ein Rettungsmittel aufzufinden. In jeder anderen Gegend Deutschlands hätte er vielleicht durch ein im nächsten Städtchen zu veranstaltendes Declamatorium oder durch einige damals sehr beliebte und moderne mimisch-plastische Darstellungen seine total erschöpfte Reisekasse wenigstens einigermaaßen wieder restauriren können, aber bei den unkultivirten Bewohnern dieser Einöde stand von dergleichen genialischen Finanzoperationen kein glücklicher Erfolg zu erwarten. Schaudernd dachte er endlich an die bittere Nothwendigkeit, in Soltau einen Theil des Inhalts seiner Reisetasche veräußern zu müssen, um das zur Beendigung seiner Reise nothwendige Geld zu erhalten.

Wohl wissend, wie viel in der Welt auf den günstigen Eindruck ankömmt, hatte er aus seinem in Hannover zurückgelassenen Koffer seine besten Garderobestücke in diese Reisetasche gepackt, um den Director des Hamburgischen Theaters bei seinem ersten Besuche zu bestimmen, von dem angenehmen Aeußern des nicht übel gebildeten, wohlgekleideten jungen Mannes, auch vortheilhaft auf das Innere desselben zu schließen, und jetzt sollte er diese angenehme Hoffnung, gedrängt von unabwendbarer Nothwendigkeit vielleicht für ein Spottgeld einem elenden Handelsjuden verschachern. „Das ist das Loos des Künstlers auf der Erde!" seufzte er in Nachdenken verloren, als ein ferner Peitschenknall ihn aus seinen Träumereien weckte, und der Erschrockene über eine Baumwurzel stolpernd, zu Boden fiel. „Das Schicksal beugt mich tief," — sprach er mit erzwungenem Gleichmuth, — und machte Anstalt sich zu erheben von dem tiefen Fall! — Freier blickte er in der Gegend umher, und bemerkte, daß er sich auf einer Waldhöhe befand, von der ein gekrümmter Weg in das tief liegende Thal hinabführte. In weiter Ferne konnte er bei dem heitern Wetter die Thurmspitze von Soltau sehen, und unten im Thale gewahrte sein forschender Blick einen langsam dahin rollenden Wagen ohne genau unterscheiden zu können, von welcher Beschaffenheit derselbe sey. „Gleichviel" dachte Edon — wo Wagen und Pferde sind, da giebt es Menschen, und bei diesen vielleicht ein Rettungsmittel, oder im geringsten Fall ein Sitzplätzchen und eine Grillen zerstreuende Gesellschaft. Diese Hoffnung beflügelte seine Schritte, und führte ihn in wenig Minuten bis zu dem Gegenstande seiner Wünsche. Aber der feindseligste aller Dämonen schien sich gegen den armen Edon verschworen zu haben, jede ihm lächelnde freundliche Aussicht gewaltsam zu vernichten, denn statt des erwarteten, Menschen enthaltenden Fuhrwerks erblickte der Getäuschte einen mit vier Pferden bespannten Munitionswagen, der auch nicht das kleinste Sitzplätzchen darbot, und zu dessen beiden Seiten vier französische Soldaten einherschritten. (Fortsetz. folgt.)

Literatur.

Wörterbuch der Blumensprache. Von Cäcilie. Leipzig b. C. Herbig. 1822. 12.

In der wenig anziehenden Gestalt eines Wörterbuchs, das sich strenger als manches andere in seinen engen Grenzen hält, wird in diesem Büchlein den Freunden der Blumen und eines geistreichen geselligen Scherzes eine Gabe geboten, die erst im längeren Gebrauch ihre innere Fülle und Anmuth entfalten wird. Das Büchlein enthält einen so großen Reichthum von sinnreichen witzigen Beobachtungen über die Blumenwelt und deren Beziehungen auf das menschliche Leben, daß man nicht weiß, ob man mehr die Blumenkenntniß der geistreichen Verfasserin oder ihren umfassenden Blick auf menschliche Charaktere und Sitten bewundern soll. Es wird kaum eine menschliche Eigenschaft, Gesinnung, Lebensrichtung seyn, über die man sich im Scherz und im heitern Ton freundlicher Geselligkeit auszusprechen wünscht, wofür uns diese sinnige Deuterin der Blumen-Hieroglyphen nicht die Zeichen böte. Alles Häßliche, Widerliche, Beleidigende hat sie mit Recht ausgeschlossen, indem ihre Bemühungen allein den Grazien gewidmet seyn sollten. Die Grundsätze ihrer Blumen-Auslegungskunst sind unstreitig die richtigsten. Wo die Sage und allgemeine Uebereinkunft über die Bedeutung einer Blume oder Pflanze schon entschieden hatte, enthielt sie sich mit Recht der eigenen Deutung; und wo die über den Ursprung oder den Gebrauch einer Blume vorhandene Sage deren Bedeutung noch nicht bestimmt hatte, erfand sie diese nach Anleitung jener. Daß z. B. die Rose die Liebe bedeutet, ist zu sehr durch die allgemeine Annahme festgestellt, als daß man hätte davon abgehen können. Hingegen waren manche Arten von Rosen, über die man gleichwohl Sagen hat, in ihrer Bedeutung unbestimmt gelassen, und es war der Vf. vorbehalten, ihnen eine solche zu geben. So faßte sie die Weinrose, die ihren weinartigen Geruch von dem Umstand erhalten haben soll, daß die heil. Jungfrau Wäsche für das Christkind daran aufgehangen, als Bild der andächtigen Liebe. Die Geschichte benutzte sie sehr treffend in der Deutung der York- und Lancaster-Rose als das Symbol der liebevollen Aussöhnung. Wo weder die Sage noch die Geschichte Andeutung gab, hielt sich die Vf. an die Natur der Blumen selbst, indem sie bei den besondern Arten den Grundcharakter der Gattung fest hielt. Um bei den Rosen stehen zu bleiben, so wird man gewiß die Deutung der ihre Knospen in Moos einhüllenden Moosrose auf die Mutterliebe, der sammtschwarzen auf die christliche Liebe, der Theerose auf gezierte Liebe und ähnliche Deutungen sehr treffend finden. Gewöhnlich sind die Gründe der Deutungen aus der Charakteristik der Blumen oder ihrer Geschichte angegeben, selten daß man sie errathen muß. Aber wer versteht nicht gleich, warum der Ritterspor Vorliebe fürs Mittelalter und Courtoisie, der spanische Pfeffer scharfe Kritik und beißenden Witz, die Nachtviole Schwermuth und Wehmuth, die Trollblume Lustigkeit bezeichnen? Manchmal gab nur der Name Anlaß zur Deutung, wie bei der den Juristen gewidmeten Gattung justicia, oder der Billarderia, welche den Billardspielern zugeeignet ist.

Die festen Grundsätze der Deutung, die Umsicht, mit welchen sie verfolgt sind, die Reichhaltigkeit der Ideen, die Gedrängtheit der Schreibart, die Wohlfeilheit und Bequemlichkeit des mit mehreren Registern versehenen Werkchens sichert ihm den Vorzug vor Schriften ähnlicher Art, über welche die bescheidene Vf. in der Vorrede sehr richtig urtheilt, und Ref. glaubt nicht zu irren, wenn er hofft, daß dieses Büchlein bald in den Händen aller die Blumen liebenden und den Pinsel oder die Sticknadel führenden Frauen seyn wird.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 45. Sonntag, 9. Juny 1822.

Ungewisse Hoffnung.

(von Tiek.)

Soll ich harren? Soll mein Herz
Endlich brechen?
Soll ich niemals von dem Schmerz
Meines Busens sprechen?

Warum Zittern? Warum Zagen?
Träges Weilen?
Auf! dein höchstes Glück zu wagen!
Flügele dein Eilen.

Suchen werd ich: — Werd ich finden?
Nach der fernen Ferne
Treibt das Herz; durch blüh'nde Linden
Lächeln dir die Sterne. —

Fünf Tage aus dem Leben eines Schauspielers.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

(von Fr. Rollberg.)

(Fortsezung.)

Erstarrt blieb der arme, zu lauter Irrthümern prädestinirte Wanderer bei diesem Anblick stehen, als ein freundliches: bon jour Monsieur! ihm zur Seite ertönte. Ein junger wohlgebildeter Mann von etwa zwei und zwanzig Jahren, in einem höchst sommermäßigen Anzuge, in knappen ledernen Beinkleidern, einem weißen Gilet und einem kurzen grünen Frack, mit einem Couteau an der Seite und einem dreieckigen Hut mit der französischen Cocarde auf dem schwarzgelockten Kopfe, stand vor dem sich wendenden Edon, der, von dieser Erscheinung angenehm überrascht, seinen Morgengruß französisch erwiederte. Erfreut, die Töne seiner Muttersprache aus Edons Munde zu hören, versuchte der junge lebhafte Franzose mit der gewinnendsten Manier den einsylbigen Edon zum Gespräche zu bringen, und die Unwiderstehlichkeit des französischen savoir vivre bewährte sich auch an dem verstimmten Musensohne. Man erkundigte sich wechselsweise nach dem Zweck der Reise, und Edon erfuhr aus den Mittheilungen des Franzosen, daß dieser zum Feld-Comissariat gehöre, und, außer andern Geschäften die ihn in Hamburg erwarteten, auch beauftragt sey, dem dort eingerückten 92sten Linienregimente Munition zuzuführen. Ein Wort gab das andere, und im Laufe des ferneren Gesprächs theilte Edon dem jungen Franzosen, den wir der Kürze halber François nennen wollen, außer dem Zweck seiner Reise, auch das ihm im lezten Nachtquartier widerfahrne Unglück mit. Er schloß die Erzählung mit der Bemerkung, daß dieser Verlust, so unbedeutend er zu jeder andern Zeit für ihn gewesen seyn würde, gegenwärtig doch zu den unersetzlichen gerechnet werden müsse, indem er ganz ohne Geld sey, und keine Möglichkeit sehe, Hamburg anders, als durch den Verkauf eines Theils seiner Habseligkeiten zu erreichen. „Warum nicht gar?" — fing François nach einer Pause an, „wer Teufel wird denn gute Sachen hier in diesen Nestern um ein Spottgeld verschleudern? Nein das darf nicht seyn!" „Aber was denn anfangen?" fiel Edon ihm in die Rede. „Halt!" rief François plötzlich, wie von einer kühnen Idee begeistert, „ich hab's, auf Ehre! es muß gehen." Mit diesen Worten nahm er Edons runden Hut von dessen Haupte, sezte ihm den seinigen auf, rief bei diesem Tausch: „So mein Freund! jezt sind Sie Secretair beim französischen Comissariat, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Sie in dieser Qualität und mit unsern Umgebungen nicht auch ohne Geld nach Hamburg kommen sollten. Nur brav geflucht, hie und da mit dem bloßen Säbel auf die Tische der Wirthsstuben geschlagen, vor allen Dingen aber so wenig und so gebrochen Deutsch wie möglich gesprochen, und die ganze auf diesen zwölf Meilen existirende Populace, vom Bürgermeister in Soltau bis zum lezten Viehhirten des kleinsten Dörfchens, wird für die Aechtheit ihrer neucreirten Charge leben und sterben! — Erstaunt blickte Edon dem demonstrirenden François in's Gesicht, um zu erforschen, ob diese Idee Scherz oder Ernst sey, und fing, nachdem er von dem lezteren überzeugt wurde, endlich an, ihm seine Besorgnisse, rücksichtlich einer möglichen Entdeckung dieses Geniestrei-

ches, mitzutheilen. Allein mit ächt französischer Beredsamkeit wußte François diese zu entkräften. „Was, zum Teufel, haben wir denn zu riskiren?“ fuhr er in seiner Instructionsmanier fort. „Mich beglaubigen meine Papiere, die ich bei mir führe, und ein Mann von Kopf, wie Sie mir zu seyn scheinen, und noch dazu ein Schauspieler, wird sich doch vor dieser kleinen Rolle nicht fürchten. Alle Umstände vereinigen sich ja, um das Gelingen dieses Plans im Voraus zu verbürgen. Ihre Kenntniß der französischen Sprache, der ungeheure Respect den der deutsche Plebs heut zu Tage vor einer solchen Kokarde überall hegt, ihre passende Individualität zu dieser Rolle, meine Unterstützung, und eine Armee von vier Mann mit scharf geladenen Musketen; alle Teufel! welche Hülfstruppen verlangen Sie denn noch?“ — Edon, dessen Patriotismus sich mächtig dagegen sträubte, zu dem zahllosen Heere zu gehören, mit welchen das geplagte Deutschland schon seit Jahren überschwemmt war, suchte vergebens alle ihm beifallenden Einwendungen hervor; der siegenden Suada François's und der gebieterischen Nothwendigkeit mußte er erliegen. „Noth kennt kein Gebot!“ — dachte er nach langem Ueberlegen — „und wo so viele tausend fremde Magen auf deiner Landsleute Unkosten gesättigt werden müssen, da kannst du dich in dieser Noth doch wohl auch bescheidentlich auf ein paar Tage zu Gaste laden. „Eh bien“ rief er, in François dargebotene Rechte einschlagend, und fröhlich lachend unterrichtete dieser die ihn begleitenden Soldaten von der ganzen Sache, indem er ihnen den schnell avancirten Musensohn in seiner neuen Würde darstellte. Unter heitern Gesprächen wurde die Reise fortgesezt, und noch eh' es völlig Abend geworden war, hatte man das kleine Städtchen Soltau erreicht. „Noubliez pas votre rôle!“ rief der zum Bürgermeister des Orts eilende François unserem Edon zu, und hieß ihm bei dem vor dem Gasthofe zum schwarzen Roß haltenden Wagen seiner Rückkehr harren.

Die neugierigen Blicke der Soltauischen Honoratioren, welche der Einmarsch französischer Truppen aus ihren Häusern auf die Straße gelockt hatte, musterten jetzt die unerwarteten Gäste, und während der Barbier Wetzstein Edons vier Begleiter zu einem ganzen Regimente machte, das, wie er dem Stadtkassenschreiber-Adjunktus Schwarzfinger versicherte, heute noch dieser Avantgarde folgen würde, schien es unserm Edon nothwendig zur Uebung der schnell übernommenen Rolle, sich in den ihm ertheilten Charakter zu versetzen. Er fing daher an sich mit den Soldaten in ein lautes Gespräch einzulassen, und heftete dem neugierigen, mit Fragen sich an ihn drängenden Bartscheerer im gebrochenen Deutsch ein Paket wahrscheinlicher Lügen auf, aus dessen Vorrath der Schüler des Aesculap seine sämmtlichen Barbierkunden vier Wochen lang mit Neuigkeiten zu versorgen im Stande war. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien François mit triumphirendem Gesicht und dem vom Bürgermeister ausgefertigten Einquartirungsbillet, vermittelst dessen die eingerückte feindliche Armee berechtigt wurde, Besitz von zwei guten Zimmern des Gasthofes zum schwarzen Roß zu nehmen. „Voila un bon logement pour Monsieur le Commissaire ordonnateur et son Sécrétaire!“ — rief Edon im Geiste seiner Rolle, als die Wirthin ein großes Zimmer öffnete, in welchem sich zwei saubere Betten befanden. „Mais“ fuhr er fort: „seyn verfluckt kalt ier — il faut faire échauffer — Olz, Olz, Madame! comprenez vous?“ — Zufrieden lächelnd sah François auf den meisterhaft spielenden Kunstjünger, der jetzt von der Wirthin eingeladen wurde, sich so lange bis das Zimmer erwärmt sey, in die untere geheizte allgemeine Wirthsstube zu begeben. „Bon, bon;“ rief Edon; „ach! ick schon kapir der deutsch Spraek, mais, nix viel parlir.“ Im warmen Zimmer angelangt, bemerkte François, daß bis zur Eßzeit wohl noch einige Stunden hingehen dürften, und begehrte auf französisch von der Wirthin für zwei Personen Caffee. Diese, zwar nur das letzte Wort verstehend, begriff doch das Verlangen des Franzosen, allein wenig geneigt die Foderung zu erfüllen, gab sie vor, keinen Caffee im Hause zu haben. „Comment?“ rief Edon, „nix Caffee? pourquoi non?“ Trotzig wiederholte die Wirthin ihre Behauptung und wollte das Zimmer verlassen, als Edon seiner Rolle und François eingedenk, wüthend mit dem gezogenen Säbel auf den Tisch schlug, daß die auf demselben befindlichen Gläser emporsprangen. „Sacre non dieu“ rief er, „muß sick aben Caffee!“ ou le diable m'emporte, ick sie hau der Ohr von die Kopp!“ Erschrocken und bleich sprang die Wirthin zur Thür hinaus, indem sie das Verlangte herbeizuschaffen versprach. François war entzückt über die Gewandtheit, mit welcher Edon sich in seiner neuen Rolle bewegte, und eröffnete diesem jetzt, daß er gemessene Ordre zur möglichsten Eile habe, weßhalb er gesonnen sey zur schnellern Fortsetzung der Reise zwei Pferde Vorspann für den Munitionswagen und einen mit Strohsitzen versehenen vierspännigen Bauerwagen für das sämmtliche Personale zu requiriren. Edon mußte zu dem Ende den Wirth des Hauses auffodern eine Magistratsperson herbeirufen zu lassen, welche

war mit diesem Geschäfte beauftragen konnte. Während dieses veranstaltet wurde, erschien der gefoderte Caffee, der unsern beiden Helden trefflich mundete, und als mit dem später angelangten Rathsprotocollisten-Assistanten Schnellfeder die Sache richtig gemacht worden war, begaben sich die zufriedenen Gäste in das angewiesene Zimmer in welchem bereits ein gutes Nachtessen aufgetragen war. Am reichlich besetzten Tisch versicherte Edon seinem Gefährten, daß es sich unter einer solchen Aegide trefflich und bequem reisen lasse, und Beide stießen auf eine dauernde brüderliche Freundschaft, und auf das Wohl aller genialen Köpfe die gefüllten Weingläser an. Nach geendigter Mahlzeit begab sich François in Edons Begleitung zu den Soldaten, um die nöthigen Befehle zum möglichst frühen Aufbruch für den morgenden Tag zu geben, da man an diesem das beinahe 8 Meilen entfernte Städtchen Harburg zu erreichen wünschte.

Viertes Capitel.

Donnerstag

Der sechste Glockenschlag fand am nächsten Morgen die beiden Freunde schon mit den Anstalten zur Abreise beschäftigt. Vor dem Hause hielt ein großer mit Strohsitzen versehener Leiterwagen, mit vier Pferden bespannt, die stark und muthig genug schienen, um die ganze Karavane in wenig Stunden bis nach Welle, der einzigen auf dem Wege bis Harburg befindlichen Poststation, zu bringen. Lustig bestiegen François und Edon das einfache Fuhrwerk, auf welchem die im Hintergrunde postirten Soldaten schon ein fröhliches Liedchen sangen. Von den Segenswünschen der Einwohner begleitet, — in so ferne diese dem Nimmerwiederkehren galten, rollte der Wagen unter fortwährenden Stößen über das schlechte Pflaster der einzigen Straße dieses Städtchens, und wenn Edon sich auch gestehen mußte, daß dieses Fuhrwerk eben nicht zu den bequemsten gehöre, so pries er doch — eingedenk des Sprichworts: besser schlecht gefahren als stolz gegangen — sein glückliches Geschick und François's kühne Idee, die ihn trotz seiner leeren Kasse immer so schnell und sorgenlos genug zum Ziele führte. In einer heitern Stimmung, achtete man die kühle Morgenluft und den sich immer stärker umwölkenden Horizont nicht, und langte ohne weitere Zufälle nach einer fünfstündigen Fahrt in dem Dorfe Welle an. Hier sollte Mittag gemacht, und ein anderes Fuhrwerk requirirt werden, damit dieses heute noch nach Soltau zurückkehren könne. Der Postmeister erklärte indeß auf François's Begehren um Pferde, daß er kein einziges im Stalle habe, weshalb man nach dem Schulzen des Dorfes sandte. Nun wurde ein Mittagsmahl verlangt, allein auch dies verweigerte der Postmeister der zugleich Gastwirth war, unter dem Vorwande, durchaus nichts vorräthig zu haben. Trocknes Brod, etwas Kornbrantwein, und ein fast ungenießbares Bier war Alles, was dieser Zwillingsbruder des in Celle hausenden Herrn Prellers, habsüchtigen Andenkens, unsern Reisenden vorsetzte. François überzeugt, daß in einem an der Straße gelegenen Wirthshause mehr als dies zu finden seyn müsse, trug unserm Edon auf dem Geizhalse zu versichern, daß, wenn er nicht wenigstens etwas Fleisch und Butter, Rhum oder Cognak und ein trinkbares Bier herbeischaffe, man sich diese nothwendigen Bedürfnisse, die man zu foderu berechtigt sey, mit Gewalt zu schaffen wissen werde. Während Edon noch immer mit dem Postmeister, der sich zu nichts verstehen wollte im gebrochenen Deutsch debattirte, rief François plötzlich: „Mais voila!" — riß die Thüre des gegenüberstehenden Zimmers auf, und stand vor einem verschlossenen Wandschranke, den er durch ein in der Mauer befindliches Fenster bemerkt hatte, und von welchem jetzt die Frau des Postmeisters in sichtbarer Bestürtzung zurücksprang. Edon mußte die Eröffnung des Schrankes mit der Versicherung fodern, daß man, außer eß- und trinkbaren Dingen nicht das geringste darin enthaltene anrühren werde, allein hartnäckig verweigerte der Postmeister die Erfüllung dieser Foderung mit der Entschuldigung, den Schlüssel des Schrankes, welcher ganz leer sey, verloren zu haben. (Forts. folgt.)

Dreisylbige Charade.

Erste.

Wenn in finstrer Nacht
Schwarze Wolken eilen,
Wilde Stürme heulen,
Lauter Donner kracht;
Und an Kreuzeswegen
Hoffend Teufelssegen
Noch die Habsucht harrt;

Wenn am Sommerabend
Nach des Tages Schwüle
Linde Lüfte laben
Bringen sanfte Kühle,
Am bewußten Oertchen
Auf ein freundlich Wörtchen
Noch die Liebe harrt;
Finden in der ersten Blick
Lieb und Habsucht gleiches Glück!

Zweite und Dritte.

Wenn um Mitternacht
Nur das Käuzlein wacht,
Dann aus ihrer Mitte,
Aus dem finstern Haus,
Läßt die zweit und dritte
Die Gespenster aus;
Doch zu unserm Glück
Bei des Tages Blick
Kehren wieder sie dahin zurück.

Das Ganze.

Wenn am Winterabend
Euch der Spaß gemangelt,
Langeweile habend,
Habt ihr oft nach mir geangelt.
Dann gehört, gesehn, gelesen und geschrieben,
Hab' ich manchmal Euch die Zeit vertrieben.

Auflösung der Charade in Nr. 43.

Abelung.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 1. Juny. Faust, romantische Oper in 2 Aufz. Musik von L. Spohr. Die Ausführung dieser braven Composition war heute, was den Gesang betrifft, nicht so frisch und kräftig als bei den frühern Vorstellungen; doch müssen wir die Leistung des Herrn Dobler (Mephistopheles) als vorzüglich preisen. Er ist in dieser Rolle nicht blos Sänger, sondern auch Schauspieler. Weniger bestimmt erfaßt Herr Größer den Charakter des Faust, obgleich auch ihm einige Momente recht wohl gelingen.

Sonntag, den 2. Kabale und Liebe, Trauersp. in 5 Aufz. von Schiller. Herr Bekker, der nach dem frühen Tode seiner allgemein betrauerten jungen Gattin eine Kunstreise nach Wien unternahm, trat heute zuerst als Major von Walter wieder auf und wurde von dem Publikum mit lebhafter Theilnahme empfangen. Er bethätigte seinen Dank durch eine wahrheitsvolle, fleißige Darstellung. Dem. Ursprung sahen wir zum erstenmale als Louise. Sie gab die Rolle im Ganzen mit vieler Mäßigung und hatte mehrere sehr glückliche Momente.

Dienstag, den 4. U. A. w. g., oder: Die Einladungskarte, Schwank in 1 Act, von Kotzebue. Hierauf: Stille Wasser sind tief, Lustsp. in 4 Aufz. Nach dem Englischen von Schröder. Herr Henkel spielte in dem letztgenannten Stück den Baron Wiburg und Mad. Schultze die Antonette. Beide lösten ihre Aufgaben mit Auszeichnung und auch Dem. Scholtz legte viel Herzlichkeit in die kleine Rolle des Fräuleins von Wiburg, welche Rolle sie zum erstenmale spielte.

Mittwoch, den 5. Tancred, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. (Abonnement suspendu) Dem. Rothhammer sang die Amenaide. Man versichert uns, es sey dies der erste Versuch der Dem. Rothhammer auf der Bühne. Ist's dem so, so kann die hiesige Bühne sich zu dem Besitz eines in jeder Hinsicht ausgezeichneten Talents Glück wünschen! Hier ist ansprechende Gestalt, eine an Umfang reiche, vollkräftige und dennoch, besonders in den Mitteltönen, rührend weiche Stimme und eine Gewandtheit des Organs, wie sie sonst nur vollendeten Gesangkünstlern eigen zu seyn pflegt. Die Arie mit Chor im zweiten Act wurde meisterhaft von ihr ausgeführt und mit lärmendem Beifall von dem Publikum aufgenommen. In ihrem Spiel fanden sich Spuren der Unbekanntschaft mit der Bühne, die aber ganz und gar nicht störend wurden.

Donnerstag, den 6. Die Entdeckung, Lustsp. in 2 Aufz. von A. v. Steigentesch. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu. Zum Beschluß: Nummer 777. Posse in 1 Act von Lebrün.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 11. Juny. Die Versöhnung, Drama in 3 Aufz. Hierauf: Der Quartierzettel, Lustsp. in 3 Aufz.

Mittwoch, den 12. Faust, Oper in 2 Aufz. (Faust: Herr Hauser.)

Donnerstag, den 13. Das Bild, Trauerspiel in 5 Aufz.

Samstag, den 15. Die diebische Elster, Oper. (Fernando: Herr Hauser.)

Sonntag, den 17. Wallensteins Tod, Trsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 46. Donnerstag, 13. Juny 1822.

Homer, Ossian, Milton

Du hohes Drei von ehrfurchtswerthen Blinden.
Wer mag den Schlüssel deiner Welten finden,
Die Sichtbarkeit, sie gibt ihn nicht.
Ich muß mit dir mich Sinnentand entraffen,
Und geistig mir ein and'res Leben schaffen,
Voll Harmonie und Himmelslicht.

Nacht ist es stets dem blöden Erdensohne,
Wenn nicht ein Strahl aus einer höhern Zone,
Sein inn'res Auge aufgeblizt.
Doch, wo sich Kräfte des Genies entfalten,
Da mag sich wohl das höchste Seyn gestalten,
Ob auch der Leib im Dunkeln sizt!

Fünf Tage aus dem Leben eines Schauspielers.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

(von Fr. Rollberg.)

(Fortsetzung.)

François, der recht gut bemerkt hatte, daß die Postmeisterin Flaschen darin verwahrt und den Schlüssel folglich in Händen habe, beorderte, erbittert durch die Lüge des Postmeisters, zwei Soldaten in das Zimmer, und hieß unsern Edon den Harpagon erklären, daß man, wenn nicht auf der Stelle geöffnet würde, einen andern Schlüssel versuchen müsse. Dieser, auf den wohlverschlossenen Schrank trotzend, mochte diese Aeußerung für eine leere Drohung halten, und rief höhnisch: „das möcht' ich einmal sehen." „Eh bien!" — erwiderte der wild gewordene François, riß einem Soldaten das Gewehr aus der Hand und zertrümmerte mit einem einzigen Kolbenschlage die dünne Thür des alten Schrankes. Klirrrrr! — ertönte es aus demselben, und eine herausströmende Flüssigkeit, so wie mehrere, theils zerschlagene, theils noch unversehrte Flaschen bestätigten François's früher gehabte Vermuthung. „Allons, mes Camarades! prenez donc," rief jetzt dieser, und der Soldaten gewandtes, rasches Zugreifen beurkundete eine treffliche Uebung in diesem Geschäft. Man fand einen großen Schinken, Butter, kalten Braten, und mehrere Flaschen Wein und Rum, von denen beinahe die Hälfte durch die gewaltsame Sprengung der Thüre zerschlagen war. Fluchend schritt der Postmeister zum Zimmer hinaus, während François beschäftigt war das Mahl zu bereiten. Nicht ohne Besorgniß über die Folgen dieses raschen Verfahrens nahm Edon an demselben Theil, und bemerkte bald nachher, daß sich der Hofraum mit einer bedeutenden Anzahl Bauern fülle, die, mit Knitteln, Stangen und Dreschflegeln versehen, eben nicht die friedlichsten Absichten zu haben schienen. François, dem er seine Bemerkung mittheilte, lachte über seine Besorgnisse, und versicherte, daß ein einziger wohl bewaffneter Soldat hinreiche, hundert solche Helden in die Flucht zu schlagen. Allein Edon, der diesen Erfolg sonst auch wohl erlebt hatte, wenn er auf den Täuschungsbrettern der Bühne mit wenig Grenadieren gegen die Bewohner eines ganzen Dorfes zur Rettung der unterdrückten Tugend ausgezogen war, und siegend triumphirt hatte, schien doch hier in der Wirklichkeit anderer Meynung zu seyn, und wünschte sehnlich den Schulzen des Dorfes herbei, um so schnell wie möglich mit frischen Pferden diese ihm gefährlich scheinende Position verlassen zu können. Da wurde er plötzlich den ergrimmten Postmeister gewahr, der demonstrirend unter den Bauern auf dem Hofe umherging, und die drohend geschwungenen Waffen der Menge schienen nun auch dem aufmerksam gewordenen François, Edons Meynung, daß es hier auf Gewaltthätigkeiten abgesehen sey, zu bestätigen. Allons donc!" — rief er seinen Soldaten zu, als die lärmenden Bauern sich dem Eingange des Hauses näherten, und eilte von diesen und Edon begleitet aus dem Zimmer. Eben wollte die tobende Menge in die Hausthüre dringen, als François sein ganzes Armeecorps von vier Mann hart an dieser postirte, und den tapfern Truppen befahl, mit gefälltem Bayonnet den Eingang zu vertheidigen. „Que voulez vous?" — rief er den Heranstürmenden entgegen, aber diese schienen, ohne

auf ihn zu hören, entschlossen, den Eintritt in's Haus gewaltsam zu erzwingen. „Wenn sie mir retirir, les Soldates keben Feuer!" — schrie auf François's Befehl Edon, so laut er vermochte, allein weit entfernt, an die Ausführung dieser Drohung zu glauben, versuchten die Vordersten, mit ihren gewichtigen Knitteln den Soldaten die Gewehre aus der Hand zu schlagen. Da befahl François dem nächsten Soldaten auf französisch, über die Köpfe der Menge hinweg zu schießen, und schreiend flog die ganze Masse beim Knall der Muskete auseinander. Mit gezogenen Säbeln sprangen die beiden commandirenden Feldherren jetzt aus der frei gewordenen Hausthüre, und schlugen an der Spitze ihrer tapfern Armee, die den fliehenden Feind mit gefälltem Bayonnet verfolgte, den ganzen Schwarm in die Flucht und zum Hofthore hinaus. Hier stießen die Gejagten auf den Schulzen, der, in Begleitung des Dorfrichters und Gerichtschreibers, die Tobenden zur Ruhe ermahnte, und sie über die Ursache dieses seltsamen Auftrittes befragte. Bevor aber das examinirende Oberhaupt den erschrockenen Untergebenen Rede abzugewinnen vermochte, trat Edon, dem jetzt alles ehrerbietig Platz machte, auf den Schulzen zu, und führte diesen in das Zimmer, wo er ihm, seiner Rolle getreu, in möglichst kauderwelschem, doch verständlichem Deutsch den ganzen Vorfall erzählte. Er schloß seinen Vortrag auf François Erinnerung mit der Drohung, dem in Hamburg kommandirenden Marschall die ganze Sache anzeigen zu wollen, der, zur Strafe des gewaltthätigen Benehmens gegen französische Soldaten, nicht ermangeln werde, einige hundert Mann Executionstruppen nach diesem Orte zu detaschiren, und dessen sämmtliche Bewohner durch eine Contribution für den verübten Frevel zu züchtigen. Besorgt für die unangenehmen Folgen dieser Geschichte, erklärte der Schulze sich bereitwillig, alles Mögliche zu thun, um die Wünsche der Reisenden zu befriedigen, und da jezt der früher schon umwölkte Himmel in einem starken Schneegestöber sich zu entladen begann, so wurden, außer dem nothwendigen Fuhrwerk, auch sechs Mäntel zum Schutz gegen die üble Witterung requirirt, die der Führer des Wagens wieder zurückbringen sollte, und welche der Schulze herbeizuschaffen versprach.

In einer halben Stunde war alles zur Abfahrt bereit. Höchst komisch präsentirten sich die, in die großen, weiten Ueberröcke und Mäntel der Dorfbewohner gehüllten Soldaten, und der lachlustige, sich und Edon musternde François verglich die ganze Karavane einer schlecht kostümirten Bauern-Quadrille auf einer Redoute, wo ein geprellter geitziger Gastwirth die Zeche bezahlen müsse. So lächerlich der Anblick übrigens auch war, so wohlthätig schützte doch die originelle Kleidung ihre gegenwärtigen Interimsbesitzer gegen das immer ärger tobende Wetter, und mancher französische General oder Fürst hätte vielleicht sechs Jahre später auf den Ebenen von Smolensk den Besitz derselben mit Gold aufgewogen. Nachdem erst auf François Befehl alles, was der enorme Appetit der Reisenden übrig gelassen hatte, zur Strafe des filzigen Gastwirths eingepackt worden war, bestieg man den angelangten Bauerwagen, der unter einem laut schallenden pereat! dahin rollte, welches man dem geprellten Postmeister, mit dessen noch übrig gebliebenen gefüllten Flaschen in der Hand, zurief. Die Unannehmlichkeit des schlechten Wetters abgerechnet, ging die Reise gut von statten, und um 7 Uhr Abends hatte man das hart an der Elbe liegende Städtchen Harburg erreicht. Nach einer peinlichen halben Stunde, welche Edon, während François seinen Geschäften nachging, auf der Straße zubringen mußte, kam endlich der Letztere mit dem erhaltenen Einquartirungsbillete zurück. Den Soldaten war ein besonderes Quartier angewiesen worden; nachdem diese unter Dach und Fach gebracht waren, begaben sich François und Edon in das für sie bestimmte Logis. Aber erschrocken prallten Beide zurück, als man ihnen eine mit Rauch angefüllte, und mit zwei elenden Betten versehene kleine Kammer öffnete, welche den Erschöpften zum Nachtlager dienen sollte. Der Besitzer derselben, ein ehrlicher, aber armer Schuhmacher, bedauerte unendlich, den verehrten Herren kein besseres Quartier anbieten zu können, und versprach, alles, was das Häuschen an Lebensmitteln enthalte, zum Nachtmahl herbeischaffen zu wollen. Beide Freunde ehrten des gutmüthigen Wirthes Bereitwilligkeit nach Verdienst, beschlossen aber, da alle Gegenstände von der äußersten Armuth zeugten, nicht das Geringste anzunehmen. Desto aufgebrachter aber war François über die Behörde, die diesem armen Teufel die Einquartirung aufgebürdet hatte, und begab sich in Edons Begleitung, um die Sache zu redressiren, auf der Stelle zum Bürgermeister. Dieser, zu bequem, um noch so spät sich mit Geschäften zu befassen, hatte, wie man später erfuhr, die Ausfertigung der Einquartirungsbillette dem grade bei ihm anwesenden Rathsschreiber übertragen, und erschrack jetzt nicht wenig, als der vor ihm stehende erzürnte François Rechenschaft über die Anweisung dieses unbewohnbaren Quartiers begehrte. „Dürfte ich bitten, die Gewogenheit zu haben, und sich Deutsch zu exprimiren," entgegnete der der französischen Sprache unkundige Bürgermeister unter vielen Höflichkeitsbezeugungen, und Edon mußte neuerdings das

Amt des Dollmetschers übernehmen. Sehr kräftig führte ihm dieser die Strafwürdigkeit der Achtungs-Verletzung gegen Truppen und Beamte des grossen französischen Reichs zu Gemüthe, indem er mit einer Meldung dieses Verfahrens bei dem Comandanten in Hamburg drohte, und da der geängstete Bürgermeister die Folgen des begangenen Fehlers fürchtete, so entschuldigte er den Mißgriff des Rathschreibers, so gut es gehen wollte, und bot, zum Beweise seiner unbegränzten Verehrung für die werthen Herren, ihnen sein eigenes Haus zum Absteigequartier für diese Nacht an. Dankbar wurde das willkommene Erbieten angenommen, und der plötzlich gastfrei gewordene Wirth zog die breite damastene Klingelschnur, um die nöthigen Befehle zur Aufnahme der Fremden zu geben, „Führe sie die Herren in das grüne Zimmer," rief er der eintretenden Zofe entgegen, und versteinert stand Edon, als er in dieser ein ihm bekanntes Mädchengesicht erblickte, dessen schwarze Augen ihn zweifelhaft zu fixiren schienen. Im ersten Augenblicke ungewiß, wann und wo er sie gesehen habe, sagte ihm doch sein treues Gedächtniß, daß diese Person ihn näher kenne, und die Besorgniß, durch sie verrathen zu werden, mochte, im Verein mit dem Erstaunen über dies unerwartete Zusammentreffen, seinem Gesichtsausdrucke etwas Aengstlichkomisches geben, denn leise befragte der neugierig lächelnde François ihn um die Ursache seiner Betroffenheit, die ihm Edon, mit der Bitte jetzt zu schweigen, später zu erklären versprach. „Ist's gefällig?" sprach die verschmitzt lächelnde Zofe, nicht wenig erstaunt über den mit einer französischen Kokarde gezierten Edon, und ergriff das Licht, um den räthselhaften Gästen ihr Zimmer anzuweisen. „Wenn sich die Herren etwas erholt haben werden, erwarte ich Sie mit meiner Familie zum Soupée," — sprach der Bürgermeister, Beide bis zur Thüre begleitend, und unter sehr verschiedenen Empfindungen, folgten der betroffene Edon und der lachende François ihrer Führerin.

In dieser erkannte Edon bei näherer Betrachtung ein früher in Hannover in einem angesehenen Hause dienendes Kammermädchen, dem er, bei den häufig in demselben abgelegten Besuchen, manchen halben Gulden beim Herableuchten in die Hand gedrückt hatte. Obgleich nun diese, auf dergleichen Subjekte stets vortheilhaft einwirkende Handlungsweise auch hier ihren wohlthätigen Erfolg nicht verfehlt haben würde; so verhinderte doch Edons Kassenstand die Anwendung derselben auf die entscheidenste Weise, und rasch beschloß er, in Ermangelung klingender Münze mit einer andern zu zahlen, um zu versuchen, ob Kotzebues Ausspruch: „Vertrauen ist die Münze mit der man edle Seelen kauft!" — sich auch an dieser Kammermädchenseele bewähren würde. — Schon wollte er den schnell gefaßten Entschluß eben so schnell in Ausführung bringen, und dem von der Unächtheit seiner angelogenen französischen Abkunft hinlänglich überzeugten Mädchen reinen Wein einschenken, um nicht durch sie vor der Zeit verrathen zu werden, als man das bestimmte Zimmer erreicht hatte, und aus derselben gegenüber befindlichen Thüre zwei weibliche Gestalten traten, in denen Edon, zufolge der ihnen von Kammermädchen bezeigten Ehrerbietung, die Töchter des Hauses vermuthete. Während dieser, seiner Rolle getreu, sie französisch aber flüchtig begrüßte, ergriff ein unwiderstehlicher Kitzel des Lachens die muthwillige Zofe, deren anhaltendes Kichern den armen Edon in die peinlichste Verlegenheit sezte, und den leicht erregbaren François zu einem lachenden Duett hinriß, das um so komischer wurde, je weniger die fremden Damen die Ursache derselben zu errathen vermochten. Rasch zog Edon, um diese fatale Situation zu endigen, seinen Reisegefährten in das bereits von der schelmischen Zofe geöffnete Zimmer, und erklärte hier, sowohl dieser als dem lachenden Freunde so schnell und kurz als möglich den Zusammenhang der Dinge. Der früheren Großmuth des Erzählers eingedenk, versprach die erstere, (gewonnen von der Aussicht noch glänzendere Beweise dieser Tugend aus Edons Händen in diesem Falle zu erhalten,) das tiefste Stillschweigen, und empfahl sich dem französischen Herren Comissariats-Sekretair zu hohen Gnaden. Die angenehme Erscheinung zweier interessanten Damen, machte den beiden Freunden die Nothwendigkeit fühlbar, eine kleine Toilette zu machen, um bei Tische mit Anstand erscheinen zu können, und kaum war diese, so gut es sich in der gegenwärtigen Lage thun lassen wollte, nach Verlauf einer halben Stunde beendigt, als das lose Kammerkätzchen an die Thüre klopfte und die unerwarteten Gäste zur Tafel lud. Im Speisezimmer stellte der Bürgermeister den Ankömmlingen die schon früher bemerkten Damen als seine beide Töchter vor, in welchen Edon zwei angenehme wohlgebildete Brünetten von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren erblickte. Nach den ersten gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen und Fragen, setzte man sich zu Tische, und unsere beiden Reisenden priesen anfänglich im Stillen den Fehlgriff des Rathschreibers, durch den sie aus der räuchrigen Kammer des armen Schuhmachers in diesen Feenpallast versezt worden waren. Allein kaum war die Unterhaltung, vermittelst der den anwesenden Damen inwohnenden Kenntniß der französischen Sprache, etwas lebhafter geworden, als Edon im Laufe derselben die Bemerkung machte daß das schelmische Kammer-

mädchen, trotz ihrem angelobten Stillschweigen, dennoch geplaudert haben müsse; denn unaufhörlich richteten die beiden schalkhaften Brünetten das Gespräch an Edon, den sie mit einer Fluth von Fragen über Frankreichs Gegenden, Sitten und Gewohnheiten, so wie über seine Familienverhältnisse, und tausend andere Dinge plagten, deren Beantwortung, dem in seinem angelogenen Vaterlande ganz unbekannten Edon zur schwierigsten Aufgabe seines dramatischen Talents wurde. Kaum war der Gequälte durch einige sinnreiche Erfindungen (wie Goldoni in seinem Lustspiel: der Lügner, die gröbsten Unwahrheiten nennt,) den fein gestellten Fallen der Damen entschlüpft, so fiel er dem alten Herrn in die Hände, der von den Ursachen des ausgebrochenen Kriegs, von der Stärke der französischen Armee, von Napoleons muthmaaßlichen Plänen, Preussens Streitkräften und den Kabinets-Geheimnissen aller europäischen Mächte unterrichtet seyn wollte; und während Edon kurz vorher mit der mühsamsten Anstrengung den gewandtesten französischen Ausdruck hervorgesucht hatte, um seine erlogene Abkunft wo möglich als ächt zu documentiren, mußte er im nächsten Augenblicke sein Talent für die Darstellung sogenannter Deutschfranzosen in Contribution setzen, um dem der französischen Sprache unkundigen Bürgermeister im Geiste seiner Rolle verständlich zu werden. Wer jemals in einer ähnlichen Lage war, wird es sich lebhaft vorstellen können, wie dem Gefolterten zu Muthe seyn mußte. Die eingestreuten Anspielungen beider Damen, über dramatische Kunst, ihre Jünger und deren Fähigkeit, die erste von der Bühne ins Leben zu übertragen, steigerten die peinliche Situation des armen Edons ins Unglaubliche, und indem ihn François Appetit in Erstaunen setzte, wünschte der Arme, dem kein Bissen schmecken wollte, sich in die ärmliche Dorfschenke nach Bergen zurück, wo er das einfache Mahl wenigstens ungestört hatte genießen können. In halber Verzweiflung sprach er dem trefflichen Burgunder wacker zu, den er in Bourdeaux nicht besser getrunken zu haben versicherte, und nach Verlauf einer Stunde, in welcher der schalkhafte Muthwille beider Brünetten befriedigt zu seyn schien, erlösten diese endlich den armen Gemarterten von der Folter, und eine frohe Stimmung bemeisterte sich seiner, und der ganzen Tischgesellschaft. Das zuletzt auf die Bahn gebrachte Gespräch über Kunst und Künstler, hatte indeß den Herrn Papa, der sich ebenfalls seinen Burgunder trefflich hatte schmecken lassen, in einen sanften Schlummer gewiegt, und Wilhelmine, so (hieß die älteste Tochter des Bürgermeisters) benutzte diese Gelegenheit unserm Edon in fließendem Deutsch und mit gewinnenden Tönen zu erkennen zu geben, daß sie nach jener ersten, ihr räthselhaften Begegnungsscene ihr Mädchen in Frage genommen, durch sie zwar einigermaßen mit seinen wahren Verhältnissen bekannt geworden, aber trotz eines kleinen weiblichen Muthwillens, dennoch nicht fähig sey, den Priester einer Kunst zu verrathen, für den sie eine entschiedene Vorliebe hege.

Entzückt führte der Dankbare die ergriffene Sammethand zum Munde, und ein leiser Druck derselben, den er zu verspüren glaubte, entzündete in dem leicht empfänglichen Herzen des zwei und zwanzigjährigen Musensohnes eine Flamme, welche er, sechs Jahre später, ohnfehlbar mit dem Brande von Moskau verglichen haben würde. Der springende Kork einer Champagnerflasche, welche die lächelnde Zofe auf den Befehl ihrer Gebieterin in diesem Augenblicke öffnete, erweckte den schlummernden Bürgermeister, und Wilhelminens bedeutender Blick versetzte den begeisterten Edon schnell wieder in seinen angenommenen Charakter. „En verité!“ — rief er, seiner Rolle eingedenk, dem erwachten Vater zu — „vous êtes bien aimable Monsieur le bourgemaitre! — Ick werden avertir son Excellence, Monsieur le marechal Mortier von die complaisance, mit welke wir seyn aufgenommen in ihr Aus!“ — Schmunzelnd dankte der geschmeichelte Wirth dem freundlichen Gaste für die unverdiente Ehre, und der moußirende Göttertrank perlte lockend in den Gläsern, die man jetzt zum Desert auf das Wohl aller Schönen leerte. Endlich rückte beim zwölften Glockenschlage der gastfreie Bürgermeister den Stuhl, zum Zeichen, daß die Tafel beendigt sey, und mit einem vielsagenden Blick, von einem nicht unerwiderten Händedruck begleitet, beurlaubte sich der glückliche Edon bei Wilhelminen, der er ehrfurchtsvoll, aber feurig die Hand küßte. Halb von Gefühlen, halb von dem trefflichen Rebensafte berauscht, erreichte Edon in François's und der schalkhaften Zofe Begleitung das angewiesene Zimmer, und während dieser dem begeisterten Kunstjünger die Versicherung gab, daß er heute in einem extemporirten Lustspiele mit dem glänzendsten Erfolg debütirt habe, entschlummerte der Ermüdete unter sanften Traumbildern, in welchen er den Besitzer dieses Hauses als Bürgermeister von Hamburg, und sich, in der Qualität eines Senators der freien Reichsstadt, als dessen beglückten Schwiegersohn wieder erkannte.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 47. Sonntag, 16. Juny 1822.

Abschied.

Nach Byron.)

Den Kuß, den, holde Maid, dein Mund bescheret,
Soll meinen Lippen nichts entwenden,
Bis unentweihet schön're Zeit gewähret
Die Gabe dir zurückzuspenden.

Dein Blick, der zärtlich strahlt, indem er scheidet,
Mag Liebe schauen gleich der deinen:
Die Thräne, die vom schönen Auge gleitet,
Sollst du um Wankelmuth nie weinen.

Kein seel'ges Liebespfand sollst du mir schenken,
Deß Anblick einsam mich erfreu'te;
Noch heischt die Brust ein andres Angedenken,
Die, was sie denkt und fühlt dir weihte.

Auch schreib' ich nicht: — denn nicht vermag zu sagen
Mein schwacher Kiel, wie ich dich liebe.
Oh wozu frommt der Worte eitles Wagen,
Wenn stumm das Herz dem Herzen bliebe?

In Weh und Wohl, in Nächten und in Tagen,
Muß dieses Herz, nicht mehr mein eigen,
In tiefverhüllter Brust sein Lieben tragen,
Und seinen Gram um dich verschweigen.

Fünf Tage aus dem Leben eines Schauspielers.

Mehr Wahrheit als Dichtung.

(von Fr. Rollberg.)

Fortsetzung und Schluß.

Fünftes und letztes Capitel.

Freitag.

Majestätisch erhoben sich jenseit des Stromes die uralten Thürme Hamburgs vor den Augen unserer Reisenden, die am nächsten Morgen erstaunt auf die sturmbewegten Wellen der Elbe blickten, an deren Ufer die wetterkundigen Schiffleute ihnen schon seit einer Stunde die Unmöglichkeit der Ueberfahrt zu beweisen suchten. Trotz allem Drängen und Treiben des ungeduldigen François der, so nahe am Ziele, höchst ungerne einen ganzen Tag müßig hier liegen blieb, war es doch nicht zu wagen, in diesem tobenden Sturme sich dem trüglichen Elemente anzuvertrauen, und alles was man von den Schiffleuten, welche die Ueberfahrt verweigerten, erhalten konnte, war das Versprechen diese um Mittag bewerkstelligen zu wollen, wenn sich bis dahin wie es wahrscheinlich sey, der Sturm nur einigermaßen gelegt haben würde. Unmuthig schritt der verstimmte Franzmann an Edons Seite, dem freundlichen, gestern betretenen Asyle wieder zu, in welchem dem sterblich verliebten Kunstjünger noch einige frohe Stunden im Prisma der Zukunft zu schimmern schienen, als die schnell hinter einander folgenden, immer fortschallenden Töne der großen Thurmglocke die beiden Freunde flutzig machten. Dem mit diesem Zeichen näher bekannten Edon, leuchtete es indeß im nächsten Augenblicke ein, daß irgendwo Feuersgefahr vorhanden seyn müsse, und der jetzt einfallende Wirbel des Trommelschlägers, der die ganze in etwa 30 Mann bestehende Stadtmiliz auf den Allarmplatz rief, bestätigte seine Vermuthung. In der nächsten Straße stießen die Eilenden auf die dort einquartirten Soldaten, denen François befahl den Munitionswagen sogleich vor die Thore der Stadt in's Freie zu transportiren, und dort bis zu seiner Ankunft zu bewachen, während er mit Edon dem Orte zueilte, wo der Angabe nach, das Feuer ausgebrochen seyn sollte. Aber wer schildert das Erschrecken des letzteren, der jetzt, indem er um die Ecke der Straße bog, das dicht neben der Wohnung des Bürgermeisters befindliche Haus in vollen Flammen erblickte. Pfeilschnell flog er dem Orte zu, der ein theures Wesen barg, und gegenwärtig in augenscheinlicher Gefahr stand. Sich durch die Menge der Hülfleistenden gewaltsam Bahn machend, stürmte er rasch die zweite Treppe hinauf, an deren Ende beide Töchter des Bürgermeisters der sich schon auf dem Rathhause befand, leichenblaß ihm entgegen traten.

Mit möglichster Schonung und Besonnenheit erklärte er ihnen, daß die Gefahr durch die bereits angelangten Löschanstalten hoffentlich bald vorüber seyn werde, rieth indessen doch, etwanige leicht zu bergende Dinge von Werth und Wichtigkeit irgendwo anderswohin in Sicherheit zu bringen. Das

Schreibepult des Vaters, das, nach Wilhelminens Versicherung die wichtigsten Familienpapiere, Dokumente, und den Schmuck ihrer verstorbenen Mutter enthielt, sollte, da es im ersten Stockwerk in einem dem brennenden Gebäude zunächst befindlichen Zimmer stand, auf Edons Rath zuerst ausgeräumt, und sein Inhalt in Sicherheit gebracht werden; allein zu diesem führte der Bürgermeister den Schlüssel stets bei sich, und bevor dieser von dem etwas entlegenen Rathhause herbeigeholt werden konnte, hätten die vom Sturme immer stärker angefachten Feuerflammen leicht dieses Zimmer des Hauses ergreifen, und den höchst wichtigen Gegenstand vernichten können. In dieser Lage schien dem entschlossenen Edon das schnellste Mittel auch das beste zu seyn, und ohne sich lange zu besinnen, ergriff er das vor der Thüre des Ofens liegende Handbeil, und eilte von den jammernden Mädchen begleitet in's erste Stockwerk hinab. Laut aufschreiend blieben diese in der Thüre stehen, als sie die schon gegen die Fenster dieses Zimmers schlagenden Flammen erblickten, und mühsam nur gelang es unserm Edon sie so weit zu beruhigen, daß die Besonnenheit zum Handeln nicht verloren ging. Nach einiger angewandten Mühe war das Schloß des Pultes gesprengt, und der Inhalt desselben: Bücher, Schriften, Geld, waren bereits in Sicherheit, als Wilhelmine an den Schmuck ihrer Mutter erinnerte, der nicht zu finden war. Da gewahrte Edon einen kleinen messingenen Knopf, und bei dem ersten Drucke auf denselben, sprang ein bis daher unbemerkt gebliebener Schieber hinweg, hinter dem sich in einem verborgenen Schubfache das Gesuchte fand. Alles wurde in den am Hause stoßenden Garten transportirt, dort bewacht, und kaum eilte Edon mit den letzten Utensilien aus dem Zimmer, als die Flammen hinter ihm in dasselbe schlugen, und das zunächst dem Fenster stehende Schreibepult ergriffen. Allein dies war auch der letzte Moment der Gefahr, denn in demselben Augenblicke wurde das ganze brennende Nebengebäude durch die dabei thätigen Zimmer- und Maurer-Gehülfen zusammengerissen, da alle andere angewandte Rettungsmittel bei dem wüthenden Sturme fruchtlos geblieben waren. Jetzt konnten mehrere Sprützen gegen das einzige noch nicht völlig brennende Zimmer im Hause des Bürgermeisters gerichtet werden, und nach wenigen Minuten trat der vom Rathhause herbeigeeilte Besitzer desselben an François's Hand, der unterdessen bei den Löschanstalten die thätigste Hülfe geleistet hatte, in das Haus. Ohne auf jemand zu hören, eilte, der alte Mann mit verstörten Blicken nach dem noch brennenden Zimmer, und sank beim Anblick des schon vernichteten Schreibepultes ohnmächtig zu Boden. Mit Hülfe der herbeigekommenen Seinigen, und von Edon und François unterstützt, wurde der schwache Greis auf ein Ruhebett in ein entferntes Zimmer gebracht, und nachdem er sich nur einigermaßen erholt hatte, erzählte Wilhelmine dem bekümmerten Vater, wie und auf welche Art alles gerettet sey, und pries mit leuchtenden Augen Edons Verdienst, als Schützer und Erhalter des ansehnlichsten Theils des väterlichen Besitzthums. Dankbar gerührt schloß der zitternde Vater den Gepriesenen an sein Herz, und nur mit Mühe gewann dieser es über sich, auch in diesem erschütternden Momente nicht aus seiner Rolle zu fallen. Die strenge Stimme des innern Richters, die ihm in diesem Augenblicke eine stille Strafpredigt, über die Täuschung die er sich gegen diesen Mann erlaubte, zu halten begann, wurde nur schwach von Bewußtseyn einer vollbrachten guten Handlung beschwichtigt, und eine Thräne der Wehmuth und Rührung perlte im Auge des Schuldbewußten, der jetzt von den Armen der bewegten Wilhelmine sich umschlungen fühlte. „Recht meine Tochter," rief der Bürgermeister der dies bemerkte, — „danke ihm mit allen Kräften deiner Seele, denn dir und deiner Schwester hat der brave Mann eine sorgenlose Zukunft gerettet;" — und ein inniger, aber schuldlos reiner Kuß brannte in diesem Augenblicke auf den Lippen des überschwenglich Seligen. „O Gott! das Leben ist doch schön!" flüsterte er mit Marquis Posa, leise, und drückte sanft die Holde an das stürmisch pochende Herz. Der ruhigere François, der ihn mit einem mahnenden Zuruf zuerst aus seinem Freudentaumel aufschreckte, erschien ihm in diesem Augenblicke als ein Dämon, der ihn aus seinem Himmel riß, und langsam nur gewann er die nöthige Fassung, um dem ohnehin kränklichen Vater nicht zu verrathen, was eigentlich in seinem Innern vorging. Nach wenig Stunden war jede Gefahr vorüber, und da der früher tobende Sturm sich bis dahin ziemlich gelegt hatte, so eilte François, um die nöthigen Anstalten zur Ueberfahrt zu treffen. In einer halben Stunde, die dem in Wilhelminens Anschauen versunkenen Edon kaum eine Minute dünkte, kehrte François zurück, und trieb den Glücklichen mit der Meldung daß alles bereit sey, gewaltsam aus dem kaum betretenen Paradiese. Tief bewegt schied der von den heiligsten Gefühlen ergriffene Kunstjünger von der Familie des dankbaren Bürgermeisters, der ihm als ein kleines Zeichen seiner Erkenntlichkeit und zum steten Andenken dieser That, einen Ring aus dem Schmuckkästchen seiner verstorbenen Gattin an den Finger schob; aber herrlicher als der strahlende Brillant in demselben erschien dem gefühlvollen Edon die einer Perle, die er im Trennungsaugenblicke in Wilhelminens Auge glänzen sah. „Leben sie wohl!"

flüſterte die hold Erröthende, „Gott lohne ihren Edelmuth, und — lehre mich vergeſſen!“ — Noch ein heißer Kuß — und gewaltſam riß Edon mit blutendem Herzen ſich von dem Theuerſten los, das er in dieſem Momente auf Erden beſaß. — Von dem kältern Freunde mühſam fortgezogen, folgte er dieſem mechaniſch und wie im Traume an das Ufer der Elbe, wo man das mit den verſchiedenartigſten Paſſagieren angefüllte Ueberfahrtsſchiff beſtieg, welches ſegelfertig der Kommenden harrte, und leicht und ſchnell über die Fluthen dahin glitt. Vergebens verſuchte während der Fahrt der joviale François durch die launigſte Unterhaltung den Verſtimmten aufzuheitern. Allmählig nur erwachte der von ſchmerzlich ſüßen Empfindungen durchbebte Edon, aus ſeinem dumpfen Trübſinn, und bemerkte erſt ſpät die gemiſchten Bewohner der modernen Arche. Neben einem Landgeiſtlichen ſaß ein alter langbärtiger Jude, der mit ängſtlichen Blicken ſeine wenigen neben ihm liegenden Habſeligkeiten hütete, und dieſem zur Seite ſang ein munterer Studioſus fröhlich ſein Gaudeamus igitur. Nicht weit davon dampfte ein engliſcher Matroſe den Rauch des ſchlechteſten Tabacks einer alten Matrone in's Geſicht, deren hinter ihr ſtehende Zofe von einem der franzöſiſchen Soldaten Unterricht in ſeiner Mutterſprache zu empfangen ſchien. Am andern Ende des Schiffes guckten ein paar moderne Gentlemen, mit acht Augen lüſtern zweien ihnen gegenüber ſitzenden allerliebſten hamburgiſchen Bauermädchen unter den Hut, deren Geſicht zu einem ſchalkhaften Lachen ſich verzog, ſo oft die handfeſten Schiffleute den beiden halb blinden, überall im Wege ſtehenden Incroyables derb auf die Füße traten; und dieſe mit einem wehklagenden Schrei die zarten Glieder in Sicherheit zu bringen ſuchten. Neben François und Edon ſaß ein wohlgenährter Mann, der mit den harten Speciesthalern in der Taſche klapperte, während ein armes, in Lumpen gehülltes Weib, die ihrem kleinen jammernden Kinde, eine trockne Brodrinde in den Mund ſteckte, ihn vergebens um einen Almoſen anſprach. „Da!“ rief Edon, von der Gefühlloſigkeit des Reichen empört, und reichte ihr ſein ganzes in fünf Groſchen beſtehendes Vermögen hin, dem François mit einigen derben Bemerkungen über den Geitz hartherziger Geldwürmer einen halben Gulden hinzufügte. „Lohn' es der ewige Gott!“ — ſtammelte die von der Größe des unerwarteten Geſchenks Ueberraſchte, und ſank in dieſem Augenblicke mit einem lauten Schrei in Edons Arme, der die Sinkende unterſtützte. Ein furchtbarer Stoß des ſich plötzlich drehenden Windes, der in das geſpannte Segel des Schiffes fuhr, und daſſelbe auf die Seite warf, hatte dieſe ſonderbare Gruppe veranlaßt, und die ſämmtlichen Individuen ziemlich unſanft gegen einander geworfen. „Hett der Düwel den verwetterten Nordoſt ſchon wedder ruterſtübt,“ (Hat der Teufel den verwünſchten Nordoſt ſchon wieder heraus geblaſen,) rief in norddeutſcher platter Sprache der ergrimmte Führer des Schiffes, und ſchrie ſeinen Leuten zu, das Segel einzuziehen. Aber immer ſtärker blies Aeolus gegen das ſchwankende Schiff, deſſen Untergang er geſchworen zu haben ſchien. Jeden Augenblick von den heftigen Windſtößen, bald auf dieſe, bald auf jene Seite geworfen, glich das Schiff einem Federballe mit dem die Wellen ſpielten, und während dieſe ſchon über Bord ſchlugen, retirirten ſich die ängſtlich jammernden Paſſagiere ſo gut ſie konnten vor der ihnen drohenden unwillkommenen Waſſertaufe. Der mit Jeder Minute wachſenden Gefahr zu begegnen, mußte alles was Mann hieß am Steuer und bei den Rudern hülfreiche Hand leiſten, um das hin und her lavirende Schiff auf der Oberfläche des empörten Stromes zu erhalten. Nach zwei ziemlich langen Stunden erblickte man endlich Hamburgs lang erſehnte Küſte, und jubelnd ſprangen die von den emporgeſchleuderten Fluthen des erzürnten Flußgottes ziemlich durchnäßten Paſſagiere an das Land. Mit einem wehmüthig thränenfeuchten Blick auf die jenſeits der Elbe nur ſchwach bemerkbaren Thürme Harburgs, folgte der in ſich gekehrte Edon dem luſtigen Franzoſen, der hier die letzten Anſtalten der nun beendigten Reiſe traf, um dann vielleicht auf immer von dem liebgewordenen Gefährten zu ſcheiden. In großer Bewegung trennten ſich endlich nach vollbrachter Ausſchiffung, die beiden Freunde, und unwillkührlich rief Edon in François's Armen, mit veränderten Worten des Lionel in Schillers Jungfrau von Orleans, aus: „Schwer iſt der Abſchied für die kurze Freundſchaft!“ — Die mancherlei Schickſale der verfloſſenen fünf Tage erwägend, ſchritt Edon ſinnend durch die volkreichen Straßen dem Hôtel de Saxe zu, das ihm, von allen je in Hamburg geweſenen reiſenden Schauſpielern, als das beſte Abſteigequartier gerühmt worden war, und während er ſich in Gedanken dem armen Tamino verglich, der glücklicher noch als er, wenigſtens an der Hand ſeiner Pamina durch Feuerſtröme und Waſſerfluthen wandeln durfte, wünſchte er mit einem ſchmerzlichen Blick auf ſeine geldleere Börſe ſehnlich, daß der Director des Hamburger Theaters dem großmüthigen Saraſtro gleichen, und den hart geprüften, die Feuer- und Waſſerprobe glücklich überſtandenen Jünger der Kunſt, lohnend in ihren heiligen Tempel, als einen würdigen Prieſter derſelben, einführen möge.

In wiefern nun dieſer Wunſch realiſirt wurde, oder nicht, was dem heitern lebensluſtigen Fran-

Digitized by Google

geis hier in der Folge begegnete, auf welche Weise die liebende und geliebte Wilhelmine ihr sehnendes Herz beruhigte, und welche ferneren, nicht uninteressanten Schicksale unser Edon hier verlebte, — das alles gehört nicht mehr in dieses Bruchstück, sondern gibt reichhaltigen Stoff zu einem größeren Werke, welches der Verfasser, im Besitz von Edons Tagebuch vielleicht bald den freundlichen Lesern darbringt, wenn er die schöne Hoffnung hegen dürfte, ihnen durch dieses Bruchstück einige Stunden angenehm verkürzt zu haben.

Charade.

Meine erste Silbe nennet
Dir ein Kind der Sünde und der Noth.
Wenn die Rach im wilden Busen brennet,
Wählt die zweit' und bringt dem Feinde Tod.

Diese hat im Gnomenreich geweilet;
Dann zu Krieg und Trennung angewandt
Jedes Herz von ihm berührt enteilet
In ein fremdes unbereistes Land.

Wer als Kunst das Ganze sich erwählet,
Hält von langem Leben selten viel,
Und obgleich ihm Stand und Ansehn fehlet
Kommt er doch oft schnell zum hohen Ziel.

Auflösung der Charade in Nr. 45.
Schatzgräber.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 8. Juny. Tancred, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Dem Rothhammer stand heute auf dem Anschlagzettel als Amenaide in der Reihe der Mitglieder unserer Bühne und sang die Parthie mit gleicher Auszeichnung wie das Erstemal.

Sonntag, den 9. Die Rosen des Herrn von Malesherbes, ländliches Sittengemälde in 1 Act von Kotzebue. Hierauf: (Zum erstenmale) Die Waise aus Genf, Drama in 3 Aufz. Nach dem Französischen des Victor von Castelli. Das letztgenannte Stück ist abermals eine der beliebten Criminalgeschichten, deren uns mehrere aus Frankreich herübergekommen sind. Diese aber ist gräßlicher und eben darum auch unwahrscheinlicher als die früher gegebenen allzumal, selbst Klara von Montalban und die Capelle im Walde nicht ausgenommen. Wir wollen den Gang der Handlung nicht verrathen, um denen, die da Lust haben dieser Novität ihre Aufmerksamkeit zu widmen, den Genuß der Ueberraschung nicht zu verkümmern. Herr Weidner spielte die Hauptrolle, den Strömborst, und legte durch seine Kunst ein hohes Interesse in diesen verworfenen Charakter. Jede seiner Bewegungen, so wie Ton und Ausdruck seiner Reden waren Resultate des Gedankens. Dem. Urspruch (Therese) hingegen verfehlte ihre Aufgabe gänzlich, obgleich die Prätension womit sie die Rolle gab genugsam andeutete, daß sie Vorzügliches zu leisten bemüht sey. Das schuldlos verfolgte Mädchen, das durch Sanftmuth, stille Ergebung und Anspruchlosigkeit alle Herzen fesselt, war sie nicht, davon überzeugten wir uns sogleich bei der Erzählung ihrer Schicksale im ersten Akt, welche, einfach vorgetragen, Theilnahme erwecken könnte, die aber unterging in declamatorischer Mahlerei. — Noch rühmen wir die Darstellung des Pfarrer Egerton durch Herrn Leißring und bemerken daß die scenische Anordnung gut war. In dem Vorspiel gab Dem. Scholz die Susette mit viel Natürlichkeit; aber doch nicht so, daß ein Vergleich mit Dem. Lindner statt finden könnte.

Dienstag, den 12. Die Versöhnung, Schsp. in 3. Aufz. nach Pelletier. Vollmerange von Johanna von Weißenthurn. Hierauf: Der Quartierzettel, Lustsp. in 3 Aufz von Reinbek. Im ersten Stück spielte Mad. Schulze die Clementine mit Wahrheit und Wärme des Gefühls für dessen Ausdruck sie indeß an einigen Stellen den Ton zu hoch nahm und an das Weinerliche streifte.

Mittwoch, den 12. Faust, Romant. Op. in 2 Aufz. Musik von Spohr. Herr Hauser, Mitglied des kurfürstlichen Hoftheaters in Cassel, sang den Faust. Die Rolle ist wohl weniger geeignet die Kunst des Sängers, als vielmehr die Kunst des Mimen zu entwickeln. Nichts destoweniger bewährte Herr Hauser darin, besonders im Vortrage des Recitativs, ein gediegenes, reiches Sängervermögen und wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

Donnerstag, den 13. Der Freimaurer, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: (Zum erstenmale wiederholt) Die Waise aus Genf, Drama in 3 Aufz.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 18. Juny. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel.
Donnerstag, den 20. (Zum erstenmale) König Waldemar, Oper in 1 Aufz. Hierauf: Die Tochter Pharaonis, Posse in 2 Aufz.
Freitag, den 21. (Zum Vortheil des Herrn Hauser) Ferdinand Cortez, Oper. (Velasko Herr Hauser.)
Samstag, den 22. Wallensteins Tod, Trauerspiel.
Sonntag, den 23. Aurelia, Schauspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 48. Donnerstag, 20. Juny 1822.

Zukunft.

Sinnend steh ich an der Quelle
Seh' die ernst bedeckte Welle
Noch vom Nebel eingehüllt,
Die aus ihrer Tiefe quillt.

Doch jetzt rauscht des Strahles Flügel
Und sie wandelt sich zum Spiegel,
Gibt mir klar des Himmels Blick,
Und mein schauend Bild zurück!

Und so gleicht sie treu der Welle,
Jener endlos reichen Quelle
Unerforschter Lebens-Fluth,
Wo die nächste Stunde ruht.

Wenn des Hoffens lichte Strahlen
Ihre dunkle Fläche malen,
Wiegt sich dort im Widerschein
Unsrer Wünsche blühend Seyn.

Aber von dem tiefen Grunde
Gibt ihr feuchter Glanz nicht Kunde,
Und im Doppelspiegel lebt
Nur was Aug' und Herz umschwebt.

Die Quellen der Vergessenheit.

„O daß es mir vergönnt wäre!" rief Nelem, „aus dem Strome der Vergessenheit zu trinken, und mit einem Mal mich von allen quälenden Erinnerungen zu befreyen, die jeden Augenblick meines Lebens vergiften."

„Dein Wunsch kann erfüllt werden," sprach der Greis Sora, welcher diesen Ausruf hörte. „Drei Tagereisen von dieser Stadt liegt ein Palmenhain, in welchem ein Bramine wohnt, der mein vieljähriger Freund ist. Zu diesem reise, er wird dich zu den Quellen der Vergessenheit führen."

Ohne Zögern trat Nelem die Reise an, und erreichte den bezeichneten Hain am Abend des dritten Tages. Freundlich nahm der Greis den jungen Mann auf, als dieser ihm Sora's Namen nannte, und versprach am andern Morgen sein Verlangen zu erfüllen. Mit milder Ruhe hörte er die Erzählung der Schicksale Nelems, dessen Herz sich ihm bald mit dem Vertrauen eines Sohnes öffnete; erzählte ihm selbst einen Theil seines eignen Lebens, und führte dann den Ermüdeten zu einem aus Moos und Palmblättern bereiteten Lager, um sich durch Ruhe zur Reise des folgenden Tages zu stärken.

Als die ersten Strahlen der Sonne durch die Palmen des geweihten Haines drangen, und der Bramine die heiligen Vorbereitungen verrichtet hatte, trat er mit seinem Gaste den Weg an. Gegen Abend gelangten sie an ein Gebirg, und bald darauf in ein enges Waldthal, in welchem drei Quellen aus einem Felsen unter überhangendem Gesträuche hervorsprudelten.

„Wir sind am Ziele," sagte der Greis, indem er eine goldne Schale aus dem Busen hervorzog. „Hier sind die Quellen der Vergessenheit. Aber nur aus einer derselben ist es dir erlaubt zu trinken. Jetzt wähle. Netzt die Fluth aus der ersten hier deine Lippen, so wird das Andenken an jeden Unfall aus deinem Gedächtnisse schwinden, der jemals dein Leben verbitterte; die Erinnerung an das Elend deiner ersten Jünglingsjahre, an deine unglückliche Liebe, und an den Verlust deiner treugesinntesten Freunde?"

Mit diesen Worten bot er Nelem die Schale. Doch scheu zögerte dieser sie anzunehmen. „Sage mir zuerst" sprach er, „wird, wenn ich aus dieser Quelle trinke, mir mit der Erinnerung an jene Leiden auch die Erinnerung an die frohen Augenblicke entschwinden, die damit verknüpft waren, und an den süßen Schmerz so mancher Stunde, deren Andenken mir unendlich theuer geworden ist."

„Auch diese —"

„So laß uns zur zweiten Quelle gehen" sagte Nelem, „denn wie könnte ich für das Vergessen überstandner Leiden den Gewinn hingeben, den sie mir gebracht haben.

„Wohl!" sagte der Bramine, „so schöpfe aus der klaren Fluth der zweiten Quelle, die alles, was du in deinem Leben Schuld nennst, aus deinem Gedächtnisse hinwegspühlen wird."

Rasch griff Nelem nach der Schale und füllte sie bis zum Rande. Aber schon im Begriff sie an die Lippen zu führen, stockte seine Hand. „Hast du mir gestern nicht erzählt," fragte er seinen Begleiter, wie das quälende Bewußtseyn deiner Schuld dich auf dem Pfade der Tugend und Weisheit leitete, und aus den Dornen jener Pein dir die Blüthen der Ruhe sproßten."

„Das habe ich," gab ihm der Bramine zur Antwort, und Nelem goß den Inhalt der Schale in den Sand. Eine heitere Freude leuchtete aus den Augen des Greises. Er schritt zur dritten Quelle, und füllte aus ihr die Schale.

„Laß mich auch die Kraft dieser Quelle wissen," rief Nelem, als der Bramine ihm die Schale reichte.

„Sie tilgt," sagte dieser mit feierlicher Rührung, „jede Erinnerung an Beleidigungen und an die Kränkungen, welche der Haß dir bereitete."

Da sank Nelem vor dem Greise auf das Knie, und empfing aus seiner Hand den Trank der Versöhnung, und milde Ruhe floß mit der reinen Fluth in seinen Busen, aus dem sie jede feindselige Erinnerung hinwegspühlte. Denn diese allein hatten ihn gehindert, sich mit den Kränkungen des Schicksals und mit dem Andenken an die begangene Schuld zu versöhnen.

Holde Vergessenheit, und Du, des Guten Erinn'rung
Liebliche Schwestern, o macht beide das Leben mir süß!
Du verdunkle das Böse mit deinem umhüllenden Schleier,
Du erneue das Glück mir mit verdoppelter Lust.

Herder.

Weibliche Verschwiegenheit.

Zu Ende des siebenjährigen Krieges lag in einer bekannten preußischen Handels- und Fabrikstadt Westphalens diesseits des Rheins ein Regiment französischer Fußjäger in Garnison; als es nach dem zwischen Preußen und Frankreich geschlossenen Frieden Befehl erhielt, unverzüglich die Stadt zu verlassen und in sein Vaterland zurückzukehren. Da das Regiment vor seinem Abzuge sowohl im Orte selbst, als in der benachbarten Gegend für erhaltene Bedürfnisse mehrere Auszahlungen zu machen hatte, so wurde einige Tage vor dem bestimmten Ausmarsch ein junger Offizier, der die Stelle eines Adjutanten beim kommandirenden Obristen versah, nach einer zwei Stunden entlegenen kleinen Stadt Namens A . . . abgefertigt, um daselbst mehrere Foderungen zu berichtigen und abzuschließen. Es war in den schönsten Tagen des Sommers, daher es um so leichter ihm möglich war, nach beendigtem Geschäft die kleine Reise schon um Mittag vollendet zu haben, und wahrscheinlich in dieser Voraussetzung machte sich der Franzos schon vor Anbruch des Tages auf den Weg. Da er ihn schon zu verschiedenenmalen zurückgelegt hatte, so trat er wohlgemuth, und ohne weitere Begleitung seine Wanderung an, ob er sich gleich mit Waffen wohl versehen hatte. Der Weg zwischen diesen beiden Städten führt durch eine fortlaufende Kette von Gebirgen, die man beständig auf und herabzusteigen genöthigt ist; er gewährt dem Auge eine Menge romantischer und höchst pittoresker Partieen, und erinnert, wenn gleich im verjüngten Maasstabe an manche bewunderte Gegenden der Schweiz. Mit nur geringer Aufmerksamkeit ist er jedoch nicht leicht zu verfehlen, da neben der gewöhnlichen Fahrstraße sich auch ein Fußsteg hinwendet, auf welchem man fast unausgesetzt hin und hergehende Wanderer antrifft. Indeß wie der Erfolg zeigt, hat der Unvorsichtige dennoch den einzigen Abweg, wo es möglich ist sich in diese Gebirgsgegenden zu verlieren, nicht beachtet, und ist auf diese Weise in den, mehrere Meilen ins Gevierte sich erstreckenden Bälvenwald gerathen, in welchem er auf eine so traurige Weise ein Opfer seines Schicksals geworden ist. Schon hat die Sonne den höchsten Stand erreicht, und schon irrt der Bedauernswürdige, ohne einen Ausweg vor sich zu sehen, unter den dunkeln Eichen und dem immer mehr sich verschlingenden Gestripp umher; kein Pfad, kein menschlicher Fußtritt ist zu entdecken, und sein unaufhörliches Rufen um Hülfe verhallt ungehört weil in dieser wilden Waldgegend nur selten sich ein menschliches Wesen erblicken läßt.

Jedoch nach vielen vergeblichen Anstrengungen, sich dieser Verlegenheit zu entwinden, wobei man

sich die Gemüthsstimmung des jungen feurigen Franzosen vergegenwärtigen muß, scheint endlich der Augenblick gekommen zu seyn, der ihn aus dieser peinlichen Lage befreien und die unangenehmen Ereignisse des heutigen Tages beendigen sollte. Zu seiner nicht geringen Freude wird er, am Abhange eines gegenüber liegenden Berges, einen jungen Bauer gewahr, der beschäftigt ist, mit einer Harke Moos aus der Erde zu reissen, und es auf einen Haufen zu werfen. So viel Mühe er sich auch giebt, sich dem Burschen als einen Verirrten zu erkennen zu geben, so scheint dieser auf seinen wiederholten Zuruf doch nicht achten zu wollen, bis es ihm endlich gelingt sich durch das Gebüsch und Gestripp hindurch zu arbeiten, und an das jenseitige Bergufer in die Nähe des Bauern zu gelangen; dieser, über den unerwarteten Anblick eines Soldaten höchlich erschreckt, will es versuchen davon zu laufen; allein der flinkere Franzose erhascht ihn bald wieder; unter Androhung ihn auf der Stelle nieder zu schießen, befiehlt er ihn unverzüglich auf den rechten Weg nach A . . . zu bringen.

Der Weg nach A . . . sey ihm unbekannt, entgegnete der junge Bauer, er sey an diesem Orte nie gewesen, wenn er aber bis gegen Abend bei ihm verweilen wolle, so würde sein Hofherr, den er alsdann erwarte um das gesammelte Moos abzuholen, ihm schon den rechten Weg bezeichnen können, der wisse hier überall Bescheid.

„Wo sich der Hofherr denn aufhalte?“ war die Gegenrede des ungeduldigen Franzosen.

„Der Hof liege im Walde, etwa eine Stunde von dort,“ entgegnete der Bursche.

So müßte er ihn ohne Verweilen dahin begleiten, verlangte der aufgebrachte Jüngling, halb wüthend.

Das sey unmöglich, widersprach der Bauer; er dürfe sein Vieh, welches hier im Walde weide nicht verlassen, und er würde seinen Herrn dadurch in Schaden setzen, auch müßte er einen bestimmten Vorrath von Moos liefern sonst setze es Schläge.

Allein alle Entschuldigungen und Weigerungen des jungen Hirten steigerten nur den Zorn des Franzosen bis zur höchsten Wuth. Er zieht den Säbel und droht, ihn zu durchbohren wofern er nicht augenblicklich Folge leiste. Jetzt war kein Ausweg für den erschrockenen Burschen mehr übrig, er mußte gehorchen, sein Vieh dem Schicksale preisgeben und die für seinen Begleiter und für ihn selbst so unglückliche Wanderung antreten.

Aber auch diese, freilich nur erzwungene Nachgiebigkeit des jungen Hirten konnte die einmal aufgeregte Heftigkeit des jungen Franzmanns nicht besänftigen. Viel zu langsam schritt ihm der Bauer in seinen unbehülflichen Holzschuhen vorwärts, unter unaufhörlichem Fluchen und Schimpfen versuchte er es, dem trägen Gesellen Beine zu machen, und als alle Ermahnungen nicht hinreichen wollten, ging er zu Thätlichkeiten über, indem er ihn mit der flachen Klinge einigemal derb über den Rücken schlug. Der bis jetzt gleichmüthige Bursche machte ihm, so gut es möglich war, verständlich, daß er eine solche Bewegung unterlassen möchte, indem er außer Stande sey, sich schneller fortzubewegen, allein diese Vorstellungen fanden bei dem aufgebrachten Franzosen keinen Eingang, sondern erbitterten ihn nur noch mehr. Vollends wie sein Wegweiser einen Versuch zu entrinnen wagte, ließ er ihm seine ganze Wuth empfinden. Mit entblößtem Degen versetzt er ihm einige Stiche in die unbestrümpften Waden und in die nur wenig bekleideten Lenden, die dem armen Burschen ein jämmerliches Angstgeschrei auspreßten, ihn aber auch in die wüthendste Stimmung gegen seinen Quäler versetzten. Er bedeutet ihm diesen Versuch nicht noch einmal zu wiederholen, als dieser aber unerachtet dessen fortfährt ihn in den Beinen zu verwunden, schlägt er mit seiner mit Eisen stark beschlagenen Harke um sich und trifft den unglücklichen Offizier, der eine solche Gegenwehr wohl nicht ahnete, dergestalt in die Schläfe, daß er, ohne weiter einen Laut von sich zu geben, entseelt zu Boden sinkt.

Diesen unerwarteten Ausgang seiner Nothwehr hatte indessen der unglückliche Todschläger wohl nicht vermuthet; lange versuchte er ihn durch wiederholtes Rütteln und Schütteln ins Leben zurückzurufen und da diese Versuche ohne Erfolg blieben, schöpft er aus einer nahen Bergquelle seine beiden Holzschuhe voll Wasser und gießt sie dem Entseelten über das bleiche Antlitz. Aber auch dieses Mittel bleibt ohne Wirkung. Fast eine Viertelstunde steht er, den Erschlagenen betrachtend, vor ihm, und nachdem er endlich durch die sich auf seinem Angesichte verbreitende Todtenfarbe und das Einsinken der Augen die sicheren Symptome des Todes erhält, faßt er plötzlich den Entschluß, sich so gut als möglich des todten Körpers zu entledigen. Er läuft zu dem Ende tiefer in den Wald hinein, ersieht sich seitwärts in der Gegend einer alten Eiche eine ihm angemessen dünkende Stelle, gräbt mit Hülfe seiner Harke eine Grube in die Erde, nur eben tief und geräumig genug, einen menschlichen Körper fassen zu können geht alsdann zurück, schleppt den Erschlagenen an den ihm bestimmten Verwesungsort, legt ihn hinein, indem er zugleich Säbel und Pistolen, so wie den Huth in die Grube wirft dann bedeckt er alles mit Erde, Rasen, Moos, so wie mit abgefallenen Reisern und Laub, sieht sich, wie er an die lichte Stelle des Waldes kömmt, wo der Todschlag geschehen, noch einmal um, und kehrt sodann auf dem nämlichen Wege zu seiner Arbeit und zu seiner verlassenen Heerde zurück.

Es war natürlich, daß das lange Ausbleiben des jungen Lieutenants, dessen erwartete Zurückkunft auch am Abend nicht erfolgte, in der Gar-

nisonsstadt, bei seinem Chef, so wie bei seinen Kameraden nicht geringe Besorgniß erregte; noch mehr aber wurde die Bestürzung vermehrt, als der am nächsten Morgen nach A . . abgefertigte Expresse mit der Nachricht zurückkam, es habe sich am vorigen Tage überall dort kein Offizier sehen lassen, noch weniger habe man irgend eine Auszahlung erhalten. Der Bote versicherte zugleich, daß von Allen die am gestrigen Tage des Weges gekommen waren, keiner einen Offizier wollte bemerkt haben, und somit konnte es um so weniger fehlen, daß das Verschwinden eines mit einer ansehnlichen Summe Geldes ausgesandten Offiziers, zwei Tage vor dem bestimmten Ausmarsch, zu allerhand ihm eben nicht günstigen Deutungen und Muthmaßungen Anlaß gab. Der Oberste ließ indeß den Vorfall auf militärische Art zur öffentlichen Kunde bringen. Die Landesregierung wurde zu einer strengen Nachsuchung des Vermißten aufgefodert, und von Regiments wegen demjenigen eine Belohnung von 200 Pistolen versprochen, der über das Leben oder den Tod des so plötzlich Verschwundenen genaue Auskunft zu ertheilen im Stande seyn werde. Diese Maßregeln zur Aufklärung eines so unerwarteten Vorfalls wurden auch mit dem größten Eifer und mit der lobenswerthesten Genauigkeit ausgeführt, die das damals zwischen Preußen und Frankreich wieder eingetretene freundschaftliche Verhältniß schon voraussetzen läßt; ja sogar auf Befehl des Königs die angebotene Belohnung mit 100 Pistolen vermehrt. Jedoch alle Nachforschungen, das wiederholte durchsuchen der ganzen Gegend, alle Bekanntmachungen in den Kirchen und Landesblättern, ja selbst die, auf ergangene Auffoderung der preußischen Regierung, an die Landesherrschaft des Waldes, wo der Todschlag begangen war, angestellte wiederholte Durchsuchung desselben, kurz alle Mittel und Wege, die man einschlug, nur irgend eine Spur zu entdecken, waren vergeblich, bis endlich von diesen ganz erfolglosen Anstrengungen abgeschreckt, die so eifrig betriebenen Nachspürungen erkalteten, die ganze Sache auf sich beruhen blieb, und zuletzt sogar in Vergessenheit gerieth.

So vergingen zehn Jahre. Niemand dachte mehr an den vermißten Franzosen, als mit einemmale das Andenken an ihn in der ganzen umliegenden Gegend erneuert wurde. Durch einen besondern Zufall hatte man die wenigen noch vorhandenen Ueberreste des Unglücklichen entdeckt, und, durch genaue Untersuchung der aufgefundenen Hirnschale, die unumstößliche Gewißheit seiner gewaltsamen Todesart erhalten. Die Entdeckung hatte sich auf folgende Art zugetragen. Mehrere junge Kaufleute aus der Stadt, die sich auf einer Schwarz- und Hochwildjagd in diesem Walde befanden, lagerten sich mit ihren Jägern in der Gegend des Baumes wo der Erschlagene verscharrt lag, in der Absicht ihr Mittagsmahl zu verzehren. Sie bemerkten bald daß ihre Hunde sich auf einer gewissen Stelle versammelten, und durch unaufhörliches Bellen, Scharren und Kratzen zu erkennen gaben, daß hier etwas Ungewöhnliches verborgen seyn müßte. Aufmerksam dadurch gemacht, verfügen sich einige von ihnen an den bezeichneten Ort, und werden eine Menge von den Hunden ans Tageslicht gebrachter rother und grüner Lappen gewahr, die, obgleich beinahe verwest, dennoch kenntlich waren. Bei weiterer Untersuchung entdecken sie Knochen und mehrere Ueberbleibsel eines hier verscharrten menschlichen Körpers. Auf die, bei ihrer Zurückkunft der Stadt-Obrigkeit davon gemachte Anzeige, mit welcher, wie zu erachten ist, ihre Vermuthung wegen des vor zehn Jahren vermißten Franzosen in Verbindung stand, wurde die Untersuchung vorgenommen. Außer einigen Ueberbleibseln des Körpers und der Bekleidung fand man zwei lederne Geldbeutel, und zwar in jedem eine Summe von mehr als 200 Pistolen, eine Uhr, ein Taschenbuch mit größtentheils gut erhaltenen Papieren, zwei Sackpistolen, einen Säbel und dergleichen, mit einem Worte, die erste vorläufige Ansicht ließ keinen Zweifel mehr übrig, daß es die Ueberreste jenes unglücklichen Offiziers seyen, der hier auf eine unerklärbare Art seinen Tod gefunden habe. So viel ergab sich indessen augenscheinlich, daß Raubgierde nicht die Veranlassung dieses Mordes gewesen sey, ob man gleich über die Möglichkeit zweifelhaft blieb, wie ein mit Waffen wohl versehener Soldat habe überwältigt, und ein so trauriges Ende nehmen können. Jetzt begann die Untersuchung, um über diesen in jener Gegend unerhörten Vorfall Aufschluß zu erhalten, von Neuem; die schon vor zehn Jahren angelobte Belohnung wurde wiederholt, und man glaubte jetzt um so eher einen gewissen Erfolg dieser Maßregel sich versprechen zu können, da man die Vermuthung hegte, es müßten ohne Zweifel mehrere an diesem Verbrechen Theil genommen haben. Allein es schien als ob die That in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt bleiben sollte. Wahrscheinlich auf Veranlassung der zur Untersuchung beauftragten Regierung, und in der muthmaßlichen Voraussetzung einer stattgefundenen Nothwehr, wurde jetzt auf Befehl des Königs, dem oder den Thätern eine gänzliche Befreiung von aller Strafe, an Gut, Ehre und Leben versprochen, im Fall sie sich freiwillig stellen und über die Veranlassung zu dieser Entleibung ein aufrichtiges Bekenntniß ablegen würden. (Schluß folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 49. Sonntag, 23. Juny 1822.

Sonntag-Morgen.

Siehe! Die Sonn' tritt herauf
Am Himmelsgezelt,
Und die Luft ist so stille,
Es erhebt die Welt
Sich aus der Beschränkung düsterer Nacht,
Sie ist — erwacht.

Aber Geräusch nicht tönet
Vom Arbeit-Gewühl;
So der Ambos als Hammer,
Und des Schiffes Kiel,
Und aller Gewerbe wirkender Trieb
Ganz ruhig blieb.

Denn der Sabbath gebietet
Die Ruhe der Welt,
Und der Gott ist uns nahe,
Der Alles bestellt;
In seine Tempel ruft liebend er heut',
Wem er gebeut.

Und es hallen die Glocken
Mit mächtigem Ton;
In der Stille des Morgens
Verkünden sie schon
Des Höchsten Befehle den Kindern laut,
Und — liebetraut:

„Auf! ihr Seelen voll Glauben,
„Auf! nahet dem Haus,
„Worin geistig ich wohne;
„Und geht nicht heraus,
„Ihr habt denn empfangen mich selbst in euch,
„Mich, und mein Reich!"

Und es stehen voll Sehnen
Von ferne und nah
Mit den gläubigen Herzen
Die Christlichen da;
Sie drängen sich Alle mit kindlichem Sinn
Zum Tempel hin.

Und die Sonne, sie strahlet
Zum Fenster herein, —
Und es glänzet die Taube
So golden und fein,
Die über der Kanzel den Redner weiht,
Der uns erfreu't.

Und die Orgel beginnet
Mit mächtigem Klang,
Und es rauschen Akkorde
Zum Festesgesang;
Die Morgenluft wehet sanft durch den Baum
Im Kirchhof-Raum.

Und die Lieder — sie schweigen;
Des Redenden Mund
In der Stille der Kirche
Giebt Worte uns kund,
Die führen zum Leben im edleren Sinn
Die Hörer hin.

Und es lobet den Herren
Das hoffende Herz!
Und es sänftigt die Rede
Manch' nagenden Schmerz. —
Und hinaus zum Tempel ziehet die Schaar,
Gestärkt und klar.

Da empfängt nun die Frohen,
So Garten, als Haus;
Auch auf schaukelndem Kahne
Fährt Mancher zum Schmaus;
Sinnt unter des Kirschbaums schattendem Dach
Gehörtem nach;

Und die Sonne — sie malet
Im Strome das Bild
Eines frommen Gemüthes
Mit Zügen, so mild; —
O Sonntag! O Morgen voll Herrlichkeit!
Du bist — geweiht!

E.

Weibliche Verschwiegenheit.

(Schluß.)

Kaum war dies königliche Wort in der umliegenden Gegend bekannt geworden, als sich zwei betagte Bürgerfrauen, aus der nämlichen Stadt, wohin der Unglückliche bestimmt war, bei dem dortigen Landrichter meldeten, und ihn um eine geheime Unterredung ersuchten. Sie hätten, erklärten sie, vernommen, daß die Thäter des an dem vor 10 Jahren vermißten Franzosen verübten Mordes von aller Strafe befreiet seyn sollten, und daher glaubten sie es ihrer Pflicht gemäß, nunmehr ihr seit dieser ganzen Zeit unverbrüchlich beobachtetes Stillschweigen brechen und dem Herrn Richter die Anzeige machen zu müssen, daß sie beide, auf einer nach dem Städtchen Balen begriffenen Wanderung, in einer nur mäßigen Entfernung Augenzeugen des ganzen Vorfalls gewesen wären. Darauf erzählten sie die bei dem Todschlag angeführten Umstände und Thatsachen — wie sie oben angeführt sind — die allerdings zu Gunsten des Thäters sprachen. Sie hätten sich, versicherten sie, dann gegenseitig das Wort gegeben, über das, was sie gesehen, keine Sylbe zu verlautbaren, sondern es als ein ewiges Geheimniß in ihrem Herzen zu bewahren, auch die feste Abrede getroffen, desselben nie gegen einander zu erwähnen, und diesem ihren freiwillig gefaßten Entschluß wären sie auch bis dahin getreulich nachgekommen, ob ihnen sowohl die damals als auch neuerdings ausgebotenen ansehnlichen Belohnungen recht wohl bekannt wären. Allein selbst als sehr unbemittelte Bürgersfrauen würden sie es für eine Sünde gehalten haben, ein solches Blutgeld verdienen zu wollen, welches den armen Menschen ohne Zweifel auf das Schaffot gebracht haben würde. Sie wiederholten auch nochmals dem Herrn Landrichter die feierliche Versicherung, daß sie auf keinen Stüber von dem ausgesetzten Preise Anspruch machen würden, sondern ihre Angabe bloß in der Absicht geschehen sey, um den unglücklichen Mann gegen alle künftige Angriffe und Verfolgungen in Sicherheit zu setzen. Der Landrichter, erstaunt über die unerwartete Aussage zweier ihm so unbekannten Frauen, so wie nicht weniger über ihre Verschwiegenheit, erkundigte sich jetzt vor allen Dingen, wer der Thäter sey, wo er sich aufhalte und auf welche Weise es ihnen möglich gewesen sey, über seine Person Gewißheit zu erhalten. Ihre Vermuthung, erwiderten sie, daß er im Walde zu Hause gehören müsse, habe sie nicht betrogen. Bei ihrer Zurückkunft sehen sie beim Waldbauer eingekehrt, wo sie ihn auch richtig wahrgenommen hätten; er sey damals 17 bis 18 Jahre alt und Kuhhirte gewesen, jetzt Vater von mehreren Kindern und ein fleißiger und ordentlicher Mann, der das Seine zu Rathe halte. Sein Name sey Johann Melcherts und sein Wohnort in D., einem preußischen Gränzdorfe. Der Landrichter legte den beiden Frauen darauf ein fortgesetztes Stillschweigen auf, indem er ihnen die Versicherung gab, im Fall übereinstimmender Aussage sich des unglücklichen Todschlägers aus allen Kräften annehmen zu wollen. Obgleich Maßregeln genommen waren, daß er nicht entwischen konnte, so wunderte sich der Landrichter doch nicht wenig, ihn auf die erste Anforderung erscheinen zu sehen. Gleich im ersten Verhör bekannte er den an dem Franzosen verübten Todschlag unverholen und mit allen den Umständen, wie sie am Anfang dieser Erzählung aus den Acten entlehnt sind. Nur gegen einen vorsätzlichen Mord verwahrte er sich auf's kräftigste, und zeigte die noch vorhandenen Narben an seinen Füßen als einen Beweis vor, wie unmenschlich ihn der Franzose behandelt habe. Auf die Frage: ob er nicht in Versuchung gerathen sey, die Taschen des Erschlagenen zu untersuchen, antwortete er: ein solcher Gedanke sey ihm nie eingefallen, er wäre weder Räuber noch Mörder, sondern bloß die Absicht, seinem Begleiter den Säbel aus der Hand zu bringen, habe ihn zu dem Schlage veranlaßt. Ob er denn nie etwas von der Nachsuchung, die man angestellt, oder von den Belohnungen, die auf seine Entdekkung gesetzt worden wären, gehört habe? Niemals; er habe fast beständig im Walde gelebt und nur selten Menschen gesehen. Uebrigens sey er des Lesens unkundig und beschäftige sich bloß mit seiner Wirthschaft. Ob er sich denn nie ein Gewissen aus diesem Todschlag gemacht und nicht zu Zeiten unruhig gewesen wäre? Das könne er eben nicht sagen, zumal da es ihm nicht in den Sinn gekommen sey, den Menschen tödten zu wollen. Dann hätte er auch wieder gedacht, es sey ja ein Franzos, die ohnehin Land und Leuten Schabernack und Drangsale genug angethan hätten, auch sey wohl wenig daran gelegen, ob sich einer mehr oder minder davon in der Welt befinde. Die auf erstatteten Bericht erfolgten Königlichen Befehle lauteten dahin: daß, bewandten Umständen nach, die Sache niedergeschlagen und der Thäter freigelassen werden solle. Den beiden verschwiegenen Weibern bewilligte der Monarch jeder ein Gratial von 50 Thalern, mit der Bedingung, daß sie über den Empfang dieses Geschenks reinen

Mund halten ſollten, damit ihre Verſchwiegenheitsgabe in Uebung erhalten werde.

Die gefundenen Objecte wurden nach Berlin geſandt, von wo aus die Sache mit dem betheiligten Gouvernement des unglücklich Erſchlagenen wahrſcheinlich freundſchaftlich beigelegt worden iſt.

Der Giftbaum auf Java.

Der Upas (ſo heißt dieſer furchtbare Giftbaum) ſteht auf Java. Er wird für eine Gattung des cestrum gehalten und von Willdenow cestrum laurifolium benannt. Sein Gift iſt eine gummiartige Subſtanz, die ſich zwiſchen der Rinde und dem Holze des Baumes befindet und von ſelbſt aus der erſteren hervorſchwitzt oder durch gemachte Einſchnitte daraus hervorgelockt wird. — Nach den von Herrn Darwin eingezogenen Erkundigungen war nur ein größerer Baum dieſer Art vorhanden, unter deſſen Zweigen mehrere junge ſtehen ſollen. Er befand ſich am Rande eines kleinen Baches, rund umher von einer fortlaufenden Hügelkette eingeſchloſſen. Das Land iſt im Umkreiſe von fünf bis ſechs deutſchen Meilen vollkommen wüſte, und man findet weder die Spur eines lebenden Thieres noch die kleinſte Pflanze. Selbſt in dem Waſſer des benachbarten Baches ſoll ſich kein Fiſch aufhalten, und wenn die Vögel ſo niedrig über dieſe Gegend hinweg fliegen, daß der Dunſt des Baumes ſie erreicht, ſo fallen ſie augenblicklich todt zur Erde; hiervon wurde Herr Darwin durch Augenzeugen unterrichtet. Der Boden dieſer Gegend ſoll aus einem trockenen braunen Sande, mit ähnlichen Steinen vermiſcht, beſtehen, und mit vielen Todtengerippen bedeckt ſeyn. — An dem Orte, wo die Hügelkette am niedrigſten war, wohnte ein alter Prieſter, an welchen Herr Darwin Empfehlungsbriefe hatte, und von dem er die meiſten Nachrichten über dieſen Gegenſtand einzog.

Das Gift, welches von hohem Werthe iſt und dem Kaiſer ſehr viel einträgt, wird dazu gebraucht, die Waffen zu vergiften, deren Spitzen man in daſſelbe eintaucht; die, welche abgeſchickt werden, daſſelbe zu ſammeln, ſind zum Tode verurtheilte Miſſethäter. Sobald nämlich jenen Unglücklichen die Todesſtrafe richterlich zuerkannt iſt, wird denſelben die Wahl gelaſſen: ob ſie erſtere erleiden oder von dem Upas-Baume ein Gefäß voll Gift einſammeln und holen wollen. Wenn es ihnen gelingt, mit dem Gifte lebendig zurückzukehren, ſo wird ihnen nicht allein die Todesſtrafe erlaſſen, ſondern ſie erhalten auch noch vom Kaiſer ein bedeutendes Geſchenk und gewöhnlich eine lebenslängliche Verſorgung. — Aus dieſen Gründen entſchließen ſich die Meiſten, zu dem Upas-Baume zu wandern; ſobald ſie dieſen Entſchluß ausgeſprochen haben, ertheilt man ihnen das Recht, vor ihrer Abreiſe vom Kaiſer ein Geſchenk zu erbitten, das ihnen auch gegeben wird und in einer Kleinigkeit beſteht. Sie erhalten hierauf eine Büchſe von Silber oder Schildpatt, um das Gift darin zu ſammeln, und werden unterrichtet, wie ſie ſich dabei zu benehmen und die Gefahr zu vermeiden haben. Hauptſächlich kommt es darauf an, mit der Richtung des Windes ſich dem Baume zu nähern, weil ſeine ſchädlichen Ausdünſtungen dann mit dem Winde abwärts getrieben werden. Es iſt indeſſen ſehr ſchwer, die Richtung des Windes ganz genau zu entdecken, weil dieſelbe durch die verſchiedenen Zwiſchenräume und Wölbungen der Hügelkette mannigfaltig modificirt wird. Ueberdies wehet faſt nie ein regelmäßiger Landwind, und auch Seewinde gelangen wegen der weiten Entfernung des Meeres nicht dorthin. Meiſtentheils iſt es ein leiſer warmer Wind, der ſehr veränderlich bleibt und wegen der mannigfaltigen Hinderniſſe in verſchiedenen Krümmungen bemerkt wird. In dieſer Wechſelhaftigkeit des Windes liegt daher die größte Gefahr für die Beſucher des Upas-Baumes, denn ſobald ſich derſelbe dreht und ihnen vom Baume her zuweht, werden ſie unwiderruflich Opfer des Todes. Da der Weg zum Baume hin, und wieder zurück, bis an die Gegend wohin ſeine giftige Wirkung ſich nicht erſtreckt, mindeſtens dreißig Lieues beträgt, ſo wird den Verurtheilten bei allen ihren Verrichtungen die größte Schnelligkeit empfohlen, um ſie dem unvermeidlichen Tode, den ein ungünſtiger Wind bei längerem Zögern verurſachen könnte, zu entziehen.

(Schluß folgt.)

Dreiſylbige Charade.

Die Erſte ſchmückt die Großen dieſer Erde,
Doch hat ſie auch ſchon Leid gebracht,
Ein Hirt trug ſie zum Heil der Heerde
Und ſank damit in Todesnacht.
Es ſind nur Wenige, die ſie beſitzen;
Man ſieht oft Blut darum verſpritzen.
Die beiden Letztren ſind bei Nacht
Zur Zierde wie zum Nutzen;
Sie ſind der Säle größte Pracht,
Womit ſie Reiche putzen.
Das Ganze oft verblenden kann;
Man trifft's bei Chriſten und bei Juden an.

Liſette H......n.

Digitized by Google

Auflösung der Charade in Nr. 47.
Diebstahl.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 15. Juny 1822. Die Zerstreuten. Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Der neue Gutsherr. Op. in 1 Aufz. Musik von Bojeldieu. Zum Beschluß: Der Secretair und der Koch. Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Franz. des Scrive, von Blum. Es war für heute Wallensteins Tod angekündigt; aber eine Krankheit der Mad. Ellmenreich verhinderte die Aufführung und brachte uns die genannten Kleinigkeiten, welche allzumal leicht und lustig gegeben wurden.

Sonntag d. 16. Die diebische Elster. Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Herr Hauser sang den Fernando, und erfreute uns, bei seinem Erscheinen im ersten Act, mit einer eingelegten Arie. Seine Stimme ist bei starker, kräftiger Orchesterbegleitung nicht durchdringend, aber sie ist angenehm. Ein Hauptverdienst dieses braven Sängers ist ein geschmackvoller Vortrag und deutlicher, lebenvoller Ausdruck des Gefühls. Dem. Bamberger (Nanette) und Herr Dobler (Podesta) trugen, neben dem Gaste, das mehrste zur Zufriedenheit des Publikums bei. Demoiselle Barth (Pippo) zeigte viel guten Willen.

Dienstag den 18. Juny. Die Ahnfrau. Trsp. in 5 Aufz. von Grillparzer. Mad. Schulze als Bertha und Herr Henkel als Jaromir machten, durch die Wahrheit ihres Spiels, die Vorstellung sehr anziehend. Erstere gab die Rolle von Anbeginn, ohne alle Beimischung inneren Leidens, mit der freudigen Unbefangenheit, welche ein schuldlos liebendes Herz einflößt, bis dahin, wo sie in Jaromir den Verbrecher ahnet und endlich durch dessen Geständniß davon überzeugt wird. Hier erst schien sie den vernichtenden Druck des eisernen Geschicks zu empfinden, der auf dem Hause Borotin lastet. Der Kampf zwischen Abscheu und Liebe, worin die Letztere den Sieg davon trägt, und der Schluß des vierten Acts waren die gelungensten Momente ihrer durchaus braven Leistung. Herr Henkel hat die Rolle hier schon oft und stets mit gebührender Anerkennung gegeben. Seine heutige Darstellung aber erschien uns, in gedachter Folge der Empfindungen und im Ausdruck derselben, weit vollendeter als die früheren; auch war seine Rede reiner und freier von provinziellen Angewöhnungen.

Donnerstag, den 20. Juny. (Zum Erstenmale) König Waldemar, oder: Die Dänischen Fischer, Singspiel in 1 Aufz. von Castelli. Musik von Weigel. Hierauf: die Tochter Pharaonis Lustsp. in 2 Aufz. von Kotzebue und Guelden. Die Handlung des Singspiels ist einfach, dem Idyllischen sich nähernd; nimmt aber doch die Theilnahme des Zuschauers in Anspruch, so auch die Composition, welche nicht mit Tönen tändelt, sondern wahr und kräftig den Situationen zusagt und die Gefühle der handelnden Personen ausdrückt. Die schönen Stimmen der Mad. Brauer (Maria) und des Herrn Dobler (Esbern) traten in den Ensemble-Stücken angenehm wirkend hervor und die Chöre, worunter ein schwieriger Doppelchor von Soldaten und Fischern, wurden brav ausgeführt. Dem. Barth, welche den Knaben Victor spielte verdient aufmunterndes Lob. — Unter den Darstellern des Lustsp. herrschte eine übersprudelnde Laune; besonders zeichnete sich darin aus Hr. Weidner (Nuur) Hr. Becker (Carl Tippel) und Herr Rottmayer (Fliederbusch). So wie der Erste, sehr ergötzlich, in seinem ganzen Seyn und Wesen die bodenloseste Habgier darstellte, so hatten sich die beiden Letzteren vollkommen in das Sorgen verhöhnende, leichtfertige Studentenleben hineingedacht, und gaben uns davon in kekken Zügen ein unterhaltendes Bild. Der zweite Act, von Guelden dem ersten angehängt, giebt zwar der Handlung einen befriedigenden Schluß; aber es mangelt ihm Kotzebue's üppiger, leicht dahin strömender Witz; daher wird die Entwickelung langweilig und ermüdend.

Theater-Anzeige.

Montag, den 24. Juni. (Zum Vortheil der Dem. Ganzi) Moses, Op. in 3 Aufz. (Elzia Dem. Ganzi).

Dienstag, den 25. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel.

Mittwoch, den 26. Der Barbier von Sevilla Op. (Rosina Dem. Ganzi. Figaro Herr Hauser.)

Donnerstag, den 27. Der Alte muß, Lustspiel; und Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel.

Freitag, den 28. (Zum Vortheil des Herrn Hauser.) Ferdinand Cortez, Op. (Telasko Herr Hauser.)

Samstag, den 29. Clavigo, Schauspiel.

Sonntag, den 30. Moses, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№. 50. Donnerstag, 27. Juny 1822.

Abschied von Athen.

(Nach Byron.)

Gieb mein Herz, o Mädchen von Athen,
Gieb's zurück, eh wir von dannen gehn.
Oder, weil es sich der Brust entstahl,
Sey es dein, sey dein das andre all.
Horch dem Schwur, der scheidend mir entfloh:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ*).

Bei der Locken fesselosem Flug,
Die der Wind Aegäums girrend trug**);
Bei der seidnen Wimper Rabenrand,
Der zur Rosenwang' sich küssend wand;
Bei dem Aug' des Rehes, rasch und froh:
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

Bei den Lippen, die's zu nippen drängt;
Bei dem Wuchse, den kein Gürtel engt;
Bei der Blumensprache Zaubergruß,
Dem des Wortes Armuth weichen muß***);
Bei der Lust von Liebesach und O!
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

Mädchen von Athen! schon zieh ich hin:
Süßes! trag' auch einsam mich im Sinn.
Wenn mein Segel gleich nach Stambul eilt,
Seel' und Sinn doch in Athen verweilt.
Dein vergessen? wann könnt' ich und wo!
Ζώη μοῦ, σάς ἀγαπῶ.

*) Nach der Aussprache: Zoë mou, sas agapò: „mein Leben, ich liebe Dich!" Ein Ausdruck der Zärtlichkeit der neugriechischen oder Romaikesprache. Lord Byron bemerkt wohl sehr treffend, daß dieß in allen Sprachen lieblich klänge, und schon Juvenal sage: Zoë mou sey das zärtliche Modewort der Damen in Rom gewesen, die alle erotischen Ausdrücke hellenisirten.

**) Das ägäische Meer, Attica's Küste umspülend.

***) Des Morgenlandes beredte Blumensprache ist bekannt: der Selam. Aber auch Kohlen, Kiesel u. dgl. verbinden sich mit Blumen. Eine Kohle sagt: ich glühe für dich; Blumen mit Haar umwunden: komme und entflieh mit mir; aber ein Kiesel offenbaret — was nichts andres so vermag.

Der Styl.

(Von Müllner.)

Zwei junge Schauspielerinnen saßen während der Probe in der Kulisse. Sie waren eben aus dem Hörsale eines Professors der Aesthetik gekommen, der für das jüngere Theaterpersonal (das ältere wußte schon alles) dramaturgische Vorlesungen halten mußte.

„Haben sie denn heute alles verstanden, was er sagte?" fragte die Eine.

„O ja, alle Worte."

„Auch das vom Styl? Ich weiß noch immer nicht recht, was das sagen will: Der Styl der Darstellung."

„Die, welche alles verstanden hatte, lächelte. „Ja Liebe, Sie waren noch nicht bei uns, als er von den tropischen Figuren handelte. Das Wort ist eine tropische Figur, das heißt, ein bildlicher Ausdruck. Der Stiel ist das, wobei man ein Ding anfaßt, und der Stiel einer Darstellung will weiter nichts sagen, als wie man es angreifen muß, daß es dem Publikum gefällt."

Ich will den Kunstphilosophen sehen, der mir die Bedeutung jenes Wortes besser und handgreiflicher erklärt, als dieses junge Frauenzimmer. Besonders für das schöne Geschlecht, welches im häuslichen Leben recht eigentlich daran gewöhnt wird, alle Dinge, die Stiele haben, bei dem Stiele anzufassen, wird der abgezogene Begriff des Styles um Hundert vom Hundert faßlicher, wenn man ihn durch den Stiel erläutert, der doch am Ende in seiner ursprünglichen Bedeutung so gut wie der Styl eine Art von Griffel, das heißt, ein Gegenstand für den Griff der Hand ist. Machen wir damit einen kleinen Versuch an einer Redensart, welche die Theaterkritiker häufig zu gebrauchen pflegen.

Es trägt sich bisweilen zu, daß Göthe's köstliches Schäferspiel: Ueble Laune des Verliebten,

auf dem Theater durchfällt, obschon Armine und Eridon von denselben Personen dargestellt werden, die in Kotzebues Rosen des Herrn von Malesherbes als Susette und Peter ungetheilten Beifall erhalten haben. „Ganz natürlich, — sagen dann die Kenner — sie spielten in einem viel zu unedlen Style.“ Wenn Peter und Suse das wieder erfahren, so glauben sie nicht selten, sie hätten nach der Meynung jener Kunstrichter in die Art ihres Spieles das Gemessene, Feierliche, Volltönende der Tragödie legen sollen, welches oft mit dem Ausdrucke: edler Styl, bezeichnet wird. Wie macht man ihnen nun am besten deutlich, was die Kenner wollen? Antwort: Durch den Stiel.

Jedermann begreift den Unterschied zwischen dem Stiel einer Lilie und dem Stiel eines Rührlöffels; und es wird nicht leicht Jemand auf den Einfall kommen, jenen, wenn er die Blumen dem Blumenfreunde darbietet, so derb angreifen zu wollen, als er diesen angreifen muß, wenn er eine tüchtige Wirkung im Topfe hervorbringen will. Nun sind zwar die Rosen des Herrn von Malesherbes kein Rührlöffel, wie man ihn in der Küche braucht. Sie sind vielmehr ein zierlich gearbeiteter Punschlöffel, womit ein angenehmer Wirth, welcher Leuten von Geschmack ein geistreiches Getränke zu kosten geben will, zuvor mit anständiger Bewegung die am Boden des Punschnapfes träg liegende Süßigkeiten aufregt, welche dem Getränke den eigentlichen Wohlgeschmack geben. Dieser Wohlgeschmack, auf welchen es unser Kotzebue hier abgesehen hat, ist nichts anderes, als das Wohlgefallen des menschlichen Gemüthes an dem anspruchlosen Zartgefühl der sogenannten gemeinen Leute. Es soll uns rühren, und rührt uns, gut dargestellt, wirklich, daß gewöhnliche Bauern, aus uneigennütziger Liebe zu dem wohlthätigen Herrn ihres Dorfs, eine Rosenhecke, die er zu lieben scheint, ohne sein Wissen mit der zartesten Sorgfalt pflegen, und als unantastbares Kleinod betrachten. Dieses Zweckes halber mußte der Dichter uns in Peter und Suschen gutgeartete, aber natürliche Bauernkinder von unverfeinerter Empfindungsweise vorführen, und er machte daher in sein Liebespaar einen zwar glatt geschnitzten, aber haltbaren Stiel, der, wenn er gleich nicht tölpelhaft, doch fest, mit der ganzen Hand, und sonder absonderliche Zierlichkeit angegriffen werden muß. Wenn Peter und Susette das thun, so thun sie des Dichters Willen, und es kann nicht fehlen, daß das freundliche, sanft bewegende Gemälde allen Zuschauern gefalle, mit Ausnahme derjenigen, welche im Lustspiel durchaus vor Lachen zu platzen begehren.

Anders ist es mit der Laune des Verliebten. Es mag vor vielen Jahren einmal ein Körnchen eigner Liebeslaune in Göthe's Gemüth gefallen seyn; darauf ist vielleicht ein wenig Thau aus einem Paar schöner, betrübter Augen geträufelt; dann hat die Sonne einer jugendlichen Phantasie darauf geschienen, und so ist das ganze Schäferspiel wie eine zarte Blume aufgeblüht, welche auch einen gar zarten Stiel hat, wie alle Blumen zu haben pflegen, die in den Gefilden Arkadiens wachsen. Wird nun Peter und Suschen Eridon und Amine, so sollen sie nicht mehr Peter und Suschen seyn, sondern anmuthige Wesen einer Welt, die nie existirt hat, als in den Köpfen der Dichter. Suschen kann ein wenig schluchzen, wenn sie weint; Amine bei Leibe nicht. Peter kann seine Bosheit bisweilen an seinem runden Hute auslassen; Eridon würde daran sehr übel thun. Suschen kann meinetwegen die Rose, um welche Peter ihr zürnt, ihm vor die Füße werfen, um ihren Unwillen über den falschen Verdacht kund zu geben; aber wenn Amine, von Eridons eifersüchtiger Laune gequält, auf das Tanzfest verzichtet, und ihren Blumenschmuck mit den Worten von sich legt:

„Du willst auch diese Lust, nun denn, da hast du sie!“

so muß der aus dem Haar genommene Kranz ihrer herabsinkenden Hand entgleiten; und was denn der Unterschiede noch mehr seyn mögen.

Was den sogenannten Tragödienstyl betrifft, so giebt es auch da eine Menge Unterschiede, die sich durch das Gleichniß vom Styl anschaulich machen lassen. Der Styl der meisten Shakespearischen Tragödien ist der Schaft einer Lanze oder gar eines Streitkolben. Wer nicht, bei allem ritterlichen Anstande, recht kräftig dran greift, bringt das gewaltige Werkzeug nicht vom Flecke. Anders ist es mit Calderons Tragödien. Hier ist bei aller Stärke des Gemüths und der Phantasie der Stiel (oder das Griffbrett) einer Zither (oder Guitarre) fein musikalisch zu handhaben, obwohl ich deßhalb nicht rathen will, diese Stücke mit Operisten zu besetzen. Doch etwas andres will ich rathen: Wenn man keine Schauspieler hat, die sich auf die notenlose Musik der Rede verstehen; so gebe man Calderons Tragödien

nicht nach Schlegel und nicht nach Gries. Man schicke einen deutschen Theaterdichter darüber, der die Saiten abspannt von der spanischen Zither; es wird alsdann viel leidlicher anzusehen seyn, wenn die Darstellenden damit handthieren, wie mit einer Wurfschaufel.

Sey jedoch ein Stiel stark oder zart, dick oder dünn, lang oder kurz; jeder Schauspieler muß bedenken, daß er es nicht allein ist, welcher ihn anzugreifen hat. Was das sagen will, könnt' ich schulgerecht aus dem Unterschiede erklären, der zwischen dem Style einer Rolle und dem Style des ganzen Stückes Statt findet. Aber ich will lieber zu Kotzebue's artigen Rosen zurückkehren, und sie mit Anton Wall's Stück: Die beiden Billets, vergleichen. Man sollte meynen, Peter und Susette wären nicht mehr noch minder, als Görge und Röse, und könnten das Spiel, hier wie dort, bei einem und demselben Stiele anfassen. Das geht aber nicht an: denn obwohl darauf, daß jene französische, diese deutsche Bauernkinder sind, eben nicht viel ankommen möchte, so muß man doch bedenken, daß Herr Lamoignon von Malesherbes kein Dorfbarbier Schnaps ist, und daß Peter und Susette in ihr Spiel keinen solchen Stiel stecken müssen, den dieser feine Mann nicht auch anständiger Weise mit angreifen könnte. Wenn daher in den Rosen Suschen schluchzet, daß sie der Bock stößt, so schießt sie einen. Thut es Röse, so ist eben nichts dagegen zu sagen.

Summa Summarum: Der Styl ist der Stiel, und die Verwechselung beider Wörter kann nicht für einen sinnentstellenden Schreib- oder Druckfehler gehalten werden.

Der Giftbaum auf Java.

(Schluß.)

So unterrichtet treten die Unglücklichen den Weg zur Hütte jenes alten Priesters an, wohin sie von ihren Angehörigen und Freunden begleitet werden; die Zeit ihres Aufenthalts in der Hütte ist unbestimmt, denn sie erwarten hier einen günstigen Wind zur Fortsetzung ihrer Reise. Der Priester hat die Verpflichtung, die Verurtheilten durch Gebet und andere heilige Handlungen zu ihrem Schicksal vorzubereiten, und denselben die obigen Instructionen zu wiederholen und genauer einzuschärfen. Ist die günstige Zeit zur Abreise herangekommen, so werden die Reisenden mit einer langen ledernen Kappe versehen, welche bis auf die Brust hinab reicht und vor den Augen eingesetzte Glasscheibchen hat; auch giebt ihnen der Priester ein Paar lederne Handschuhe. Er selbst und die Verwandten und Freunde des Verurtheilten begleiten diesen nun noch zwei Lieues gegen die Einöde hin, worauf ihm der Priester einen Berg zeigt, von welchem aus er den Upas-Baum sehen kann, und ihm sagt, er werde zur Seite dieses Berges einen Bach finden, dem er folgen müsse, um auf dem nächsten Wege zu dem Baume zu gelangen. Hierauf scheidet der Reisende von seinen Begleitern, welche für seine Errettung beten.

Der alte Priester wohnte schon mehr als dreißig Jahre an diesem Orte, und erzählte Herrn Darwin, daß er bereits über sieben Hundert Verurtheilte zu der Reise nach dem Upas-Baume vorbereitet und ihnen den Weg dahin gezeigt habe; von diesen seyen aber nur zwei und zwanzig zurückgekehrt und die Uebrigen ein Raub des Todes geworden, daher auch die vielen Todtengerippe in der Einöde. Die Aussage dieses Mannes wurde durch ein schriftliches Verzeichniß der Namen und Verbrechen jener Unglücklichen bestätigt, welches Herr Darwin mit einem ähnlichen völlig übereinstimmend fand, das er bei dem Kerkermeister zu Soura Charta sah.

Herr Darwin war gegenwärtig, als mehrere Verurtheilte im Hause des Priesters zur Reise vorbereitet und dann begleitet wurden; er bat dieselben, ihm einen Zweig des Baumes mitzubringen und dessen Umfang zu messen, erhielt indessen nur einige Blätter, welche einer der Rückkehrenden in der Eile abgerissen hatte, und die obigen Erzählungen über den Ort und die Umgebungen des Upas-Baumes. — Diesen soll, nach dem neuen Alkoran, auf Bitten des großen Propheten, Gott haben wachsen lassen, um ein in jener Gegend wohnhaftes bösartiges Volk zu vertilgen.

Sechszehnhundert Rebellen, welche aus ihrem Vaterlande vertrieben, nirgends Schutz und Wohnsitze fanden, siedelten sich in einer unbebauten Gegend, etwa zehn Lieues von dem Upas-Baume entfernt, an; sie mußten aber diese Wohnsitze schnell wieder verlassen, da sie binnen zwei Monaten schon bis auf Dreihundert ausgestorben waren. Einige von diesen, welche Herr Darwin zu sehen und zu sprechen Gelegenheit fand, waren blaß und abgemagert, und hatten das Ansehen

von Personen, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind. Sie erzählten, daß ihre Gefährten unter Convulsionen und anderen Zufällen gestorben seyen, welche Herr Darwin auf einen unnatürlichen Tod, durch die Einwirkungen der Dünste des Upas-Baumes, zu deuten sich berechtigt glaubt. — Auch sah er im Jahr 1776 dreizehn Weiber des Kaisers zu Soura Charta durch Upas-Gift hinrichten, die des Ehebruchs überwiesen waren. Sie beschwuren zuerst auf dem Alkoran, daß sie schuldig und das Urtheil gerecht sey, wurden darauf an besonders dazu errichtete Pfähle gebunden und durch ein mit dem Upas-Gifte bestrichenes Instrument, daß dem Aderlaßschnepper der Roßärzte glich, mitten auf der Brust nur leicht verwundet. Schon nach fünf Minuten fingen die Schlachtopfer an, Convulsionen und heftige Schmerzen zu bekommen, so daß sie schrieen und den Propheten um Endigung ihrer Qual anriefen. Die Zuckungen nahmen zu und die Verwundeten starben unter den schrecklichsten Krämpfen und kläglichem Geheul; in 16 Minuten, vom Augenblick der Verwundung an, waren Alle todt. Nach einigen Stunden zeigten sich an den Leichen Geschwulst, blaue Flecke und die Spuren einer anfangenden Fäulniß. — Etwas später sah Herr Darwin sieben Malayen auf dieselbe Weise und mit gleichem Erfolge hinrichten.

Selbst wenn nur ein Finger mit einem durch Upas vergifteten Instrument verwundet wird, soll das augenblickliche Abschneiden desselben nicht vor dem Tode retten. Die Wirkung dieses Giftes ist etwas langsamer, aber eben so sicher tödtlich, wenn dasselbe in den Magen gebracht wird; ein Hund starb, von einem Viertelgran, in dreißig Minuten; sein Magen war vom Brande ergriffen. — Ein bestimmtes Gegengift ist nicht bekannt, und die Vorschläge zur Heilung der durch Upas vergifteten Individuen bis jetzt noch sehr unzulänglich.

J. E.

Aus dem Leben Peters des Großen.

Zu den Regenten, welche die Schmeichelei haßten, gehört mit Recht Peter der Große, selbst dann wurd' er nicht ungehalten, wenn man ihm kühn die Wahrheit sagte. Als er von seiner letzten Reise ins Ausland nach Moscau zurückgekommen war, brachte man ihm verschiedene Klagen über Richter vor, die Geschenke genommen, und sich hätten bestechen lassen.

Der Monarch war darüber äußerst aufgebracht, und äußerte seinen Zorn und Unwillen unter andern gegen den Generallieutenant Buturlin, der ihn auf seiner Reise begleitet hatte. Aber dieser biedere Mann trug kein Bedenken, mit einer nicht gemeinen Freimüthigkeit zu sagen: „So lange du selbst nicht aufhörst, Geschenke zu nehmen, wirst du diesen Mißbrauch bei deinen Unterthanen nicht ausrotten. Dein Beispiel wirkt mehr auf sie, als alle Befehle."

„Wie kannst du eine so unverschämte Lüge gegen mich vorbringen?" sagte Peter mit Wuth.

„Es ist keine Lüge, erwiederte Buturlin, sondern Wahrheit. Als ich neulich mit dir durch Twer reiste, stand ich im Quartier bei einer Kaufmannsfrau, deren Mann abwesend war. Eben war ihr Namenstag, und sie hatte Gäste zu sich geladen, unter denen auch ich war. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, so kam ein Abgeordneter des Magistrats herein, um hundert Rubel als Beisteuer zu dem Geschenk zu verlangen, welches dir die Stadt bestimmt hatte. Die Kaufmannsfrau bat um Aufschub; sie betheuerte, daß sie kein baares Geld hätte, sie gab ihren Perlenschmuck und andere Kostbarkeiten hin — alles vergebens! man verlangte Geld oder bedrohte sie mit dem Gefängnisse. Ich verwandte mich für sie, ich bat den Abgeordneten um Aufschub, aber er antwortete mir: die gemessenen Befehle des Magistrats erlaubten ihm nicht, einen Aufschub zu bewilligen."

„Um die Frau aus der Verlegenheit zu ziehen, sah ich mich genöthiget, das Geld selbst herzugeben; und die arme Frau konnte nicht Worte finden, mir genug zu danken. — Siehe, fuhr Buturlin fort, so freiwillig sind die Geschenke, die man dir macht. Du nimmst sie an, und denkst nicht, wie sehr sie oft deinen Unterthanen zur Last fallen. Kannst du jetzt wohl noch den Richtern es verargen, wenn sie Geschenke annehmen, so lange sie sehen, daß du es eben so machst?"

Der Czar hörte diese unangenehme Wahrheit an, er umarmte dafür den dreisten Buturlin, und dankte ihm, daß er ihn zur Einsicht gebracht hätte. Hierauf gab er den Befehl, alle freiwilligen Geschenke zurück zu geben, und verbot, ihm in Zukunft dergleichen zu bringen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 51. Sonntag, 30. Juny 1822.

Bei dem Ablauf des ersten Semesters bemerkt man, daß dieses Blatt wie bisher, in zwei Nummern wöchentlich, herausgegeben, und der halbe Jahrgang den darauf besonders Abonnirten für 2 fl. überlassen werde. Wer die Zeitung der freien Stadt Frankfurt mit ihren Beilagen und wöchentlich zweimaligen Amtsblättern zugleich hält, zahlt nur 3 fl. weiter; überhaupt also fl. 5.

Sonntag-Abend.

Auf des Berges hoher Spitze
Niederschauend in die Flur,
Von dem grünen Rasensitze,
Feyr' ich dankend dich, Natur! —
In der Ferne zucken Blitze
Doch nicht drohend, kühlend nur;
Sie vertilgen von der Hitze
Langsam, labend jede Spur.

Aber sie erhellen Räume,
Wolken bricht ihr Feuerstrahl;
Ueber die smaragdnen Bäume
In dem reich bebauten Thal,
Weben sie die goldnen Säume
Blau berändert überall;
Bringen Licht ins Reich der Träume
Sprechen Worte ohne Schall.

Heilig-stille Abendstunde!
Friedlich, lieblich doppelt heut
Weil sich in der weiten Runde
Nur der Ruhe Anblick beut;
Von dem Kirchthurm tief im Grunde
Tönet feierlich Geläut,
Hallt die tröstlich frohe Kunde
Einer bessern Ewigkeit!

Darum nur hinauf die Blicke
Wo der Abend-Nebel graut,
Ob der Blitz auch durch ihn zücke
Dennoch freudig aufgeschaut!
Spricht doch laut er von dem Glücke
Welches nicht auf Sand gebaut,
Und wozu der dunkeln Brücke
Man sich ahnungsvoll vertraut.

Alle Gottergebnen Herzen
Die des Herren Wort erfaßt,
Können mit dem Tode scherzen,
Er wird ein willkomm'ner Gast;
Denn er löst das Band der Schmerzen
Sänftigt jede Erdenlast,
Zündet an die Freuden-Kerzen
Im azurenen Pallast.

Wie die Flur hier lächelnd schweiget
In der Sonntags-Abend-Ruh,
Mach' ich, wenn ein Tag sich neiget,
Einst die Erden-Augen zu;
Leuchtend, wie der Blitz sich zeiget,
Wird das Licht mir dann im Nu,
Ob die Wang' im Tode bleichet,
Sieht mein Geist ihr ruhig zu;

Denn mein Himmelsvater heiset
Still mich in die Kammer gehn,
Wo mich ew'ge Liebe speiset,
Tränkt, und Engeldüfte wehn! —
Ach! die frohe Seele preiset
Meinen Herrn, Gott in den Höhn,
Der mir hier schon bildlich weiset
Was dort soll mir einst geschehn!

Sonntag-Morgen ist gegeben
Daß von schwerer Arbeit Müh'n,
Pilger ruh' im Erdenleben,
Weil Gott ihn will an sich ziehn; —
Sonntag-Abend sieht man schweben,
Dort, wo Stern und Blitze glühn,
Pforten zu dem wahren Leben —
Darf hindurch zum Vater fliehn!

Theodora.

Der Freischütz.

Dem denkenden Arzte sind selbst die geringfügigen Wahrnehmungen in dem Organismus des menschlichen Körpers, welche dem Zufall anzugehören scheinen, nicht selten wichtig, und leiten ihn manchmal auf eine heilsame Entdeckung. — So möge immerhin das, was sich in einer Zeit gestaltet und bewegt, und wäre es auch das Minder-Bedeutsame, das leichtgefügte Werkzeug der Erholung und Erheiterung, von dem Geiste des Menschen in's Leben gerufen, einer näheren Betrachtung unterliegen.

Der Freischütz gehört unter diejenigen Erscheinungen im Gebiete der Tonkunst, welche in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit auf eine ungewöhnliche Weise erregt haben. An manchen Orten scheint diese Aufmerksamkeit sogar in Enthusiasmus übergegangen zu seyn. Wenn nun hier versucht werden soll, die Art und Weise zu schildern, wie dieses erst spät zu uns herübergekommene deutsche Kunstwerk uns angesprochen hat, so kann von einer eigentlichen Kunstansicht, welche ohnehin nur den Rüstigeren zustehet, hier um so weniger die Rede seyn, als eine solche nach einer so kurzen Bekanntschaft leicht voreilig erscheinen dürfte. — Wie die sittsam liebende Jungfrau ihre Reize nicht auskramt, sondern bescheiden verhüllt, und stolz dem zudringlichen Blicke entzieht, allein dem Erwählten sich hingebend: also streut auch die jungfräuliche Kunst ihre Blüthen nicht auf die Oberfläche aus, sondern verschließt sie spröde und geheimnißvoll in den Kelch, den sie selbst unter ihren Günstlingen nur den Würdigsten nach langer Prüfung entfaltet. — So könnte es leicht geschehen, daß der Freischütz noch manche unerkannte verborgene Kunstschönheiten in sich faßt, welche nur nach einer lange fortgesetzten Anhörung in ihrem ganzen Umfange zu erkennen seyn möchten. Und so könnte ein maaßgebliches Urtheil, würde es jetzt schon gefällt, die Schuld der Ungerechtigkeit um so viel schwerer auf sich laden.

Es genüge daher, flüchtig anzudeuten, auf welche Weise diese Oper bei ihrer ersten Erscheinung unser Gehör und Gefühl in Anspruch genommen hat. Wir möchten jedoch nicht gerne unsere individuelle Ansicht als die allgemein herrschende bezeichnen, und es kann uns, im Fall solche irrig wäre, ihre Berichtigung nicht anders als willkommen seyn.

Es scheint uns unläugbar, daß der Zeitpunkt, in welchem der Freischütz erschien, sehr dazu beigetragen hat, ihm eine vortheilhafte Aufnahme zu verschaffen. Von einem gepriesenen Künstlerpaar im befreundeten Verein zu Tage gefördert, zu einer Zeit, wo das Rossini'sche Gift einen ganzen Welttheil überschwemmt, und uns mit Süßigkeiten aller Art bis zum Ekel überschüttet, konnte ein Kunstwerk von irgend einer ernsteren Bedeutung, und wäre ihm auch weiter kein Verdienst frei zu halten, einer günstigen Aufnahme mit Zuversicht entgegensehen. Zu einer anderen Zeit würde der Freischütz vielleicht manchen seiner gegenwärtigen Anbeter kalt gelassen haben. Allein die spärliche Ausbeute guter, denkender Tonsetzer hat uns in unseren Ansprüchen bescheidener, in unseren Urtheilen geschmeidiger gemacht. Die Kornblume, an welcher wir im Lenze gleichgültig vorübergehen, würde im Winter unsere Ueberraschung erregen.

Was das Sujet des Stückes betrifft, so scheint dieses ebenfalls geeignet, dem Tonsetzer seine Aufgabe zu erleichtern. Denn die Aufmerksamkeit, welche in den meisten Opern beinahe ausschließlich auf die Gegenstände des Gehörs gerichtet ist, wird hier wenigstens zur Hälfte für das Auge in Anspruch genommen, so daß es leichter wird, auf jeden einzelnen Sinn befriedigend, oder wenn man lieber will — ersättigend zu wirken. Dazu gesellt sich das Abentheuerliche der Begebenheit selbst, welches unsere Sinne in fortwährender Spannung erhält und so die Aufmerksamkeit von der Musik, als dem Hauptgegenstande der Oper, abzulenken sucht. — Ein so einsichtsvoller Künstler, wie C. M. von Weber, hätte es allerdings verschmähen sollen, die Aeußerlichkeiten der Bühne so in das Interesse seines Werkes zu ziehen und gleichsam die Hälfte des Erfolges von ihnen zu erborgen. Denn wollte man auch annehmen, daß hie und da ein Mangel der Composition durch das Geräusch zu bedecken wäre oder bedeckt werden könnte, so werden doch gewiß eben so viele Schönheiten dadurch verdunkelt und übertäubt. —

Wir wollen nun, um der näheren Beleuchtung willen, einige einzelne Tonstücke der Oper durchgehen, und den darin herrschenden Geist zu erforschen suchen, indem wir nur erinnern, daß die Gesänge, deren Werth anerkannt ist, wie z. B. die Arie des Max im ersten, das Terzett im zweiten Akt, nicht weiter zur Sprache kommen sollen.

Schon die Ouvertüre beweist, daß der Tonsetzer dem Systeme der Oberflächlichkeit, welches so tiefe Wurzeln bei uns geschlagen, nicht zugethan sey. Gründlicher Ernst und männliche Würde treten als Hauptzüge darin hervor. — Nicht sowohl durch Reichthum der Gedanken, als durch Fülle der Verzweigung, Kühnheit im Aufschwung und jugendliche Kraft, die sich ungezügelt regt, wirkt dieses Tonstück ehrfurchtgebietend. Während andere Ouvertüren neuerer Zeit gleichsam zu loser Vertraulichkeit einladen, weist diese jeden Scherz kalt und spröde ab und duldet keine Annäherung. — Stünde jener üppigen Kraftäußerung die selbstständige Besonnenheit zur Seite, welche ein jederzeit klares Ueberschauen des Ganzen und der einzelnen Theile verstattete, so könnte die Ouvertüre zum Freischütz sich dreist neben die gefeierten Dichtungen älterer Classiker stellen, und sie würde uns in Entzücken versetzen, während

unbändige Kraft bewundern, die wie ein reißender Strom dahinrollt.

Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß Weber in dieſer Ouvertüre eine ganz neue Bahn betreten hat, indem er in dur anfängt und dann, in Allegro übergehend, in moll fortfährt. In den uns bekannten Ouvertüren, wo die Tonart wechſelt, wie z. B. in Don Juan, geſchieht dieſes gerade umgekehrt. Auch iſt die Molltonart dem ſchwermüthig trauernden Gange des Adagio allerdings angemeſſener, und ſchon bei den erſten Accorden der Ouvertüre zum ſteinernen Gaſte iſt es, als ſähe man den Geiſt des ermordeten Vaters über die Bühne ſchreiten.

In der Introduction läßt ſich der Tonſetzer auf eine unvermuthete Weiſe zu dem Erkenntnißvermögen und den Anſprüchen der Unkundigen herab, welche keine andere Tonkunſt kennen, als die, welche auf unſern Tanzböden geübt wird, und keine andere Macht der Töne, als die, welche ihre Füße in Bewegung ſetzt. In weit edleren Formen ſpricht ſich die frohe Laune des Kilian in der von ihm vorgetragenen Arie aus, worin beſonders die originelle Ausweichung angenehm überraſcht. Aber der ihr zum Refrain dienende Lach-Chor, ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach wahrſcheinlich ein unſchuldiger Scherz, ein Wortſpiel in Tönen, artet, ſelbſt als Scherz betrachtet, viel zu ſehr in Frivolität aus, und es bleibt unbegreiflich, wie man hie und da ſo oberflächlich ſeyn konnte, ſeinen Beifall auch auf etwas ſo ungemein Seichtes auszudehnen. Dagegen verdient das bald darauf folgende Trinklied des Caspar eine dankbare Erwähnung. Hier iſt Originalität, ſcharfe Zeichnung, und warmes Colorit zu einem ſchönen Ganzen vereinigt und die ſchroffe Inſtrumentirung trägt auch nicht wenig dazu bei, es zu heben. — Es iſt erfreulich, wenn die Kunſt ſo aus ihren Tiefen geweckt und die in ihr ſchlummernden Kräfte ſo glücklich benutzt werden.

Die Bündigkeit eines verſchlagenen Böſewichtes, der in begeiſterten Augenblicken wähnt, kein Racheſtrahl könne ihn ereilen, ſpiegelt ſich in dieſem Liede getreu bis auf die leiſeſten Züge ab, und wir möchten es in Hinſicht ſeiner charakteriſtiſchen Gediegenheit ſowohl als ſeiner erſchütternden Wirkung weit über die Schlußarie des erſten Aktes ſtellen.

Die Arie der Agathe im zweiten Akt, worin der Tonſetzer ſich verliebten Schwärmereyen überläßt, wiegt uns beinahe unvermerkt in dieſelbe Stimmung ein, und wir gewinnen in den gedehnten Formen Muße genug, der ſüßen Träumerei nachzuhängen. — Aber welchen Contraſt bildet ſie mit Annchens Lebendigkeit und ihrer munteren Geſangweiſe! Der Tonſetzer hat darin gezeigt, daß auch er der tändelnden Zärtlichkeit Töne zu leihen verſtehe, und daß ſonach die neuere Methode, welche alles mit Honig zu verſüßen ſtrebt, nicht über ihm ſey, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſie hier durch die weit feineren Züge der getreu die durch die Sprache ausgedrückten Gefühle nach ihren leiſeſten Abſtufungen in der Muſik wiedergegeben werden können, davon liefert die Arie „kommt ein ſchlanker Burſch gegangen,“ ein wahrhaft unübertreffliches Muſter, in ſeiner Art würdig, der ſchöneren Blüthenzeit der deutſchen Tonkunſt anzugehören. Die argloſe Heiterkeit, die warme Lebensfriſche, die über Annchens ganzes Weſen ausgegoſſen iſt, das Jugendfeuer, womit ſie ſich alle Situationen ſinnlich ausmahlt, kann in Tönen nicht ſprechender geſchildert werden. Auch die Inſtrumentalbegleitung wirkt glücklich dazu mit, und das erwähnte Geſangſtück darf ſowohl in Hinſicht ſeiner innern Charakteriſtik als der Zierlichkeit ſeines äußeren Baues mit den zartgeformteſten, feingeſchliffenſten Erzeugniſſen der italieniſchen Schule, wie ſie in ihrer früheren Vorzüglichkeit beſtanden, Hand in Hand gehen.

Die alte Erfahrung, daß zwei entgegengeſetzte Endpunkte ſich gewöhnlich berühren, ſollte auch durch den Freiſchütz bewährt erſcheinen, und darum wahrſcheinlich iſt die abentheuerliche Scene in der Wolfsſchlucht, womit das vereinte Bemühen des Dichters, des Tonſetzers und des Machiniſten den Zuſchauer kaum befreunden kann, dem eben erwähnten lebendig-frohen Treiben der unverkünſtelten Natur ſo nahe geſtellt worden. Es iſt, als ſähe man einen fruchtbaren Landſtrich voll blühender Gefilde und jeder Pflanze gedeihlich, und dicht daneben eine unwirthbare Sandwüſte, dürr und öde, von Menſchen verlaſſen, und nur von Eulen und Raben bewohnt. — Welcher von beiden ſich ſchwerer verſündigt hat, ob der Dichter, der ſolchen Kram der muſikaliſchen Bearbeitung aufgedrungen, oder der Tonſetzer, der ſeine Kunſt ſo tief herabgewürdigt, eine Geiſtererſcheinung damit zu ſchmücken, dieſe Frage wird noch lange unentſchieden bleiben. — Die Tonkunſt ſoll nicht wie ein Poltergeiſt, Angſt und Schrecken erregend, einherſchreiten, ſondern eine hehre Göttin der Milde und Verſöhnung, von ihrem himmliſchen Wohnſitze herabſteigen, und die Außenſeiten des Lebens nur von Ferne berührend, den Menſchen mit dem Schickſale ausſöhnen.

Die Romanze der Annchen im dritten Akt verläugnet ihren einfach-idylliſchen Charakter durch künſtlichen, gezierten Bau und ermangelnde Singbarkeit. Auch möchte die ihr unterlegte Obligat-Begleitung durch die Viola, welche meiſtens nur aus gewagten Sprüngen beſteht, bis zur Uebertreibung originell zu nennen ſeyn. Ueberhaupt iſt die durch die ganze Oper häufig eingeflochtene Obligat-Begleitung durch das Violoncello und andere Inſtrumente zu wenig markirt und fließt zu ſehr mit der Singſtimme zuſammen, um die Wirkung Mozart'ſcher oder Paer'ſcher Obligat-Begleitung zu erreichen.

Außerdem knüpft ſich an den dritten Akt keine unangenehme Rückerinnerung. Das Lied vom Jungfernkranz hat uns in ſeiner zarten Gemüthlichkeit,

die abziehenden Brautjungfern begleitet, wenn wir es uns gestehen dürfen, weit inniger angesprochen, als der Jägerchor, dem gleichwohl jedesmal ein tobender Beifall entgegenrauscht. Wir wissen nicht, ob es Mehrere gibt, die dieses Gefühl mit uns theilen; indessen würden wir in Verlegenheit gerathen, wenn es darauf ankäme, die Ursachen davon genau zu erklären. Ueber den Gesetzen des Schönen waltet, wie über dem Treiben der Natur, ein undurchdringliches Geheimniß. Ein inneres Gefühl, welches sich weder beherrschen noch erklären läßt, leitet unser Urtheil, und man kann sagen, daß beinahe alle Eindrücke, die wir von außen empfangen und nach außen zurückgeben, eben so unwillkührlich als verschiedenartig sind.

Möchten doch die Leser der Iris sich dieser längst bekannten Wahrheit freundlich erinnern, wenn etwa das hier ausgesprochene Urtheil über ein Kunstwerk, welches sich in einem kurzen Zeitraume so viele Gönner erworben, ihrem Sinne nicht entspräche! —

Ueber den Clavierauszug in der vom Verfasser selbst bearbeiteten Ausgabe läßt sich weiter nichts sagen, als daß es für Jemanden, der die Oper nicht vorher hat aufführen sehen, in den meisten Partheien schwer ist, sich daraus einen auch nur entfernten Begriff von derselben zu machen.

E.

Charade.

Die Insel sollst du nennen,
Die deßhalb Insel ist,
Weil ihre erste Sylbe
Die andre rings umschließt.

Auflösung der Charade in Nr. 49.
Kronleuchter.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, d. 22. Juny. Wallensteins Tod, Trsp. in 5 Aufz. von Schiller. Eine in aller Hinsicht ehrenwerthe Vorstellung, worin nicht nur die Hauptrollen als gedachte Kunstwerke erschienen, sondern auch alle übrigen bis herab zu den Dienern, eingreifend in den Gang der Handlung, gegeben wurden. Wenn wir hiermit dem schönen, wohlgeordneten Ganzen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wollen wir nicht versäumen, Herrn Weidner (Wallenstein), und Herrn Becker (Max) für den reichen Genuß zu danken, den uns ihre geist- und gemüthvollen Darstellungen insbesondere gewährten. Mad. Schulze sahen wir zum erstenmale als Thekla. Was sie in mimischer Hinsicht leistete trug das Gepräge tiefer Einsicht in den darzustellenden Charakter; ihre Rede aber hatte nicht überall den gleichen, aus dem Herzen hervorströmenden Ton; die Kunst herrschte je und je vor, und grade diese Rolle wird dann am wirksamsten gegeben, wenn wir darin nichts von Kunst ahnen.

Sonntag, d. 23. Aurelia, oder: Der Raub im Schwarzwalde, romant. Schsp. in 4 Aufz.

Montag, d. 24. (Zum Besten der Dem. Canzi u. zum Erstenmale) Moses, oder: Die Israeliten in Egypten. Große heroische Op. in 3 Aufz. Aus dem Ital. übersetzt. Musik von Rossini. Es ist bekanntlich Rossinis Art und Weise nicht, bey seinen Compositionen auf den Geist der Handlung Rücksicht zu nehmen und man hat schon gehört, daß er die Wehklage mit Tänzen accompagnirt und ein Vivat in Molltönen hervorbrechen läßt; indessen hat er doch nirgends der Dichtung — sit venia verbo — so keck Hohn gesprochen, als in diesem Moses, und für all den Mangel an Wahrheit im Ausdruck werden wir durch Nichts entschädigt. Nur in wenigen Nummern erkennt man den Tondichter, der bey seinen flüchtigen Schöpfungen keinen andern Zweck hat, als momentane Ergötzung. Was die Handlung betrift, so ist dieselbe, oder wird hier zur abgeschmacktesten Parodie einer bekannten geschichtlichen Erzählung, deren leidlicher Erfolg auf der Scene von der Maschinerie abhängt, welche gerade heute mehr als eine Blöße zeigte. Die Vorstellung hatte nichts destoweniger eine erfreuliche Seite; wir hörten darin, nach vierwöchentlicher Abwesenheit, wieder einen hochverehrten Gast: Dem. Canzi (Elzia) und Herrn Rieser (Osiride). An diese beyden Leistungen schlossen sich gleich rühmlich jene des Herrn Dobler (Moses) und des Herrn Pillwitz (Pharao) so wie denn überhaupt die musikalische Ausführung präcis und kräftig von Statten gieng.

Dienstag, d. 25. Künstlers Erdenwallen, Original-Lustsp. in 5 Aufz. von Julius v. Voß. Der Verkehr im Künstlerleben, wie er hier, leider! sehr treffend gezeichnet ist, hat keine anziehende Seite und doch erheitert die Beschauung, was hauptsächlich die lebenvolle Darstellung des Herrn Weidner (Lämmermayer) bewirkt. Mad. Schulze veredelte die Cäcilia Tempiani. Sie lieh ihren Aufwallungen Anmuth und behielt im Zorne noch den Anschein von Gutmüthigkeit. Sie hätte das nicht thun sollen: denn nur durch Leidenschaftlichkeit gewinnt diese Rolle Ton und Farbe.

Mittwoch, d. 26. Der Barbier von Sevilla, Op. in 2 Aufz. Musik von Rossini. Dem. Canzi sang die Rosine und Herr Hauser den Figaro. Wenn irgendwo so hat Rossini in dieser Composition gezeigt, daß er es wohl vermag, in Uebereinstimmung mit den Charakteren der handelnden Personen, ein Ganzes zu schaffen. Freilich muß er, soll ihm dies gelingen, sich in der Sphäre der Komik, des leichten Scherzes bewegen. — Die heutige sehr brave Vorstellung wurde durch die beyden Gäste besonders verherrlicht. Dem. Canzi nahm schon früher in derselben Rolle, durch die Lieblichkeit ihres Gesanges und den Reiz eines sinnvollen Spiels unsere Bewunderung in Anspruch. Viel Interesse erweckte Herr Hauser, der als Sänger und als Mime die Rolle des Figaro erschöpfte.

Donnerstag, d. 27. Der Alte muß, Lustsp. in 2 Aufz. Hierauf: Die Reise zur Hochzeit, Lustsp. in 3 Aufz. Nach dem Franz. von Lembert.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 2. July. Elise von Walberg, Schausp.
Mittwoch, d. 3. (Zum Besten der Pensions-Anstalt) Macbeth, Trauersp.
Donnerstag, d. 4. Die Vestalin, Op.
Samstag, d. 6. Die Müllerin, Oper. (Röschen Dem. Canzi.)
Sonntag, d. 7. (Zum Erstenmale.) Die Reise nach Dieppe, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 52. Donnerstag, 4. July 1822.

Bei dem Ablauf des ersten Semesters bemerkt man, daß dieses Blatt wie bisher, in zwei Nummern wöchentlich, herausgegeben, und der halbe Jahrgang den darauf besonders Abonnirten für 2 fl. überlassen werde. Wer die Zeitung der freien Stadt Frankfurt mit ihren Beilagen und wöchentlich zweimaligen Amtsblättern zugleich hält, zahlt nur 3 fl. weiter; überhaupt also fl. 5. Um Unterbrechung in der Zusendung oder mögliche Defecte zu vermeiden, ersucht man die erneuerte Anbestellungen bei den Löblichen Post-Aemtern unverzüglich zu machen.

Leichter Sinn.

Leichter Sinn ist lebenslustig,
Doch er ist es mit Verstand;
Prüft nicht lang', was er ersinnet,
Aber weis, was er beginnet,
Und vollführt's mit rascher Hand.

Leichter Sinn hat frohe Laune,
Drum ist ihm auch nichts zu schwer;
Muthig strebt er voll Verlangen,
Sucht gar Manches anzufangen,
Selbst, wenn ihm der Beutel leer!

Weil er Alles leicht betrachtet,
Kömmt die Schwierigkeit oft nach;
Doch er weis sie wegzuscherzen,
Denn mit seinem muntern Herzen
Fühlt er sich zu Nichts zu schwach.

Leichtem Sinn blüh'n ewig Rosen,
Ritzen auch die Dornen ihn,
Liebt er doch der Rosen Farben,
Weis, daß alle Wunden narben,
Sieht nur lächelnd darauf hin.

Leichter Sinn wird oft betrogen,
Bald von sich, von Andern auch;
Doch er will den Andern trauen,
Denn tief in die Herzen schauen
Ist nun einmal nicht sein Brauch.

Drum ist leichter Sinn zu scheiden
Von dem Leichtsinn böser Art;
Leichtsinn führt zu allem Schlechten,
Leichter Sinn weit mehr zum Rechten,
Nur — daß keiner gerne spart!

Reich wird leichter Sinn nie enden,
Aber selig, denk ich wohl!
Denn, wem in dem Erdenleben
Gott den leichten Sinn gegeben,
Sieht den Tod auch — hoffnungsvoll!

Leichter Sinn wird überwinden,
Leichter Sinn führt himmelan;
Leichter Sinn ist Gottes Gabe
Und die allerbeste Habe,
Die ein Mensch sich wünschen kann:

Deshalb hab' ich ihn gepriesen;
Doch den Leichtsinn preis' ich nicht. —
Jeder muß es in sich spüren,
Wenn ihm Leichtsinn zu verführen
Mit des leichten Sinn's Art spricht!

Leichtsinn muß man klüglich meiden;
Leichtem Sinn gern zugewandt,
Kann man glücklich seyn, trotz Leiden,
Wird viel Aengstlichkeiten meiden
An des frohen Führers Hand.

Theodora.

Der arme Jonas.

Eine Erzählung nach folgenden aufgegebenen Worten: Allongeperücke, Zigeuner, Einquartierung, Krieg, Reise und Clärchen.

Die Allongeperücke.

„Wenn ein armer Teufel in Gefahr ist zu verhungern und das Unglück noch obendrein unbarmherzig auf ihn einschlägt, dann ist es doch wohl verzeihlich, daß alle Stricke der Geduld reißen, und ein junger unschuldiger Bursche, wie ich bin, das Joch von sich abwirft. Wie schildre ich all' die Leiden, die ich erlebt und gelitten habe? wo nehme ich Farben her, die Bilder auszumalen deren widrige Gestalten an meiner Erinnerung vorüberziehen? — Da ist ein Vormund, der mich bei jeder Gelegenheit halb todt schlägt, eine Tante, die mir den Bissen Brod nicht gönnt, und — noch obendrein verliebt! — Nein! solche Qualen ertrage ein Andrer, aber ich nicht!"

Mit diesem Selbstgespräch wanderte Jonas mit Tagesanbruch zu dem Thore seiner Vaterstadt hinaus. Langsam gieng sein Schritt, als er an dem Kirchhofe vorbei kam.

„Noch einmal muß ich die Erde küssen, wo meine guten Eltern ruhn, dann in Gottesnamen fort in die Welt, schlimmer kann es nicht werden!"

Er überstieg die verschlossne Kirchhofthüre, suchte das Grab seiner Eltern und warf sich weinend darauf.

„Gebt mir euern Segen von oben herab, ihr wißt, daß ich von jeher fromm und gut war; weis Gott! ich bin nicht Schuld, daß ich euch verlasse, aber sie machen es mir auch gar zu arg!"

Als er sich ausgeweint hatte, trat er gestärkt seinen Rückweg an. Indem er aus der Hecke bog, und über den schmalen Chaussée-Graben sprang, stand ein Mann vor ihm, dessen Aeußeres gerade nicht sehr empfehlend war. Sein langer, krauser Barth zeugte von Wildheit.

„Wohinaus schon so früh?" frug der Fremde.

„Mein Weg führt zum nächsten Städtchen," entgegnete jener.

Ohne sich weiter darum zu bekümmern, schlenderte der Fremde neben ihm her. Sie waren eine Zeitlang stumm fortgeschritten, als folgendes Gespräch begann:

D. Fr. Scheint schwer zu tragen, Freund?

Jonas. O ja! es ist mein ganzer Reichthum.

D. Fr. Hat er keine Eltern mehr?

Jonas traten die Thränen in die Augen, er schluchzte:

„Nein, sie liegen dort begraben!"

„Armer Junge!"

„Ja wohl arm! Hört guter Freund, ihr seht zwar so wild wie der Teufel aus, aber ihr scheint doch Mitleiden zu haben, ich will euch meine Geschichte erzählen; vielleicht wird mirs dann leichter um's Herz, und euch der Weg kürzer."

„Ich verlor meine Eltern früh, und kam unter die Vormundschaft von meiner Mutter Bruder, welcher Friseur ist. Er lehrte mich sein Gewerbe obgleich ich nie Gefallen daran hatte. Ich war ihm auch zu unbehilflich, konnte nicht geschwinde genug Kratzfüße machen, und mit der Arbeit wollte es auch nicht recht fort. Ich hatte deßwegen viel zu leiden. Mit vielen Prügeln und wenig Essen bin ich aufgewachsen. Mir hätte dieß alles noch nichts geschadet, aber da hatte ich das Unglück, mich in unsers Nachbars Tochter zu verlieben, das merkte mein Vormund, und hatte ichs früher schlecht, so bekam ich's jezt noch ärger. Die Liebe half mir aber doch Alles ertragen."

„Es kam vor ein paar Wochen eine Schauspielertruppe in unser Städtchen, mein Vormund ward Theaterfriseur und so begann ein neuer Rumor. Früher hatte ich die Abendstunden meinem Mädchen geweiht, wir sprachen uns aus unsern Fenstern, jezt mußte ich aber in das Theater, um die Herren und Damen zu frisiren. So geschah es, daß ich mein Mädchen oft über drei Tage nicht zu sehen bekam. Gestern war ein Tag des Unglücks für mich. Es wurde ein Stück gegeben wo Einer eine Allongeperücke aufhaben mußte. Ich hatte unglücklicherweise die Perücke vergessen. Das Stück sollte anfangen, und die Perücke fehlte. Mein Vormund wetterte auf mich ein, schalt mich einen Esel über den andern und schickte mich nach Hause, sie zu holen. Als ich nach Hause kam und die Perücke aufgepackt hatte, sah ich mein Mädchen am Fenster stehn. Ich riß das meinige auf, und bewillkommte sie so zärtlich wie möglich. Sie machte mir Vorwürfe, warum ich so lange nicht am Fenster gewesen, ich bekümmere mich nichts mehr um sie, und Gott weis, was sie mir noch alles vorwarf. Ich wollte sie von meiner Unschuld überzeugen und betheuerte ihr diese mit großer Lebhaftigkeit, dabei bewegte ich so oft den Arm, auf welchem die Allongeperücke hieng, daß, eh ich's mich versah, sie zum Fenster hinaus auf die Straße fiel. Ich erschrak nicht wenig, nahm Abschied von ihr, und eilte die Treppe hinab. Denkt euch aber meinen Schre-

cken: an der Hausthüre stand mein Vormund. Ich war ihm zu lange geblieben, die Unterhaltung am Fenster hatte sich in die Länge gezogen, er eilte selbst nach Hause, und kam gerade um die Ecke als die unselige Perücke zum Fenster hinaus fiel."

„Unbarmherzig schlug er auf mich ein, alles Protestiren half nichts. Die Strassenbuben jubelten, und alle Nachbaren kamen an ihre Thüren. Das hätte mich alles nicht so sehr gekränkt, als vor den Augen meines Mädchens so traktirt zu werden. Ich wurde desperat, schnallte vorige Nacht meine Sachen in ein Bündel zusammen, und will nun in der weiten Welt mein Glück suchen, vor die Augen meines Mädchens kann ich doch sobald nicht treten, denn ich schäme mich, und so gehe es in Gottes Namen wie es will!" —

Die Zigeuner.

Während Jonas erzählte, war die Sonne in ihrem Feuerschein am Horizont emporgestiegen. Ihre Strahlen sogen die Thautropfen von den Blüten, und das Gezwitscher der gefiederten Sänger erklang von den Zweigen herab.

Jonas empfand wenig von dem schönen Morgen, seines Lebens Horizont zeigte ihm trübe Bilder, und er schlenderte, ohne auf den Weg zu achten, neben seinem Begleiter her. Er stolperte einigemal über Baumwurzeln, und wurde nun erst gewahr, daß sie von der Landstraße abgekommen und sich in einem Walde befanden, wo keine Spur eines Weges zu sehn war.

Erschrocken frug er seinen Begleiter, welchen Weg er eingeschlagen hätte?

„Den nächsten zum Ziel!" war die Antwort. „Nur mir nach, wir werden bald an Ort und Stelle seyn." — Jonas sah recht gut, daß, wenn er auch nicht gewollt hätte, es jetzt doch zu spät gewesen wäre, umzukehren. Er betete im Stillen und empfahl seine Seele dem Himmel.

Es erscholl ein Pfiff. Jonas ging es durch Mark und Bein. Der Begleiter erwiederte ihn, nahm Jonas beim Arme, und schlenkerte ihn mit diesen Worten um die Ecke eines Felsen: „Lustig Junge, mache gute Bekanntschaft!"

Jonas sah sich auf einmal von Männern und Weibern umringt, die in bachantischen Gruppirungen um ein Feuer gelagert waren. Der Begleiter redete zu der Versammlung: „Seht! hier bringe ich euch einen jungen Kerl, der davon gelaufen ist. Er kann uns viele Nachtichten aus seinem Orte mittheilen, und gefällt es ihm bei uns, so nehmen wir ihn in unsre Zunft auf."

„Ja! ja!" erscholl es von allen Seiten.

Die Männer bewillkommten jetzt ihren Gefährten, und Jonas genoß das Glück, von den Damen, deren Gesichter von der Sonne braun gebrannt waren, bewillkommt zu werden. So sehr er sich auch bemühte, den Liebkosungen der holden Braunen auszuweichen, so gelang es doch einer dieser Schönen, einen Kuß auf seinen Mund zu drücken. Jonas hätte vergehn mögen. Sein Mädchen stand ihm vor Augen, sie weinte, sie rang die Hände, und er konnte sich nicht losreißen.

„Sey nicht so verblüfft, du närrischer Kerl!" sagte ein altes Mütterchen, „du wirst ja nicht gefressen. Wir sind ehrliche Leute, haben wenig Geld aber viel Verstand. Wir sagen aus der Hand und dem Kaffeesatze wahr, und schlagen die Karten trotz Einem. Dann giebt es auch kleine Nebenverdienste, die nicht Jedermann zu wissen braucht. Du bist noch jung und kannst es weit bringen. Siehst du dort das Mädchen, welche das Huhn rupft? Sie ist meine Tochter — du wirst mich schon verstehn, — halte dich nur brav!"

Jonas machte der Alten ein tiefes Compliment, ohne zu wissen warum; denn seine Sinne waren so verwirrt, daß er nichts hörte und sah

„Teufelskerl, nimm Platz!" schrie einer aus der Versammlung, und zerrte Jonas mit sich nieder in's Gras. „Da, trink einen Schluck Branntewein, und dann erzähle uns deine Geschichte."

Jonas betheuerte, er habe niemals Branntewein getrunken, er befürchte einen Rausch zu bekommen. Alles lachte. Jonas stand der Angstschweiß auf der Stirne.

„Rettet euch!" schrie ein Bube, der ganz athemlos gelaufen kam. „Rettet euch! die Soldaten durchstreifen den Wald."

„Wo? wo?" frug alles untereinander, „rede wo hast du das her?" Der Junge verschnaufte sich ein wenig, und fing dann an:

„Ihr schicktet mich doch gestern Abend ins nächste Dorf, um Brod zu betteln, und mich bei dieser Gelegenheit nach diesem und jenem zu erkundigen. Ich machte meine Sachen klug, ein mitleidiger Wirth hatte Erbarmen mit meinem kläglichen Thun, er gab mir zu essen, und wies mir für die Nacht ein Lager in seinem Stalle an. Ich hatte mich kaum auf das Stroh gelegt, als ich Pferdetrapp hörte. Es waren mehrere Reuter, die am Wirthshause abstiegen, und da übernachten wollten. Die Pferde wurden von dem Reitknecht in den Stall gezogen und abgesattelt. Sie wurden mich nicht gewahr, ich lag in einer Ecke und war fast

ganz mit Stroh zugedeckt. Während des Absattelns entstand folgendes Gespräch zwischen den Reitknechten:"

„Mein Seel'! ich möchte mich lieber mit den Türken herumhauen, als den Wald so durchkriechen zu müssen, eh' man sich's versieht, hat man von so einem Strauchdieb einen Schuß weg."

„Hast recht, doch denk' ich, soll's uns beiden nichts schaden, wir bleiben vor dem Walde mit den Pferden, die beiden Compagnien werden schon auskehren."

„Die Pferde waren jetzt abgesattelt und die Kerle gingen hinaus. Ich machte mich auf und wollte fort, aber der Stall war von außen verschlossen und ich mußte drinnen bleiben. Ich schlief die ganze Nacht nicht. Kaum graute der Morgen, da kamen die Knechte und machten auf, ich lief was das Zeug halten wollte, und rathe euch, schnell aufzubrechen."

„Wohin? wohin?" schrie alles untereinander.

Jetzt trat der Zigeunerhauptmann hervor, welcher Jonas Begleiter war. „Hört Kinder, hier ist der Ort am besten zu bleiben, umgeben von diesen Felsen sind wir verborgen genug, um nicht gleich gefunden zu werden; ist das Militair erst im Walde mehr zerstreut, dann suche sich jeder durchzuschlagen."

Der Vorschlag wurde angenommen, und die Zigeuner ließen sich in ihrem Schmause nicht stören. Dem armen Jonas preßte die Angst das Blut zu Kopfe, er sah schon im Geiste die Musketen der Soldaten, hörte die Schüsse und fühlte die Wunden, die ihm geschlagen wurden. Tief seufzend nahm er Abschied von seinem Mädchen, und tröstete sich mit dem Gedanken, ihr bis in den Tod treu geblieben zu seyn.

Es fiel ein Schuß. Alles sprang auf, die Männer griffen zu den Waffen, die Weiber zogen sich in einen Haufen zusammen. Jonas wollte von ihrer Parthie seyn, und war eben im Begriff, sich in den Schutz der breitlippigen Donna zu begeben, die ihm vorhin den Kuß aufgedrückt hatte, wurde aber unsanft weggeschleudert. Man gab ihm eine alte Flinte und sagte, er solle sich seiner Haut wehren. Zitternd nahm er sie und folgte seinen Gönnern mit traurigem Gesichte. Sie waren kaum einige Schritte gegangen, als auch schon Kugeln ihnen entgegen sausten.

„Ergebt euch!" rief der Commandeur des Militairs, der nun sichtbar wurde, und die Bayonnette der Soldaten blitzten den Zigeunern entgegen. „Auseinander!" schrie der Zigeunerhauptmann, und wie die Feldhühner zerstob der kleine Haufen. Schuß auf Schuß fiel. Jonas, vor Schrecken starr, hatte seine Flinte weggeworfen und fiel der Länge nach zu Boden. Soldaten, die ihn fallen sahen, eilten hinzu. Sie gaben ihm einige Stöße mit den Kolben und ersuchten ihn aufzustehn. Jonas warf sich auf die Knie und bat um Pardon. „Den sollst du haben, Zigeuner" sagten die Soldaten, und schleppten ihn, froh über ihre Beute, durch den Wald auf das nächste Dorf, wo er in ein sicheres Gefängniß gebracht wurde.

Die Einquartierung.

Jonas lag auf faulem Stroh, und stillte seinen Hunger an dem schwarzen Brod, wozu er mit gierigen Zügen aus dem steinernen Kruge das trübe Grabenwasser trank. Es war Abend, und er hatte noch Niemand gesehn außer seinen Gefangenwärter, der jetzt kam und die Portion Brod und Wasser renovirte, wobei er ein saueres Gesicht schnitt. Jonas nahm sich den Muth, und frug ganz demüthig, ob denn noch keine Anstalt getroffen würde, ihn zu verhören, damit seine Unschuld an den Tag käme. „Ei, was ist da viel zu verhören!" brummte der Gefangenwärter, „mit euch Hühnerdieben wird nicht viel Federlesens gemacht; gehangen, und damit Punctum!" Er ging und verschloß die Kerkerthüre mit einigen Flüchen, in welche er seine Hühner einschloß, die ihm durch Jonas gewesene Gesellschafter schlauerweise gestohlen waren.

Jonas war nun wieder allein, und hatte schlechten Trost zum Zeitvertreib. Ihm schwebte der Galgen so deutlich vor Augen, sein Mädchen rang schon wieder die Hände über ihn und weinte bitterlich, so daß er bei dem bloßen Gedanken daran sich selbst der Thränen nicht enthalten konnte, und endlich vor lauter Wehmuth einschlief.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In der vorigen Nummer, S. 199. Z. 16. von unten, statt: ihren einfach idyllischen Charakter ꝛc, muß es heißen: den einfach idyllischen Charakter ihrer Gattung.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 53. Sonntag, 7. July 1822.

Die tröstende Natur.

(Von L. v. Bernuth.)

In den Wald!
Seyd ihr traurig,
Flieht zum Wald;
Dort ist's heimlich,
Und gar bald
Löst die Klage
Sich in Thränen:
Drum sag ich
Euch mit Sehnen:
In den Wald!

Auf das Feld!
Wird's zu enge
Euch im Haus,
O dann eilt auf's
Feld hinaus.
Welche Farben!
Welcher Aether!
Darum sag' ich
Euch, ihr Städter:
Auf das Feld!

An den Bach!
Scheu't des Lebens
Trägen Gang,
Schaues nur den
Bach entlang;
Welch Gemurmel,
Welche Eile,
Darum sag' ich:
Sonder Weile
An den Bach!

Wiesengrund!
Euer Teppich,
Noch so bunt,
Gleicht er wohl dem
Wiesengrund?
Rings ist lust'ge
Augenweide;
Darum sag' ich
Stets mit Freude:
Wiesengrund!

Auf den Berg!
Unten drücket
Schwere Luft,
Doch hier oben
Welch ein Duft!
Bei dem Schauen
In die Ferne
Sag' ich Allen
Gar zu gerne:
Auf den Berg!

Vogelsang!
Laut ertönet
Feld und Wald,
Daß vom Berg'
Es wiederhallt:
Bach und Wiese
Lauschen stille,
Darum sag' ich:
Euch erfülle
Vogelsang!

Verschiedene Wirkung.

Von A. C. Lindenhan.

Gleich vertheilet die Sonn' ihr Licht im unendlichen Weltraum,
Gleich ist die Kraft, ungleich aber die Wirkung der Kraft,
Sprühende Blitz' entlockt sie dem herrlich funkelnden Demant,
Der oft die Farb' und den Glanz wechselt im reizenden Spiel.
Doch der himmlische Strahl berührt vergebens der Felder
Graues Gestein; wie es war, bleibt es, dunkel und trüb.
Also spiegelt verschieden sich ab in dem menschlichen Innern
Auch die umgebende Welt, Aller Betrachtung enthüllt.
In dem erhabenen Geist erweckt sie erhab'ne Gedanken,
Und die reiche Natur giebt er noch reicher zurück.
Aber der stumpfere Sinn erfaßt nicht, was er erblicket,
Und wie ein Schatten entschwebt ihm die erscheinende Welt.

Der arme Jonas.

(Fortsetzung.)

Böse Träume ängstigten seinen sonst so festen Schlaf. Er sah das jüngste Gericht im Anzuge, hörte die Posaune, und konnte sich immer noch nicht bequemen, hervorzutreten. Jetzt erscholl eine Donnerstimme, die ihm aus den Wolken herabzukommen schien: „so steh doch auf, verdammter Kerl, du hast ja einen Schlaf wie weiland die Siebenschläfer!" Ein unsanftes Rütteln gab den Worten Nachdruck.

Jonas schlug die Augen auf und mußte sich besinnen, wo er war. Der Morgen war herangebrochen, und vor ihm stand der Gefangenwärter mit einem großen Schlüsselbunde. Er löste Jonas Ketten und sagte: „Komm jetzt ins Verhör, da wirst du hören, wie es den Hühnerdieben geht."

Jonas rieb sich die Augen, und sah voll Verwunderung umher. Ihm war's als sey sein eben verlassener Traum Wirklichkeit, und die Gegenwart ein Traum. Durch das Zögern ärgerlich gemacht, nahm ihn der Gefangenwärter bei der Brust und hob ihn in die Höhe. Er kam zur Besinnung und folgte, ohne ein Wörtchen zu sagen.

Der Weg führte durch das Dorf zu dem Amte. Die Bauerjungen lachten über Jonas klägliches Gesicht, und wiesen mit den Fingern auf ihn. Ihm schien der Weg eine Ewigkeit lang.

Endlich waren sie bei'm Amte. Jonas schielte verstohlen nach dem Halseisen, welches an der Mauer paradirte. Der Gefangenwärter begegnete seinen Blicken und grinzte ihn freundlich an: „hast du Appetit? nicht wahr, es juckt dir schon am Hals?" Jonas schlug die Augen zu Boden und zerdrückte eine Thräne, die die Härte des Gefangenwärters ihm ausgepreßt hatte. Sie traten in den Gerichtssaal. Dem Amtmanne saßen einige Offiziere zur Seite. Sie hatten, trotz ihrem starken Militair, keines Zigeuners habhaft werden können, einige wurden zwar todt im Walde gefunden, allein sie hatten ihr Leben theuer verkauft, denn eine ungleich größere Zahl der Soldaten war geblieben und schwer verwundet. Sie wollten jetzt ihr Müthchen an dem Gefangenen kühlen und wohnten dem Verhöre bei.

Jonas wurde streng examinirt. Er nannte Namen, Stand, Geburtsort und alle kleinen Umstände, die ihn in die Hände der Zigeuner gebracht hatten. War es seine treuherzige Miene, mit der er erzählte, oder rührte die Jugend, genug, ihm wurde geglaubt. Die Offiziere sprachen unter sich und wandten sich dann zu Jonas: „Wir hegen keinen Zweifel, daß sich die Sache so verhält, deine Gefangennahme überzeugt uns schon, daß du nicht zu dem Raubvolke gehörst, allein frei können wir dich nicht geben; du hast zwei Wege zu wählen: du wirst Soldat oder wir übergeben dich auf's Neue den Gerichten."

Jonas hatte von jeher die tiefste Ehrfurcht vor dem Soldatenstande, sein Muth war gerade keiner der stärksten, doch dachte er auch mit Abscheu an die faule Kerkerluft und wählte rasch das Erste.

Er wurde einem Unteroffiziere übergeben, der ihn mit einem Transport Blessirter in die nächste Stadt brachte, wo das Regiment stand.

Gleich bei ihrer Ankunft mußte Jonas in die Uniform schlüpfen. Er war ein hübscher Junge und sie stand ihm recht gut. Die Muskete und der Ezakko stempelten ihn zum förmlichen Soldaten. Mit einem Einquartierungsbillet versehn, schickte ihn der Unteroffizier fort, sich sein Quartier aufzusuchen.

Er ging Straße auf, Straße ab, und suchte die auf dem Billet befindliche Nummer; Ein Knabe sah sein vergebliches Suchen, und frug ob er helfen könne. „Ach ja, die verdammte Nummer! ich kann sie nicht finden."

„Das ist ja die Hausnummer der alten frommen Beatrix! kommt nur mit, es ist dort unweit der Kirche." Sie kamen bald an das mit eisernen Stäben versehene Haus. Der Knabe riß an der Klingel. „Wer ist denn schon wieder da?" frug eine heisere Stimme und ein alter rothnäsiger Weiberkopf mit einer Brille sah zum Fenster heraus.

„Einquartierung!„ sagte der Knabe, und lief davon.

„Daß sich Gott erbarme!" seufzte die Alte und verschwand vom Fenster.

Jonas mußte lange warten, endlich rauschten Schlüssel, die Thüre öffnete sich mit Knarren, und er trat in eine finstere Vorhalle.

Der Ring.

„Nur mir nach," sagte ein weibliches Wesen, welches das leibhafte Conterfey der Hexe von Endor war. Sie hinkte vor ihm die Treppe hinan. Ein kleines Kämmerchen unter dem Dache nahm den neuen Kriegshelden auf.

„Geduldet euch, bis das Essen fertig ist, dann will ich euch rufen!" damit verließ ihn seine Führerin.

Jonas war müde und warf sich auf das harte Lager. Er mochte wohl eine Stunde in ziemlich festem Schlummer zugebracht haben, als die Worte: „zum Essen?" in seine Ohren schallten. Er erwachte, und hätte beinahe Alle guten Geister! geschrien, denn der weibliche Unhold hatte sich über ihn gebogen, weil er wahrscheinlich die Trompetenstöße ihrer holden Stimme ein paarmal überhört hatte. Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, sprang auf, und folgte seiner Ruhestörerin in ihr Zimmer. Dieses war mit einer Menge Heiligen-

bilder, Rosenkränzen, Kruzifixen u. s. w. dekorirt. Ein zweysitziges Tischchen trug ein paar kleine Schüsselchen.

Jonas Augen waren bisweilen größer gewesen als sein Magen, dießmal aber überstieg sein Appetit die kleine Augenweide des sparsamen Mahls.

„Setzt euch, sagte Beatrix, ihr werdet hungrig seyn.“ Er thats und wollte zulangen, als seine Tischnachbarin ihre Hände andächtig faltete, und ein geistliches Lied in kreischenden Tönen sang.

Hätte Jonas nicht so starke Nerven gehabt, er wäre, wie manche Dame bei Anhörung der Glasharmonika, in Ohnmacht gefallen, denn Nervenergreifend war der Schachtelton. Jonas faltete gleichfals seine Hände, und verwandte keinen Blick von den Speisen, um doch einigen Ersatz für die verlorne Zeit zu haben.

Nachdem sie geendigt, legte sie vor. Sie schob ihre Brille auf die Stirne, und schielte, in Ermanglung zweier Augen, mit dem einen nach Jonas, der jezt seine Kinnbacken in gleichmäßigem Tempo auf und ab bewegte, und mit Messer und Gabel dazu accompagnirte. Nicht lange dauerte das Conzert, die Schüsselchen waren leer, Jonas aber bei weitem noch nicht satt.

Mancher Andere hätte schon an seiner Tischgenossin satt gehabt, aber Jonas war an die Gesichter gewöhnt, denn noch zu neu war der Eindruck, welche die Zigeunerinnen auf ihn gemacht hatten.

„Hats euch geschmeckt?„ frug Beatrix, das Stillschweigen unterbrechend.

„O ja! sagte Jonas, und seine Augen verweilten noch auf dem leeren Teller.

„Das junge Blut ist, Gott sey dank, immer mit gesundem Appetit versehn! Ihr seyd wohl noch nicht lange Soldat? man siehts an euerm Blöde seyn. I nun, das wird sich schon verlieren, wenn ihr erst mehr unter eure Cameraden kommt. Wie heißt ihr?“

„Jonas!“

„Ey ein recht schöner Name. Es ist auch eine gar schöne Historia von dem Jonas mit dem Wallfisch.„

Jonas fiel das große Meer dabei ein, und sein Gaumen lechzte vor Durst. Beatrix mußte seine Physiognomie studirt haben, denn sie erhob sich von ihrem Sitze, und zog unter dem Bette eine Flasche hervor. Er machte einen langen Hals. Beatrix langte jetzt von dem Fußgestell eines Heiligen den Kerkerschlüssel des Weins herab und bohrte durch den versiegelten Kork. Zwei mit Legenden zierlich geschliffene Gläser füllte der perlende Rebensaft.

„Stoßt an, mein lieber Jonas! ihr sollt sehn, daß ich den Soldaten gar nicht so gram bin, wie vielleicht glaubt.“

Jonas griff schnell nach dem Glase. Er stieß an. Der Wein löste seine Zunge, und Beatrix wackelte von Zeit zu Zeit Beifall mit ihrem Haupte. Sie rückte näher an seine Seite. Er wollte aus Achtung für das Alter ihr Platz machen, allein sie hielt seinen Stuhl fest.

„Bleibt doch sitzen,“ rief sie, „ich thue euch ja nichts zu Leide, — nach einer Pause fuhr sie fort: ich muß jetzt eine Gewissensfrage an euch thun: seyd ihr schon verliebt gewesen?“

Er wurde feuerroth bei der Frage und stotterte eine unverständliche Antwort.

Beatrixens grünes Auge blitzte vor Freude über seine Verlegenheit, und von großer Zärtlichkeit erfüllt, begann sie eine ganze Oktave höher zu sprechen: „Wie ihr mich hier seht, so bin ich eine Jungfrau, die in der Furcht des Herrn ihre Lebensjahre fromm durchlebt. Manch artiges Sümmchen habe ich auf schlechte Zeiten zurück gelegt. Ich habe meinem Nebenmenschen gegen billige Procente gerne gedient. Ich habe mich immer allein beholfen, keine Seele hatte ich zu meiner Aufwartung; du lieber Himmel! man kann keinem Menschen trauen. Doch ist es jetzt nachgerade die rechte Zeit, mich nach einem Lebensgefährten umzusehn. — Wie gefällt es euch bei mir?„

Jonas nickte ein beifälliges: gut, und Beatrix fuhr fort:

„Ihr habt meine Herrlichkeiten noch nicht gesehen, ihr werdet erstaunen!“

Sie stand von ihrem Stuhle auf, und öffnete mit emsiger Geschäftigkeit eine eiserne Kiste.

(Schluß folgt.)

Zweisylbige Charade.

Die Erste bezeichnet weit über die Erde,
Und deutet nicht selten auf Müh' und Beschwerde.
Die Zweite entfliehet geflügelt dahin,
Sie ändert die Menschen, sie ändert den Sinn.
Das Ganze, beglückend den liebenden Paaren,
Erneut sich in Silber und Gold mit den Jahren.

D.

Auflösung der Charade in Nr. 51.

Seeland.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag den 28. Juny. (Zum Vortheil des Herrn Hauser.) Ferdinand Cortez, Op. in 3 Aufz. Musik von Spontini. Die Vorstellung ging minder frisch und lebendig von statten, als die früheren; auch fand sie nicht den lebhaften Beifall. Herr Hauser, welcher den Telasko übernommen hatte, schien die Rolle, was den Ge-

sang betrifft, nicht fest eingelernt zu haben, dagegen war er seinem Vorgänger in Spiel und richtiger Charakterzeichnung überlegen. Dem. Bamberger sang die Amazilli mit verdientem Beifall; aber doch nicht ohne Anstrengung ihrer jugendlichen Kraft. Der Tonsetzer hat auf diese Parthie eine Last gelegt, unter welcher nur die Berechnung einer ausgebildeten Sängerin ohne Wanken einhergeht.

Samstag d. 29. Bayard, Schausp. in 5 Aufz. von Kotzebue.

Sonntag d. 30. Das unterbrochene Opferfest, Op. in 2 Aufz. Musik von Winter. Dem. Canzi, welche als Gast die Myrrha sang, Herr Nieser (Murney) und Herr Pillwitz (Masseru) gaben der Vorstellung hohen Werth. Der letztere feierte in der genannten Rolle seinen Abschied von der hiesigen Bühne, wobei ihm das Publicum ehrende Beweise seiner Werthschäzzung gab. Herr Haßel sang den Oberpriester.

Dienstag d. 2. July. Elise von Valberg, Schausp. in 5 Aufz. von Iffland. Mad. Schultze spielte die Fürstin. In der Scene bei der Oberhofmeisterin sollte wohl die Fürstin ganz in der ihr anerzogenen schroffen Hoheit und Sittenstrenge erscheinen, welche das lebhaft fühlende Herz des Fürsten von ihr zurückschreckte. Mad. Schultze zeigte edlen Anstand, fürstliche Würde in Haltung und Rede; aber sie ließ überall die Milde und ein natürliches Wohlwollen hindurchschimmern, wodurch die Abneigung des Fürsten zur Schuld erniedrigt wurde. Indessen, was sie in dieser Scene versah, das vergütete sie reichlich durch hinreißende Wahrheit in den Scenen mit Elise und dem Fürsten. Dem. Urspruch (Elise) erfreute uns durch einige aus dem Gefühl gegebene, sehr gelungene Momente.

Mittwoch d. 3. (Zum Besten des Pensionsfonds.) Macbeth, Trsp. in 5 Aufz. Nach Shakespear von Schiller. Die Vorstellung wurde in ihrem scenischen Gange fehlerfrei gegeben; aber den Darstellern der vielen Nebenrollen mangelte die rechte Begeisterung, so daß die Scenen, in welche die Hauptpersonen nicht eingriffen, einer guten Probe glichen. Die Hexen z. B. waren ganz gewöhnliche Menschenkinder, von denen man nicht erwartete, daß sie so verderbliche Erfolge bewirken würden. — Herr Weidner (Macbeth) zeigte sich wieder, wie immer in solchen Rollen, welche ein tiefes Studium fordern, als Meister in der Kunst, die inneren Stürme der heftigsten Leidenschaft anschaulich zu machen. Seine Darstellung war gedacht, ein zusammenhängendes Gemälde der schauderhaftesten Verirrung vom Vorsatz zur That und zu ihren Folgen, und so viel Kraft er auch entwickelte, so wich doch die Sorge nicht von seiner Seite, so ließ er uns doch nicht im Zweifel, daß er einem bösen Geschik seinen Willen unterwerfe. Wir würden zu weitläufig werden müßen, wollten wir all der treflichen Momente gedenken, die sein Spiel darbot und die erschütterndste Wirkung hervorbrachten. — Mad. Schulze spielte die Lady Macbeth. Es liegt in dem Charakter der Lady eine unnatürliche Consequenz im Bösen; sie ist so grausam als herschsüchtig und stolz; ausgelöscht in ihrem Busen ist alles weibliche Gefühl, wie vermögte sie es sonst, ihre Hände in das rauchende Blut des gemordeten Königs zu tauchen. Daher ist denn auch ihre Darstellung eine schwierige Aufgabe, eine Aufgabe die nur durch die höchste Kunst in Mimik und Rede und nach langer Uebung in leidenschaftlichen Rollen gelöst werden mag. Mad. Schulze widerspricht dem Charakter schon durch ihre Persönlichkeit; außerdem scheint auch ihr Kunststreben ganz und gar nicht auf das Rollenfach gerichtet zu seyn, in welches die Lady Macbeth gehört und wir nehmen an, daß hier ein Mißgriff in der Besetzung statt gefunden habe; wobei wir jedoch anerkennen, daß Mad. Schulze auch in dieser Rolle den Ruhm einer denkenden Künstlerin behauptete. Noch haben wir die Leistungen des Herrn Otto (Macduf) und des Herrn Rottmayer (Malcolm) zu rühmen. Der Erstere gab am Schluß des 4n Acts, bei der Nachricht von der Ermordung seiner Kinder, dem inneren Grimm und Schmerz einen Ausdruck der jeden fühlenden Busen durchschnitt.

Donnerstag, 4. Die Vestalin, Oper in 3 Aufz. Musik von Spontini. Dem. Rothhammer sang die Julie. So glänzend wie Dem. Rothhammer wird nicht leicht eine Künstlerin ihre Laufbahn beginnen. Auch diese zweite sehr schwierige und anstrengende Parthie sang sie mit Gefühl, Anmuth und ausdauernder Kraft. Sie schien übrigens heute befangener als bei ihrem ersten Auftreten, was besonders in ihrem Spiel, jedoch nur selten, bemerklich wurde.

Theater-Anzeige.

Montag den 8. July. (Zum Vortheil der Dem. Canzi.) Aschenbrödel, Op. (Lezte Gastrolle der Dem. Canzi.)
Dienstag d. 9. Die beiden Grenadiere, Lustsp. Hierauf: Die Tochter Pharaonis.
Mittwoch d. 10. Der Freischütz, Op.
Donnerstag d. 11. Clavigo, Schausp.
Samstag d. 13. Oper.
Sonntag den 14. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 54. Donnerstag, 11. July 1822.

Die Freunde.

(Von Serenus.)

Als zu Athen der Ostrogoth
Theoderich die Musen kränzte,
Der Künste neues Morgenroth
Die alten Trümmer überglänzte;
Da lebten, Freunde durch der Musen Kuß,
Alkandor und Septimius
In jener Stadt, von edler Glut entzündet,
Als Jünglinge zu einem Ziel verbündet.

Alkandor sah, der, nie gerührt,
Selbst Ideale ruhig konnte schauen,
An einem Fest, mit jedem Reiz geziert,
Hypatia, die edelste der Frauen.
Da wacht die Liebe auf in seiner Brust,
Er fliegt zu ihr, und weiß mit gleicher Lust
Auch die Geliebte zu beseelen;
Schon ist der Tag bestimmt, sie zu vermählen.

Doch aus Bedürfniß, nun sein Glück
Auch mit des Freundes Beifall zu erhöhen,
Führt er ihn hin zu ihr mit frohem Blick.
Doch kaum hat sie Septimius gesehen,
Da senkt er still das Aug', und fühlt
Von Leidenschaft die Brust durchwühlt;
Er wandelt einsam, mit gesenkten Blicken,
Und muß die frev'len Wünsche unterdrücken.

Doch er vergeht, es bricht sein Muth,
Erkrankt sinkt er auf's Lager nieder,
Des Fiebers Gift durchschleicht mit Flammenglut
Den Dulder, und entmarkt die kräft'gen Glieder.
„Unheilbar!" ist der Aerzte Spruch,
Jedoch der Freund, der zärtlich Sorge trug,
Führt, da ihn tief Septimius Schmerz betrübte,
Oft tröstend an sein Lager die Geliebte.

Und naht sie ihm aus eig'ner Wahl,
Sich dem Geschäft der Freundschaft zu vereinen,
Dann sieht man neuen Lebensstrahl
In dem erloschnen Blick erscheinen.
Da wird Alkandor sich bewußt,
Es flamme in des Freundes Brust
Der Liebe Glut. Aus seinem eignen Munde
Vernimmt er, in ihn dringend, bald die Kunde.

Wie kann ich jetzt vor Eurem Blick
Der Freundschaft und der Liebe Kampf entfalten?
Genug, Alkandor ließ sein eig'nes Glück,
Um so als treuer Freund den Schwur zu halten.
Er übergab dem Liebenden die Braut,
Und als Septimius, ihr angetraut,
Das höchste Glück des Lebens hat empfunden,
Sah man ihn wunderbar und schnell gesunden.

Er eilt nach Rom mit dem Gemahl,
Und grüßt mit Jubellaut der Heimath Zinnen!
Bald sah man durch Talent und Bürgerwahl
Die höchsten Würden ihn gewinnen.
Zum Prätor ward er jetzt ernannt,
Um über Zwist in Stadt und Land
Den Richterspruch mit Weisheit zu erkennen.
Fortuna's Günstling hört man schon ihn nennen! —

Indessen fühlt Alkandor tiefen Schmerz,
Getrennt zu seyn von Allem, was ihm theuer,
Ob er im schweren Kampf bestand — sein Herz
Erstarb mit seines Muthes Feuer,
Ja, die Verwandten der Hypatia
Beschuld'gen ihn, nach Allem, was geschah,
Er habe für ein sorgenfreies Leben
Und Gold die Braut verkauft und hingegeben.

Nicht seine Unschuld, nicht Beredsamkeit
Vermochten ihrer Macht zu widerstreben,
Verurtheilt ward er, in bestimmter Zeit
Als Buße eine Summe Gold zu geben;
Und, nicht so reich, nimmt man ihm Gut und Haus,
Zieht ihm die Kleider eines Freien aus,
Zum Markte schleppt ihn dann der rohe Haufen,
Als Sclave dort ihn zu verkaufen.

Ein Thracier feilscht ihn um hohen Preis,
Und schafft ihn fort zum fernen Vaterlande;
Zum Heerdenhüter macht den sein Geheiß,
Von dem sich treulos jede Hoffnung wandte,
Das Glück der Jagd beut nur ihm Nahrung dar,
Und jeder neue Morgen war
Erneuerung von Hunger und Beschwerden,
Die ihm durch Strafen noch vergrößert werden.

Und Jahre lang erträgt er dieß Geschick,
Da zeigt sich ihm ein Mittel, zu entweichen.
Er flieht, verbirgt sich vor der Späher Blick
Am Tag', um weiter dann bei Nacht zu schleichen.
Und als er nun den Lauf vollendet hat,
Gelangt er endlich in die Hügelstadt,
Da wo Septimius an diesem Tage
Das Recht sprach über Schuld und Klage.

Doch von dem Freunde wird er nicht erkannt,
Er harrte bis zum Abend im Gedränge,
Entstellt und in zerrissenem Gewand
Bemerkt ihn nicht der Richter in der Menge.
Und als er endlich, da die Dämm'rung naht,
Nun zu des Richters Stuhle trat,
Mit dessen Glück er alles hat verloren,
Wird er zurückgedrängt von den Liktoren.

Es kam die Nacht. Alkandor schaut
Sich um nach einem stillen Ruheorte,
Weil er, zerlumpt und arm, sich nicht getraut
Zu geh'n an eines Bürgerhauses Pforte.
Gefährdet war bei Nacht der Gassen Ruh',
Drum gieng er vor der Stadt den Gräbern zu,
Dem Zufluchtsort von Armuth und Verbrechen,
Um dort den milden Schlummer anzusprechen.

An eine umgestürzte Urne legt
Er hier sein Haupt, ihm kommen süße Träume,
Der Genius der müden Seele trägt
Ihn auf in glanzerfüllte Räume. —
Schon sinkt der Mond um Mitternacht,
Als, denn der Raubzug ist vollbracht,
Zwei Räuber, in die gleiche Höhle eilen,
Um die gemachte Beute dort zu theilen.

Aus Habsucht glaubt der eine, sinnbethört,
Vom Andern bei der Theilung sich betrogen;
Da greift er fluchend an das Schwerdt,
Das auch von jenem wird gezogen.
Der drauf getroffen niedersinkt,
Indeß sein Blut der feuchte Boden trinkt.
Schwerathmend und schon in den letzten Zügen
Läßt grausam ihn der Mordgenosse liegen.

Am Morgen früh, da noch Alkandor ruht,
Als schon das graue Dämmerlicht entschwunden,
Wird der erschlag'ne Mann in seinem Blut
Am Eingang jener Höle aufgefunden
Man untersucht, man fragt und lärmt,
Und findet bleich und abgehärmt
Alkandor, reißt ihn aus dem Schlafe,
Und schleppt ihn nach der Stadt zur blut'gen Todesstrafe.

Schnell wird die Klage angebracht,
Sein Schweigen, sein zerstörtes Wesen
Bestärkten noch den schrecklichen Verdacht,
Man glaubt die That in seinem Blick zu lesen.
Alkandor bleibt, zum letzten Gang bereit,
In finsterer Verschlossenheit,
So führt man ihn, wie sie ihn fanden,
Hin zu Septimius Gericht in Banden.
Und Alles zeuget wieder ihn,
Er, satt der Welt, will nicht das Schweigen brechen,
Schon will Septimius das Recht vollzieh'n,
Und schon das Todesurtheil sprechen —
Da hört man Lärmen und Geschrei!
Den ächten Mörder schleppt das Volk herbei,
Den Häscher beim Verkauf des Raubes fanden,
Und dessen Lippen alles eingestanden.

Da staunt die Meng'! Ein jeder blickt
Hin auf Alkandor, der, ob losgesprochen,
Doch von dem Schmerze nieder wird gedrückt,
Als habe er die Schuld verbrochen;
Wie wuchs das Staunen, als Septimius
Jetzt aufsprang und mit trautem Kuß
Auf seine abgehärmten Wangen,
Den jüngst vermeinten Mörder hielt umfangen.

Jetzt hatte er den theuren Freund erkannt,
Ihn der versunken war in bitt'rem Harme;
Zu Gott den feuchten Blick gewandt,
Sank ihm der Langvermißte in die Arme.
Alkandor ward im röm'schen Reich
Den Edelsten des Volkes gleich,
Und, als ihn Gott der ird'schen Haft entbunden,
Ist er, ein Jubelgreis, zu ihm entschwunden.

Der arme Jonas.

Eine Erzählung nach folgenden aufgegebenen Worten: Allongeperücke, Zigeuner, Einquartierung, Ring*,) Reise und Clärchen.

(Schluß.)

Säcke Geldes waren hier aufgehäuft und Silbergeschirr glänzte Jonas entgegen. Solche Schätze hatte er in seinem Leben noch nicht beisammen gesehn. Mit offnem Munde staunte er die Sachen an. Beatrix langte aus einer Ecke der Kiste ein zierlich gearbeitetes Kästchen von Elfenbein, öffnete es, und nahm einen kostbaren Ring heraus. Sie schob, eh' sich's Jonas versah, ihm den Ring an den Finger, schloß die Kiste, zog den Erstaunten auf seinen vorigen Platz, und seine Verwirrung mißverstehend machte sie ihm den Antrag ihn von den Soldaten loszukaufen, und ihn zu heyrathen.

Hatte Jonas über die Schätze gestaunt, so staunte er jezt noch mehr über Beatrixens Zärtlichkeit. Es ward ihm unheimlich zu Muthe, sein Inneres empörte sich gegen ihren Anblik. Ein Gedanke an sein Mädchen jagte ihn von seinem Sitze, er sprang auf, warf den Stuhl über den Haufen und schrie, indem er zur Thüre eilte: „Geh auf den Blocksberg, du alte Hexe!" — In ein paar Sätzen war er auf der Straße, ohne auf das Kreischen zu achten, welches ihm vom Fenster aus nachhallte. Er rannte, ohne zu wissen wohin, geradeswegs fort. Beatrixens verschmähte Liebe löste sich in einen Strom von Schimpfwörtern auf, die sie, um ihrem Herzen Luft zu machen ausstieß. Der Hölle Rache kochte in ihrem Herzen. Gierig stürzte sie ein paar Gläser Wein hinab, warf eine

*) In Nr. 52. steht statt dieses Wortes: Krieg, welches demnach zu berichtigen ist.

Saloppe über, und hinkte, nachdem sie ihre Thüre dreifach verschlossen, gradeswegs zum Commandanten.

„Ich bin bestohlen!" kreischte sie, als sie vor den Commandanten geführt wurde, „bestohlen von meiner Einquartierung!"

„In was besteht der Diebstahl?" frug der Commandant.

„In einem kostbaren Ringe," heulte Beatrix.

Der Commandant entließ sie mit dem Versprechen, ihr zu ihrem Eigenthum zu verhelfen. Er ließ Untersuchung anstellen. Jonas ward auf der Straße gefunden als er eben im Begriff war, sich ein andres Quartier auszumachen. Man führte ihn vor den Commandanten.

„Du fängst früh an, dein verlassenes Handwerk wieder hervorzusuchen, man merkt dir doch gleich den Ziegeuner an. Bekenne auf der Stelle den Diebstahl den du begangen!"

Jonas war vor Schrecken stumm, er konnte kaum die Worte stammeln, er sey sich keines Vergehns bewußt. Allein der Commandant wurde durch sein Weigern gereizt. "Heraus mit dem Ringe, oder ich lasse dich todprügeln!"

„Er hat ihn noch am Finger, sagte einer der Wache und hielt dem Commandanten die Hand hin.

„Du willst auch noch läugnen? Spitzbube!" fuhr jezt der Commandant, vom Zorn entbrannt, hoch auf, und befahl ihn zu fesseln.

Trotz allen Betheurungen seiner Unschuld mußte Jonas folgen, und wurde in ein dunkles Gefängniß gebracht.

Die Reise.

Wochen vergingen, und Jonas lag noch immer geschlossen in seinem Kerker. Traurig war sein Zustand; so ohne alle Schuld in Schimpf und Schande gerathen zu seyn, der Gedanke war schmerzlich für ihn. Er verwünschte jezt den Entschluß, seinem Vormund davon gelaufen zu seyn, die Zigeuner, die ihn in die Hände der Soldaten gebracht hatten, verwünschte die alte Hexe mit ihrem Ring und — am Ende sich selbst.

Mit Schauder dachte er daran, wenn sein Mädchen die Lage erführe, in welcher er sich befand. — Als Dieb in ihren Augen zu erscheinen, das schmerzte ihn am meisten. Der Born seiner Thränen war ziemlich erschöpft, als die Wache kam und ihn zum Verhör abholte.

Ihm ward sein ganzes Bischen Galle rege als er seine Unheilstifterin in dem Gerichtssaal erblickte. Hätten es seine Ketten und die Wache zugelassen er würde sie erdrosselt haben.

Das Verhör begann. Beatrix beharrte auf ihrer Anklage. Jonas mochte auch alle Nebenumstände erzählen, der Schein war zu sehr gegen ihn und nichts konnte ihn retten.

„Du bist zur Kugel verurtheilt!" lautete das Urtheil, und Jonas sank besinnungslos zu Boden.

Als er sich erholte, befand er sich in seinem Kerker. Die Schatten seiner Eltern schienen ihm an den feuchten Wänden vorbei zu schweben und machten klägliche Gebärden über ihren unglücklichen Sohn. Er drückte die Augen fest zu, um solche schauerliche Bilder nicht zu sehn, allein seine Einbildung mahlte sie ihm mit den gräßlichsten Farben fort. Er wünschte sich todt. Oeffentlich hingerichtet zu werden, das, glaubte er, sey bitterer als der Tod selbst.

„Könnte ich nur noch Abschied von ihr nehmen!" klagte er, „was wird sie sagen, wenn sie erfährt, ihr Jonas sey erschossen? Ach guter Gott! du weißt, daß ich an allem unschuldig bin, laß sie mich noch einmal sehn!

Der Tag der Execution rückte heran. Ein Geistlicher trat ein, um ihn zur Buße und zum Tode zu bereiten.

Jonas war sich so weniger Sünden bewußt, und für die Ermahnungen des Geistlichen darum so taub, daß ihn derselbe im größten Unmuth verließ. Jonas blickte durch das kleine Gitterfenster hinauf zum blauen Himmel, als wollte er sagen: Du da oben kennst mich, und weißt, daß ich kein Böswicht bin.

Gewehre klirrten, das Schloß knarrte und die eiserne Kerkerthüre wälzte sich schwerfällig in ihren Angeln. Die Wache trat ein. Jonas ward in die Mitte genommen, und fort ging die letzte Reise, mit einer Menge Volks zur Begleitung, bis auf den Executionsplatz, wo in geschlossenen Reihen das Militär stand.

Clärchen.

Jonas kniete schon, das tödtende Commando-Wort sollte erschallen da rief plötzlich in weiter Entfernung eine Stimme: Pardon!

Pardon! schrie jezt Alles vereint, und die Soldaten setzten die Hähne der Gewehre in Ruh.

Jonas ward ohnmächtig und sank rückwärts zu Boden. Als er erwachte, kniete ein Mädchen, schön wie ein Engel und blaß wie eine Sterbende, ihm zur Seite.

„Clärchen!" war sein erstes Wort, und im Wahne einen Geist vor sich zu sehn betastete er sie langsam. Clärchen konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Sie sank an seine Brust. Beide waren umringt von Zuschauern, deren Augen von Thränen der innigsten Theilnahme angefüllt waren.

Der Adjutant des Generals drängte sich jezt durch den Haufen. „Du bist frei," rief er Jonas entgegen. „Deine Unschuld ist erwiesen."

Jonas und Clärchen wurden beinah schwebend in ein nahes Marketender-Zelt gebracht.

Nachdem man Clärchen mit Wein gelabt hatte und ihr einige Ruhe gegönnt, fiel sie Jonas aufs Neue mit diesen Worten um den Hals, „dich hab ich wieder, wie glücklich bin ich jezt!"

Jonas lebte wieder auf, als er sich von dem warmen Hauche seines theuern Clärchen berührt fühlte. War Todesangst grausenvoll für ihn gewesen, so war jezt das unerwartete Glück unbeschreiblich groß.

„Wie kömmst du hieher, Clärchen, und wie vernahmst du meinen peinlichen Zustand?" frug er als sich der Anlauf von Menschen zertheilt hatte, und sie beide fast allein im Zelte waren.

„Ach Jonas! ich muß dir es von Anbeginn erzählen, wie mich die weise Fügung Gottes hieher gesandt hat. — Dein Verschwinden hat viel Aufsehn gemacht, dein Vormund hat dich überall gesucht, und ganz entsetzlich gethan, als er dich nirgends fand. Mir blutete das Herz bei der traurigen Nachricht.

Ich glaubte, du hättest dir etwas zu Leid gethan, als ich aber erfuhr, du habest deine Sachen mit genommen, da erwachte meine Hoffnung, dich doch einmal wieder zu sehn. Nur war es schmerzlich für mich, dich so ohne Abschied in der weiten Welt zu wissen. Ich wurde krank. Der Arzt rieth mir, eine kleine Reise zu machen. Ich wollte mich durchaus nicht von dem Orte trennen, wo ich so manche Erinnerung an meinen Jonas hatte. Es kam eine Einladung von einer hiesigen Verwandtin, welche mich auf einige Zeit bei sich haben wollte!

Ich mußte auf vieles Bitten der Meinigen und auf den ausdrücklichen Befehl des Arztes nachgeben und reiste unter dem Schutze einer alten Magd hieher.

Die Nachricht von der Todesstrafe eines Verurtheilten wirkte sonderbar auf mich. Eine entsetzliche Angst befiel mich, ich hatte keine Ruhe. Heute den ganzen Tag trieb es mich immer zum Fenster wo der Zug vorbei mußte. Langsam kam er die Straße herauf, die Menschen drängten sich, mir ward bange, und doch fesselte es mein Auge mit unwiderstehlicher Gewalt, hinab zu schauen. Plötzlich gewahrte ich den Unglücklichen, ich erkannte dich, und sank mit einem Schrei des Schreckens zu Boden.

Die Anwesenden im Zimmer waren mit mir beschäftigt, als ich die Augen wieder aufschlug.

Er ist tod! schrie ich; nein! nein, er darf nicht sterben. Ich stürzte die Treppe hinab, eilte auf die Straße, ohne auf das Zurufen der Leute zu achten. Ich rannte fort, selbst nicht wissend, wohin. Ich befand mich auf einem Platze, Schildwachen standen vor einem großen Hause; ich dachte, hier wohnt ein Vornehmer, der sich deiner erbarmt; ich hatte keinen Gedanken, als dich zu retten.

Ich eilte hinein! „Wollen Sie zum Herrn General?" frug mich ein Mann, der im Hause stand. „Ach ja! ja! Er betrachtete mich einen Augenblick, sah meine innere Qual, und öffnete schnell eine Thüre. Ich trat ein. Ein Herr mit einem Stern auf der Brust trat mir freundlich entgegen. Ich warf mich ihm zu Füßen. „Gnade für meinen Jonas! er ist unschuldig, bei Gott er ist unschuldig, er war immer gut, was konnte ihn zu solch einen Verbrecher machen?"

Beruhigen Sie sich mein Kind, sagte der General, der Fall ist nicht zu ändern, er ist des Diebstahls für schuldig befunden worden, die Gesetze haben ihn zum Tode verurtheilt, ich kann nichts für ihn thun! —

Ein Thränenstrom stürzte aus meinen Augen. Da öffnete sich die Thüre, ein Offizier stürzte athemlos herein. „Er ist unschuldig!" schrie er. „Die alte Matrone hat eben, die falsche Anklage bereuend, öffentlich erklärt: verschmähte Liebe habe sie zu solch einem Schritte verleitet. Sie liegt krank danieder, jeden Augenblick wird ihrem Ende entgegen gesehn."

„Schnell zu Pferde," rief der, General, „fort, eilen Sie, eh' es zu spät ist!"

Beinahe hätte die Freude meine Schritte gelähmt, doch eine neue Kraft durchströmte meine Glieder. Ich stürzte zum Zimmer hinaus; kaum vermochte mich der Adjutant einzuholen. Ohnmächtig sank ich an deiner Seite nieder!

Thränen schwammen in Jonas Augen über die Treue seines Mädchens.

Der Adjutant trat ein und gebot Beiden zu folgen.

Vor dem Zelte stand ein Wagen, sie stiegen ein und fuhren vor des Generals Hause.

Der General empfing sie mit Herzlichkeit Er nahm Clärchen bei der Hand, und sah ihr freundlich ins Gesicht.

„Sie haben viele Angst ausgestanden liebe Kleine, aber Sie sollen auch Ersatz dafür haben!"

Er langte von dem Tische ein Papier und überreichte es ihr mit diesen Worten: „Aus Ihren Händen empfange Ihr Geliebter die Erbschaft seiner Unglücksstifterin. Sie hat ihre schändliche That auf dem Todbette bereut und ihn zum Erben ihres Vermögens eingesezt."

Jonas war stumm vor Erstaunen, er kannte ja die Schätze der alten Beatrix schon zum Theil. Durch die Verwendung des Generals wurde Jonas von den Soldaten frei gegeben, und in wenig Monden darauf feyerte das liebende Paar ihre Hochzeit.

Sie konnten in ihrem Geburtsstädtchen mit dem beträchtlichen Vermögen ein sehr glückliches Leben führen, und schufen sich durch Wohlthaten und Liebe den Himmel auf Erden.

Dardenne.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 55. Sonntag, 14. July 1822.

Mitleid, deine Hülfe stillt das Flehen,
Dein Erbarmen eilt zur That;
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat,
Spendest Brüdern, welche darben,
Ihres Tagewerks Gewinn,
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

v. Salis.

Omar Ben Alkhattab.*)

Eine historische Anekdote.

„An einem dunklen Abend ging ich aus, — so erzählt Allah Ben Abbas, in der Absicht Omar Ben Alkhattab, den Emir der Gläubigen, zu besuchen. Ich war noch nicht weit gegangen, als ein Beduinen-Araber mich antrat, mich beim Arm faßte, und zu mir sprach: „Abbas, komm mit mir!" Nicht gering war mein Erstaunen, als ich mich wandte, und unter der Verkleidung nun ihn selbst, den Emir der Gläubigen, allein und zu Fuß wandelnd erkannte. Ich grüßte ihn mit Ehrerbietung, und fragte: „wohin gehest Du, und in welcher Absicht, o Emir der Gläubigen?"

„Ich gehe," erwiderte er, „in dieser kalten und finsteren Nacht, die verschiedenen Horden der Araber zu besuchen." Ich folgte ihm, und als wir uns den Zelten näherten, die in der Wüste vor uns ausgebreitet dalagen, wandelte er forschend durch sie hin.

Schon hatten wir unsere Runde geendet, schon waren wir im Begriff den Rückweg anzutreten, als unsere Augen plötzlich auf ein Zelt fielen, in dem eine Frau von zahlreichen, bitterlich weinenden Kindern umgeben, dastand. Neben der Alten ruhete auf drei Steinen ein Kessel, unter dem einige Späne brannten. —

„Geduld, Geduld, meine Kinder!" sprach sie, „in wenigen Augenblicken wird Euer Mahl bereit seyn."

Wir blieben stehen, um diesen Auftritt abzuwarten, und unverwand weilten Omar's Augen auf der Alten und ihren Kindern. Endlich, ermüdet von dieser bewegungslosen Stellung, fragte ich: „Emir der Gläubigen, warum harren wir hier noch länger?"

„Ich schwöre," antwortete er, „nicht von dieser Stelle zu weichen, bis ich gesehen, wie die Alte die Speise an die Kinder vertheilt." Wir blieben demnach noch eine Weile stehen, während welcher die Alte ihre beruhigenden Worte immerdar wiederholte, die Kinder aber jammerten und weinten ohne Unterbrechung. „Abbas," sprach Omar endlich „laß uns in das Zelt treten, und die Alte befragen." — Wir traten ein und begrüßten sie:

„Gute Mutter," fragte Omar mit einem gutmüthigen Lächeln, „was fehlt den Kindern, warum weinen und jammern sie?" — „Weil sie hungrig sind," war ihre herzzerschneidende Antwort.

„Und warum," fragte Omar weiter, „reicht Ihr ihnen nicht von der Speise aus dem Kessel?"

„Es ist keine Speise darin," erwiederte die Alte, „eine List nur ist's, durch die ich hoffe, sie so lange hinzuhalten, bis sie vom Weinen ermattet endlich in den Schlummer sinken werden, denn ich habe keinen Bissen ihnen anzubieten."

Als die Alte so gesprochen hatte, trat Omar zu dem Kessel hin, und sah daß sich in dem kochenden Wasser nichts als eine Menge kleiner Steine befanden. — „was bedeutet das?" rief er aus.

„Ich sagte ihnen," entgegnete die Alte, „daß ich Speise für sie koche, und als sie das Wasser zwischen den Steinen aufsprudeln sahen, glaubten sie meinen Worten. So bin ich genöthigt sie zu betrügen, bis sich der Schlaf ihrer Sinne bemächtigt, denn ich habe nichts ihren Hunger zu stillen."

*) Omar Ben Alkhattab, zweiter Kalif der Muselmänner, folgte dem Aboubekr, dem Schwiegersohn Muhameds. Er regierte zehn Jahre lang, während welcher Zeit die Araber die Schrecken ihrer Waffen in ferne Länder trugen, die von ihnen besiegten Nationen zwingend den muhamedanischen Glauben anzunehmen. —

Diese historische Anekdote ist, wie die englische Zeitschrift versichert, woraus solche mitgetheilt worden, aus einem in der Bibliothek des Königs von Frankreich befindlichen Manuscript gezogen, und aus dem Arabischen übersetzt. Merkwürdig ist ihre große Aehnlichkeit mit einer Anekdote, die man sich von Buonaparte erzählt.

„Wie," fragte Omar, „seyd Ihr in dieses Elend gerathen?"

„Ach," erwiederte sie „ich bin ein armes unglückliches Weib, ich habe weder Vater noch Mutter, noch sonst einen Verwandten."

„Und warum?" fuhr Omar fort, „macht Ihr den Emir der Gläubigen, Omar Ben Alkhattab, nicht mit Eurer Lage bekannt, er würde nicht versäumt haben Eurem Elende durch eine Unterstützung aus seinem Schatze abzuhelfen."

„Möge der Himmel mit seinen Blitzen den Omar vernichten," rief die Alte, „mögen seine Fahnen in den Staub getreten werden, zur Strafe seiner Grausamkeit gegen mich."

Bei diesen Worten bebte Omar zusammen, und schien von Furcht ergriffen. „Und welcher Grausamkeit klagt Ihr ihn an?" fragte er nach einer kurzen Pause. — „Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen," entgegnete die Alte, „daß seine Grausamkeit gränzenlos ist. Hat nicht der Himmel geboten, daß die Emire, die Hirten der Völker, stets ein genaues sorgendes Auge auf alle ihre Unterthanen richten sollen? Wenn sie eine Elende finden, wie ich, mit Kindern belastet, unterstützungslos, ist es da nicht ihre Pflicht dem Befehl des Himmels zu gehorchen, und dem Mangel abzuhelfen?"

„Wie aber," fragte Omar, „kann der Emir der Gläubigen Eure Armuth und die Zahl Eurer Kinder kennen? Ihr hättet Euch an ihn wenden und ihn von Eurem traurigen Schicksale unterrichten sollen."

„Nein," entgegnete die Alte, „es ist mehr Omar's Pflicht, nach dem Elende seiner Unterthanen zu fragen, als es die meinige ist, ihn mit meinem Geschick bekannt zu machen. Die Armen sind stets furchtsam, und oft verhindert sie die Schaam, von ihrem Unglück zu reden. Der gute und menschenfreundliche Regent sucht sie deshalb auf, so lautet das Gesetz Gottes, und wer es verletzt, handelt ungerecht und grausam."

„Ihr habt Recht, gute Mutter," antwortete Omar mit Thränen in den Augen, „beruhigt Eure Kinder nur ein Weilchen, ich eile etwas herbeizuholen, um ihren Hunger zu stillen!"

Wir traten aus dem Zelt wieder in das Dunkel der Nacht hinaus. Die wachsamen Hunde bellten uns von allen Seiten entgegen, und nicht ohne Schwierigkeit gelang es mir, sie uns abzuwehren. Endlich langten wir bei dem Vorrathsmagazine an, Omar eröffnete die Thür, wir traten ein, er schauete umher und näherte sich einem Sack, der an hundert und funfzig Pfund vom feinsten Mehl enthalten möchte.

„Abbas," sprach er, „lade diesen Sack voll Mehl auf meinen Rücken und nimm du diesen Krug mit Butter." Ich hob den Sack auf seine Schultern und nahm das irdene Geschirr, auf welches er gedeutet hatte. Wir verließen das Magazin, er verschloß die Thür, und so schritten wir zurück in die Wüste. — Aber kaum hatten wir die Hälfte unseres Wegs zurückgelegt, als er sich unter dem Gewichte des schweren Sackes müde fühlte, aus dem das Mehl sich hervorzudrängen begann, so daß seine Augen, sein Bart und bald sein ganzes Gesicht damit bedeckt wurden. „Im Namen meines Vaters, im Namen meiner Mutter," rief ich aus, „erlaube mir, o Beherrscher der Gläubigen! die Last von Deinen Schultern zu nehmen und sie statt Deiner zu tragen."

„Nein," entgegnete Omar, „eher vermöchte ich Berge zu tragen, als einen Vorwurf von Ungerechtigkeit; komm, komm, laß uns eilen, daß wir hingelangen, bevor die Kinder ihren Hunger in den Schlaf weinen." — Wir setzten unseren Weg fort; Omar war nahe daran, unter seiner Last zu Boden zu sinken. Als wir in dem Zelte der Alten angelangt waren, warf er den mit Mehl gefüllten Sack ab, ich stellte den Krug mit Butter daneben. Omar, statt von der gehabten Anstrengung auszuruhen, leerte ohne Verzug den Kessel von den Steinen und dem Wasser und warf ein Stück Butter hinein. — Als er darauf gewahrte, daß das Feuer nahe daran war zu verlöschen, fragte er die Alte, ob nicht etwas Holz vorhanden sey: — „Da, hier ist ein wenig," war ihre Antwort. Er brachte nun schnell aus einem Winkel einige Reiser zusammen, legte sie unter den Kessel, knieete nieder, und blies aus allen seinen Kräften, bis die Flamme wieder hell auflo-derte. Als die Butter geschmolzen war, rührte Omar sie mit seinem Stabe, den er in der einen Hand hielt, während er mit der anderen eine Portion Mehl hinein warf. Die Kinder, welche sich um ihn gestellt hatten, fuhren fort zu weinen und zu jammern, Omar bat nun die Alte um einen Löffel, und als sie ihn gebracht hatte, nahm er das kleinste von den Kindern auf seinen Schooß, und theilte die Speise, die er bereitet hatte, zwischen diesem und seinen älteren Geschwistern aus.

Nachdem die Kinder gesättigt waren, sprangen sie noch eine Weile fröhlich umher, und sanken dann in süßen Schlummer. Omar wandte sich nun wieder an die Alte.

„Wollt Ihr," fragte er, „mir Euer Recht, Euch über Omar's Ungerechtigkeit zu beklagen, verkaufen? ich zahle Euch hundert Denaren dafür." — „Ich nehme Euern Vorschlag willig an," erwiderte die Alte.

„Gut," sagte Omar, „so gebt mir schriftlich darüber Eure Einwilligung."

„Ich kann nicht schreiben," antwortete das Weib.

„So will ich es für Euch thun," entgegnete Omar, „geh', Abbas, und hole die hundert Denaren und zwei Zeugen herbei." — Ich that, wie er gebot, und als ich zurückkehrte, schrieb Omar eigenhändig folgende Uebereinkunft nieder:

„Im Namen des gnädigen und barmherzigen Gottes! Möge der Himmel seinen Segen auf Mahomed und sein heiliges Geschlecht herabsenden!"

„Die Tochter von — erklärt in Gegenwart zweier Zeugen, daß sie dem Omar Ben Alkhattab die Ungerechtigkeit verzeiht, die er beging, indem er es unterließ, ihrem Elende abzuhelfen und sich nach ihrer Lage zu erkundigen, als welches ein jeder Hirt in Rücksicht auf die ihm anvertrauete Heerde zu thun verpflichtet ist. Omar zahlt ihr dagegen die Summe von hundert Denaren, so daß sie nun ferner keine Forderung an ihn hat; welcher Uebereinkunft sie aus freiem Willen ihre Zustimmung gegeben hat."

Als der Contract zu Ende geschrieben war, faltete Omar das Blatt zusammen und barg es auf seine Brust. Dann stand er auf, grüßte die Alte, und ging von dannen. —

„Abbas," sprach er," als wir das Zelt verlassen hatten, „als ich sah, wie die Alte ihre Kinder mit den Steinen betrog, meinte ich, es stürze ein ungeheurer Berg auf mich herab, der mich mit seinem furchtbaren Gewicht erdrücken müsse. Von Angst gepreßt, eilte ich zu thun, was Du gesehen, da fühlte ich nach und nach die Last von meiner Brust weggenommen, und ich begann leichter zu athmen."

Zu Hause angelangt, rief Omar seine Kinder zusammen, und sprach zu ihnen:

„Nehmt dieses Blatt, meine Kinder, und bewahrt es sorgsam. Wenn es dem Himmel gefallen wird, meine Augen dem Tageslicht zu verschließen und mich von hinnen zu fordern, da legt dieses Blatt in meinen Sarg."

Dann ließ Omar auch die Alte und ihre Kinder rufen, denen er lebenslänglich eine reiche Pension aus seiner Schatzkammer zahlte.

S. g.

Logogryph von 13 Zeichen.

Wir werden meist mit zarten Händen
Von Dam' und Kön'gen aufgeführt,
Geordnet steht an unsern Wänden
Der Diener Schaar, wie sich's gebührt.
Viel Herzen haben beigetragen,
Bis unser Bau gegründet war,
Wir stiegen unter frohem Zagen,
Ein Seufzer droht uns schon Gefahr.
Nicht lust'ge Tänze hört man rauschen
In der Gemächer heiterm Raum,
Nur die Betrachtung darf hier lauschen,
Doch wer betrachtet — athme kaum!
Dem Phönix sind wir zu vergleichen,
Der seinen Resten neu entfliegt,
Doch Flamme darf uns nicht erreichen,
Weil sie zerstörend uns besiegt.
Nimm uns das fünft' und sechste Zeichen —
Und Dir erscheint ein ernster Mann,
Der Dir sein Ja durch stilles Neigen,
Kopfschüttelnd Nein nur sagen kann.
Schwer würd' an ihm sich Meineid rächen,
Doch Treue schwören darf er nicht,
Er büßet reuig — Wahn — Verbrechen
Und sehnet sich nach ew'gem Licht!
Des Daseyns Freuden und Gefahren
Entflieht er und lebt wie im Grab,
Doch nimmt oft erst nach langen Jahren
Der Tod sein rauh Gewand ihm ab.

T...

Auflösung der Charade in Nr. 53.

Hochzeit.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, 6. July. Die Müllerin, Oper in 2 Aufz. Musik von Paesiello. Von Winter neu eingerichtet. Dem. Canzi gab das Röschen so ungezwungen schalkhaft, als wäre sie selbst in solcher Gesinnung aufgewachsen. Dieser ländlich verschmizten Naivität war jedoch die kunstreiche variirende Manier entgegen, womit sie die berühmte Arie: Mich fliehen alle Freuden ꝛc. ꝛc. vortrug. Die Läufe, Sprünge, Triller und Tremulante, welche sie dem Organ des Gesanges abnöthigte, können capriciöser nicht aus den Saiten einer Violine gezogen werden. Sonst wäre viel an der Vorstellung zu tadeln, da außer Dem. Canzi Keiner der Mitspielenden sich in den Geist der Handlung zu versetzen trachtete. Herr Dobler (Pistoffelus) stand äußerlich mit dem Pedantismus des darzustellenden Charakters im schreyenden Widerspruch, was wir ihm aber doch weit eher nachzusehen geneigt sind, als Herrn Hassel (Knoll)

die Winkelbühnen-Komik. Bei diesem fand ein umgekehrtes Verhältniß statt. Er war äußerlich ein ganz respectabler Knoll, aber er wußte den inneren Menschen nicht mit der Maske in Uebereinstimmung zu bringen. Bei dem unglücklichen Versuche, die Arie: O närrische Leute ꝛc. ꝛc. zu parodiren, ließ er den Amtmann gänzlich aus dem Spiele und nahm den Bürger-Capitain, endlich auch seine eigene Selbstheit zu Hülfe, um sich aus der Affaire zu ziehen. Herr Hassel wolle doch bedenken, daß die Persönlichkeit, das Ich des Darstellers, hinter der Coulisse bleiben muß.

Sonntag, 7. Die Beichte, Lstsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: (Zum Erstenmale) Die Reise nach Dieppe, Lustsp. in 3 Aufz. frei nach dem Französ. von August Wichmann. Das Stück kann seinen französ. Ursprung nicht verläugnen. Oberflächlich gezeichnete Charaktere, Menschen wie der Tag sie bringt, werden durch den Zufall in Berührung und auf den Grund einer Wette in Handlung gesetzt. Ein in der Weinlaune kühn unternommener, wohl gelingender Faschingsstreich, den am Ende die Liebe sühnt, geht leicht und lustig an uns vorüber. Besonders angenehm unterhaltend sind die beiden ersten Acte; der dritte hat gesuchte Dehnungen und wird da verletzend, wo Lambert (Hr. Henkel) und seine Gattin (Mad. Schulze) die Mystification bis zur Ungebühr fortsetzen. Hier verliert der Scherz den feinen französischen Ton und wird — um nicht zu sagen plump — etwas derb. Man fängt an, den innig vergnügten, in seinen süßen Hoffnungen so sehr getäuschten Forbin zu bedauern, und erwartet schon, er müsse nun den Betrug einsehen. Freilich würde dieß der Fall nicht gewesen seyn, wenn die Darsteller, nämlich Herr Henkel und Madam Schulze, nicht gerade Wohlgefallen daran gefunden hätten, diese wunde Stelle des Stücks herauszuheben. Wenn wir diese Uebertreibung im Styl der Posse, und die Fahrlässigkeit eines andern Mitspielenden, wovon weiter unten die Rede seyn wird, ausnehmen, so wurde die Vorstellung recht brav gegeben. Wir nennen zuerst Herrn Otto, der den passiv gehaltenen Charakter des Forbin durch die feinsten, gemüthlichsten Züge zu beleben und interessant zu machen wußte. Er gab der Rolle so viel innere Heiterkeit, daß man ohne Mißmuth der Entwickelung entgegen sehen und wohl erwarten konnte, er werde selbst den an ihm verübten Muthwillen belächeln. Wie vertrauenvoll und herzlich warf er sich dem pseudonymen St. Vallery in die Arme, welche ruhelose Sehnsucht trieb ihn in Düberton's Hause umher, und wie versetzte ihm die Freude Wort und Athem bei der Nachricht, er würde eine Fregatte von 36 Kanonen vom Stapel laufen sehen! Eben so treu und wahr gab Herr Leißring den Nicolet. Alles zum Besten kehrend, war er seinem Freunde gleich im Wollen und Thun, nur war ihm mehr Geschäftigkeit, mehr Hang und Liebe zu blankem Verdienst eigen. Herr Rottmayer spielte den Rosier gewandt und leicht; er war durchweg die lustig wagende Künstlerseele, die j[illegible] dem Lebensverhältniß eine Freude abgewinnt. H[illegible] Becker (Düberton) begriff seine Rolle nicht, oder vielmehr, er wollte sie nicht begreifen, und erschien als dunkler Faden in dem heiteren Gewebe; was uns um seinetwillen leid that: denn der Künstler tritt da am glänzendsten hervor, wenn die Rolle ihm etwas verdankt.

Montag, 8. (Zum Besten der Dem. Canzi.) Aschenbrödel, Feen-Op. in 3 Aufz. Musik von Nicolo. Dem. Canzi sang als letzte Gastrolle die Aschenbrödel und erfreute ein gedrängt volles Haus durch den Reiz ihres Gesangs und die Anmuth ihres Spiels. Herr Nieser sang und spielte den Ramir mit gewohnter Auszeichnung.

Dienstag, 9. Die beiden Grenadiere, Lustsp. in 3 Aufz. Hierauf: Die Tochter Pharaonis, Lustsp. in 2 Aufz. von Kotzebue und Guelden. Der Anschlagzettel verkündigte uns heute, daß Dem. Canzi, dem Wunsche mehrerer Theaterfreunde entsprechend, noch Einmal als Aennchen im Freischütz und als Aschenbrödel in der Oper gleichen Namens auftreten werde.

Mittwoch, 10. Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Friedr. Kind. Musik von Carl Maria von Weber. Dem. Canzi sang darin das Aennchen.

Donnerstag, 11. Aschenbrödel, Feen-Oper in 3 Aufz. Musik von Nicolo. Dem. Canzi trat heute zum Letztenmale als Aschenbrödel auf.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. July. Das Nachtlager in Granada, Dram. Hierauf: König Waldemar, Op.
Mittwoch, 17. Die Vestalin, Op.
Donnerstag, 18. Das Bild, Trsp.
Samstag, 20. Die Entführung aus dem Serail, Op.
Sonntag, 21. Macbeth, Trsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 56. Donnerstag, 18. July 1822.

Lied.

(Nach Thomas Moore.)

O, der du sänftigst jeglich Leid,
Wie wär's so finster hier,
Gäb' aus Verrath und wildem Streit
Es keinen Weg zu dir! —
Der Freund, getreu im Sonnenschein,
Flieht, wenn der Winter naht,
Und seine Thränen weint allein,
Wer nichts als Thränen hat.
Du aber heilst die kranke Brust,
D'rin Freud' aus Wehe taucht,
Wie süßer Wohlgerüche Lust
Die Pflanz' aus Wunden haucht.

Wenn Freude nicht mehr lebt und lacht,
Die Hoffnung selbst zerrann,
Die unsrer Thränen feuchte Nacht
Mit flücht'gem Schein umspann, —
Wer trüg', ach! dann des Lebens Noth,
Kämst du nicht, Vater, du,
Und senktest hell, wie Morgenroth,
Den Friedenszweig uns zu?
Nur aus des Grabes Dunkel bricht
Ein lichter Strahl behend,
Wie Nacht uns Welten zeigt aus Licht,
Die Tag's kein Aug' erkennt.

Boscosel de Chastelard.

(Von M. Enk.)

Pierre de Boscosel de Chastelard war Nachkomme des berühmten Bayards, mit welchem er auch im Aeußern Aehnlichkeit gehabt haben soll. Er besaß eine einnehmende Gestalt, und in seinen Zügen sprach sich eben jene heitre Offenheit des Gemüthes aus, wodurch der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel von Allen, die sich ihm nahten, Liebe und Vertrauen gewonnen hatte. Ihm glich er auch an echt ritterlichem Sinne; und auch sein Wahlspruch war: Alles für Gott, für mein Vaterland und meine Damen. Schon hatte mehr als eine Probe seines Muthes ihm die Gunst des Hofes erworben und die Augen der Besten seines Standes auf ihn gezogen, als ihn sein allzufeuriges Gefühl für Schönheit in die Schlingen einer Leidenschaft verwickelte, welche ihn bald genug in's Verderben stürzte.

Der Gegenstand dieser Leidenschaft war die bekannte Königin Maria Stuart, welche um diese Zeit in der ersten Blüthe ihrer Schönheit als Gattin Franz II. am französischen Hofe lebte. Von der magischen Gewalt ihrer Reize können wir am besten aus den Wirkungen urtheilen, welche sie hervorbrachten, und sie mögen wohl — denn wie ließen sie sich höher anschlagen — eben so groß gewesen seyn, als der Leichtsinn und die Koketterie ihrer Besitzerin. Auch Chastelard konnte diese Reize nicht erblicken, ohne davon bezaubert zu werden. Die Natur hatte ihm zu einem begeisterten Gefühl auch die Gabe gegeben, es in einschmeichelnden Tönen auszudrücken. Er verherrlichte die Schönheit der Königin in mehreren Sonetten, und diese gestattete dem Dichter einige Unterredungen, in welchen die Anmuth ihres Geistes die glimmende Neigung schnell zur verzehrenden Leidenschaft anfachte.

Nach dem Tode ihres Gemahls gab sich Maria in Begleitung des Duc d'Anville nach Schottland. Chastelard folgte ihr, und kehrte in der Folge mit d'Anville nach Paris zurück. Hier lebte er ein Jahr in Schmerz unbefriedigter Sehnsucht, die er in lieblichen Canzonen und Sonetten aushauchte. Allein unfähig, die Entfernung von der Geliebten länger zu ertragen, reiste er im nächsten Jahre, mit Empfehlungsschreiben vom Herzoge von Montmorenci versehen, zum zweiten Male nach Schottland. Marie nahm ihn sehr gütig auf. Der Eiteln schmeichelte die Vergötterung des schönen Mannes, dessen geistreiche Unterhaltung ihn bald zum Liebling aller Gesellschaften machte, allzusehr, als daß sie nicht alle jene tausend kleinen Künste der Koketterie angewendet haben sollte, die eine Leidenschaft lebendig erhalten konnten, welche sie zu befriedigen nicht gesonnen war. So mußte diese bei Chastelard bald über alle Grenzen hin-

ausschweifen. Er faßte den Entschluß, einen überraschenden Schritt zu wagen. Maria verzieh ihm. Als ihn aber der Wahnsinn der Leidenschaft hinriß, den nämlichen Versuch zum zweiten Mal zu wagen, ließ sie ihn vor ein Gericht stellen und bestätigte das Urtheil desselben, welches ihn verdammte, enthauptet zu werden.

Der Ring.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".)

Eine Gesellschaft von Offizieren saß zur Frühlingszeit in dem Hausacker, einem Belustigungs-Ort unweit H., vertraulich beisammen. Von einem traulichen Ritte zurückkehrend, hatten sie nicht vorüber eilen wollen, ohne sich zuvor an einer Flasche des besten Rheinweins zu erlaben und so den schönen Tag auf die heiterste Weise zu beschließen. Ihre Pferde hatten sie, mit ihren Dienern, in die ganz nahe Stadt zurück gesandt; sie selbst wollten zu Fuß nachfolgen. Sie waren in das Haus eingetreten, und, den Blick durch die offenen Fenster nach dem Fluß und der Stadt mit ihrer schönen Brücke, und nach dem eben mit dem Hauche des ersten Grünes überwebeten Gebirge gewendet, hatten sie an einem Tisch ihren Sitz so genommen, daß sie den Rücken dem Eingang zukehrten. Alle befanden sich in der glücklichsten Stimmung, und wie es zu geschehen pflegt: die erste Flasche erweckte nur das Verlangen, noch einige andere ihres köstlichen Inhalts zu entledigen. So sprudelten die Geister in Allen immer gewaltiger, der alte Kriegsmuth regte die nieder gesenkten Schwingen und man fing an zu klagen: welch eine langweilige Zeit doch für einen rechten Kriegsmann der Friede sey und wie das Leben so ganz alles Interesse verliere, wenn man es nicht an die Entscheidung irgend eines Wagnisses setzen und ruhig dem kommenden Tage entgegen sehen, ja mit ziemlicher Gewißheit den trägen Gang ganzer Wochen voraus bezeichnen könne. Alles das sey im Kriege ganz anders. Da bringe fast jede Stunde ein neues unvorausgesehenes Ereigniß, und es liege eine unbeschreibliche Lust darin, sich in Gefahr zu werfen und da eine eigene Kraft zu fühlen, oder, gleich einer Wolke, die von dem Sturmwind fortgetrieben wird, durch Städte und Dörfer hin zu ziehen, und heute nicht zu wissen, wo man nur morgen sein Haupt niederlegen werde. — Dabei wurde manche verwegene Kriegsthat von Neuem erzählt und besprochen, und je dichter die Dämmerung ihre Schleier nieder senkte, um so mehr schien auch ein kühn schauerlicher Geist die Redenden zu beleben. Die Wirthin, welche Licht bringen wollte, hatte man auf die Leuchte hin gewiesen, die schon in ihrem vollen Lichte von dem hohen Himmel strahlte und aus dem Strome herauf schimmerte; und in dem Mondschein sprach man nun davon: wie selbst auch das Grauen dem kriegerischen Leben einen eigenen, erhöheten Reiz verleihe. Der Baron von Z. erzählte: wie er einmal auf einem Kirchhofe mit wenigen Begleitern eine Nacht zugebracht und wie sie, in ihre Mäntel gehüllt und auf den Leichensteinen hingestreckt, eben so sanft geruht hätten, als in dem prunkvollen Gemach des ersten Gasthofes einer großen Stadt. Am Morgen hätten seine Kriegsgenossen die Weinflasche gebracht und sie diese in der schauerlichen Zeit des Uebergangs von der Nacht zum Tage auf den seligen Frieden der unter den Leichensteinen Verdeckten geleert, von den Geistern eben so ungestört als in der Mitternacht-Stunde. Dabei versicherte der Baron, nie etwas von dem gefühlt zu haben, was man ein Grauen vor der geheimen Welt zu nennen pflege.

Auch sein Freund, der Graf von R., stimmte in diese Aeußerung ein, ohne doch zu leugnen: wie es ihm große Selbstüberwindung gekostet, bis er zu dieser Stärke gelangt sey: dagegen ihm jezt freilich auch zuweilen der Zweifel komme: ob es überhaupt noch eine andere Welt der Geister gebe? — und das Leben erscheine in der That bedeutungsvoller, wenn es nicht noch solch einen Hinterhalt habe, auf den am Ende der hier Besiegte pochen könne. Wenigstens keine Schauer vor dieser geheimen Welt kenne er jezt mehr; und das versicherten auch die Andern. — „Wirklich gar keine?" so fragte jezt, da eine kurze Pause eingetreten war, eine halblaute Stimme, die in ihrer großen Ruhe um so mehr contrastirte mit den heftigen Reden der, von dem Wein belebten jungen Freunde. Die Andern fuhren erschrocken zusammen, nur der Baron nicht, obgleich die Worte hinter seinem Sitze her am nächsten und vernehmlichsten in sein Ohr klangen; vielmehr wandte er sich mit lautem Lachen rückwärts, und: „Da spuckt unser lieber Geisterseher wieder!" sprach er zu dem hinter ihm stehenden Hauptmann Asmond von der Artillerie, der, von Keinem bemerkt, herein getreten war und eine Weile ihr Gespräch schweigend angehört hatte.

Der Hauptmann, obgleich von Person klein und unansehnlich, war, um seines besonnenen Muthes und seiner großen Kriegserfahrung willen, bei allen seinen Waffenbrüdern hoch geachtet, so daß man es ihm gern nachsah, daß er meistens sich still und ernst in sich selbst zurück zog, ohne an dem Treiben der Andern großen Antheil zu nehmen, was man freilich damit entschuldigte, daß diesem Manne in der Ruhe außerordentliche Dinge begegnet seyen und

er durch die besondere Tiefe seiner Natur mit einer, den andern Sterblichen verschlossenen geheimen Welt in Verbindung stehe. Auch jetzt schalt er die Andern — nachdem er darüber gelächelt: wie sie doch ganz gegen jedes Grauen sich nicht wahren könnten und schon vor seiner Menschenstimme, geschweige denn vor einem Geisterrufe hätten erschrecken müssen — zwar mit scherzenden Worten, aber doch, wie sie wohl fühlten, recht im Ernst, um ihres kecken Uebermuths willen. Die Unterredung ward ruhiger, aber nur um so bedeutungsvoller durch die Theilnahme des Hauptmanns, der gern erzählte und gut zu erzählen mußte. — Man unterhielt sich noch lange; endlich wandte man sich nach der, schon in Schlummer versunkenen Stadt zurück. Recht wie zwei hüthende Wächter erschienen jetzt der, in dem Mondlicht zurück wandernden Gesellschaft die beiden großen steinernen Löwen über dem schönen Thor, durch welches man eintrat. Auf dem Marktplatze trennten sich die Freunde, nachdem man einander gute Nacht und der Baron noch besonders einem Jeden einen von den Geistern des Hauptmanns zu einem dienenden Lichtträger gewünscht hatte, der ihm in seinem Schlafgemach die Leuchte entgegen bringen möge. Der Hauptmann aber drohete ihm mit aufgehobenem Finger bei dem Scheiden.

Als der Baron in seiner Wohnung anlangte, fand er das Licht tief abgebrannt und seinen Diener auf einem Stuhl eingeschlafen. Er fühlte Mitleid mit dem schon bejahrten treuen Menschen, und nachdem er ihm nur noch geboten hatte, eine neue Kerze aufzustecken, so entließ er denselben, um ihm seine Ruhe nicht länger vorzuenthalten; denn er selbst fühlte sich allzu sehr angeregt, um jetzt schlafen zu können. Er hatte angefangen, die Geschichte seiner Thaten und Begegnisse während der letzten Feldzüge aufzuzeichnen; diesem Geschäft beschloß er noch eine Stunde zu widmen. Er schlug das Heft auseinander, und um den Zusammenhang der abgebrochenen Darstellung wieder aufzufassen, las er mit halb lauter Stimme das zuletzt Geschriebene. Es war das Folgende:

„Auch zu mancher That reißt uns das kriegerische Leben hin, deren Erinnerung uns nachher zur Trauer und wehmüthigen Gefühlen stimmt, ohne daß sie doch Reue in uns zu erwecken vermöchte, weil wir zwar einem sehr ernsten, aber doch nur dem Gebot unseres Berufes gehorcht haben. Zu dieser Bemerkung veranlaßte mich ein Vorfall, der mir in dieser Zeit mit einem feindlichen Offizier begegnete. Wir standen einige Wochen mit unsern Reiterposten einander gegenüber, und verschiedene Male kamen wir friedlich in einem zwischen uns liegenden Dorfe zusammen, da in aller Freundschaft eine Flasche mit einander zu leeren, bis jener unser gutes Vernehmen dadurch störte, daß er mir in der Nacht einige Leute aufhob. Entrüstet, wie ich war, beschloß ich an ihm Rache zu nehmen, und wie in Uebereinstimmung mit meinen Wünschen führte mir der Zufall nach wenigen Tagen meinen Feind mit nicht mehr als Dreien seiner Leute entgegen, indessen ich selbst die doppelte Zahl von Begleitern bei mir hatte. Ich ermunterte ihn, nicht einen Kampf zu beginnen, in welchem voraus das Glück gegen ihn Parthei genommen zu haben scheine. Statt aller Erwiderung forderte er die Seinigen zu entschlossenem Muthe auf, da nicht die Zahl, sondern die Tapferkeit der Kämpfenden den Sieg zu verleihen pflege. Aber diese, durch die Ueberlegenheit ihrer Gegner verscheuchtert, zerstreuten sich bald in eiliger Flucht; die Meinigen zertheilten sich auf gleiche Weise zu ihrer Verfolgung, und so geschah es, daß wir beiden Führer, durch eine besondere Laune des Ungefährs, allein zusammen trafen. Durch körperliche Größe und die Stärke meines Rosses überlegen, forderte ich ihn wiederholt auf, sich mir zu ergeben. In edler Entrüstung rief er: noch könne er kämpfen und drang kühn auf mich ein. Unvorsichtig rannte er sich selbst in meine gegen ihn vorgehaltene Klinge; er sank von seinem Rosse nieder. Auch ich sprang augenblicklich von dem meinigen, mit seinem Falle war all mein Zürnen schnell erloschen; aber vergeblich bemühte ich mich, ihm Hülfe zu leisten. Zu tief war er an der gefährlichsten Stelle verletzt; auch ein Wort, zu dem er den Mund öffnete, vermochte er nicht mehr hervorzubringen; nur das bemerkte ich noch, wie er mit der rechten Hand auf einen Ring hindeutete, den er an dem Zeigefinger der Linken trug. Der Ring —"

„Der Ring?" wiederholte der Lesende; „so weit hatte ich neulich geschrieben, als ich unterbrochen ward. Der Ring, je nun, wie war er doch?" — Er brächte ein Kästchen herbei, daß denselben mit andern Merkwürdigkeiten enthielt, und indem er betrachtend den Ring in seiner Hand hin- und herwendete, sprach er bei sich selbst: „Es ist dies eine seltsame, wie es scheint, sehr alte Arbeit. Dieser mit vielen künstlichen Schnörkeln wunderlich verzierte Goldreif, und hier in der Mitte derselben der große rothe Stein! So sehr ich die etwas undeutlich darin eingegrabenen Zeichen auch betrachte, ich kann sie für nichts anderes erkennen, als für zwei Herzen, die von einer auflodernden Flamme umschlungen sind. — Und wohl!" rief er im schmerzlichen Ton, wie in Erinnerung früherer unerfreulicher Begegnisse aus seinem Leben, „so mag wohl eine Flamme, aus zwei Herzen

hervorlodernd, beide zugleich umschlingen und in eins zusammenschmelzen; aber bevor sie auch noch mit dem Tode in dem einen erkaltet, ist sie oft in dem andern schon wieder erloschen!" — Er ergriff die Feder, um seine Erzählung fortzusetzen da stieß plötzlich der Wind mit Heftigkeit an das Haus und große Regentropfen schlugen gewaltsam an die Fenster; der eine Flügel fuhr auf und in demselben Augenblick war das Licht erloschen. Er erhob sich schnell von seinem Sitz, das Fenster zu schließen; als er sich zurückwandte, bemerkte er, daß die Thür des Zimmers geöffnet war und, wie es schien, sacht sich immer mehr aufthat. Noch hielt er den Ring in der Hand, mit demselben trat er zu dem Eingang hin. Es kam ihm der Gedanke, als ob außen Jemand harre und nur seine Erlaubniß zum Eintreten erwarte. In frevler Keckheit rief er: „Herein!" und indem er zugleich mit diesem Worte die Thür schnell aufriß, war ihm, als stehe außen in dem Dunkel der Offizier, welchem der Ring gehörte. Zwar die Gestalt zeigte sich kaum sichtbar, nur das bleiche Gesicht, auf dem noch ein Kriegeszürnen lag, war etwas deutlicher, und der trübe Blick schien nach dem Ring hingewendet; dabei war es ihm fast, als fühle er denselben durch den Druck einer geheimen Gewalt in seiner Hand bewegt.

Ohne im geringsten zu erbeben, ging der Baron gerade auf die Erscheinung zu und griff mit der vorgereckten Hand nach derselben. Plötzlich war Alles verschwunden. Einige Mal schritt er durch den finstern Gang auf und nieder, ohne daß sich seinem Auge ein Schein, seinem Ohre ein Laut dargeboten hätte. Lächelnd über sich selbst und das seltsame Spiel seiner Einbildung fühlte er keine Furcht, aber sich auch nun nicht mehr in der Stimmung, seine Denkwürdigkeiten fortzusetzen; er kleidete sich aus und schlummerte so ruhig ein wie immer.

Am Abend des folgenden Tages kam des Barons Freund und Waffenbruder, der Graf, zu ihm. Schon seit zwei Jahren hatte dieser mit der unermüdlichsten Treue um die Gunst des Fräuleins Rosaura von P. geworben, die eben so sehr durch ihre große Liebenswürdigkeit als einige Seltsamkeiten ausgezeichnet war, in denen sie sich zu gefallen schien, und von welchen besonders ihr mit ihrer Jugend und kleinen niedlichen Figur so sehr contrastirender Ernst und ihre Gleichgültigkeit gegen die Männer, ja wie es oft schien, ihre Verachtung derselben, auffielen. Endlich war es ihm an diesem Tage gelungen, seine beharrliche Neigung durch die ersten Versicherungen der Gegenliebe gelohnt zu sehen. Dieses berichtete er in dem Gefühle höchster Wonne seinem Freunde.

Schon früher nicht fremd in dem Hause des Fräuleins, fehlte der Baron um so weniger bei den Festen, welche der Graf von nun an fast täglich seiner Braut veranstaltete, und bei welchen eben so sehr dessen großer Reichthum, als die ganze Seltsamkeit Rosaura's sichtbar wurde: so daß es oft schien, als ob sie, wie ein kleiner, anmuthig neckender Spuckgeist, den großen schönen Kriegshelden hinter sich her ziehe. Denn war man zu einer Ausfahrt vorbereitet, so fiel es ihr wohl ein, heute lieber in dem Saale mit einem Spiel oder Gespräch die Freunde zu unterhalten; oder auch mitten aus der gesellschaftlichen Lust führte sie dieselben in dem auf ihren Wink schnell herbei genahten Wagen in das Freie hinaus; oder wenn an einem Orte zu deren Bewirthung alle Anstalten getroffen waren, so riß sie die folgsame Schaar schnell mit sich nach ganz anderer Richtung hin. Des Grafen große Gutmüthigkeit war durch alle diese Dinge nicht zu ermüden; er betrachtete vielmehr eine gewisse Launenhaftigkeit als die nothwendige Zugabe weiblicher Anmuth, so daß, wer dieser befreundet bleiben wolle, auch jene nicht verschmähen dürfe. Selbst wenn in einzelnen Stunden die Launen seiner Braut ihm unbequem wurden — weniger um seinetwillen, als wegen der Urtheile der Andern, denen sie sich damit aussetzte — so fühlte er sich dann wieder vollkommen versöhnt und tief bewegt, wenn er in so mancher stillen Stunde Rosaura's große Liebesinnigkeit gewahrte. Ueberhaupt schien sie oft in Milde und Freundlichkeit ein ganz anderes Wesen, wenn sie sich mit ihm allein befand, und nur für die Fremden Launen, für ihn einen still ergebenen Sinn zu haben. Ja, ihre Liebe gewann zuweilen den Ausdruck einer schmerzlichen Wehmuth, wenn sie neben dem Geliebten stand und das schöne Haupt an seine Brust neigte, und ihn, während Thränen aus ihren Augen hervor quollen, versicherte: wie sie nicht geglaubt, je so glücklich werden zu können. Wenn er sie dann mit der liebevollsten Theilnahme fragte: ob sie denn nicht glücklich gewesen? — so antwortete sie mit einem Kusse und wandte die Rede auf einen andern Gegenstand. Mit einem unwiderstehlichen Zauber fühlte sich der Graf durch Alles dies immer fester an das seltsame, launenhafte und gemüthvolle Wesen angefesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 57. Sonntag, 21. July 1822.

Der Ring.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".)

(Fortsetzung.)

Er hatte in dieser Zeit an einem nahen Luſtorte die Vorbereitungen zu einer großen Festlichkeit getroffen. Schon waren alle Freunde versammelt: aber jezt, da man ausfahren wollte, fiel ein starker Regen und Rosaura zog es vor, das Fest mit der Gesellschaft in ihrem Hause zu feiern. Sie war an diesem Tage besonders liebenswürdig und regte alle in den gesellschaftlichen Spielen, womit man sich unterhielt, auf eine bewundernswürdige Weise mit dem geistreichsten Witze an. Endlich schien dennoch die Unterhaltung an Interesse, das Gespräch an Lebendigkeit verlieren zu wollen. Rosaura, die nicht ahnete, daß wir oft das Grauen herauf beschwören, wo wir uns bemühen, die Lust zurückzurufen, that nun den Vorschlag: zur Abwechselung solle jede anwesende Person irgend eine Geschichte, am besten einen Vorfall aus dem eigenen Leben, erzählen. Da sich mehrere Offiziere unter der Gesellschaft befanden, so sollten diese den Anfang machen mit dem Bericht irgend eines merkwürdigen, ernsten oder scherzhaften Ereignisses, das sich ihnen während ihrer Feldzüge dargeboten. — Nicht ohne Geist wurden auf diese Aufforderung der liebenswürdigen Wirthin, der Jeder nachzukommen sich beeiferte, mehrere komische und tragische Auftritte, wie das kriegerische Leben an beiden reich ist, erzählt. Alle fühlten sich wieder auf das heiterste angeregt, als nun den Baron die Reihe traf. Da dieser eben nichts Merkwürdigeres zu berichten wußte, so erzählte er seinen Zweikampf mit jenem Offizier. Alle hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, und da er geendet hatte, wurde seiner Erzählung der Vorzug der größten Bedeutsamkeit und am meisten ergreifenden Macht zuerkannt: er aber versicherte, das Merkwürdigste noch nicht berichtet zu haben, und erwähnte nun seiner nächtlichen Erscheinung, indem er mit der Bemerkung schloß: er wundere sich nun nicht mehr, wenn so Viele Geister zu sehen glaubten, da seine Phantasie, die er doch sonst zu zügeln wisse, ihm wenigstens diesmal einen solchen Spuck gespielt habe.

Aber nicht Alle schienen so geneigt, die ganze Erscheinung bloß einem regellosen Spiel der Einbildung beizumessen. Einige Fräulein ließen sich den Ring, der ihnen besonders interessant schien, nochmals beschreiben: und da jetzt durch die Erzählung des Barons die Pforte jenes dunkel anlockenden Reiches geöffnet war, so wandten sich die Geister Aller mit schauerlicher Lust nach demselben hin und Einer suchte den Andern zu überbieten in dem Erzählen grauenvoller ahnungsreicher Geschichten, die einmal in seiner eigenen Familie oder eines Freundes oder Verwandten vorgegangen seyn sollten und deren Wahrheit man auf das ernsteste betheuerte. — Nur zwei Personen aus der Gesellschaft nahmen, während die Unterhaltung immer lebhafter wurde, keinen Theil daran: Rosaura und der Hauptmann. Jene hatte mit großer Aufmerksamkeit die Erzählung von dem Zweikampfe, mit noch höherer Spannung die von der Erscheinung des in dem Kampfe Gefallenen angehört. Aber Allen, außer dem Hauptmann, der nie seine beobachtende Besonnenheit verlor, war es entgangen, wie sie bei der Beschreibung des Ringes erblaßte, und während die Andern in schauerlicher Lust den geheimnißvollen Geschichten zuhörten, immer mehr ein inneres Grauen in ihren Blicken und Mienen herauf schimmerte. Vergeblich hatte er einige Mal versucht, das Gespräch auf lichtere Gegenstände hin zuleiten, bis sie endlich die innere Spannung nicht länger aushielt und mit allen Zeichen eines plötzlichen Uebelbefindens sich zu entfernen genöthigt ward. Die Gesellschaft, welche hierdurch unangenehm aufgestört wurde, trennte sich bald darauf voll Besorgniß um Rosaura.

Mit dem Fräulein aber schien seit diesem Tage eine, Allen unbegreifliche Veränderung vorgegangen. Sie schloß sich in ihre innersten Gemächer ein, wo sie, außer ihrer Kammerfrau, der Pflegerin ihrer Kindheit, ungern Jemand, sogar auch ihren alten Vater, mit dem sie allein das weite Haus bewohnte, zuließ. Mit großer Sorge verbrannte sie ein Päckchen Papiere, die sie früher eben so sorgfältig ver-

schlossen hatte. Was das Seltsamste war, ihre Liebe zu ihrem Bräutigam hatte sich in ein gleiches Entsetzen vor demselben umgewandelt, so daß sie ihren Vater und ihre Kammerfrau oft mit Thränen bat: wenn man sie nicht tödten wolle, ihn fern von ihr zu halten. Vergeblich harrte der Graf Stunden, Tage lang außen, umsonst schrieb er die rührendsten Briefe an sie; sie öffnete nicht und ließ ihm immer wieder entgegnen: er möge dem Unabwendbaren sich als Mann fügen; sie trage die herzlichste Theilnahme an seinem Geschick, aber auf immer sey ihre Verbindung mit ihm getrennt, die nie hätte geschlossen werden sollen. — Alle seine Freunde beklagten das Mißgeschick des Grafen, der, seinem Glück so nahe, durch die unbegreifliche Einwirkung einer geheimen Macht sich plötzlich vor den finstersten Abgrund hingestoßen sah. Sein Schmerz war der Verzweiflung nahe. Die Stunden, die er nicht in Rosaura's Hause mit deren gleich geängstigtem Vater zubrachte, irrte er in der furchtbarsten Unruhe umher. Umsonst suchten seine Vertrauten ihn zu beruhigen: vielmehr trübte seine Trauer, da ihm Alle mit großer Liebe ergeben waren, auch ihr eben noch so heiteres Daseyn. Vergeblich bemühten sich die Freunde, etwas aufzufinden, was ihnen zur Lösung des Vorgegangenen hätte dienen können; vor Allen trauerte der Baron, der jetzt zum ersten Mal zu fühlen begann, was die Schauer einer dunkeln Welt seyen, obgleich er noch immer nicht an dieselbe glaubte.

Er hatte sich an einem Abend spät von seinem Freunde getrennt. Er fühlte sich endlich wieder in der Stimmung, einige Stunden an seiner Geschichte zu schreiben, zu der er sich seit jenem Abend nicht zurück gewendet hatte. Wieder lag der Ring vor ihm, und er betrachtete ihn von Neuem in wehmüthiger Erinnerung des Mannes, der ihn besessen und in seinem Scheiden noch darauf hingedeutet hatte, als ob er ihm in Hinsicht desselben einen besonderen Auftrag ertheilen wolle. Da fühlte er sich plötzlich von einem unheimlichen Grauen angeweht, und es war ihm, als ob die Gestalt des Gefallenen hinter ihm stehe, und, über seine Schulter geneigt, nach dem vor ihm liegenden Ringe mit dem vorgereckten Arm reiche. Mehr über sich selbst unwillig, daß auch jetzt wieder seine Phantasie dies irre Spiel treibe, als durch die Erscheinung geschreckt, wandte er sich schnell um, indem er in fast scherzendem Ton die Worte sprach: „Kampfbruder, er ist mein ehrlich errungenes Eigenthum; wäre mir das Glück mißgünstig gewesen, so möchtest Du wohl jetzt ein ähnliches Zeichen von mir besitzen." — Mit diesen Worten sprang er von seinem Sitz auf; nirgends war von einer Erscheinung etwas zu gewahren; aber einen inneren Schauer konnte er, so sehr er dagegen kämpfte und so ungern er es sich selbst gestand, dennoch nicht unterdrücken; an seiner Geschichte fortzuschreiben, fühlte er sich nicht länger gestimmt.

Als er wenige Tage darauf über die Straße ging, so rief ihn einer seiner Freunde aus einem oberen Fenster zu sich herauf. Er traf bei demselben, außer dem Hauptmann, einige fremde Offiziere von der Besatzung der nahen Stadt. Man bewillkommte sich auf das herzlichste. Der Graf war bald der Gegenstand der Unterhaltung. Auch der Erscheinung des Barons, von welcher die Offiziere mit seltsamer Entstellung hatten reden hören, wurde gedacht, und dieser erzählte nun wie sich der wunderliche Besuch vor drei Tagen abermals bei ihm eingefunden; aber Alles in so heiterem Ton, daß seine Worte kein Grauen sondern nur Lachen erweckten. Dabei fiel der Eine der der Fremden spottend ein: „Gewiß, der Geist ruhet nicht, bis er seinen Ring mit dem rothen Stein wieder zurück empfangen hat; denn aus welchem andern Grunde sollte er immer wieder darauf hindeuten?" — „Aber es wäre doch unerhört", entgegnete der Baron, „daß ein aus dem Reich der Schatten zurückgekehrter einen körperlichen Schatz mit sich fort tragen sollte?" —„Dennoch", erwiederte Jener, „versuche es einmal, wenn der Geist wieder erscheinen sollte, und reiche ihm den Ring." — Spottend wollte er noch Anderes hinzufügen, des Hauptmanns ernste Blicke machten ihn aber verstummen. Dieser brach jetzt sein bisher beobachtetes Schweigen und erhob ein wunderliches Fragen, damit beginnend: von welcher Größe die Gestalt des Geistes gewesen? — „Von der Eurigen!" entgegnete der Baron; „fast zu klein für einen Reiterführer." — „Und in Hinsicht der Fülle seiner Formen?" fragte von Neuem, ohne von der letzten Bemerkung sich stören zu lassen, der Hauptmann. — „Auch schmal und etwas schmächtig wie Ihr!" erwiederte der Gefragte. — „Ey! auch gerade wie der Herr Hauptmann!" begann wieder Einer der Fremden; „und" — setzte der Andere hinzu — „dürfte man aus diesen Fragen und Antworten nicht schließen, der Geist und der Hauptmann wären sich nicht fremd?"

Man hätte wohl noch eine Weile fort gescherzt, wäre nicht in diesem Augenblick ein anderer Bekannter eingetreten und hätte die Nachricht gebracht: wie Rosaura's Zustand sich immer mehr verschlimmere und sie nun völlig an das Lager gefesselt sey. Ihr Vater habe sie endlich vermocht, einem Arzte nicht länger den Zutritt zu verwehren; aber mit schmerzlicher Ruhe habe sie diesen gebeten: an ihr

seine Kunst nicht versuchen zu wollen, da ihre Krankheit für ihn zu tief liege. Der Graf sey hierdurch ganz untröstlich. — Die Lustigkeit Aller mußte bei dieser Erzählung einem tiefen Ernste weichen; und der Baron, der ohnehin hatte zu seinem Freunde eilen wollen, ließ sich nun nicht länger halten.

(Fortsetzung folgt.)

In L....s Stammbuch. $\frac{17}{10}$21.

Wenn dir Arktur lächelt, wenn die Dioskuren
Klar dir strahlen hoch im Aetherraum
Wenn vom unerschaff'nen Schönen mächt'ge Spuren
Dir erscheinen zwischen Licht und Traum;
Wenn die Blumen freundlich zu dir sprechen,
Und die Vöglein in dem grünen Wald;
Wenn sich Farben siebenfältig brechen
Dir in Iris wechselnder Gestalt;
Wenn dein Dichtergeist die Welt umfangen
Und aus sich sie neu gebären kann,
So gedenke, daß die Saiten klangen
Dir und mir! — Auf Wiedersehen! — Wann? —

Theodora.

Vierfylbige Charade.

Der beiden Ersten Donnerschall
Vereint mit schmetterndem Metall
Begrüßet Fürsten an des Thrones Stufen
Bei froher Völker „Vivat" rufen.

Die Andern sind ein wichtig Attribut
Begeistert freier Musensöhne.
Ihr Anblick wecket ihren Muth,
Und oft versprützen sie ihr Blut
Für Ehre und für ihre Schöne.

Das Ganze deutet auf ein Amt und schafft
Effektvoll stets der beiden Ersten Kraft.
Doch ohne sie, wird es ihm nie gelingen
Die Wirkung zu erhöhn, beim Tanzen und beim Singen.

G.....

Auflösung des Logogryphs in Nr. 55.
Kartenhäuser — Karthäuser.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 13. July. Clavigo, Trauersp. in 5 Aufz. von Göthe. (Neu einstudirt.) Es ist bekannt, daß dem Stück eine wahre Begebenheit zum Grunde liegt, und daß der Held derselben eben der Beaumarchais ist, welcher den Figaro und einige andere Stücke schrieb. Göthe bedurfte, wie er selbst berichtet, nur einen Zeitraum von 6 Tagen dazu, um dies Trauerspiel in der Vollendung niederzuschreiben in welcher wir es noch besitzen. Die einfachste Handlung, das alltäglichste Ereigniß ist mit einem Reichthum von Menschenkenntniß, mit so sichern Charakterzügen ausgestattet, daß man den Meister alsogleich erkennt. — Wir hatten uns auf die Vorstellung gefreut, und hofften etwas Würdiges zu sehen, da man dieselbe schon einigemal angekündigt und immer wieder verschoben hatte; aber man war darum doch nicht tiefer in den Geist der Dichtung eingedrungen und wir dürfen und wollen nicht verhehlen, daß die Darstellung uns keine Freude gewährte. Herr Becker (Clavigo) begann seine Leistung, wie es schien, mit Lust; er legte Gewicht auf seine Persönlichkeit, was einem Emporkömmling wie Clavigo, wohl eigen zu seyn pflegt; aber schon im 2n Act, bei der Erzählung des Beaumarchais, hatte er keinen Ausdruck für seine Empfindung und wurde von jetzt an immer zweifelhafter in Rede und Benehmen. Wir wissen recht wohl, daß eine wirksame Darstellung dieser Rolle ihre grossen Schwierigkeiten hat, denn ein junger Mann, der im Nebel seines Ruhmes empfangene Wohlthaten so leicht vergißt, der die treuste Liebe so kalt verschmäht und so unwürdig feig einem andern gegenübersteht, kann auf der Bühne nicht ansprechen. Indessen hebe der Schauspieler nur das Erkennen begangenen Unrechts mehr hervor, er zeige uns nur den besseren Willen gut zu machen, so wird ihm unsere Theilnahme folgen und wenn er dann auch später der Ueberredungskunst des entschiedensten aller Egoisten unterliegt, so wird man ihn am Ende, wo er muthig dem Tode entgegen geht, wohl bedauern, aber nicht verachten können. Herr Heukel spielte den Beaumarchais im zweiten Act viel zu leidenschaftlich; er verfiel bei einigen Stellen der Erzählung in heftige Declamation; ja er vergaß sich so sehr, daß er bei den Worten: Und der Verräther bist du! dem Clavigo auf die Schulter schlug. Beaumarchais ist ein Franzose, der feinste Welton, der höchste Anstand ist ihm eigen; was er in Madrid thun will, ist lange bei ihm bis auf den kleinsten Umstand überlegt und so abentheuerlich, so gewagt es auch scheint; so ist es doch fester, unabänderlicher Ent-

schluß. Er will den Clavigo nicht etwa ins Bokshorn jagen, nein, er will seine unglückliche Schwester nur rächen. Je ruhiger, besonnener also die ganze Scene von dem Darsteller gehalten wird, je wahrer, wirksamer wird sie seyn, und es wird Niemand mehr Wunder nehmen, wenn Beaumarchais nach solchen Eröffnungen gleichgültig das Frühstück fodern mag. Erst im 4n Act, wo ihm die wiederholte Treulosigkeit Clavigo's bekannt geworden, geht der Anstand in der Leidenschaftlichkeit unter, und hier kann er der glühenden Rache den stärksten Ton geben. Die in wenigen Zügen so wahr, so anziehend, gezeichnete Marie wurde von Dem. Urspruch gespielt. Sie bemühte sich, die ruhige Ergebung des betrogenen, in und mit seiner Liebe vergehenden Mädchens durch mattes, leises Reden anzudeuten — mehr konnte sie nicht thun. Herr Weidner spielte den Carlos mit gewohnter Ueberlegenheit in der Kunst einen Charakter zu ergründen und mit Sicherheit durch alle Nuancen zu behaupten. Carlos streift in seinem furchtbaren Egoism an den Bösewicht, was er jedoch, genau nach dem Wort genommen, nicht ist. Er verachtet die Menschen im allgemeinen und liebt nur Einen; aber auch an dieser Neigung hat sein abgekältetes Herz keinen Theil, sondern nur der Verstand. Er will diesen Einen über alle Andern emporheben, um Theil zu haben an der Herrschaft über sie. Alles das wußte Herr Weidner in seinem Spiel zur klaren Anschauung zu bringen, besonders in der Scene des 4n Acts. Es war der Ton innerer Ueberzeugung womit er die schneidenden Sarkasmen über die Verhälnisse des geselligen Lebens gleichsam hinwarf und jeder Anschein, als sey es hier auf eine sophistische Berückung des Clavigo abgesehen, verschwand. Das Einzige was uns in seiner Leistung mit der Erfahrenheit in den Manieren der großen Welt und des Hofes nicht vereinbarlich schien, war, daß er sich in seinen Bewegungen sogar ungeniert gehen ließ, wodurch hie und da ein sehr ernst gemeintes Wort in das Komische übergieng. — Noch haben wir zu rühmen, daß die unbedeutend scheinende Rolle der Sophie von Mad. Ellmenreich mit Sorglichkeit und Treue gegeben wurde.

Sonntag, den 14. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp. in 5 Aufz. von H. Clauren. Dem. Lindner, zurückgekehrt von einer für sie sehr ehrenvollen Kunstreise nach Dresden und Berlin, trat Heute zum Erstenmale wieder als Suschen auf und wurde von dem gedrängt vollen Hause mit allgemeiner Freude empfangen. Wie würdig sie eines solchen Empfanges sey, bewährte sie durch die tiefe Gemüthlichkeit und Wahrheit, womit sie die Rolle durchführte, so wie denn überhaupt die Vorstellung ausgezeichnet brav, wir möchten sagen, in einem festlichen Styl, gegeben wurde.

Dienstag, den 16. Das Nachtlager in Granada, Schsp. in 2 Aufz. von Fr. Kind. Hierauf: (Zum Erstenmale wiederholt) König Waldemar, oder: Die Dänischen Fischer, Singsp. in 1 Aufz. von Castelli. Musik von Weigel. Es ist bei früheren Vorstellungen des oben genannten Schauspiels schon gesagt, daß dasselbe auf unserer Bühne mit vieler Liebe gegeben wird und daß die Rolle der Gabrielle eine der lieblichsten Blüthen in dem Künstlerkranze der Dem. Lindner ist. Neben ihr spricht Herr Bekker als Prinz Regent Gemüth und Sinn auf das lebhafteste an. Die heutige Vorstellung hatte noch den Vorzug daß die Schlußscene minder stockend als früher von Statten gieng, was die günstige Folge der neuen Besetzung des Grafen Otto durch Herrn Größer war. — Die Oper hat einige gute Musikstücke, im Ganzen aber zu wenig frisches Leben und anregende Kraft, um öfter mit Lust gehört und gesehen zu werden.

Mittwoch, den 17. Die Vestalin, Oper in 3 Aufz. Musik von Spontini.

Donnerstag, den 18. Das Bild, Trsp. in 5 Aufz. von Ernst Freiherrn von Houwald. Mad. Schulze gab die Camilla aus tiefer Empfindung; die etwas getragene Declamation war der in der Rolle vorherschenden Gemüthsstimmung nicht entgegen. Eine der gedachtesten Darstellungen ist die des Spinarosa durch Herrn Henkel und eben darum auch war sie, wenigstens heute, die wirksamste. Im Uebrigen hatte die Vorstellung einen zu feyerlichen, fast trägen Gang.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 23. July. Die Schweizerfamilie, Oper.
Mittwoch, den 24. Die Reise nach Dieppe, Lustsp. Hierauf: Der Obrist, Lustsp.
Donnerstag, den 25. Die Waise aus Genf, Schausp. Hierauf: Der Verräther, Lustsp.
Samstag, den 27. Titus, Oper.
Sonntag, den 28. Die Ahnfrau, Trauersp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 58. Donnerstag, 25. July 1822.

Einige Bemerkungen über die Darstellungen der Demoiselle Lindner,

aus Veranlassung auswärtiger Anerkennung und Beurtheilungen.

(Auszug eines Briefes nach X . . .)

Frankfurt, den 18. July 1822.

Seit einigen Tagen besitzen wir unsre geschäzte Künstlerin Demoiselle Lindner wieder in unsrer Mitte. Sie ist nun auch dem entfernteren Deutschland auf einer kurzen Kunstreise nach Dresden und Berlin vortheilhaft bekannt geworden, wo sie allen Ruhm einärndete, der ihrem seltnen Talent gebührt. Sie trat mit großem Beifall in folgenden Rollen auf: als Elise im Räthsel, als Minna in der Talentprobe, als Madame Schnell in den Proberollen, als Toni, als Margarethe in den Hagestolzen, als Susette in den Rosen des Herrn von Malesherbes, als Louise in Kabale und Liebe, als Victorin in die Waise und der Mörder, als Käthchen von Heilbronn und als Suschen in dem Bräutigam aus Mexico (von Clauren). — Die Berliner Nachrichten ꝛc. enthalten vom 2. July, gegen das Ende ihrer Gastspiele, eine ehrenvolle Bemerkung über sie von einem Augenzeugen, die für uns um so erfreulicher seyn muß, als ihr Schluß nicht in Erfüllung gehen wird. Der Referent bemerkt nämlich: „daß er noch keine Schauspielerin gesehen, die durch die Art und Beschaffenheit des Talents, Reichthum und Lebendigkeit des Geistes, Wahrheit der einzelnen Züge und unerschütterliche Theaterfestigkeit so berufen wäre, Berlin die unvergeßliche Döbbelin und eine Mad. Engst, die vor 30 Jahren eine Zierde der Berliner Bühne war, von neuem in Einer Person wieder herzustellen, als Demoiselle Lindner." — Wenn sich früher behaupten ließ, daß die volle Anerkennung und Würdigung dieser vorzüglichen Künstlerin derselben nicht allgemein zu Theil ward, so schien dieß am vorigen Sonntag, wo sie zum erstenmal wieder, und zwar in der lezten und beliebtesten Gastrolle zu Berlin, als Suschen in dem Bräutigam von Mexico auftrat, der rauschende Empfang, der sich wie ein Platzregen über das gefüllte Proscenium ergoß, widerlegen zu wollen. Ihre warme, eben so feine als bescheidene Antwort — lezteres eine Eigenschaft, welche das Talent um so mehr ziert und von wahrem Kunstgefühl zeugt — verbreitete, trotz der Unangemessenheit aller solcher Zersetzung der darstellenden und der dargestellten Person, ein angenehmes Gefühl, und zeigte verbunden mit ihrem trefflichen Spiel sie ganz dieses Beifalls würdig.

Erlauben Sie mir hier auch eines Urtheils zu gedenken, welches über diese Künstlerin in einer fremden Zeitschrift ausgesprochen worden ist, woran ich einige Bemerkungen über die Individualität jener anknüpfen möchte. Ein Correspondent aus Dresden berichtet vom Ende Juny in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, Nr. 83, vom 11. July 1822: „Bei dem deutschen Theater erwarb sich Demoiselle Caroline Lindner aus Frankfurt a. M. bei einer Reihe von Gastrollen vielen Beifall, durch die Natur, Wahrheit, Frische und Einfachheit ihres Spiels. Sie gab die Margarethe ꝛc. Da viele dieser Rollen der Triumph unserer Schirmer sind, so konnte die junge Fremde nur durch ein ganz eigenthümliches Aufgreifen derselben so verdienten Beifall erwerben, ohne unserer heimischen Künstlerin im Mindesten zu nahe zu treten; bei dieser wird alles zum zarten Idealgebilde sanft verklärt, ihr Spiel ist das, was griechischer und italiänischer Styl in der bildenden Kunst ist, niederländisch frisches Colorit und kecke Zeichnung erfreute an dem Spiel der Demois. Lindner. Da dieß in kleinen Bildern bei weitem am erfreulichsten ist, wie wir an Gerhard Dow und Mieris sehen, so glänzt auch Dem. Lindner weit mehr in den Cabinetsstücken der Pièces à tiroir als in den größeren Rollen."

Wir sehen täglich, daß sich die Individualitäten der Künstler und der dargestellten Personen nie ganz trennen lassen, vielmehr daß aus der Verschiedenheit der Charaktere und Temperamente der Künstler unter einander, von einerlei Rollen ver

schiedene Darstellungen bei verschiedenen Schauspielern hervorgehen müssen. Deßwegen läßt sich aber von anerkannt wahrer Künstlerschaft unter den meisten dargestellten Charakteren nicht behaupten, daß nur immer die eine Darstellung die richtige sey; was sich aus der lebenden Welt leicht widerlegt. Dieß wird von obigem Correspondenten anerkannt; indessen mag er sich wohl einer Partheilichkeit Schuld geben, wenn er unsre Künstlerin gegen Dem. Schirmer, — deren gerühmte Vorzüglichkeit ich, unbekannt mit ihren Leistungen, unangetastet stehen lasse, — wie es doch den Anschein hat, absichtlich in den Schatten stellt; wenigstens darf ich jenes Urtheil halb und übereilt nennen, weil ihm neben seiner unzulässigen Allgemeinheit die gehörige Zeit und Ruhe der Beobachtung abzugehen scheint, und dem Referenten vielleicht ein größerer Kreis von Darstellungen (Ref. mag nicht alle jene Stücke gesehen haben) zur besseren Würdigung gefehlt hat. Er vergleicht das Spiel der Dem. Schirmer mit der zarten Idealität des griechischen und italiänischen Styls, das der Dem. Lindner mit dem Niederländischen. — Dem. Lindner zeigt in ihrem Spiel einen ganz originellen, eines Theils festen und kräftigen, man möchte sagen mannhaften Charakter, welcher sich in einfach kräftiger, bestimmter Zeichnung kund gibt; aber eine spielende Einfalt, Naivetät und Innigkeit offenbaren die echt weibliche Seite ihres Wesens, mit einem tiefen Gefühl, einer besonderen Beweglichkeit und einem reichen Gemüth ausgestattet. Diese eigne Mischung ihres Wesens macht sie sowohl zum komischen als zum tragischen Fache geschickt, und sie weiß ihre Darstellungen, als wahren Ausdruck innerer Empfindung und Einsicht in einem gewandten, lebendigen Spiele zusammenhängend vorzutragen, großentheils vollendete Kunstwerke.

Was sie im Lustspiel, hauptsächlich in den naiven Rollen leistet, aber auch durch vielseitige Darstellungen, in feiner Nuancirung nach Individualitäten und Ständen, ist längst anerkannt. Das alberne verliebte, das tölpische eckige, das eigensinnige und pfiffige Dorfkind, das rüstige natürliche Landmädchen, das flinke, sinnige oder neckische Stadt-Demoiselchen, das naseweise Kammermädchen ꝛc. — man erkennt überall dieselbe Künstlerin wieder, aber wie naturgetreu und innerlich motivirt verschieden sind diese Darstellungen, nach Erforderniß in kecken Zügen und niederländischer Derbheit, doch andere mit äußerster Zartheit und Innigkeit, und wahrhaft überall vielmehr idealisirt als im prosaischen Conterfey der Wirklichkeit, denn warum könnte man den Geist und Sinn der vorzüglichen Künstlerin in jeder, und alle die verschiedenartigen Erscheinungen jede in ihrer Art nicht allein wahr, sondern auch behaglich zusagend und liebenswürdig finden? Die chargirten Pièces à tiroir, worin sie so sehr gefällt und die sie mit Menschenkenntniß und reicher Laune ausstattet, sind eigentlich nur Auswüchse, welche der Künstlereitelkeit ihr Daseyn verdanken, und Kunststücke, nicht Kunstwerke zu nennen. Der Künstler wäre zu bedauern, welcher in ihnen seine Hauptrollen erkennen müßte.

Das Wesen des eigentlichen Lustspiels besteht in Auffassung und Darstellung der bloß scherzhaften, spielenden Seite des Lebens, welche der Zufall beherrscht und worin sich die Menschen in ihren sinnlichen Thorheiten, Leidenschaften und Angewöhnungen auf eine unschädliche, keine ernste Betrachtung zulassende Weise wirklich oder scheinbar in Widersprüche mit sich und Andern verwickeln. Hieran gränzt das gemischte Lustspiel, unter mehreren Benennungen, worin sich diesen Spielen des Zufalls der Ernst des Lebens zugesellt. Grade das Haupt-Rollenfach unsrer Künstlerin (die Natur des Naiven in seinem Wesen und seinen Abstufungen ist noch nicht gehörig ergründet; doch liegt dem Anziehenden dieser Erscheinung offenbar ein sittliches Wohlgefallen zum Grunde,) ihre Eigenthümlichkeit und Darstellung scheint mir auch in dieser letzteren Gattung zu excelliren. Das Naive, das Naiv-Sentimentale, das Mädchenhafte wechselnden Regens und Sonnenscheins, wenn das Auge wieder lacht, an dem noch die Thräne hängt, der farbenspielende Regenbogen der Versöhnung und des Friedens nach Stürmen: — gehören solche Züge der Weiblichkeit nun grade diesem oder jenem Lustspiel an, wir sahen sie von Dem. Lindner mit Innigkeit und kindlichem Wesen erfaßt, ihre lebenswarmen Töne sprechen unwiderstehlich zum Herzen. Hierin findet sich indeß mehr sympathetisch unbewußteres poetisches Wirken.

Vorzüglich aber eignet sich Demois. Lindner durch ein tiefes Gemüth für die andere dramatische Hauptgattung, die Tragödie; wobei nur sehr zu bedauern ist, daß ihr Organ und ihre Figur ihr mehr den Kreis des sogenannten bürgerlichen Trauerspiels und der Darstellung beschränkterer Weiblichkeit anweiset, worin sie gewiß viel leistet. Ich nenne hier nur die Darstellung der Louise in Kabale und Liebe, Toni, Klärchen in Egmont, und Ophelie. Hier finden wir nichts weniger als niederländische Manier oder Mangel an Zartheit und

Innigkeit, sondern in freilich bestimmter, nicht verwischter, verblasener Zeichnung, eine richtige Auffassung des Charakters, einen lyrischen, epischen und romantischen Schwung, dessen psychologische Richtigkeit und idealische Einfachheit ganz besonders in einer Zeit zu loben ist, in welcher Uebertreibung, Erkünstelung und Ueberspannung so sehr überhand nimmt, wo man oft auf der Bühne vor lauter übertriebenem Pathos, Luftschnappen, Nothruf und Feuerhorn die Sache gar nicht hört (die sich doch am besten selbst vorträgt, weil nicht der Sturm, sondern das Gewicht der Worte wirkt.) Die Oekonomie der Mittel gehört wesentlich zur Künstlerschaft, wo der größte Schreier meist den größten Applaus davonträgt, an den sich manche Schauspieler schon so gewöhnt haben, daß er der Stille des Schauspielhauses vorgezogen wird, die den höchsten Punkt des Beifalls, das Herz getroffen hat. — Wer unsre ausgezeichnete Künstlerin in den Rollen solcher weiblicher Wesen beobachtet, die in Demuth und stiller Resignation mit ihrem kindlichen liebevollen Herzen allein leben, bis ein gewaltsames Schicksal die Heldenseele offenbart und das treue Herz den geliebten Gegenstand freiringt oder brechen muß; wer sie hier als national d. h. als Deutsche erkennt, wird in diesen innigen seelenvollen Gemälden der dramatischen Kunst zugleich wieder einen neuen Anlaß oder Bestätigung der Behauptung finden, daß Deutschland, das Mutterland der germanischen Völkerschaften, vorzugsweise die romantische Poesie *) in seinem Innern zu hegen und auszubilden berufen seyn mag, welche, im Gegensatz des Antiken, eben die wunderbare Gewalt und das Geheimniß der Liebe und des Glaubens darstellt, wie das menschliche Gemüth, im Ringen nach Freiheit begriffen, nur mit kindlicher Demuth, Frömmigkeit und Einfalt über die widerstreitende Macht der Sinnlichkeit den Sieg davon trägt, und erst jenseits die wahre Heimath findet. Man wird in dieser Idee alsdann zugleich einigermaßen eine Auflösung über das wunderbar Anziehende, den hinreißenden Zauber finden, welchen diese weiblichen Charaktere besitzen, die von Dem. Lindner in so hohem Grade natürlich und ergreifend dargestellt werden. Vorzüglich dieser Theil ihrer Leistungen scheint mir bisher noch nicht allgemeine und volle Anerkennung gefunden zu haben, wobei ich leider einen großen Theil unsers Publikums anklagen muß, dem erst von Außen, durch nachdrückliche Belehrung und Autoritäten fühlbar gemacht werden muß, daß die Erholung und Stärkung von des Tages Last und des Lebens Verflachung nicht allein oder vorzugsweise im Scherz, sondern kräftiger und zur Veredlung wirkend im Ernst der dramatischen Kunst, in dem Anschauen wahrer Kraft und Tugend, in einem Streben und Ringen nach edleren Gütern als die Erde trägt und erndtet, gefunden werde, — welches dem Theater grade seine schönste, würdigste, nur zu oft verkannte und vernachläßigte Bestimmung gibt.

Mr.

*) Es ist hier von der Poesie im Allgemeinen die Rede, welche die bildenden Künste, die Tonkunst, Dichtkunst und darin das Drama begreift; doch weiß Schreiber dieses sehr wohl, daß, vielleicht auch der Zukunft, ein Engländer und ein Spanier die ersten romantischen Dramatiker unter den Dichtern sind (wohl verstanden von romantischen Dichtungen wie die Kreuzfahrer, Johanna v. Montfaucon ꝛc. ist hier nicht die Rede.)

Der Ring.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".)

(Fortsetzung.)

Der Baron fand den Grafen in dem beklagenswerthesten Zustande. Dieser hatte sich in seinem Gemach verschlossen, und erst auf sein inständigstes Bitten ward der Freund eingelassen. Die ganze Kraft des sonst so rüstigen Mannes schien von dem Schmerz gebrochen. Er erzählte: wie nun auch seine letzte Hoffnung erloschen sey. Schon seit mehreren Tagen habe sich Rosaura in dem Zustande — wie es schien — einer dumpfen Bewußtlosigkeit befunden; jetzt wenigstens, da er glaubte, von ihr unbemerkt, herannahen zu können, sey er mit dem Vater zu ihr hinein getreten; aber sogleich habe sie ihn erkannt, sich in ihrem Bett aufgerichtet, und, krampfhaft mit den Händen umhertastend, habe sie mit einer kläglichen Stimme, deren Ton er noch vernehme und der schmerzhaft sein Inneres zerreiße, gerufen: „Nein, du hast kein Recht auf mich, und meinen Schwur breche ich nicht!" — Mit diesem Augenblick habe ihr Uebel den höchsten Grad erreicht, und sie spreche nun Vieles in Fieberträumen, aber nur verworrene Dinge, die durchaus kein Licht über ihren Zustand verbreiteten. Er selbst machte sich die bittersten Vorwürfe, so offenbar durch sein Eintreten ihr Uebel verschlimmert zu haben, ja vielleicht, ohne es zu wollen, die Ursache ihres Tode-

in

seyn. — Der Baron bemühte sich auf jede Weise, seinen Freund zu beruhigen, der seit jenem Vorfall das Haus der Geliebten gänzlich mied, und von Stunde zu Stunde ängstlich neuer Nachricht von ihr entgegen sah. Erst spät, nachdem es ihm endlich gelungen, den Grafen zu bereden, daß er zu schlummern versuchen wolle, trennte er sich von demselben. — Es war eine sehr schwüle Sommernacht. Die Thür seines Gemaches stand offen; nachsinnend über das Schicksal des Freundes ging er, ohne ein Bedürfniß des Schlafes in sich zu fühlen, in seinem Zimmer auf und nieder: da war es ihm mit einem Male, als ob er außen in dem langen Gange die in der Dunkelheit kaum merklich hervorschimmernde Gestalt des im Kampfe Gefallenen gewahre. Zugleich gedachte er des Wortes seines Waffenbruders, und in seinem kecken Muthe, in einer Stimmung zwischen Glauben und Unglauben, holte er schnell den Ring herbei und schritt mit demselben den Gang hin, dem Geist entgegen; dieser wich bei seinem Herannahen zurück, er aber rief ihm nach: „Scheide so nicht, ohne Dein Kleinod mit Dir zu nehmen!" Auf diesen Ruf trat der Geist hinter der Ecke, wo der Gang zu der Treppe sich umbeugte, schnell wieder hervor, und stand mit einem Mal ganz nahe, und fast so deutlich wie ein lebendiger Mensch, vor dem kühnen Herausforderer, der doch jetzt eines geheimen Grauens sich nicht zu erwehren vermochte. Der Ring glitt ihm aus der vorgehaltenen Rechten, er hörte ihn auf dem Gange nach der Treppe hinrollen; die Erscheinung, die sich nach demselben hinab neigte, war plötzlich verschwunden; und was ihn noch mehr in höchstes Staunen versetzte, war der Umstand, daß, da er eilend das Licht herbei brachte, auch von dem Ringe sich keine Spur zeigte. Er rief seinen Diener; man durchsuchte auf das sorgfältigste den Gang, die Treppe, man wiederholte am andern Morgen die Nachsuchungen durch das ganze Haus: der Ring war nicht wieder aufzufinden. — Der Baron fing an, Betrug zu ahnen; aber wer sollte die Rolle des Geistes gespielt haben? Er hatte Niemand nahen, Niemand sich entfernen hören, auch nicht das leiseste Geräusch vernommen; doch blieb das auffallend: die Hausthür unten, die er sich klar bewußt war, nach seinem Eintritt geschlossen und daran innen den Riegel vorgeschoben zu haben, hatte man am Morgen nur angelehnt gefunden. — Jetzt erst gewann die Erscheinung des Geistes für den Baron eine Bedeutsamkeit. Er stellte mit einigen Freunden ernste Erwägungen darüber an, ohne doch zu einem bestimmten Ziele zu gelangen. Der Hauptmann, dem man in diesen Dingen eine besondere Einsicht und Erfahrung zutraute, war nicht aufzufinden; er sey auf einige Tage verreist, hieß es, ohne daß man den Grund oder die Richtung seiner Reise bestimmen konnte oder wollte. Auch zog jetzt die Freunde die Nachricht von Rosaura's Tode und die Sorge um den Grafen von andern Angelegenheiten ab. Alle fanden den Letzteren zu ihrer Beruhigung viel gefaßter, als sie es erwarteten. Er, der in der peinlichen Ungewißheit ohne Halt hin und her geschwankt hatte, schien jetzt, da mit Rosaura's Geschick auch das seinige entschieden war, seine männliche Kraft wieder gewonnen zu haben. Nachdem er die Entseelte nochmals gesehen und von ihr und den Freunden auf eine rührende Weise Abschied genommen, verließ er die Stadt, um sich nach einem Gute zu begeben, das seiner Familie angehörte.

Auch der Baron wollte die Entschlummerte vor ihrer Beerdigung noch einmal sehen. Er trat mit einem Freunde in das Gemach, wo sie in ihrem Leichenschmuck in stummer Ruhe da lag. Zum ersten Mal fühlte er sich recht bewältigt von dem Ernste des Daseyns, als er hier so schnell die reichste Hoffnung seines Freundes erblichen sah, da drückte ihm der Hauptmann leise die Hand, der still und von ihm nicht bemerkt hinter ihm eingetreten war. Auch dieser überließ sich eine Zeit lang einem regungslosen Schweigen. „Wie fromm und still sie die schönen Hände, wie zum Gebet, zusammengefaltet hält!" flüsterte er darauf dem Baron in das Ohr. — Dieser wandte nun auch erst seine Blicke auf die Hände der Schlafenden, die wirklich wie die einer Betenden, unter der Krause des Gewandes halb verdeckt, zusammengefaltet waren; und ein kalter Schauer durchrann seine Glieder, als er plötzlich an dem Zeigefinger ihrer Rechten einen Ring gewahrte, der unbezweifelt derselbe war, den er in jener Nacht bei der Erscheinung des Geistes verloren und der dem feindlichen Officier angehört hatte. Alle seine Sinne waren betäubt, so etwas Außerordentliches hatte er nie noch erlebt; doch schwieg er, weil er jetzt keine Störung in dem ohnehin schon tief erschütterten Hause verursachen wollte.

(Schluß folgt)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 59. Sonntag, 28. July 1822.

Lebens-Abend.

Tief hinter mir im Dunkeln
Liegt's helle Morgenland,
Krystall'ne Schlösser funkeln
An seiner grünen Wand;
Von holden Melodien
Ertönet rings die Luft,
Und alle Fluren blühen
Im ersten Frühlingsduft.

Und Berg und Thal erglänzen
Im hellen Sonnenschein,
Obwohl zu frischen Kränzen
Auch sich Cypressen reihn!
D'rauf kam die Mittagsschwüle,
Gewitter, Sturm und Nacht,
Bis endlich Labung, Kühle
Der Abend mir gebracht.

Nun schein' ich hingelanget
In's stille Ruheland;
Der Friedensbogen pranget,
Durch's Dunkel ausgespannt.
Er winkt mich nach der Ferne
Des Aetherraumes hin,
Ins Reich der lichten Sterne,
Wo ich im Geist oft bin.

Der Abend ist gekommen,
Nicht wie der Frühling blüht',
Doch auch nicht so beklommen,
Wie Mittagsschwüle glüht.
Die Hoffnung steht nach Oben,
Die Wunden sind geheilt,
Das Schicksal ist zu loben,
Das Alles klug vertheilt.

Wohlan! umfangt mich, Schleyer!
Heran, du ernste Nacht!
Es klingt die Seelen-Leyer —
Dem Leben gute Nacht!

Theodora.

Der Ring.

(Von dem Verfasser von „Wahl und Führung".)

(Schluß.)

Auch noch lange nachher bewahrte er seine Beobachtung, wie ein grauenvolles Geheimniß, in seinem Inneren. Der Gedanke an menschlichen Trug kam nicht mehr auf in seiner Seele; er zweifelte nicht länger: daß jene Gestalt, die ihm drei Mal erschienen, wirklich der in dem Kampfe Gefallene gewesen; eben so wenig: daß dieser in einer ihnen Allen unbekannten Beziehung mit Rosaura müsse gestanden haben. Auch gedachte er jetzt, nachdem er den Ring an der Hand der Entschlummerten erblickt hatte: wie gerade von dem Tage seiner Erzählung an die traurige Umwandlung mit ihr vorgegangen. Sich selbst sah er wunderbar in das geheime Wirken einer dunklen Welt mit verschlungen, deren helfendes Werkzeug er, ohne es zu wollen oder zu ahnen, oder nur an sie zu glauben, geworden war. Aber eben weil er sich als den entschiedensten Zweifler in solchen Dingen gezeigt hatte und den Spott seiner Freunde fürchtete, so trug er Scheu, sich denselben mitzutheilen.

Zugleich trat nun, seit er Rosaura in dem Todesschlummer vor sich gesehen, ein anderes Bild immer lebendiger und anklagender aus dem Grunde seiner Seele herauf. Er hatte sich — es mochten nun einige Jahre vorüber gegangen seyn — in ein sonderbares Liebes-Verhältniß mit einem jungen Frauenzimmer verstrickt. Antonie — so hieß das Mädchen — war damals ein noch eben so unerfahrnes als inniges Geschöpf. Sie hatte seine Schmeicheleien, wie die Versicherungen der treuesten Liebe, als wahr aufgenommen, und er fühlte sich durch ihre zwar ungeschmückte, aber sehr edle und reine Natur auch wirklich unwiderstehlich angezogen und immer fester an sie gekettet, so daß endlich Beide unter den Schwüren ewiger Treue und Liebe sich von einander getrennt hatten. Dabei ereignete es sich noch, daß der Baron, vom

Wein erhitzt und bewegt durch den Schmerz des nahen Abschiedes, am Abend zuvor, da er sich zufällig die Hand mit einem Messer ritzte, mit seinem Blut ihr einen Spruch auf ein Blatt geschrieben hatte, es hoch betheuernd: daß ihr dies Blatt ein ewiges Recht auf ihn ertheile, und so lange sie es in ihren Händen wahre, er nie in irgend eine andere Verbindung treten werde. — Auch war er diesem Versprechen in so fern treu geblieben, daß er, der mit allen Frauen tändelte, mit Keiner indessen ein ernstes Verhältniß angeknüpft hatte; aber auch Antonie ward allmählig wieder vergessen, obgleich er erst mit ihr einige Briefe gewechselt und sie auch in diesen seiner beharrlichen Neigung versichert hatte. Schon länger als zwei Jahre war nun keine Kunde von ihr zu ihm gelangt. Jezt, da er den Bund zwischen Rosaura und seinem Freunde durch die Mißgunst des Geschicks so schmerzlich getrennt sah, gedachte er: wie er im frevelndem Leichtsinn das heiligste Band mit Antonie geknüpft und wieder zerrissen hatte. Er konnte die tief Fühlende oft so lebendig vor sich erblicken, als ob sie wirklich vor ihm stünde: wie sie mit schmerzlichem Verlangen sich nach dem fernen Geliebten sehnte, an dessen Treue sie, wenn sie ihn nicht schon als einen Abgeschiedenen beweinte, so lange nicht zweifelte, als sie sich in dem Besitz des mit seinem Blut beschriebenen Blattes sah. Denn daß sie eine Nichte des Hauptmanns war, den er erst später hatte kennen lernen und durch diesen fortdauernd von ihm Nachricht erhielt, ahnete er nicht.

Vor diesem Manne sein Innerstes aufzuschließen, fühlte sich der Baron durch das Bedürfniß der Mittheilung immer mehr gedrungen. Auch wußte er, daß die Kammerfrau Rosaura's indessen in das Haus des Hauptmanns gezogen war, um die Gattin desselben in der Erziehung ihrer Kinder zu unterstützen. Sollte durch diese Frau nicht vielleicht eine Aufklärung über das frühere Leben des Fräuleins zu erlangen seyn? — Diese Frage legte er dem Hauptmann eines Tages vor, und verbarg ihm dabei seine eigenen Vermuthungen nicht, und wie der Umstand: daß er den ihm auf so unbegreifliche Weise entrissenen Ring an der Hand der Entschlafenen wieder erkannt, für ihn gerade das Unerklärlichste sey, was ihn in dem ganzen Ereigniß mehr als eine Täuschung seiner eigenen Phantasie erblicken lasse. — Der sehr ernst werdende Hauptmann schien anfangs, indem er überhaupt über das Unbegreifliche solcher Vorgänge sprach, gern einer Erörterung des bestimmten Falles ausweichen zu wollen. Erst auf des Barons wiederholte Bitten eröffnete er demselben, daß er einigen Aufschluß wenigstens, den er sich durch Rosaura's Kammerfrau verschafft, zu geben vermöge. Denn diese Frau habe eines Abends seiner Gattin, unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, vertraut: wie Rosaura, die ungewöhnlich früh zu einer gewissen Reife des Geistes gelangt, schon vor mehreren Jahren mit einem Offizier aus dem verbündeten, nur erst in den lezten Kriegen feindlichen Heere ein inniges Liebes-Verhältniß angeknüpft und dieser völlig um ihre Hand geworben habe. Aber der Vater begünstigte die Wünsche der Liebenden nicht: theils wegen der noch allzu großen Jugend seiner Tochter, zum Theil auch, weil er eine Verbindung derselben mit einem in auswärtigen Diensten stehenden Mann ungern gesehen. Dieser Widerspruch habe aber nur die Innigkeit ihrer Neigung erhöht, und da den Offizier seine Bestimmung von ihr fort riß, habe sie demselben eben jenen Ring mit dem rothen Stein, ein altes Besitzthum ihrer Familie, das sie von ihrer Mutter erhalten, in die Hände gelegt, mit dem heiligsten Schwur: daß sie mit diesem Pfande nun unzertrennlich an ihn geknüpft sey; sobald seine Lage ihm eine Verbindung möglich mache, solle er mit dem Ring erscheinen oder ihr diesen aus jeder Ferne senden, und sie würde diesem Zeichen folgen, wohin er es nur bestimmen würde. Eine schriftliche Mittheilung zwischen den beiden Getrennten sey durch die strenge Aufsicht ihres Vaters nicht möglich gewesen; dieser geheime Bund aber mit einem fernen Manne, von dem sie nicht wußte: ob er noch lebte oder ihre Treue bewahrte, habe etwas Ueberspanntes, Romanenhaftes in Rosaura's ganzes Wesen gebracht, und aus dem Bewußtseyn ihrer, einem Andern zuvor geleisteten Schwüre sey allein ihr seltsames Verhalten gegen den späteren Geliebten zu erklären. Die Erzählung des Barons von seinem Kampfe mit jenem Offizier, in welchem sie sogleich den früheren Geliebten erkannt, habe sie von dessen Treue überzeugt, die er ihr bis in den Tod wahrete, da sein Hinweisen auf den Ring offenbar ein Auftrag an sie seyn sollte, den auszusprechen den Sterbenden sein ihn übereilendes Geschick verhinderte. Dagegen habe sie sich selbst nur der Untreue angeklagt, und der Gedanke: daß der Graf der vertrauteste Freund des Mannes war, durch den ihr erster Geliebter gefallen, habe einen eben so heftigen Abscheu gegen diesen in ihr geweckt, als früher ihre Liebe zu ihm gewesen. — Das — so schloß der Hauptmann — sey Alles, was er mit Zuverlässigkeit von Rosaura's Kammerfrau habe erfahren können: und was insbeson-

dere den geheimnißvollen Ring angehe, ſo ſey das eine, allen ihren Freunden wohlbekannte Eigenheit der Verſtorbenen geweſen: daß ſie nie einen Ring getragen, auch nie einen aus der Hand ihres Bräutigams angenommen habe. Um ſo mehr ſey jene Frau überraſcht, ja erſchreckt worden, als ſie nach ihrem Tode den Ring bei ihr bemerkt habe, der wenigſtens durch keine menſchliche Macht an ihre Hand gekommen. Darum erſcheine ihm auch — verſicherte der Erzähler — die Entſchlafene, wenn er ſich ihr Bild hervorrufe, wie er es an jenem Tage geſehen, oft gar grauenvoll und nicht anders, als die dem Tode durch den Ring verlobte Braut. Das wenigſtens dünke ihm eine vielfach bewährte, kaum zu bezweifelnde Thatſache: daß, wo zwei Lebende durch heilige Schwüre oder noch bedeutungsvollere Zeichen auf ewig ſich einander zu eigen gegeben, der Hinübergeſchrittene ſchwer ſeinem Rechte auf den Zurückbleibenden entſage und den untreu gewordenen Geliebten durch dieſe Pfänder, als an einer ſicheren Handhabe, oft ſpät noch in die Gruft zu ſich hinab ziehe, ſo daß der, welcher von Neuem dem Glück des Lebens ſich zu vermählen wähne, damit nur um ſo ſicherer dem Tode in ſeine geöffneten Arme ſinke.

Der Baron empfand bei dieſen Worten ein tiefes Grauen in ſeiner Seele. Er gedachte: wie auch er einem andern Weſen mit dem bedeutungsvollſten Siegel ſich zu eigen gegeben hatte. Seine Freunde bemerkten lange Zeit einen früher nicht gekannten Ernſt in ihm; höher ſtieg ihre Verwunderung, als er ſich plötzlich entfernte, ohne daß Jemand wußte, wohin er verſchwunden war, und den höchſten Grad erreichte ihr Staunen, als ſich nach einigen Monaten die Kunde ſeiner mit Antonie vollzogenen Verbindung verbreitete.

Der Hauptmann aber hatte, als er durch ſeine Nichte die Nachricht von der Rückkehr ihres Geliebten erhielt, die erſten Briefe ſtill geleſen und ohne ſie Jemand zu zeigen, lächelnd wieder zuſammen gefaltet und in ſeinem Schreibtiſch verſchloſſen. Nur als der letzte erſchien, der ihre ganz nahe Vermählung verkündete und zugleich ein Blatt von dem Bräutigam enthielt, worin dieſer ſeine Freude ausdrückte, einem von ihm ſo hoch geachteten Manne nun auch noch, außer ihrer Freundſchaft, durch ein zweites inniges Band vereint zu ſeyn — da konnte ſich der Hauptmann, indem er dieſen Brief ſeiner Gattin zum Leſen hinreichte, des Ausrufes nicht erwehren: „Nun leugne noch, wer es vermag, die Macht klug einſchreitender Geiſter! Und warum ſollte es auch nicht geſtattet ſeyn, einmal das Grauen vor einer dunklen Welt herauf zu rufen, um ein edles Weſen zu ſeinem Glück und einen unſteten Geiſt zu der Treue zurückzuführen!“ — Doch auch nur dieſe Worte geſprochen zu haben, ſchien er zu bereuen, um ſo weniger gab er jemals einen Aufſchluß über das Vorgegangene, da er Antonien des ſchönſten Glückes an der Seite ihres Gatten genießen und in deſſen Seele in dem lichten Schein einer erfreulichen Gegenwart von ſelbſt alle die augenblicklich herauf dräuenden Schrecken einer dunklen Welt erlöſchen ſah. Auch pflegte er zuweilen zu einem Freunde, vielleicht dem Einzigen, dem er ſich mochte mitgetheilt haben, zu ſagen: „Möchten wir doch da, wo es nöthig geweſen, unſere Freunde, ihnen ſelbſt unbewußt, durch unſer unſichtbares Einſchreiten zu dem Rechten hinzuleiten, dieſen nie den Glauben nehmen, als ob ſie es allein nur durch ſich ſelbſt ergriffen, weil ſie ſonſt gar leicht die Freude an dem Erreichen ihres Zweckes verlieren könnten!“

Dreiſylbige Charade.

Erſte und zweite Sylbe.

Tief im Weſten
Wo die Sonne
Tauchet in die kühlen Fluthen,
Winkt des Beſten,
Aller Wonne
Urbild, einſt in goldnen Gluthen;
Mädchen ſchön und mild,
Sammt den Drachen
Rauh und wild,
Sollten es bewachen.
Doch die rohe Stärke
Naht, vor ihrem Werke
Kann das Schöne nicht beſtehen,
Muß gewaltſam untergehen.

Dritte Sylbe.

Ewig iſt die Güte!
Starb im Weſten
Auch des Beſten
Zarte Blüthe,
Bringt aus fernem Oſt
Wieder ſüßen Troſt
Uns im Leide
Der Gott der Freude.
Daß der Menſch nicht litte,
Gab er ihm die dritte.

Digitized by Google

Das Ganze.

Was den Westen einst erfreut,
Neu ist es erworben;
Was der Ost von neuem beut,
Noch ist's nicht verdorben;
Schön im Ganzen sehen wir
Beides sich vereinen,
Wäre aber Jemand hier,
Der es wollt' verneinen,
Der hör' es selbst sausen und brausen
In Sachsenhausen.

R.

Auflösung der Charade in Nr. 57.

Paukenschläger.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag 20. July. Die Entführung aus dem Serail, Op. in 3 Aufz. Musik von Mozart. Mad. Größer sahen wir darin als Blonde. Nach der Beklommenheit zu urtheilen, womit sie die Rolle gab, schien sie selbst zu fühlen, daß es gewagt sey, mit so geringen Mitteln vor dem hiesigen Publikum aufzutreten. Herr Rieser als Belmonte und Herr Dobler als Osmin bildeten die Lichtseite der Vorstellung.

Sonntag 21. Macbeth, Trsp. in 5 Aufz. Nach Shakespear von Schiller. Die jüngste Vorstellung (vom 3. July) dieser großartigen und darum nicht allgemein ansprechenden Dichtung ließ viel zu wünschen übrig, die heutige noch mehr: denn zu der inneren Leere, womit die meisten Nebenrollen gegeben wurden, gesellte sich auch noch Unordnung im Gang der Scenen. Es that uns leid, daß die kräftige, geistvolle Charakterzeichnung des Herrn Weidner (Macbeth) fast nur von Holzschnitten umstellt war!

Dienstag 23. Die Schweizerfamilie, Op. in 3 Aufz. Musik von Weigel. Der Anschlagzettel, oder vielmehr die durch denselben verkündete abgeänderte Besetzung dieser sonst beliebten Oper, schreckte uns ab, die Vorstellung zu besuchen.

Mittwoch 24. Die Reise nach Dieppe, Lustsp. in 3 Aufz. Nach dem Franz. von August Wichmann. Hierauf: Der Obrist, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Franz. von Blum. Bei Gelegenheit der ersten Vorstellung von der Reise nach Dieppe (17. July) haben wir erwähnt, daß die Scene im 3. Act, wo Lambert als Schiffscapitain und seine Frau als Circassierin erscheinen, eine nachtheilige Wirkung hervorbringt. Man hat nun nicht allein diese Scene, sondern die ganze Rolle der Dame Lambert gestrichen, wobei zwar die Handlung mehr Einheit gewinnt, aber doch auch an einigen Stellen zu sehr übereilt wird. — Herr Brauer spielte den Lambert und hatte unseres Bedünkens die Rolle richtiger gefaßt als sein Vorgänger. Herr Rottmayer (Rosier) war nicht in derselben Laune, welche das Erstemal seine Leistung erheiterte. Herr Becker (Düberton) hingegen blieb seiner Weise getreu, das heißt, er behandelte seine Rolle mit Geringschätzung. Herr Otto (Forbin) und Herr Leißring (Nicolet) waren die Stützen des Stücks. Das Nachspiel, worin Herr Größer den Floricourt, wahrscheinlich wegen Abwesenheit des Herrn Henkel, übernommen hatte, wurde durchgehends mit Achtsamkeit gegeben. Vor allen aber entzückte Demois. Lindner (Elise) durch die Zartheit, womit sie bei der wachsenden Verlegenheit dem kecken, lustigen Bontems (Hrn Rottmayer) gegenüber, ihre innersten Gefühle zur Anschauung brachte.

Donnerstag 25. Die gefährliche Nachbarschaft, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Die Entführung, oder: Der alte Bürger-Capitain, Lustsp. in 2 Aufz.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 30. July. Der leichtsinnige Lügner, Lustsp. Hierauf: Adolph und Klara, Oper.
Donnerstag den 1. August. Elisabeth, Oper.
Samstag den 3. (Zum erstenmale): Das Gasthaus zur goldenen Sonne, Lustsp.
Sonntag den 4. Johann von Paris, Oper.

Berichtigung:

In Nr. 58, S. 226, 1te Sp., Z. 8, sind die Worte sich wohl fälschlich durchschossen gedruckt.
S. 227, 1te Sp, Z. 12, ist das Parenthesenzeichen erst Zeile 14 nach dem Wort Künstlerschaft zu setzen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 60. Donnerstag, 1. August 1822.

Zuruf.

Was blickst Du zu den Sternen auf?
Die Sterne helfen nicht.
Fest abgemessen ist ihr Lauf,
Unwandelbar ihr Licht.
Sie weichen nicht aus ihrer Bahn,
Und hören Deinen Wunsch nicht an.

Was blickst Du in die Zukunft hin?
Sie kann Dich nicht erfreun,
Und wie es war von Anbeginn,
So wird es immer seyn.
Sie bringt Dir wechselnd Freud' und Schmerz,
Und stillet nie das bange Herz.

Was siehst Du nach dem fernen Land?
Dort ist es so wie hier.
Vergänglich ist der Erde Tand,
Vergänglich ihre Zier.
Auch dort eilt einer bessern Ruh',
Wie hier, der müde Pilger zu.

Drum trage muthig Dein Geschick
Auch auf der Dornenbahn;
Auf Erden wohnet nicht das Glück,
Nicht in dem Sternenplan,
Und jeder Schmerz und jede Lust
Reift nur in Deiner eignen Brust.

Th. S.

Edle Weiblichkeit.

(Aus Dazincourts Memoiren.)

Madame Williams kam als Wittwe eines reichen ostindischen Kaufmannes in Begleitung einer einzigen vertrauten Kammerfrau, einer Deutschen, nach Straßburg. Hier nahm sie einen französischen Bedienten an, weil ihr Bedienter in München krank geblieben war. Ihr Weg ging nach Paris, wo die schöne Wittwe, wie sie sagte, den Kummer über den Tod ihres Mannes zu zerstreuen hoffte. Allein der geräuschvolle Aufenthalt im frivolen Paris stand im zu grellen Widerspruche mit dem Grame, der an ihrem Herzen nagte, und nach drei Monaten vertauschte sie ihn gegen die Einsamkeit eines von Bergen umschlossenen Thales in Auvergne, in welchem einzelne armselige Gehöfte zerstreut standen. Hier kannte sie keine andere Beschäftigung, als ihren armen und rohen Nachbaren beizustehen, keine andere Zerstreuung, als den Briefwechsel, den sie durch ihren Bankier in Paris mit einer geliebten Tante unterhielt.

Eine solche Lebensweise konnte einem äußerst zarten Körper bei einem so gefühlvollen Herzen nicht zuträglich seyn. Mad. Williams erkrankte, und von aller zärtlichen Hülfe entfernt, wäre sie ohne die treue Pflege ihrer gutmüthigen Begleiterin unterlegen. Mit der Gefahr, die ihrem Leben drohte, erwachte aber auch die Liebe zur süßen Gewohnheit des Daseyns und Wirkens; sobald sie daher nur einigermaßen wieder hergestellt war, theilte sie reichliche Wohlthaten unter ihren Nachbarn aus, von denen sie als eine Gottheit verehrt wurde, und machte sich, von ihren Segenswünschen begleitet, auf den Weg nach Orleans, um dort einen geschickten Arzt zu Rathe zu ziehen, den sie in Paris kennen gelernt und von dem sie gehört hatte, daß er seine Praxis niederlegen und in den Schooß seiner Familie nach Orleans, seinem Geburtsorte, zurückkehren wollte. Sie fand hier Herren Thierry, so hieß der Arzt, und bat ihn, sich ihrer anzunehmen.

Herr Thierry fühlte sich glücklich in dem Zutrauen eines so höchst interessanten weiblichen Wesens, und sein Scharfblick entdeckte bald, daß die Krankheit der liebenswürdigen Wittwe nicht sowohl im Körper, als im Gemüthe ihren Sitz habe. Er widmete sich ihr ganz, und suchte vor allen Dingen die Wolken zu zerstreuen, welche die schöne Stirne umnachteten, und seiner Liebenswürdigkeit, seiner aufgeweckten Unterhaltung konnte dieß nicht fehlschlagen. Mad. Williams fühlte sich erheitert in seinem Umgange, nach wenigen Wochen blühte die liebliche Blume wieder fröhlich auf, und nach einigen Monaten ertheilte ihr der Arzt, welcher

befürchtete, seine fortgesetzten Besuche möchten eigennützigen Absichten zugeschrieben werden, den Rath, die Bäder in Spaa zu gebrauchen, indem Zerstreuung für sie die einzige nöthige Arznei wäre.

„Wenn ich nun aber hier in Orleans, wenn ich in Ihrem Umgange, lieber Doctor, diese mir, wie Sie sagen, nöthige Zerstreuung finde," erwiderte Mad. Williams, „warum soll ich sie denn anderswo erst suchen? Sie sind es doch nicht überdrüßig, mir Ihren Beistand zu widmen?"

„Das glauben Sie gewiß nicht!" antwortete der Arzt. Beide schwiegen. — Endlich wagte Mad. Williams schüchtern, sich nach den Vermögensumständen ihres Arztes zu erkundigen. Ueberrascht durch diese unerwartete Frage, antwortete er ihr offen, daß seine Glücksumstände ihm vergönnten, ohne bestimmte Beschäftigung unabhängig sich selbst zu leben, und daß er seine Kunst nur einigen vertrauten Freunden widme, ohne auf weitern Erwerb dabei zu denken.

Mad. Williams wünschte ihm Glück zu dieser Lage, aber mit einem Tone, der deutlich verrieth, daß sie lieber gesehen hätte, er wäre von seiner Kunst abhängiger gewesen.

„Ich würde ihrem Rathe folgen und nach Spaa gehen," fügte sie hinzu, „wenn ich nur einen Arzt mir zur Seite hätte, der mir beistehen könnte, wenn das Bad etwa nicht die gehoffte Wirkung für mich hätte. Das beträchtliche Vermögen, welches mein Gatte mir hinterlassen hat, setzt mich in den Stand, den Mann, der sich der Erhaltung meiner Gesundheit widmen wollte, in eine nicht ungünstige Lage zu setzen. Aber, wo soll ich einen solchen Mann finden?" — Sie zog bei diesen Worten einen Brillantring von hohem Werthe vom Finger. „Mit Geld," sagte sie, „bezahlt man die Sorgfalt seiner Freunde nicht, Sie haben mir erklärt, daß Sie Ihre Sorgfalt nur denen widmen, die Sie für Ihre Freunde halten: so nehmen Sie dieß Pfand der Freundschaft an."

„Sie hießen meine Freundschaft in dem Augenblicke schweigen," erwiderte der Arzt bis zu Thränen gerührt, „als Sie nach meinen Vermögensumständen sich erkundigten. Ich würde es nie gewagt haben, Sie selbst um die Erlaubniß zu bitten, Sie nach Spaa zu begleiten, ja selbst nach England, wenn Sie nach vollendeter Kur dahin etwa zurückkehren wollten; aber der kleinste Wink von Ihnen würde hinreichend gewesen seyn, dazu mich zu bestimmen, wenn die Belohnung meiner Bemühungen für Sie auf bloße Freundschaft sich beschränkt hätte. Sie sprechen vom Gewinn, ja Sie bezahlen mit seltener Freigebigkeit meine bisherigen Bemühungen für Sie; das heißt mir Schweigen gebieten. Das Gefühl der innigsten Freundschaft ist das Einzige, welches die hohe Achtung für Sie mir vergönnt; dieß wird, ich fühle es, mich durch's Leben begleiten; ich weis, was es mich kosten wird, Sie nicht mehr zu sehen, — aber — wie gesagt, Ihre Anerbietungen legen mir in diesem Augenblicke Schweigen auf."

„Also, weil ich mich ungeschickt benommen habe, soll ich," erwiderte Mad. Williams, „alle Rechte auf die Freundschaft, die Sie für mich zu empfinden vorgeben, verlieren? Hätte das Herz Ihnen Ihre Antwort eingeflößt, so würden Sie nicht darauf gesehen haben, wie ich meine Worte setzte, und wir würden schon mit den Vorkehrungen zur Reise beschäftigt seyn."

Diese Vorkehrungen wurden sogleich getroffen, und Herr Thierry begleitete seine schöne Kranke nach Spaa. Die Veränderung der Luft und der Umgebungen, das heitere Badleben, die mannigfaltigen Zerstreuungen, welche der besorgte Arzt zu bereiten und deren Genuß er zu erhöhen wußte, alles dieß wirkte auf's vortheilhafteste für die Gesundheit der liebenswürdigen, für reine Lebensfreuden wieder empfänglichen Frau, so daß sie sich nie besser befunden hatte, als da sie nach vollendeter Curzeit in Brüssel ankam, wo sie ein Haus für sich hatte einrichten lassen, um sich dort einige Zeit aufzuhalten.

Die Einrichtung des Hauses war geschmackvoll, und zeugte ohne Pracht von hohem Wohlstande. Herr Thierry, dessen liebste Sorge war, seiner Freundin das Leben so angenehm als möglich zu machen, benützte die genaue Bekanntschaft, in welcher er mit dem damaligen französischen Gesandten in Brüssel, Herrn Sabatini de Cavres, stand, die auserwählteste Gesellschaft um Mad. Williams zu versammeln, und bald wurde das Haus der schönen Wittwe für eins der angenehmsten in der Stadt gehalten.

Für den Sommer miethete Mad. Williams ein Landhaus: zwischen Brüssel und Cortemberg, das der Graf Lassy, welcher nach Wien gezogen war, bewohnt hatte. Der herrliche Anbau in Flandern, die Größe der ländlichen Anlagen, die bequeme Einrichtung der Landhäuser verleihen diesen einen ganz eigenen Reiz, und besonders zauberte die liebliche Aussicht um das Landhaus der schönen Wittwe und die innere geschmackvolle Einrichtung dasselbe zu einem wahren Feensitze. — Alles, was Mad. Williams umgab, mußte das Auserwählteste in seiner Art seyn. Ein kleines niedliches Theater in diesem Landhause erweckte in der Besitzerin den Wunsch, ins Schauspiel zu gehen, wozu sie wäh-

rend ihres Aufenthaltes in Frankreich nie die mindeste Neigung gefühlt hatte.

In diesen Tagen wurde von der französischen Gesellschaft, unter der Direction des trefflichen Dhannetaire, Amphytrion gegeben, in welchen der unlängst als Director der kaiserlichen Schaubühne in Paris verstorbene Dazincourt, eben der thätige Mann, der in so kurzer Zeit das Theater in Erfurt der Anwesenheit so vieler gekrönter Häupter würdig einrichtete, den Sosias spielte. Es traf sich, daß die reizende Wittwe einen Platz in der Loge neben der Bühne erhielt. Unwillkührlich fällt Dazincourts Blick, als er auftritt, auf diese Loge, und er fühlt bei dem Anblicke der schönen Fremden den ihm unerklärlichen Wunsch, über den er aber auch weiter nicht nachdachte, ihren Beifall zu erhalten. Er spielt mit doppeltem Fleiße, legt alle Kunst hinein, deren seine Rolle und seine Talente nur fähig waren, er übertrifft sich selbst, und hat das Vergnügen, daß die schöne Fremde ihm Beifall klatscht. Ohne sich weiter zu fragen, warum gerade ihr Beifall ihn besonders interessire, ja ohne selbst Erkundigung einzuziehen, wer sie seyn möchte, war ihr Bild ganz ihm verschwunden, als er sie einige Tage nachher in einer der untern Logen wieder erblickte, und den andern Morgen erfuhr, daß diese Loge von einer fremden Dame für's Jahr gemiethet sey. Mit einem heitern, reinen Vergnügen sah Dazincourt sie hier fast jeden Abend, da sie fast selten das Theater versäumte. Ihr Bild stand in hellen und freundlichen Zügen vor seiner Seele, er fühlte sein Herz zu ihr hingezogen; aber ohne den Sturm der Leidenschaft; es war das Gefühl der reinsten innigsten Zuneigung, das ihn für sie beseelte. — In dieser Lage des Herzens sah er sich eines Morgens durch den Besuch des Herrn Thierry überrascht.

„Ich habe gewünscht die Bekanntschaft eines Künstlers zu machen," sagte der Arzt, „dem wir so vielen Genuß verdanken, allein mich führt noch eine andere Absicht zu Ihnen. Ich bin Arzt bei einer fremden Dame, die sich für einige Zeit hier in Brüssel aufhalten will. Sie theilt die gerechte Bewunderung, welche das Publikum Ihrem Spiele zollt, und wünscht von Ihnen Unterricht in der Deklamation zu nehmen. Ein kleines Theater in ihrem Hause hat den Wunsch in ihr erweckt, darauf mit einigen Freunden kleine Stücke aufzuführen; das würde sie beschäftigen, und zugleich unterhalten. Darf ich, ohne Ihnen beschwerlich zu fallen, hoffen, daß Sie den Wunsch der Dame erfüllen werden?

Dazincourt wußte nicht, wie ihm geschah. Was er nie zu hoffen gewagt hätte, war erfüllt. Die reizende Fremde, deren erster Anblick einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, lud ihn selbst zu sich ein. Daß er den Antrag annahm, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Seine Bescheidenheit ließ ihn zwar von seiner Unfähigkeit sprechen, doch fügte sein Herz bald hinzu, daß sein Eifer so viel als möglich den Mangel ersetzen würde, und nach zwei Stunden erhielt er eine Einladung zum Mittagessen.

Mit klopfendem Herzen machte er sich auf den Weg, mit trunknem Blicke trat er ins Zimmer. Mad. Williams kam ihm mit Anstand und Freundlichkeit entgegen, sie dankte ihm, daß er ihr das Vergnügen seiner nähern Bekanntschaft habe gönnen wollen, und er hätte mögen zu ihren Füßen stürzen und ihr danken für das unaussprechliche Glück, dessen sie ihn würdigte, ihr zu nahen und unter die erwählte Zahl ihrer Freunde aufgenommen zu werden. Fern von aller Galanterie, denn wie hätte er dazu die Besonnenheit finden sollen, bezeugte ihr sein Ton, sein Blick, wie tief er für sie empfand. —

Der Unterricht begann. Mad. Williams war sehr gebildet, die Natur hatte keine ihrer Gaben ihr versagt, ein herrliches Organ, das innigste wahrste Gefühl, der zarteste Sinn für alles Schöne, Edle und Große, und für die feinsten Nuancen des Dialogs, und der Charaktere — bedurfte es mehr, als einiger Fingerzeige, um sie als Deklamatorin zu vollenden? — Und dabei war sie so einfach, dabei ließ sie sich gar nicht merken, wie viel Kenntnisse und Talente sie vereinigte, so daß sie anbeten mußte, wer sich ihr nahte. „Hätte sie zu Praxiteles Zeiten gelebt," sagte Dazincourt von ihr, „Sie würde er zu seiner bescheidenen Venus gewählt haben, und diese würde noch vollkommner geworden seyn."

Melanide war die Rolle, welche sie einstudirte; aber ans Spielen wurde weiter nicht gedacht. Dies war nur ein Vorwand gewesen, Dazincourt in ihre Nähe zu bringen. Sie hatte sein Spiel bewundert: sie hörte, daß er der besondern Freundschaft des Prinzen Karl, und des Fürsten de Ligne gewürdigt wurde, daß seine Aufführung ihm die allgemeine Achtung erworben hatte, und dieß bestimmte sie, sich ihm zu nähern. —

Auch entsprach Dazincourt ganz ihren Erwartungen.

Als der Sohn des angesehenen Handelshauses Albouy in Marseille hatte Dazincourt eine sorgfältige Erziehung genossen. Er war zum Handel bestimmt, und sein Taufvater, der vertrauteste Freund

seiner Eltern, Hr. de la Salle, ehemaliger französischer Consul in der Levante, hielt es für rathsam, ihn in die politischen Verhältnisse der verschiedenen Mächte einzuweihen, und sah seine Bemühungen mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Im neunzehnten Jahre war der junge Albouy, nicht den Jahren, wohl aber seinen Kenntnissen nach, fähig, die wichtigsten Geschäfte zu betreiben. Herr de la Salle starb, und Albouys Tante, Mad. Audibert, empfahl ihren Neffen dem Marschall Herzog von Richelieu, der die höchste Achtung, und die zärtlichste Freundschaft für sie fühlte. Der junge Albouy gefiel diesem als Krieger, Staatsmann, Hofmann und Liebesritter gleich ausgezeichneten Manne so, daß er ihn sich von Mad. Audibert zum Secretär ausbat. Hier schien sich dem Jünglinge die glänzendste Bahn zu eröffnen. Er begleitete den Marschall nach Paris und der gelehrte Boquemare der bei dem Herzoge das doppelte Amt eines Bibliothekar, und Secretär versahe, überließ seinem jungen Gehülfen bald alle Cabinets-Geschäfte, worin er oft mit dem Präsidenten de Gask arbeitete. — Der Abbé Voisenon, und mehre der unterrichtetsten Männer, welche des Marschals Haus besuchten, gewannen den jungen Albouy lieb, und trugen viel zu seiner Bildung bei. Er war sehr vertraut mit dem Grafen Sabram, und Couffier, und diese verhalfen ihm dazu, seinen Lieblingswunsch auf einem Privattheater, an welchem sie Theil nahmen, aufzutreten. Er übernahm die Rolle des Krispin in Folies amoureuses, und erwarb hier den uneingeschränkten Beifall der auserwähltesten Gesellschaft von Paris, wodurch seine Neigung zum Theater völlig entflammt wurde. — Seine Verbindungen nöthigten ihn zu beträchtlichen Ausgaben, und da der Marschall nicht daran gedacht hatte, ihm einen Gehalt anzuweisen, und der Jüngling zu stolz war, darum anzusuchen; so befand er sich bald in der äussersten Verlegenheit, die während der Abwesenheit des Marschalls, welcher nach Bordeaux gereist war und Albouy zurückgelassen hatte auf den höchsten Grad stieg. Ein junger talentvoller Dragoner-Offizier, der wo möglich noch einen größeren Drang zur Bühne fühlte, erweckte in ihm den Entschluß, sich des Marschalls Abwesenheit zu Nutzen zu machen, Paris heimlich zu verlassen, und zu einem Theater zu gehen. Der junge Offizier erhielt unter dem Vorwande von Familien-Geschäften Verlängerung des Urlaubes, und Albouy von seinem Bruder, der in den Colonien große Geschäfte machte, die nöthigen Summen, um seine Schulden in Ordnung zu bringen.

Sie machten sich also auf den Weg nach Brüssel und nichts konnte ihren Entschluß erschüttern, selbst nicht, daß Monvel der Vater, an den sie sich in Lille wandten, und Dhannetaire in Brüssel, dem sie von Monvel empfohlen waren, aus ihrer eigenen Erfahrung alle Gründe hervorsuchten, sie davon abzubringen. Endlich gab Dhannetaire nach, und ließ einige Scenen von den Jünglingen sich vortragen, und diese Proben fielen für beide so günstig aus, daß ihr Debit sogleich angesezt wurde. Aber den Tag vorher, als Albouys Gefährte auftreten sollte, erschien ein vertrauter Freund der Familie desselben in Brüssel und vermochte ihn durch Bitten, Drohungen und Versprechungen dazu, daß er endlich dem Vorsatze, Schauspieler zu werden, entsagte. — Der Familie Albouy blieb der Aufenthalt ihres Sohnes zu lange verborgen, er nahm den Namen Dazincourt an, unter dem er nachmals so berühmt geworden ist, und trat in eben der Rolle auf, in welcher er auf dem Privattheater in Paris so vielen Beifall erworben hatte. Er schien nicht Anfänger, sondern war gleich vollendeter Künstler, sobald er nur gewohnt war, auf dem Theater zu gehen, der einzige, sehr natürliche Mangel, den man bei seinem ersten Auftritte bemerkte. Bald wurde er der Liebling des Publikums; die beiden vorgenannten Fürsten, vor denen der Fürst von Ligne ihn selbst im Hause des Marschalls gekannt hatte, beehrten ihn mit ihrer besondern Gunst, und Dazincourt genoß einer Achtung, die selten ein Schauspieler zu erwerben, noch seltener zu erhalten weiß.

So war der Mann, den die schöne Wittwe in den Kreis ihrer Freunde zog, ja der bald mit Thierry ihr ganzes Vertrauen, und noch mehr, ihre zärtlichsten Gefühle gewann. — Aber das höchste Glück kann nicht von langer Dauer seyn. Das Band der Liebe wurde zerrissen; nur die Bande der Freundschaft blieben ungetrennt.

Acht Monate mochten verflossen seyn, daß Mad. Williams in Brüssel wohnte, als sie eines Abends kurz vor dem Schauspiele Dazincourt sagen ließ, er möchte, sobald es geendiget wäre, zu ihr kommen. Dazincourt folgte dem Befehle, und wunderte sich, da er seine Freundin nicht im Kreise ihrer gewöhnlichen Gesellschaft, die sich jeden Abend um sie versammelte, sondern mit Hrn Thierry allein fand. —

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 61. Sonntag, 4. August 1822.

Die Reise.

(Von A. von Maltitz.)

Flüchtig treibt es mich in's Weite,
Wie in dunklem Räthselsinn,
Und die Berge mir zur Seite
Fragen mich: wohin, wohin?

Staunend scheinen sie zu fragen:
„Wand'rer, was gebietet dir,
Fern den Pilgerstab zu tragen,
Bleiben wir doch ewig hier?

Warum g'nügen so viel Stellen
Deinem irren Streben nicht,
Ward den Sternen doch, den hellen,
Eine für ihr himmlisch Licht?"

Sah ich einst die Wolke ziehen,
Sie, die Sternenpilgerin,
Sah ich flüchtig sie entfliehen,
Fragt' auch ich: wohin, wohin?

Hört' ich klingen Melodieen
Bei der stillen Nacht Beginn,
Hört' ich sterbend sie entfliehen,
Fragt' auch ich: wohin, wohin?

Und mich selbst nun trifft die Frage,
Die vermess'ne Forscherin,
Und mein Herz mit leisem Schlage
Fragt sich selbst: wohin, wohin?

Dort, wo sich der Himmel senket,
Rollt ein Vorhang bald empor;
In dem Raum, den er beschränket,
Wallt ein neues Stunden-Chor.

Und die Mauern werd' ich kennen,
Die betreten wird mein Pfad,
Und die Thore kann ich nennen,
Welchen meine Wand'rung naht.

Und das Ziel, das mir beschieden,
Steht so hell vor meinem Sinn;
Doch mein Herz, noch unzufrieden,
Fragt sich stets: wohin, wohin?

Edle Weiblichkeit.

(Aus Dazincourts Memoiren.)

(Fortsetzung.)

„Sie werden noch mehr erstaunen, Dazincourt, und auch Sie, Thierry," sagte die schöne Wittwe, „wenn Sie hören werden, warum ich alle Gesellschaft abgewiesen habe und nur sie allein bei mir sehen will. Sie haben beide für mich die uneigennützigste und achtungsvollste Anhänglichkeit gezeigt; diese habe ich weder meiner Geburt, noch meinem Vermögen, noch meinem Range verdankt, sondern für mich weit schmeichelhaftern Gründen, den geringen Verdiensten, die sie in mir anzuerkennen — die Güte hatten. Sie sind meine wahren Freunde. Die süße Vertraulichkeit, in der wir miteinander gelebt haben, verstattete mir, im Innern Ihres Herzens zu lesen. Würde ich dieses Glück genossen haben, wenn ich für Sie die Fürstin Scher..... gewesen wäre?"

Hatten die ersten Worte der Mad. Williams ihre Freunde mit inniger Rührung durchdrungen, und ihre Neugier gespannt, wohin dieß führen sollte, so überraschte sie diese unerwartete Wendung noch mehr. Mad. Williams — ihre Freundin — eine Fürstin!

„Ich halte es für Pflicht, meine Freunde," fuhr die Fürstin fort, „Ihnen die Ursache meiner Entfernung aus meinem Vaterlande mitzutheilen. Früher konnte ich's nicht, denn, mußte ich nicht befürchten, daß Sie für die Fürstin Scher..... nicht die nämliche Vertraulichkeit empfinden würden, als für Mad. Williams, die Wittwe eines englischen Kaufmanns? — Jetzt aber, da ich leider gezwungen bin, dem Namen Williams und allen seinen Vortheilen zu entsagen, jetzt sollen Sie alles wissen."

„Ich bin eine geborne Gräfin Bestucheff, eine Verwandte des Kanzlers dieses Namens, der von Elisabeth nach Siberien in's Elend geschickt wurde. Katharinens Großmuth gab dem Bruder des in Siberien verstorbenen Kanzlers die beträchtliche

Güter zurück, welche confiscirt worden waren. Nach wenigen Jahren starb auch dieser Bruder, und ich, damals Hoffräulein der Kaiserin, war unter der Vormundschaft einer geliebten Tante seine einzige Erbin. Der Besitz eines unermeßlichen Vermögens schien alle meine Wünsche zu krönen, nicht um des Vermögens selbst willen; sondern weil es mich in jeder Hinsicht dem Manne gleich machte, den ich leidenschaftlich liebte. — Graf Zalli..., einer der liebenswürdigsten und reichsten Polen, warb längst um mein Herz und meine Hand. — Mein Herz gehörte ihm im ersten Augenblicke, da ich ihn sah, und nur der Gedanke, daß ich — ohne Vermögen — ihm alles verdanken sollte, ließ mich den Augenblick verschieben, nach dem mein Herz sich doch noch so innig sehnte, ihm auch meine Hand zu reichen. Jetzt war dieses Hinderniß gehoben, meine Tante willigte in unsere Verbindung, und nach geendigtem Trauerjahre sollte unsere Vermählung gefeiert werden. — Alles schien uns zu lächeln; wir schwelgten in dem Vorgenusse der Seligkeit, die unserer in der engsten Vereinigung harrte..... aber ich sollte leider nur zu bald erfahren, daß der Mangel eines Vermögens das kleinste Hinderniß gewesen war, das sich unsern Wünschen entgegen gestellt hatte. Das arme Fräulein mochte nach Gefallen mit ihrem Herzen schalten; der reichen Erbin war es nicht vergönnt."

„Schon nahte der ersehnte Augenblick, als Graf Zalli... einen Auftrag nach Warschau erhielt, der ihn auf einige Zeit von Petersburg entfernte. Kaum war er abgereist, so ließ mich die Kaiserin rufen, und eröffnete mir, Fürst Scher.., dem sie sehr wohl wollte, und der nicht reich genug war, seinen Rang mit Glanz zu behaupten, habe bei ihr um meine Hand geworben, und sie habe sie ihm zugesagt. — Denken Sie sich die schreckliche Lage, in welche mich die Eröffnung der Monarchin versetzte. Ich sank zu ihren Füßen, ich flehte um ihr Mitleid, allein — Katharine mochte vielleicht ein so beträchtliches Vermögen, das ich ihrer Huld verdankte, nicht gern in die Hände des Ausländers übergehen sehen, Fürst Scher....: hatte ihr Wort, und mir blieb nichts übrig, als über das Schicksal zu weinen, das mir Alles zu geben schien, indem es mir Alles nahm. — Ich floh zu meiner mütterlichen Freundin, allein — was vermochten wir gegen den erklärten Willen der Monarchin? Meine einzige Hoffnung war noch der Edelmuth des Fürsten. Ich erklärte ihm, daß mein Herz Zalli... ewig lieben würde, ich beschwor ihn, großmüthig zu seyn — umsonst! Meinem Besitze hätte er vielleicht entsagt; aber auch meinen Reichthümern zu entsagen, das vermochte er nicht. — Man beobachtete jeden meiner Schritte; kaum konnte ich Gelegenheit finden, meinem Geliebten von dem schrecklichen Schicksale, das über uns eingebrochen war, einen Wink zu geben; meine Vermählung mit dem Fürsten wurde beschleunigt, Katharina führte mich zum Altare, und vor ihren Augen wurde ich in der Hofkirche in unauflösliche Bande geschmiedet."

„So war ich denn auf immer getrennt von dem Manne, dem mein Herz mit unendlicher Liebe anhing; hingegeben einem Manne, den ich als den Zerstörer meines Glücks betrachten mußte. — Ich litt unaussprechlich, aber meine Leiden sollten noch höher steigen. — Zalli... eilte nach Petersburg zurück — und fand mich in den Armen eines Andern. Seine Verzweiflung war gränzenlos, sie verleitete ihn zu der Ungerechtigkeit, mein Herz des Wankelmuthes zu beschuldigen, er wähnte sich von mir verrathen, von mir, die ihr Leben gern hingegeben hätte für die Seligkeit seiner Liebe. — Sobald mein Gemahl des Grafen Ankunft erfuhr, erwachte in ihm das Gefühl der wüthendsten Eifersucht, und je weniger Schein er dazu hatte, umso mehr wuchs nur diese Leidenschaft. — Meiner edel zu schonen, — ach! oder vielmehr, um mir seine Verachtung zu bezeugen, vermied der Graf sorgfältig jede Gelegenheit, wo wir uns hätten treffen können; der Fürst glaubte, daß wir uns in Zusammenkünften für diesen Zwang schadlos hielten, und spielte oft, wenn er den Grafen irgendwo sah, darauf an, ohne daß dieser ihn verstehen wollte. — Daß ich nicht glücklich war, bedarf wohl keiner Versicherung."

„In dieser Lage blieb ich eine Zeit lang, bis endlich der verderbliche Augenblick erschien, in welchem Zalli... und ich uns wiedersehen sollten. Graf Woronzow gab ein Fest. Ich stand mit einer vertrauten Freundin im ersten Saale, als der Graf eintrat. Meine Freundin, die ihn sehr gut kannte, nickte ihm zu, und die Schicklichkeit erforderte, daß er sich uns näherte. — Ich glaubte ohnmächtig nieder zu sinken, als er auf uns zutrat; gern wäre ich geflohen — wie war es aber möglich? ach! und mein Herz fesselte mich unwiderstehlich an diese Stelle. — Nach einigen Worten an meine Freundin wandte er sich zu mir.... Er sah, wie ich zitterte, als ich den Ton seiner Stimme hörte, er mochte in meinen Augen lesen, was ich noch immer für ihn fühlte. — Unsere Unterhaltung wurde laut geführt, allein Zalli... konnte sich nicht losreißen. — Wir bemerkten es

nicht, daß der Fürst uns beobachtete. — Als wir gegen Morgen nach Hause kamen, ergoß sich seine Wuth gegen mich in den beleidigendsten Worten. Ich schwieg und duldete — dieß schien ihn nur noch mehr zu erbittern; er ließ endlich ab, in mich zu dringen, ihm Geständnisse zu machen, wo ich nichts zu gestehen hatte, ging zu Fuß aus, und nach wenigen Stunden — brachte man ihn in seinem Blute, tödtlich verwundet, zurück. — Ich eilte zu ihm, ich hatte mich schon gewöhnt, ihn als meinen Gatten zu betrachten, dem ich meine Sorgfalt schuldig sey — er stieß mich zurück."

„Ich habe meine Ehre gerächt, stammelte er mit gebrochener Stimme, aber nur zur Hälfte. . . Wenn du das Schicksal deines Geliebten theilst, dann werde ich erst ganz befriedigt seyn!"

„Es waren seine letzten schrecklichen Worte. . Bald gab er seinen Geist auf."

„Meine Freunde! wie könnte ich Ihnen den Zustand schildern, in dem ich mich befand! Mein Gemahl gefallen von der Hand des Geliebten; dieser ermordet von dem Gemahle. . . . . Wen sollt' ich beweinen, wen wünschen? und dann — zwar sprach mein Herz mich frei, aber auch die Welt? . . . . Meine Ehre, meine Ruhe, meines Lebens ganzes Glück war auf immer dahin!"

„Noch vor dem Ende des Festins hatte der Fürst einen seiner Leute beauftragt, dem Grafen zu sagen, daß er ihn um 2 Uhr am Ufer der Newa erwarte, und hoffte, er würde ihm dann die lange Unterredung wiederholen, die er mit seiner Gemahlin gehabt hätte. — Der Graf fand sich ein in Begleitung des Obersten Butturlin; der Fürst war vom Grafen Naris... begleitet. Zalli... wollte sich in Erklärungen einlassen; allein er hatte es mit einem Wüthenden zu thun, der nichts anhören wollte, sondern den Degen zog. Der Kampf begann. Lange schränkte sich Zalli... auf bloße Vertheidigung ein, und nur als er sah, daß hier keine Wahl übrig blieb, ging er auch auf seinen Gegner los. — Der Kampf war schrecklich. Zalli... fiel todt nieder, und der Fürst wurde tödtlich verwundet vom Platze getragen. — Mich hatte er in Gegenwart der beiden Zeugen für eine Ehrlose erklärt, und Graf Naris..., der ihm besonders ergeben war, hielt es, um den Fürsten zu rechtfertigen, für Pflicht, die Ursache des Zweikampfes, der bald der allgemeine Gegenstand des Gespräches am Hofe und in der Stadt wurde, bekannt zu machen."

„Die Kaiserin gerieth in einen unbeschreiblichen Zorn. Die Stimme meiner Unschuld konnte nicht durchdringen; auch hatte ich nicht den Muth, der Verläumdung die Stirn zu bieten. . . . Mein Herz war gebrochen. . . . Ich beschwor meine Tante, mir zu erlauben, mich und meinen Gram fern vom Vaterlande in Frankreich zu verbergen; ihr überließ ich die Sorge für mein Vermögen, und von meiner treuen Kammerfrau begleitet, durchflog ich Rußland, Polen und Deutschland, und glaubte erst freier zu athmen, als ich Frankreichs Boden betrat."

„Wie ich dort als Mad. Williams gelebt und gelitten habe, ist Ihnen, meine Freunde, bekannt. — Hier, nur hier habe ich mein Herz wieder gefunden, und — bin jetzt gezwungen, es loszureißen. Die Kaiserin ist durch meine Tante von meiner Unschuld überzeugt worden; sie will mich auch vor der Welt rechtfertigen, indem sie mich, ihrer Person zunächst, als erste Hofdame zu sich beruft. Heute Morgen überbrachte mir ein Kurier unmittelbar das kaiserliche Handschreiben; ich muß dem Befehle der Monarchin ungesäumte Folge leisten — wir müssen uns trennen."

„Ich trenne mich nicht von Ihnen, Fürstin!" rief Thierry im überwallenden Gefühle, „niemals! — Ich folge Ihnen überall hin — ich müßte mich ja von meinem Leben trennen!"

Mit einer dankbaren Thräne im Auge reichte die Fürstin ihrem Freunde die Hand, und er drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen. Dazincourt saß da mit gepreßtem Herzen. — Er vermochte nicht zu sprechen. — Die Fürstin heftete gerührt den Blick voll Zärtlichkeit auf ihn.

„Dazincourt," sagte sie endlich mit bebender Stimme, „wie gern möchte ich auch Sie in Petersburg sehen; allein — das hieße ein zu großes Opfer fordern. Sie haben sich zu oft über das rauhe Clima meines Vaterlandes geäußert, ohne zu wissen, daß es mein Vaterland war. . . . Ich darf . . . ich darf es nicht verlangen."

Sie legte einen besondern Nachdruck auf dieß Darf, einen Nachdruck, der deutlich zu verstehen gab, daß noch andere Gründe, als die sie angab, sie bewogen, ihrem liebsten Wunsche zu entsagen. — Dazincourt hatte wirklich, wenn auf Rußland die Rede kam, stets geäußert, daß nichts in der Welt ihn vermögen würde, nach einem Lande zu gehen, wo sein Freund Perrot (der berühmte Schauspieler) die Füße erfroren hatte und zeitlebens ein Krüppel geworden war, ... aber in diesem Augenblicke — Siberien hätte ihm ein Paradies geschienen! — Doch, der zwar zärtliche,

aber bedeutende Ton der Fürstin ließ seine inneren Wünsche nicht laut werden; er fühlte, daß die Fürstin Scher..... es war, und nicht mehr Mad. Williams, die mit ihm sprach.

Noch gehört ein Zug zu der Erzählung der Fürstin, den ihre Bescheidenheit nicht mittheilte. Sie hatte bei ihrer Flucht aus dem Vaterlande ihren Weg über Warschau genommen. Hier lebte, wie sie wußte, ein Neffe des Grafen Zalli... einzig von dessen Wohlthaten. Der Bruder des Grafen, der sein ganzes Vermögen erbte, würde nicht geneigt gewesen seyn, die Unterstützung des armen Jünglings, der eben in die Welt treten sollte, als einen Theil der Erbschaft mit zu übernehmen. Die Fürstin sah sich für die, obgleich unschuldige, Ursache eines so unersetzlichen Verlustes an; wie hätte ihr feinfühlendes Herz den Gedanken ertragen können, einen geliebten Neffen des einzigen Geliebten unglücklich gemacht zu haben. Sie nahm eine Summe von hundert tausend Rubeln in Wechselbriefen mit sich, und legte sie für den Jüngling bei dem Bankier Wolff in Warschau nieder, unter dem Vorgeben, als erfülle sie den Auftrag des Grafen, der ihr diese Summe eingehändigt habe. So ersparte sie, hinlänglich belohnt in der Befriedigung ihres edeln Herzens, selbst dem Jünglinge die Demüthigung, einer Freundin danken zu müssen. —

(Fortsetzung folgt.)

Viersylbige Charade.

Herr Goliath war ein gar stattlicher Mann,
Die Erste die sah man verwundernd ihm an;
Doch hat er vom Gegentheil sicher erfahren
Wie wenig sie nützt den Schädel zu wahren.
Die andern zwei Sylben die ehrt man auf Erden,
Damit einst der Himmel zum Port uns soll werden.

Die Lezte beim Pabste und Bauern zu finden,
Kann Müde von ihrer Beschwerde entbinden.
Das Ganze, (wie mal' ich recht deutlich das Wort,)
Ist meiner drei Ersten gewöhnlicher Ort.
Doch um das Ganze noch besser zu deuten:
Ein wichtiger Hausrath in älteren Zeiten.

D.

Auflösung der Charade in Nr. 59.

Aepfelwein.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 27. July. Titus, Oper in 2 Aufz. Musik von Mozart. Dieser herrlichen Oper wird es zu keiner Zeit an Verehrern fehlen, wenn sie nur mit immer gleichem Fleiße gegeben wird. Heute zeichneten sich Herr Nieser (Titus) und Dem. Bamberger (Sextus), der Ausführung solchen Meisterwerks am würdigsten. Der Erstere besonders verbindet mit eben so kunstreichem als ausdrucksvollem Gesange, edlen Anstand und Wärme des Gefühls im Spiel und genügt so allen Foderungen, die man an den Darsteller des Titus machen kann. Madame Dobler (Vitellia) war nicht in günstiger Stimmung und Dem. Barth ersezte als Servilia Mad. Hofmann nicht.

Sonntag den 28. Die Waise aus Genf, Drama in 3 Aufz. Nach dem Französ. des Victor, von Castelli. Hierauf: Blind und Lahm, Nachspiel in 1 Aufz. von L. Robert.

Dienstag den 30. Der arme Poet, Schsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Der leichtsinnige Lügner, Lustsp. in 3 Aufz. von F. L. Schmidt. Die gemüthliche, brave Darstellung des Lorenz Kindlein durch Hrn Weidner machte das Vorspiel anziehend. Was den leichtsinnigen Lügner betrift, so haben wir bei der jüngsten Vorstellung desselben schon bemerkt, daß Herr Rottmayer als Felix Wahr alle seine Vorgänger übertrift und wir freuten uns ihn heute wieder in derselben Rolle und durch den Fleiß womit er sie gab unser Urtheil bestätigt zu sehen.

Donnerstag den 1. August. Tancred, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Herr Gollmik vom Theater in Amsterdam gab als Gast den Orbassan. Man hatte auf dem Anschlagzettel vom Dienstage für heute Elisabeth von Rossini angekündigt. Eine Unpäßlichkeit der Dem. Bamberger brachte uns den Tancred, worin Demois. Rotthammer die Parthie der Amenaide mit allem Reitz der Kunst und dem Wohllaut ihrer schönen Stimme ausführte. Die veraltete Manier des Gastes und sein etwas derb daher schreitender Baß, machte zwischen den gebildeten Gesangkünstlern unserer Bühne eine komische Wirkung!

Theater-Anzeige.

Dienstag den 6. Aug. Brief und Antwort, Lstsp. Hierauf: Der Hahnenschlag, Schausp. Zum Beschluß: Der Obrist, Lustsp. — Donnerstag den 8. Elisabeth, Oper. — Samstag den 10. Verlegenheit und List, Lstsp. Hierauf: Adolph und Klara. — Sonntag den 11. Die Ahnfrau, Trauerspiel —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 62. Donnerstag, 8. August 1822.

An Ihn.

Wenn Herzen sich in zartem Einklang einen,
So lächeln Engel ihren Gruß,
Sie weihen Worte, Liebeskuß, —
Und rein bleibt alles in den Reinen;
Es neigt sich sanft das höchste Bild
Mit seinem Zauber, engelmild!

Dann bleiben sich im festen Liebesbunde
Die gleichen Seelen still vertraut,
Wie sich die Sonn' im Meer beschaut! —
Es ist des Einklang's heil'ge Kunde,
Wenn Hohes fühlt des Hohen Glut,
Zwei Quellen strömen eine Fluth:

Und mögen auch des Lebens Fäden brechen,
Der Geistesbund kennt keine Zeit,
Er hält den Kranz der Ewigkeit,
Weil in ihm tausend Leben sprechen;
Der wahre Einklang wird erst laut,
Wenn Leben sich im Tod beschaut!

O, inn're Welt! in deinem stillen Kreise
Bewahrt der Sterbliche sein Glück,
Und grüßt mit treuem Kindesblick
Das Gleiche auf der Lebensreise!
Kein Raum zertrennt, was, ewig nah,
Sich in dem Seelenspiegel sah!

Theodora.

Edle Weiblichkeit.

(Aus Dazincourts Memoiren.)

(Schluß.)

Die Vorkehrungen zur Reise waren bald getroffen, und die wenigen glücklichen Tage, die Dazincourt noch in der Nähe der Angebeteten verleben sollte, schwanden nur zu schnell dahin. Der Augenblick der Trennung nahte. Die Fürstin durfte sich ihrem Herzen nicht mehr überlassen. Zwar fand noch unter ihnen die ehemalige anständige Vertraulichkeit statt; allein nur der Freundschaft, nicht den zärtlicheren Gefühlen waren die letzten Tage geweiht. Nur als sie — ach! sie fühlte es — sich auf immer von dem Manne trennen sollte, welcher die frühern Empfindungen in ihrem Busen wieder belebt hatte, dessen achtungsvoller Liebe sie so schöne Stunden verdankte, trat die Liebe noch einmal in ihre Rechte. Es war der Abschied des Herzens vom Herzen, und zum Andenken an diese bittersüße Stunde überreichte sie Dazincourt eine Dose von schwarzer Schildkröte, auf deren untersten Seite die Worte standen: „Don de l'amitié!“ — Dazincourt nahm die schöne Gabe, drückte sie an seine Lippen, dann an sein Herz, und vermochte nur zu stammeln: „Hier soll sie immer ruhen!“ Sie stürzten einander in die Arme, ihre Thränen vermischten sich. . . . Thierry drückte seinen Freund noch einmal an sein klopfendes Herz, und Dazincourt eilte fort, im Gefühle, daß er allein zurückbleibe.

Wie einsam fühlte sich der Arme, wie verlassen! wie gern wäre er auf immer von dem Orte, wo er so glücklich gewesen war und es nicht mehr seyn konnte, geflohen, hätten seine Verhältnisse ihn nicht an Brüssel gefesselt. — Er hatte der Fürstin versprechen müssen, ihr nach Wien zu schreiben, aber er vermochte es nicht, er war in Schwermuth versunken. — Da kam ein Brief aus Wien und riß ihn aus seiner Erstarrung. Er erkannte in der Aufschrift Thierry's Hand. — Ihn erbrechen, ihn zehnmal hintereinander lesen und wieder lesen, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Sinn zu fassen, war das Werk eines Augenblicks. — Endlich ward er ruhiger und bemerkte die Nachschrift, worin ihm Thierry schrieb:

„Wenn Sie den Boden der Dose, welche die Fürstin Ihnen gab, von der Rechten zur Linken drehen, so werden Sie darin ein Andenken von dieser trefflichen Freundin finden; es wird Sie nicht für den erlittenen Verlust entschädigen, aber es wird doch dazu dienen, Sie zuweilen zu beruhigen.“

Noch lag die Dose auf seinem Herzen; er öffnete sie auf die bemerkte Weise, und — was glich seinem Entzücken! — erblickte das Bildniß der Für-

stin, wie sie an einem Secretär saß, und die Hand eben von einem Papiere abhob, auf dem die Worte standen: de près comme de loin! — Mit welchen Blicken der Liebe starrte er das theure Bildniß an! Es war ihm das höchste Pfand, welches der Zartsinn der Fürstin ihm schenken konnte. . . . Aber als er endlich das Bildniß wieder an seine Stelle legen wollte, bemerkte er ein Papier, welches, statt, wie er hoffte, einiger Worte von der geliebten Hand, einen Schein der Wittwe Nett... enthielt, dem Inhaber 1000 Souveraind'or auszuzahlen. — Wie war er aus seinem Himmel gestürzt!

„Wie — Geld!" rief er aus, und war in Verzweiflung. — Er mußte seinem Herzen Luft machen, und schrieb an die Fürstin:

Brüssel, 7. Februar 1776.

„Madame!"

„Das Geschenk Ihres Bildes war eine Gunst, die ich nie zu hoffen gewagt hätte. — Sie haben gefühlt, daß sie zu groß sey, und haben geglaubt, die Freude über ein so unschätzbares Geschenk mäßigen zu müssen, indem Sie mich an den Abstand erinnerten, der von mir zu Ihnen statt findet. Die Anweisung der Wittwe Nett... ist ohne Zweifel der Preis, womit Sie mir einige Declamationslectionen zu bezahlen gedenken, welche ich das Glück gehabt habe, Ihnen zu ertheilen; denn wie sollte ich mir sonst diese Freigebigkeit erklären, der nichts anders zum Grunde liegen kann? — Wollten Sie nicht den Unterricht des Freundes annehmen, so kam es ja mir zu, das Honorar selbst zu bestimmen, und in diesem Falle sehen Sie wohl ein, daß ich von Mad. Nett... nur den Preis annehmen kann, den ich auf meinen Unterricht setzen darf, er wird mäßig seyn, denn meinen guten Willen darf ich mir nicht für Talent anrechnen; ich habe noch in meiner Kunst so viel zu lernen, daß ich gegen mich selbst gerecht seyn muß. Ich ehre Sie zu sehr, als daß ich nicht Ihre Absicht erfüllen sollte, und daß Sie sich sagen müßten, Sie hätten unentgeltlich Unterricht von mir empfangen."

„Mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w."

Er schloß diesen Brief an Thierry ein, dem er schrieb:

„In dem Augenblicke, in welchem der Mensch sich am glücklichsten wähnt, ist er seinem Unglücke am nächsten. Ach! warum mußten Sie mir das traurige Geheimniß der Dose anzeigen, an der mein ganzes Glück hing? Sie war für mich Pandorens Büchse; als ich sie eröffnete, entstürzten ihr alle Uebel, welche sie enthielt; sie nagen an meinem Herzen; unglücklicher als Epimetheus, konnte ich mir nicht einmal, als ich sie schloß, die Hoffnung darin erhalten."

„So ist's denn wahr, so habe ich denn Mad. Williams auf immer verloren! — Im ersten Augenblicke glaubte ich sie unter den Zügen der Fürstin Scher..... wieder zu kennen. Unsinniger, der ich war! hätten ihre ersten Worte an mich, als sie den bescheidenen Namen, unter welchem sie ihre Würde und ihre Größe verborgen hatte, ablegte, mich nicht belehren sollen, daß ich in ihren Augen nichts war, als ein unbedeutender Mensch, geschaffen, sich vor ihr zu beugen!"

„Aber worüber darf ich mich denn beklagen? Es war ein langer Traum, er entrückte mich ins Land der Täuschungen; ich erwache, und sehe, daß alles, was mir so wirklich schien, nichts war, als ein flüchtiger Schatten."

Hat Herr Thierry wirklich der Fürstin diesen Brief nicht mitgetheilt? — Und that er's, hätte die Edle zürnen können über das Zartgefühl, und über die reine uneigennützige Liebe, die sich zwar mit einiger Bitterkeit, aber doch so wahr und so warm ausspricht? — Ja, an dem weiblichen Herzen hätte vielleicht der kältere Freund einen unverzeihlichen Raub begangen, wenn er ihm den Genuß dieses Schreibens wirklich vorenthielt. — Er schrieb Dazincourt:

Wien, 25. Februar 1776.

Ich kenne den ganzen Werth der Freundschaft, und Ihre Freundschaft ist mir zu theuer, als daß ich nicht wünschen sollte, sie mir ewig zu erhalten; ich habe also in Hinsicht Ihrer gethan, was Sie unter ähnlichen Umständen gewiß für mich würden gethan haben. Ich habe den Brief an die Fürstin Scher. . . . zurückbehalten; Sie sandten mir ihn offen, und ich benutzte ihre Erlaubniß ihn zu lesen. — Kältere Ueberlegung wird Sie, wie ich hoffe, bereits, seitdem dieser Brief geschrieben war, es haben bereuen lassen, daß Sie ihn fortsandten. In diesem Falle hatte ich also nur ihren Wunsch erfüllt, indem ich ihn vernichtete; hätte ich mich indessen geirrt, so vergönnen Sie dem Freunde, daß er Sie aufmerksam darauf macht, wie ungerecht Sie sind. Meine Freimüthigkeit kann Ihnen nicht mißfallen, da Sie wissen, daß, wenn ich Ihre Talente achte, ich Sie persönlich doch noch weit mehr schätze."

„So lange die Fürstin Scher. . . . für Sie und mich Mad. Williams war, mochten wir uns wohl den vertrauten Ton erlauben, den die Gleichheit des Standes vergönnt. Damals konnte Ihre Verbindung mit ihr nicht die Lästerzungen reitzen; ein Schauspieler, dessen Ruf in Hinsicht der Sit-

ten, und der anständigen Aufführung so fest gegründet ist, als der Ihrige, kann mit einer Frau vertraut umgehen, die nicht durch ihren Rang die Augen auf sich zieht.

Was würde man aber z. B. von der jungen Gräfin Aremberg sagen, wenn sie mit Ihnen in einer Verbindung stünde, wie Sie mit Mad. Williams standen. Ohne allen Zweifel würden die Gründe einer solchen Vertraulichkeit von der Verläumdung vergiftet werden, und in Wahrheit, auch der Nachsichtigste würde nicht umhin können, sie wenigstens unschicklich zu finden. — In Hinsicht auf Rang und Geburt ist besonders das weibliche Geschlecht ein Sklave des Vorurtheils. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dies Vorurtheil in der bürgerlichen Gesellschaft gerecht, oder ungerecht ist, so viel ist gewiß, daß es unbesonnen wäre, ihm trotzen zu wollen. Diese Gründe werden Sie hoffentlich, wenn Sie reiflicher darüber nachdenken, wie mich überzeugen, daß Mad. Williams, indem sie den Rang, zu dem ihre Geburt sie bestimmte, wieder annahm, auch gezwungen war, nicht Ihren Gefühlen für Sie zu entsagen, aber sich von Ihnen zu trennen, um nicht öffentlich anzustoßen; sie wollte Niemand berechtigen, noch einmal ihren guten Ruf anzutasten."

„Uebrigens können Sie mir gewiß glauben, die Fürstin Scher. . . . wünscht eben so wenig, als Mad. Williams es gewünscht hatte, daß Sie ihrer Gnade bedürften; sie würde es aber unendlich gern sehen, wenn Sie ihre Anhänglichkeit für Sie auf irgend eine Probe setzten."

„Die Anweisung der Wittwe Nett. . . ist, wie das Bildniß, ein Geschenk der Freundschaft. Ihr Zartgefühl kann sich unmöglich durch die Uebersendung des einen oder des andern beleidigt finden. Sie kennen mich hinlänglich, um zu wissen, ob ich in einem solchen Falle zu entscheiden vermag. Ihr nächster Brief wird, hoffe ich, von dem mir übersandten verschieden seyn, und ich schmeichle mir darin die Billigung meines Verfahrens zu lesen."

Ganz der Ihrige u. s. w.

Mochte auch das Herz noch immer viel dagegen einzuwenden haben, Dazincourt konnte den Gründen des kälteren Freundes seinen Beifall nicht versagen. Die Ketten, welche die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft uns auflegt, können zuweilen drückend werden; allein der Weise wird sie auch dann nicht abschütteln, wenn ers vermöchte. Wer steht uns dafür, welch eine Wirkung die Lösung eines einzigen nur unbedeutend scheinenden Gliedes für das Ganze haben könnte? — Aber die Entfernung konnte im Innern dieser Menschen nichts verändern. Dazincourt empfing eben so oft die zärtlichsten Briefe seiner angebeteten Fürstin und von seinem Freunde, als er ihnen schrieb, und dieß zärtliche Verständniß dauerte, bis er unerwartet die schreckliche Nachricht erhielt, daß die Edle nicht mehr sey. Er trauerte lange um sie. So oft er ihrer erwähnte, glühte sein Auge, eine Thräne floß ihrem Andenken, sein Herz war gepreßt, und nur die alles lindernde Hand der Zeit, und eine neue Verbindung des Herzens konnten ihr Bild zwar nie verlöschen, aber doch die schmerzliche Lebhaftigkeit des Andenkens mildern.

Der Arm.

(Von Sievers.)

Der Baron L* saß im Schauspielhause zu W*. Man wollte Mozart's Figaro aufführen. In der Erwartung, das Theater würde überfüllt und die Plätze sehr rar werden, hatte er sich früh hinbegeben und eine Loge im zweiten Range genommen. Der Saal blieb leer. Zwei Tage vorher hatten, bei einer Vorstellung des Barbiers von Sevilla, von Rossini, hundert von Zuschauern wieder nach Hause gehen müssen!

Fremd in der Stadt, war der Baron bei dem Mangel an Zuschauern, welcher seine Aufmerksamkeit unbeschäftigt ließ, sich und seinen Selbstbeobachtungen überlassen. Ihm fielen Mozart und Rossini bei: er ward traurig. Da dachte er an Solon's Ausspruch: „Vor dem Tode ist niemand glücklich zu preisen." Die doppelte Beziehung, welche diese Worte auf die genannten Componisten zuließen, tröstete ihn über ihr beiderseitiges Schicksal. Es dünkte ihm fast, der Beifall der Zeitgenossen verdiene nicht höher angeschlagen zu werden, als ihre Hintansetzung.

Von dem musikalischen Günstlinge der Gegenwart kam der Baron auf einen dramatischen, welcher ebenfalls der Günstling der seinigen gewesen war: Beaumarchais, der Dichter von Figaro's Hochzeit, dieses Glückskind, bei dem Unverschämtheit die Stelle des Muthes, Witz die Stelle des Genies, und Auffassung der Lächerlichkeiten die Stelle der philosophischen Beobachtung vertraten, Beaumarchais, dieses Chamäleon, welches alle Farben spielte, aber keine wirkliche besaß, Beaumarchais stellte sich ihm dar. Er durchlief das Leben dieses gesellschaftlichen und dramatischen

Glücksritters, und konnte nicht umhin zu gestehen, daß es Schicksale gäbe, welche das Privilegium zu haben schienen, der gewöhnlichen Ordnung der menschlichen Dinge nicht unterworfen zu seyn.

Während er in diese Betrachtungen versunken gewesen war, hatte sich das Schauspielhaus mit den täglichen Kunden gefüllt. Er sah sich herum nach interessanten Gesichtern. Zufällig fiel sein Blick in's Parterre hinab, und stieß, während des Wegs, auf einen Frauenarm, der sich, weit hervorgelehnt, mit dem Ellbogen auf das Geländer der Loge unter ihm, im ersten Range gestützt hatte. Dieser Arm war so schön, daß der Baron wie unbeweglich im Anschauen desselben saß. Es dünkte ihn, als habe er nur einmal in seinem Leben einen ähnlichen Arm gesehen und beim Anblicke desselben die nämlichen Gefühle, wie jetzt, gehabt. Er sann nach; bald kam ihm sein gutes Gedächtniß zu Hülfe: es war der Arm der Venus von Melos, welchen er in der Werkstätte des Antikenrestaurateurs Lange im Louvre zu Paris zu Dutzend Malen unter den übrigen daselbst zerstreut liegenden plastischen Trümmern hervorgesucht und mit Inbrunst an seine Lippen gedrückt hatte.

Selbst die geistvollsten Menschen haben ihre Schwächen: jene des Barons bestand in der Vorliebe, welche er für einen schönen Frauenarm hegte, besonders wenn dieser, wie hier der Fall war, auch eine schöne Hand besaß. Zum erstenmale in seinem Leben widerfuhr es ihm, der Darstellung einer Mozart'schen Oper ohne Aufmerksamkeit beizuwohnen; ihn fesselte der Cavatinston des letztern dergestalt, daß er die musikalischen Töne Mozarts darüber gänzlich vergaß.

Je mehr den Baron der Arm entzückte, desto begieriger ward er, die Person zu sehen, welcher derselbe angehörte. Er streckte sich deßhalb, so weit es möglich war, aus der Loge hervor; aber vergebens: die Dame saß nicht allein, wie schon gesagt, unmittelbar unter ihm, sondern sie hatte sich auch weit zurückgelehnt. Ueberdem ward ihr Körper seinen Blicken, die in senkrechter Linie von oben hinab fielen, durch einen großen Hut entzogen.

Es wäre freilich dem Barone ein sehr einfaches Mittel zu Gebote gestanden, die Dame nach Gefallen in Augenschein zu nehmen: er hätte nur in's Parterre hinabzugehen brauchen. Aber Herz und Sinne waren so befangen in ihm, daß er, statt dessen, sich immer weiter aus seiner Loge hervorlehnte, bis ihn einer seiner Nachbarn bei'm Rockschooße faßte und vor dem Hinabstürzen warnte. Der Baron begann sich zu schämen, und stellte einstweilen die Beschauung des Arms ein.

Eine Vergesellschaftung der Ideen, welche plötzlich in ihm entstand, gab seinem Denkvermögen für einen Augenblick eine andere Richtung. Beaumarchais fiel ihm wieder ein; er erinnerte sich der Geschichte vom schwarzseidenen Mäntelchen, welche sich mit diesem literarischen Abentheurer, während seines Aufenthalts in London, zugetragen hatte.

Da diese Anekdote nur wenigen meiner Leser bekannt seyn dürfte, so halte ich es für nothwendig, sie hier, zur Verständlichkeit der Sache, kürzlich mitzutheilen.

Beaumarchais geht einstens früh Morgens im Hydepark spatzieren und findet ein schwarzseidnes Halbmäntelchen, von der Art, wie es die Damen zur damaligen Zeit zu tragen pflegten. Er steckt es ein. Zu Hause angekommen, untersucht er den Fund näher, und läßt nach einigen Tagen ein Avertissement in die öffentlichen Blätter einrücken, in welchem er anzeigt, daß eine Dame, von deren Körperbau, Teint, Gesichtszügen, Haaren und Vermögensumständen er die allerumständlichste Beschreibung liefert, eine schwarzseidne Halbsaloppe verloren habe, welche sie bei ihm wieder erhalten könne. Die Eigenthümerin meldet sich, und siehe da, Beaumarchais Schilderung hatte bis auf die geringste Einzelnheit zugetroffen. Es frägt sich, wie war er im Stande gewesen, die Gestalt, ja selbst die Glückslage der Dame so genau errathen zu können, ohne diese je gesehen zu haben? Auf folgende Weise: Aus der Weite, Länge und der, dem Mäntelchen um Schultern und Hüften herum eingedrückten Form hatte er auf die Größe, den Wuchs, das Embonpoint und den Busen der Dame geschlossen; daß sie reich seyn müsse, war ihm aus der Spur kennbar geworden, welche die langen Ohrgehänge der Saloppe eingedrückt hatten; ein Paar auf derselben gefundene Härchen waren blond gewesen, folglich hatte er nicht allein auf die Farbe der Haare, sondern auch aus diesen auf den Teint der Dame, ja sogar auf die Farbe ihrer Augen schließen können; daß sie einen kleinen Fuß habe, war ihm aus den Fußstapfen deutlich geworden, welche er an der Stelle, wo das Mäntelchen gelegen war, im Sande bemerkt hatte, u. s. w.

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 63. Sonntag, 11. August 1822.

Was besteht!

Nicht der Thoren eitle Träume,
Nicht der Blick in leere Räume
Kann bestehn!
Alles, was nicht aufgegangen
Tief aus geistigem Verlangen,
Muß vergehn.

Aber, was sich tief gegründet
Im Gemüth, wie Felsen, findet,
Wird bestehn —
Ob der Zeitgeist finster waltet,
Listig Recht und Meinung spaltet,
Hell doch sehn!

Glaube sichern Schrittes wandelt;
Und was er mit Kraft verhandelt,
Wird bestehn.
Nach der Ewigkeit im Leben
Mit gefaßter Seele streben,
Das ist schön!

Jünglinge! mit weisem Muthe
Fasset fest in's Aug' das Gute,
Das besteht;
Folget Männern, die im Schreiten
Euch auf sichern Bahnen leiten,
Frei erhöht!

Männer! fern von eitler Ehre,
Wollend nur, daß sich vermehre,
Was besteht,
Wirket still aus treuem Herzen,
Zündet an der Wahrheit Kerzen,
Wo es geht;

Und mit heilig schönem Streben
Fördert Werke, die im Leben
Fest bestehn;
Dort, in azurblauer Ferne,
Werden sie, als lichte Sterne,
Nicht vergehn!

Theodora.

Der Arm.

(Von Sievers.)

(Schluß.)

Diese Anekdote fiel, wie gesagt, dem Baron P** ein. Er beschloß, Beaumarchais nachzuahmen und zu versuchen, ob es möglich seyn würde, aus der Gestalt des Arms der Dame auf ihre Person, ja sogar auf die Eigenthümlichkeit ihres Geistes zu schließen. Um diesen Einfall nicht sonderbarer zu finden, als er eben war, müssen die Leser wissen, daß der Baron ein großer Verehrer der körperlichen Physiognomik war. Seit Jahren hatte er sich ein besonderes Geschäft daraus gemacht, die äußerlichen Bewegungen der Menschen zu studiren, und davon auf die Gesinnungen und Leidenschaften derselben zu schließen. Er fing daher von neuem an, den Arm zu betrachten, und setzte diese Beschäftigung ununterbrochen fort. Als die Oper zu Ende war, glaubte er folgendes Bild von dem Körper der Dame entwerfen zu können: Größe von fünf Fuß und darüber, schlanker Wuchs, nicht sehr reiche, aber graziöse Formen, entsprechender Busen, schwarze Haare, dunkle Augen, hohe, gewölbte Stirn, lange Habichtsnase, bräunlicher Teint, stolze Körperhaltung; in Betreff ihrer moralischen Eigenschaften schloß er, sie müsse mehr phlegmatisch als sanguinisch, kokett, aber tugendhaften, reinen Geistes und sehr ruhigen, gesetzten Charakters seyn, und vielen Verstand besitzen. Uebrigens schien es ihm außer allem Zweifel, daß die Dame vollkommen musicalisch gebildet und von Stande sey, auch von Jugend auf in glänzenden Glücksumständen gelebt habe. Ihr Alter dünkte ihn zwanzig Jahre, eher darüber als darunter. Ob sie verehlicht sey, wagte er nicht gerade zu entscheiden; doch schien es ihm, daß sie nie Mutter geworden.

Unser Physiognomiker beschloß, am Eingange des Schauspielhauses zu warten, um sich durch den Augenschein von der mehr oder minderen Aehnlich-

keit des von ihm verfertigten Portraits zu überzeugen. Nach einigen Augenblicken erschien die Dame; der Baron hatte nicht nöthig gehabt, nach ihrem Hute zu sehen, um sie wieder zu erkennen: sein Gemälde war bis zum Sprechen getroffen. Er erkundigte sich bei einem der Umstehenden nach ihrem Namen; es sey die verwittwete Gräfin von *, gab man ihm zur Antwort.

Des Barons Verhältnisse gestatteten ihm kein Verweilen in W*: er mußte am folgenden Morgen mit dem Frühesten wieder abreisen. Doch fand er zuvor Gelegenheit, sich in seinem Gasthofe nach der Gräfin zu erkundigen. Die Nachrichten, welche ihm mitgetheilt wurden, bewiesen ihm, daß er ihr moralisches Portrait nicht minder Zug für Zug getroffen hatte, als ihr körperliches.

Meine Leser dürften begierig seyn, zu erfahren, wie es dem Baron gelungen war, von der bloßen Beschaffenheit des Arms der Dame auf die körperlichen und geistigen Eigenschaften seiner Besitzerin mit so viel Sicherheit zu schließen. Ich will ihnen die Erklärung dieses Räthsels geben, wie der Baron sie selbst in seinem Tagebuche, welches mir durch Zufall in die Hände gerathen ist, aufgezeichnet hat.

Die Größe, den Wuchs und die graziösen Formen der Gräfin schloß er aus der schlanken Bildung ihres Oberarms und aus der sanft sich verlierenden Wellenlinie des Unterarms, so wie aus dem länglichen Baue der Hand. Fortgesetzte Beobachtungen hatten ihn gelehrt, daß ein so gebildeter Arm, besonders wenn sich bei'm Biegen des Arms kein Auswuchs von Fleisch nach innen zu an demselben zeige, vorzugsweise hohen, schlanken und sehr proportionirten Gestalten anzugehören pflege, daß im Gegentheile kleine, dicke und untersetzte Frauen meistentheils einen fast kugelrunden, kurz abgeschnittenen Arm und eine ovale Hand besäßen.

Mit einer schlanken Größe von fünf Fuß und darüber, wie sie der Baron voraussetzen zu dürfen glaubte, mußte, seiner Erfahrung zufolge, eine Brustbildung von nicht bedeutendem Umfange verbunden seyn. Eine psychologische Wahrnehmung an der Dame hatte den Baron in seiner Vermuthung bestärkt: Große, starke Frauen, deren Brustumfang mit dem Reichthume ihrer übrigen Formen im richtigen Verhältnisse steht, sind gewöhnt, von Zeit zu Zeit mit der Hand den Umriß desselben zu beschreiben, gleichsam um sich wiederholt von dem Besitze eines Ebenmaaßes zu überzeugen, dessen Entbehrung weibliche Gestalten von großem Embonpoint so übel kleidet. Da dem Barone keine solche Armbewegung an der Gräfin bemerkbar geworden war; so glaubte er auf eine Brustbildung, welche der Schlankheit ihrer übrigen Gestalt entspreche, schließen zu können.

Die Farbe der Haare, der Augen und der Teint der Gräfin waren unserm Physiognomiker durch die Abwesenheit alles Adernspiels auf dem Arme derselben, von welcher er sich durch eine vortreffliche Lorgnette überzeugt hatte, deutlich geworden. Wiederholte Beobachtungen hatten ihn gelehrt, daß die Haut der Frauen von dunklem Teint, so weiß und fein diese immer seyn mag, die Adern selten oder nie durchschimmern läßt, daß letztere hingegen bei blonden Personen fast stets sichtbar erscheinen.

Wenn die Hand der Gräfin nie den Umriß ihres Busens beschrieben hatte, so war dem Barone dagegen eine öftere Hinbewegung derselben nach der Stirn aufgefallen. Er wußte aus Erfahrung, daß nur Personen von großer Stirn sich häufig den Vorderkopf zu betasten und gleichsam den Umfang desselben zu messen pflegen. Aus der Anwesenheit der breiten Stirn folgerte der Baron, nach Gall, einen großen Verstand bei der Gräfin.

Die Gestalt der Nase war ihm durch eine mehrmals wiederholte Handbewegung deutlich geworden, welche die Gräfin von der Nasenwurzel aus, wo ihr mittlerer Finger, gleichsam als wollte sie sich auf etwas besinnen, für einige Augenblicke ruhend verblieben war, die Nase hinunter gemacht hatte. Aus der Zeit, welche der Finger jedesmal bedurfte, um diese Linie zu beschreiben, so wie aus dem Aufenthalte, welchen er in der Mitte der Nase machte, hatte unser Physiognomiker auf die Größe und die Gestalt derselben geschlossen.

Die äußere Haltung der Gräfin hatte sich aus der unverrückten Stellung, in welcher sie fast den ganzen Abend hindurch gesessen war, ergeben. Diese Unbeweglichkeit deutete dem Barone nicht allein die große Herrschaft an, welche der Geist der Gräfin über ihren Körper ausübe, sondern er nahm auch daraus den ruhigen Charakter so wie das phlegmatische Temperament derselben ab. Von letzterem glaubte er auch in ihren schlanken, graziösen Formen eine Andeutung gefunden zu haben. Seinen Beobachtungen zufolge war die sanguinisch-cholerische Natur vorzugsweise nur kleinen Frauen von bedeutendem Embonpoint eigen.

Der sittliche Charakter der Gräfin ergab sich schon aus ihrem Temperamente; aber unser Physiognomiker fand noch einen, wie ihn dünkte, untrüglicheren Beweis derselben in den Nägeln ihrer Finger, welche besonders lang, weiß und gewölbt waren.

Es war dem Barone nicht entgangen, daß die Gräfin fortwährend mit dem Zeigefinger den Takt der Musikstücke verfolgt, ja, daß sie diesen, da, wo er, ihrer Meinung nach, zu langsam genommen oder übereilt ward, durch eine zögerndere oder schnellere Bewegung zu berichtigen gesucht hatte. Was bedurfte es weiter für Beweise, daß sie, wie man es zu nennen pflegt, musicalisch seyn müsse? Aber die Gräfin war auch eine wirkliche geschmackvolle und verständige Kennerin der Musik. Das schloß der Baron aus der ununterbrochenen Aufmerksamkeit, mit welcher sie die Oper von der ersten bis zur letzten Note angehört hatte.

Die Gräfin trug keinen Ring an der Hand. Daraus ergab sich der Beweis für den Baron, daß sie von Jugend auf in Reichthum und Luxus gelebt haben müsse. Sehr beringte Finger, meinte er, deuteten in der Regel eine Emporkömmlingin oder die Besitzerin von geringem Vermögen an.

Es giebt eine bloß formelle Gefallsucht, welche sich selbst mit der strengsten weiblichen Sittlichkeit verträgt. Diese setzte unser Physiognomiker in der Dame aus dem Grunde voraus, weil sie nicht allein den ganzen Abend hindurch ihren Arm entblößt gehalten, sondern ihn auch nach allen Seiten gewandt hatte, offenbar in der Absicht, ihn der Bewunderung des Publicums Preis zu geben. Ihr Alter hätte vielleicht auch ein minder geübter Physiognomiker aus der, eben so jugendlichen, als ausgebildeten Form des Arms geschlossen: ein Arm dieser Art konnte keinem Körper angehören, der viel jünger oder viel älter als zwanzig Jahre war.

Bekannte Sachen.

Nicht sowohl zum Gehorsam, Mutter, erziehe die Tochter! Mehr erziehe sie zur Liebe, zur Wünsche erhörenden Liebe, und Befehlen und Gehorchen bleiben künftig ihrem Hause fremder Verdruß.

* * *

Was bliebe der Vorzug des Freundes ohne die Berücksichtigung desselben vor andern, und ohne die größere, willigere Beachtung dessen, was ihm lieb und unlieb ist?

* * *

Die Empfindlichkeit für das Gute eines Menschen kann nicht seyn ohne eine eben so große Empfindlichkeit gegen Unliebes von ihm, wie auch umgekehrt eine Gleichgültigkeit gegen dieses nur aus Gleichgültigkeit gegen jenes entspringen könnte.

Anagramm.

In buntem Gewande ziert es den May,
Das Wort, will ich's vorwärts erst nennen.
Die Spieler auf ihm sind fröhlich und frei,
Sie zeigen's durch Springen und Rennen.

Doch rückwärts, hui! welch schauerlich Wort!
Wie fröstelt's, es nahe zu schauen!
Und schwebt es im Zuge so feierlich fort,
So schüttelt uns Bangen und Grauen.

Das Vorwärts wird wegen dem Rückwärts zerstochen,
Doch sieget das Vorwärts in wenigen Wochen,
Und hält dann das Rückwärts als Sieger umspannt;
Das Vorwärts und Rückwärts ist Jedem bekannt.

Dreisylbige Charade.

Wenn im Gefühl der höchsten, schönsten Freuden,
Die Stunden schnell und flüchtig dir entfliehn,
Dann wünschst du sehnend, daß die ersten Beyden
Stets beim Genuß des Glückes dir erblühn.

Das Zweite stellt sich freundlich deinen Blicken
Fast überall, wohin du siehst, zur Schau;
Am innigsten wird es dich doch beglücken,
Betritt dein Fuß die blumenreiche Au!

Und windest Florens Kinder du zum Kranze,
Verschmähe nicht das anspruchlose Ganze.
Es wird der Farben Schmelz dir noch erheben,
Ihm ward ein ewig heitres feisches Leben!

Auflösung der Charade in Nr. 61.

Großvaterstuhl.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag 3. August. Künstlers Erdenwallen. Original-Lustsp. in 5 Aufz. von Julius von Voß. Man hatte uns für heute ein neues Lustspiel von H. Clauren: Das Gasthaus zur goldenen Sonne, angekündigt; welches aber, zufolge des Anschlagzettels, wegen Abwesenheit des Herrn Becker, nicht gegeben werden konnte. Diese sonderbare Entschuldigung klärte indeß sich dahin auf, daß Herr Becker durchgegangen sey. —

Sonntag, 4. Johann von Paris, Op. in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Dienstag, 6. Die Ahnfrau, Trauerspiel in 5 Aufz. von Grillparzer. Herr Kunst vom Stadttheater in Bremen spielte den Jaromir. Das Erscheinen dieses jungen Mannes und sein Spiel im ersten Act überzeugten uns, daß sein Beruf zur Kunst nicht bloß auf den Namen sich beschränke. Eine angenehme Gestalt, ein volltönendes, biegsames Organ, eine ausdrucksvolle, dialectfreie Sprache sind Eigenschaften, deren sich nicht Alle rühmen können, die heutigen Tages den Versuch wagen, ein dunkles Daseyn mit dem Glanz der Bühne zu umgeben, und Herr Kunst ist mit diesen Eigenschaften vorzugsweise ausgestattet. Im Verfolg seiner Leistung bemerkten wir jedoch, daß er für jetzt noch in den Lehrjahren begriffen sey und die Linie der schönen Wahrheit noch nicht aufgefunden habe; er schreitet oft unbedachtsam darüber hinaus, bewegt sich zu sehr im Style der Fechtschule, und seine Rede wird nicht selten Geschrei. Die Leidenschaftlichkeit des darzustellenden Charakters kann solche Uebertreibungen nicht entschuldigen: denn auch die heftigste Leidenschaft hat im Ausdruck ihre Gränze, was über derselben der Künstler wagt, ist und bleibt Karrikatur, Grimasse, und wirkt in der Tragödie gleich der Travestirung nur auf das Zwergfell. — Was eine richtige Empfindung, ein zarter Sinn, frei von äußerer Anstrengung, auf der Bühne zu bewirken vermag, das zeigte Demoiselle Lindner als Bertha; sie gab die Rolle heute vollendeter als je, und ihr vor Allen gebührt der Preis dieser Vorstellung.

Donnerstag, den 8. Elisabeth, Königin von England, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini (Neu einstudirt.). Die Compositionen Rossini's geben dem Sinn des Gehörs denselben flüchtigen Genuß, den ein prachtvolles Feuerwerk dem Auge gewährt. Man hört jene und sieht dieses mit Wohlgefallen, aber sind die Töne verklungen, die Raquete zerplatzt, dann ist auch die Lust daran erloschen und es bleibt nichts zurück, woran das Gemüth in der Erinnerung sich noch ergötzen könnte. In allen Opern dieses Meisters findet sich derselbe ununterbrochene Wechsel musikalischer Phrasen, dasselbe schillernde Tonspiel, derselbe Mangel an Einheit, an durchgeführten Melodien, und dennoch hat eine jede ihre anziehenden Reize, die ihre momentane Wirkung niemals verfehlen. So auch Elisabeth, die auf anderen Bühnen, wie früher auf der unsrigen am wenigsten Glück machte; heute aber durch eine meisterhafte Ausführung zur Gunst des Publikums empor gehoben wurde. Der rühmlichste Wetteifer in der Präcision, in bald kräftigem, bald zartem Ausdruck herrschte in dieser Vorstellung zwischen der Vocal- und Instrumental-Musik, und nur an wenigen Stellen wurde die Erstere von der Letzteren zu sehr bedeckt. Herr Rieser (Leicester) Dem. Rotthammer (Elisabeth) und Dem. Bamberger (Mathilde) entwickelten in gleicher Trefflichkeit ihr schönes, reiches Kunstvermögen, und wenn die vollendete Ausbildung des Herrn Rieser, seine Deutlichkeit im Vortrage und sein gedachtes, wahrheitvolles Spiel ihn vor Allen auszeichnete, so trug doch die Anmuth und Lieblichkeit womit Dem. Rotthammer und Dem. Bamberger ihre Parthieen durchführten, nicht weniger zu dem glücklichen Erfolge der Vorstellung bei. Die Erstere gab ausserdem die Rolle mit dem einer Königin geziemenden ruhigen Anstande, und zeigte damit, daß ihr bei so glänzendem Sängertalent auch ein richtiger Sinn für die Darstellung nicht mangele.

Theater-Anzeige.

Montag, den 12. August. (Zum Besten der Pensionsanstalt): Der Teufelsstein, Oper.

Dienstag, den 13. Brief und Antwort, Lustspiel. Hierauf: Der Hahnenschlag, Schauspiel. Zum Beschluß: Der Obrist, Lustspiel.

Donnerstag, den 15. Der Freischütz, Oper.

Samstag, den 17. (Zum erstenmale): Das Gasthaus zur goldnen Sonne, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 64. Donnerstag, 15. August 1822.

Die dürre Linde.

(Romanze von Wilhelm Müller.)

„Bis unter den grünen Lindenbaum,
„Herzliebste, geh' mit mir!
„Und wann er junge Blätter treibt,
„Kehr ich zurück zu dir!"

Sie reichten beide Hände sich,
Sie reichten sich den Mund;
Er weinte sich die Augen roth,
Sie weint ihr Herze wund.

Und er schritt in den Wald hinein;
Sie schlich von Baum zu Baum,
Und lehnte sich an jeden Stamm,
Und dacht', es wär' ein Traum.

Da braust der Sturm, da saust der Wald,
Da fallen die Blätter ab,
Und unter der grünen Linde lag's
Hoch wie ein neues Grab.

Der Wintersturm zerweht es nicht,
Es kommen die Wasser und gehn,
Und unter der Linde, das hohe Grab,
Das müssen sie lassen stehn.

Und junge Blätter treibt der Wald —
Und grünt die Linde nicht? —
Das Mägdlein in den Garten geht
Und Maienblumen bricht.

„Dort von dem grünem Lindenbaum,
„Da fielen die Blätter ab,
„Dort unter dem dürren Lindenbaum,
„Da liegt ein hohes Grab.

„Komm, Schwester, hilf mir Blumen streun,
„Ich weiß, wem's Grab gehört.
„Die edle Treue darinnen liegt,
„Ist schöner Blumen werth.

„Und wenn mein Herz im Lenze bricht,
„Legt mich in dieses Grab,
„Dann treibt die Linde frisches Laub,
„Das wehen die Winde nicht ab."

Nachempfindung.

(Von A. W. Reuber.)

Zaubrer Schlaf! in deiner Wiege
Ruht die Welt von Lust und Pein;
Ich nur trotze deinem Siege,
Wandelnd unter Luna's Schein.

Kühle Abendlüfte fächeln
Dem bewegten Busen Ruh,
Und die goldnen Sterne lächeln
Mir des Himmels Frieden zu.

Von der Nacht geheimem Walten,
Hier auf Seide, dort auf Moos,
Liegt das Leben festgehalten,
Ahndend in der Träume Schooß.

Wenn des Tages Toben schweiget,
Fleiß und Müssiggang zugleich
Matt das Haupt zum Schlummer neiget,
Oeffnet sich der Wahrheit Reich.

Denn des Wandels Hieroglyphen
Lösen, wenn das Aeußre wich,
Flammend in den innern Tiefen
Der entschlafnen Seele sich.

Was der trügerische Wille,
Selbst sich täuschend, ist und war,
Stellt, versenkt in Todesstille,
Sich dem Geist im Bilde dar.

Darum, willst du dich ergründen:
In dem Bild der Träume lies;
Deine Tugenden und Sünden
Zeigt sein Spiegel dir gewiß.

Die drei merkwürdigsten Tage meines Lebens.

Eine Erzählung.

Ich hatte eben meine gestern componirten Variationen gespielt, als an die Thüre geklopft wurde. Ich accompagnirte mir das Wörtchen: „herein!“ und meine Hauswirthin, die Frau Rumpel, trat mit diesen Worten in die Stube:

„Einen schönen guten Morgen, junger Herr! schon so früh bei der Hand? Nun ja, bei Ihnen sollte es auch heißen: Morgenstund hat Gold im Mund; aber du lieber Himmel, es geht Ihnen bei allem Fleiße gar zu miserabel!“

Die Frau machte mich noch röther als Aurorens Purpur, der durch das kleine Dachfenster mir freundlich in's Gesicht schien. Ich hatte der Frau erst gestern die Wochenmiethe bezahlt und konnte mir den Besuch nicht enträthseln, da sie sonst bloß am Zahltage die vier Treppen heraufkeuchte, wenn ich allenfalls nicht bei Zeiten zu ihr hinabgestiegen war. Ihre sonderbare Anrede, mir meine Umstände vorwerfend, war sehr überraschend. Ich frug sie, was sie schon so früh heraufführe, und sie setzte ihre redselige Zunge in Bewegung.

„Was mich heraufführt? Antheil an Ihnen, mein scharmanter junger Herr, purer klarer Antheil. Ich habe schon so oft hin- und hergesonnen, wie ich Ihnen in etwas dienen könnte. — Gestern Abend war ich bei meiner Base, deren Mann im Hoppser'schen Garten zu Tanze geigt. Das ist ein Mann! ein ungeheuer geschickter Mann, der fingerirt Ihnen auf dem Ding da herum“ (sie wies auf meine Violine) „und streicht dazu nach allen Noten. Dem hab' ich Sie empfohlen, mein scharmanter junger Herr. Alle Sonntage ist Musik draußen im Garten, die vornehmsten Herrschaften fahren hinaus, und erlustigen sich an der schönen Musik. Ich rathe Ihnen, diesen Mittag selbst hinaus zu gehn, es ist schon alles vorbereitet, Sie werden gut aufgenommen. Der lahme Martin ist gestern zu einer Kirchweih gegangen, und da ist heute sein Platz leer. Eine Hand wäscht die andre, Sie verstehn mich schon! Meiner Base Mann trinkt gern Doppelbier, wenn Sie ihn damit regaliren, so hat er Sie gleich unmenschlich gern.“

Ich wußte nicht was ich der Frau antworten sollte, so überraschte mich dieser Antrag. Meine Lage war freilich sehr elend zu nennen, ich nährte mich und meine kranke Mutter seit zwei Monaten mit Notenschreiben, dieser Unterhalt nahm aber täglich ab, so daß mir vor der Zukunft graute. Ich hatte mich schon einigemal in das Wochenblättchen setzen lassen, um mir Schüler zum Unterricht auf meinem Instrument zu verschaffen, aber hatte es niemand gelesen, oder waren den Leuten die vier Treppen zu mühselig zu steigen? ich erhielt nicht Einen. Der Zustand meiner Mutter ward immer bedenklicher, kaum erstreckte sich mein kleiner Verdienst, ihr die nöthigen stärkenden Mittel anzuschaffen. Die Tanzgeigerstelle war gerade keine brillante Aussicht, aber sie gewährte mir vielleicht die Freude, meiner Mutter mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Mochte auch mein Stolz ein wenig darunter leiden, so war ja doch das Gefühl, die Pflicht des Sohnes treu erfüllt zu haben, in meiner Brust. — Ich dankte also meiner Wirthin, und sie verließ mich mit der Erinnerung: ja, das Doppelbier nicht zu vergessen.!

Ein Hüsteln, welches aus der Kammer meiner Mutter kam, verrieth mir ihr Erwachen. Ich flog hinein, ihr einen guten Morgen zu wünschen.

Sie richtete sich von ihrem Lager auf, legte schweigend ihre Hand auf meine Schulter, und sah mich eine Zeitlang mit thränenden Augen an.

„Sohn!“ begann sie, „ich habe diese Nacht ernstlich über unsere Zukunft nachgedacht, unsre Lage ist schrecklich. Was soll aus uns werden? Dein Talent verblüht gleich dem einsamen Veilchen unter dem Strauche; deine Jugend geht verloren, ohne ihre Freuden zu genießen, und ich — ich bin die Ursache! — O, wär' ich todt!“ —

„Mutter!“ sagte ich bittend, „schonen Sie meiner. Wenn Sie wüßten, wie Sie mich quälen, Sie würden barmherziger seyn. Was gewährt mir den höchsten Genuß des Lebens, als für Sie, meine theure Mutter zu arbeiten! Kennten Sie die freudigen Gefühle, die mich durchströmen, Sie würden mich den glücklichsten Menschen nennen. Auch mit dem Schicksal dürfen Sie nicht grollen, es ist vielleicht gütiger, als Sie glauben. Hören Sie nur die fröhliche Neuigkeit.“ Ich erzählte ihr die Unterredung mit der Wirthin, und fuhr dann fort ihr zu schildern, wie bald ich im Stande seyn würde, ihr Alter zu versüßen. Ihre Einwendungen beseitigte ich durch die Vorstellung, wie bald mich die Carriere, die ich jetzt betreten wolle, in den Stand setzte, eine bessere Wohnung zu beziehn, und daß ich vielleicht auf diese Art mehr Bekanntschaft machen würde, die mir zum Vortheil gereichen könnte. —

Ich erhielt endlich die Einwilligung meiner Mutter, hinaus zu gehn, aber unter der Bedingung, erst die Menschen kennen zu lernen, deren Cämerad ich werden sollte. Ich war sreleuvergnügt!

Es war einer der schönsten Märztage, die ich noch erlebt hatte. Die Menschen strömten zu Wa-

gen, zu Pferd und zu Fuß zum Thore hinaus. Ich kleidete mich so sauber als möglich an, steckte unsre ganze Baarschaft zu mir, und eilte, von dem Segen meiner Mutter begleitet, die vier Treppen hinunter.

Ich sah auf der Hausflur durch das kleine Fenster in das Zimmer der Frau Rumpel, die in der Hauspostille las, und nickte ihr ein freundliches Adieu zu. Sie pochte mir an, und erinnerte mich in der Geschwindigkeit, das Doppelbier nicht zu vergessen.

Vor dem Thore war es lebendig. In den hier und da grünenden Promenaden wimmelte es von geputzten Menschen. Göthe's:

Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür.

stand mir bildlich vor Augen. Der Weg zum Hoppser'schen Garten führte an einem Bache vorbei. Drei junge Herren, Arm in Arm geschlungen, schlenderten vor mir her, und hieben mit ihren Stöckchen in der Luft herum, als hätten sie allen Mücken, die recht lustig im Sonnenschein tanzten, den Tod geschworen.

Ein kleines Bauernmädchen kam uns entgegen, sie hielt ihren Veilchenstrauß den Mückenkriegshelden vor, indem sie mit lieblicher Stimme fragte: „kaufen Sie frische Veilchen?"

Der Eine dieser Martissöhne wurde kaum das zierlich gebundene Sträußchen gewahr, welches das Mädchen zwischen ihren kleinen Fingerchen hielt, als er auch schon seine Waffe, das schwanke Stöckchen, die Luft durchsausen ließ, und es mit einem Hieb in den Bach schleuderte.

Das Mädchen ward bleich vor Schrecken, denn eine solche Art, ihre Sträußchen anzubringen, war ihr noch nicht vorgekommen.

Die beiden andern schütteten sich fast aus vor Lachen über die Bravour ihres Cameraden, und zogen unter Sing und Sang ihre Straße weiter. Ich hätte sie in diesem Augenblick können gassenlaufen sehn.

Das Mädchen verfolgte ihren Strauß mit thränenden Augen, wie er auf den Wellen auf- und niedertauchte. Ich trat ihr näher, langte in meine Tasche, und, im Drang ihre Thränen zu stillen, gab ich ihr mein ganzes baares Vermögen. —

Sie blickte mich an und hielt das Achtgroschenstück auf der flachen Hand, indem sie fragte: „ist das alles mein?" „Ja," sagte ich mit einer stolzen Miene, um die Thräne nicht in's Auge treten zu lassen, die sich beinahe schon über die Augenlieder gezwängt hatte.

Sie holte jetzt mit Emsigkeit ein ganzes Bündelchen Sträußer aus ihrem Körbchen, und reichte sie mir mit einem freundlichen Knix. Ich nahm eins davon zur Erinnerung dieser Scene. Froh, eine Thräne gestillt zu haben, ging ich meinen Weg weiter.

Ich war meinem Ziele nahe. Musik schallte aus der Entfernung zu mir herüber und erinnerte mich an mein Vorhaben. — Aber, ach Gott! es fiel mir die Frau Rumpel mit der ausdrücklichen Bedingung wegen des Doppelbiers ein. Mein Geld war fort! wie sollte ich den Mann für mich gewinnen? Fast verwünschte ich den Zufall, der mich verleitete, meine Baarschaft herzugeben, und so die Hoppser'sche Garten-Tanzgeigers-Protection höchst wahrscheinlich verscherzt zu haben. Aber mein besseres Ich gab dem schlechtern einen Stoß, so daß ich schnell meine vorige Zufriedenheit mit mir wieder herstellte. Ich trat in der Hoffnung ein, den Mann mit seinem unmenschlichen Fingeriren und Streichen doch noch für mich zu gewinnen, auch ohne Doppelbier.

Der Garten war belebt von gemischten Ständen. Der Schall der Instrumente der aus dem Saal drang, zog mich nicht ohne Bangigkeit an sich. Ich stand jetzt an der offenen Saalthür und sah wie sich die Leute im Tanze herumdrehten. Ich drängte mich endlich unter manchen Ellenbogenstößen glücklich bis zur Treppe des Orchesters durch.

Endlich war ich oben. Der Tanz war geendet und die Leutchen legten ihre Instrumente bei Seite, um durch einen kühlenden Zug wieder aufs Neue darauf los arbeiten zu können. — Nach der Beschreibung meiner Wirthin sah ich meinen Protektor, in der Linken seine Geige und in der Rechten einen Bierkrug haltend, den er mit einem mächtig langen Fermat am Munde ruhen ließ. Als er abgesetzt hatte, faste ich mir ein Herz und trat näher.

„Sieh, da ist er ja!" rief er, als er mich kaum gewahr wurde. „Na, das ist schön. Komm her Schafkind, wir haben schon lange auf Hülfe gewartet." Er nahm mich beim Arme und führte mich zu seinem Pulte. „Ohne Umstände, thut als wenn Ihr zu Hause wäret, machts euch bequem. Ich will jetzt hinunter und das Geld einsammeln, Ihr versieht heute meine Stelle. Hier ist meine Geige. Allons angefangen Kinder! Ich präsentire Euch hier Euren zukünftigen Collegen."

Ich stimmte die Geige, und mein Patron flieg die Stufen hinab. Meine Herren Collegen setzten jetzt ihre Instrumente an Mund und Kinn und

schielten von allen Seiten auf mich. Ein Walzer begann. Ich hatte mir vorgenommen so handwerksmäßig wie möglich zu spielen, aber ich konnte doch das Schnirkeln nicht lassen, und variirte schon beim ersten Dacapo. Alles drehte sich im Wirbel. Paar an Paar reihte sich an. Mir machte der Leute Tanzlust jetzt selbst Spaß, und ich wiederholte das Dacapo so oft, daß ich, ich glaube noch daran geigen würde, wäre nicht, gleich dem bösen Zauberer Acherochos, mein verehrter Herr Protektor die Stufen heraufgestürmt, und auf mich eingefahren , als wolle er mich sammt allen Collegen metamorphosiren.

„Aber ist der Herr denn des Teufels!" schnaufte er mich an, „meynt er denn wir könnten den Leuten einen ganzen Tag für den Groschen aufspielen? Er weiß ja kein Ende zu machen. Na, das ist nichts! Wenn er sich nicht nach den Andern richten will, so sind wir geschiedene Leute!" Damit riß er mir die Geige aus der Hand und hing sie an einen Nagel.

Da stand ich wie von Jupiters Blitzen getroffen! Hätte ich noch Geld gehabt in meiner Tasche, würde sich vielleicht durch einen Krug Doppelbier alles beseitigt haben, aber so —

Ich schlich mich ganz leise die Treppe hinab, und achtete nicht auf das Gelächter der Orchester-Hölle und der Fiedler-Furien. Die Saalthüre war bald erreicht und ich befand mich wieder im Freien.

Es ist das Glück des Unglücklichen, daß die trügerische Hoffnung seine Amme ist, an deren Brüsten er stets neue Nahrung saugt, um nicht unter dem Drucke des Unheils welches auf ihn einstürmt zu unterliegen und — zu verschmachten!

Ich dachte den Baschkiren aus Orpheus-Heer, den Doppelbier-Anbeter, meinen mir gepriesenen Herrn Tanzgeiger doch noch für mich zu gewinnen, wenn ich durch einen neuen Verdienst im Stande seyn würde, seine Kehle zu schmieren; denn das Sprichwort: „wer gut schmiert, der gut fährt," mußte bei dieser Hottentotten-Seele angewandt werden. —

Und doch — ich gesteh es — freute ich mich im Stillen von der Bagage los zu seyn. Ein etwas in mir sagte: Du taugst nicht unter diese Menschen; aber der leiseste Gedanken an meine kranke Mutter trieb wieder allen Stolz aus mir heraus.

So in meinem Innern hin und her schwankend, hatte ich das Ende einer Allee erreicht und setzte mich auf eine Terasse nieder. Es war ein einsames Plätzchen, vielleicht das einsamste im ganzen Garten. Am Ausgange der Allee zeigte sich mir das bunte Gewühl der Spatzierengehenden, rechts erhoben sich in einiger Entfernung die stolzen Thürme der Residenz, und links die herrliche Aussicht auf das Gebirge, dessen ehrwürdiges Haupt im weißen Schmelz herüberstrahlte. Dahin wandte ich meine Blicke, und weidete mich an dem majestätischen Anblick. — Ich zog mein liebes Sträuschen hervor, welches ich im Busen aufbewahrt hatte, und labte mich an dem aromatischen Duft. —

„Ach Veilchen! Veilchen!" jauchzte ein kleiner Knabe der eine Terasse über mir stand, und klatschte vor Freuden in die beiden Händchen. Ich sprang auf und reichte ihm das Sträuschen. Der kleine schüttelte aber sein Lockenköpfchen und sagte: „Papa leidet nicht daß ich etwas von fremden Leuten annehme."

„Das ist mir leid, ich hätte dir gerne die Veilchen geschenkt." Er sann einen Augenblick nach, und hüpfte dann zu mir herab. „Weißt du was, geh' mit zum Papa, wir wollen ihn fragen, ob ich sie annehmen darf." Er zog mich mit sich fort. „Du mußt wissen," fing er wieder an, und bog meine Hand, in welcher ich das Veilchen hielt, an sein Näschen, „du mußt wissen, meine Schwester Malchen hat die Blumen sehr gerne, und da will ich ihr eine Freude damit machen."

Ich sah den Kleinen an, und weiß der Himmel, eine entsetzliche Bangigkeit befiel mich auf einmal, denn glich die Schwester dem Engelsköpfchen ihres Bruders, so konnte man nicht ungestraft in die großen blauen Augen blicken. Wir waren jetzt an einen Steeg gekommen der über einen schmalen Bach auf eine kleine Insel führte, wo ich durch das lichte Gebüsch eine Anzahl Herren und Damen erblickte, welche um einen Tisch saßen und in der fröhlichsten Stimmung zu seyn schienen. Ich hatte, als wir an den Steeg kamen, den Knaben auf meinen Arm genommen, und setzte ihn jetzt nieder, indem ich ihm sagte: „Geh' nun zum Papa und frage!" „Nein du mußt mit gehn!" protestirte er. Ich sah recht gut die Unschicklichkeit ein, mich so zuzudrängen und tröstete ihn, daß ich hier auf ihn warten wollte. Er ließ sich aber nicht irre machen, und da er sah, daß seine Versuche, mich mit sich fort zu ziehen, vergebens seyen, klammerte er sich fest an meinen Arm und rief: „Malchen! Malchen! komm hilf mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 65. Sonntag, 18. August 1822.

Jugend, Rausch und Liebe sind
Gleich drei schönen Frühlingstagen;
Statt um ihre Flucht zu klagen,
Herz, genieße sie geschwind.
Herz genieße sie geschwind,
Statt um ihre Flucht zu klagen.
Gleich drei schönen Frühlingstagen
Jugend, Rausch und Liebe sind.

Rückert.

Die drei merkwürdigsten Tage meines Lebens.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Was hast du schon wieder? Wildfang!" schallte uns in melodischen Tönen entgegen, und ein Mädchen — Hebe selbst konnte nicht leichter daher schweben — stand uns zur Seite. Meine Verlegenheit war gränzenlos; ich war von jeher blöde in Gegenwart von Frauenzimmern, und nun noch obendrein der Holdesten aller die ich je sah, gegenüber zu stehn!

Der Athem stockte mir. Eine ganze Seligkeit lag in den holden Zügen. Ihr seelenvolles Auge war die Freundlichkeit selbst, und aus den Wangengrübchen sah eine Schaar von Amoretten heraus, als sie lächelte. Ihr braunes Haar wiegte sich in leichten Locken um den blendend weißen Hals, und den schlanken Körper trugen die zierlichsten Füßchen von der Welt.

„Verzeihen Sie," stammelte ich entschuldigend, „der Kleine hat gegen unsern Vertrag gehandelt, und Sie in Ihrem Vergnügen gestört."

„Nein, erlauben Sie, daß ich für diesen Wildfang um Verzeihung bitte, denn ich bin im Voraus überzeugt, daß er Ihre Güte zu sehr in Anspruch genommen hat."

„Ach, Malchen!" sagte der Kleine, und schmiegte sich schmeichelnd an seine Schwester, „sieh doch nur die allerliebsten Veilchen an. Der Herr wollte sie mir schenken, und da wollte ich erst den Papa fragen."

Der Strauß brannte in meiner Hand, wie gern hätte ich ihn diesem Himmelskinde angeboten, aber wo sollte ich den Muth hernehmen? — Ich kam in noch größere Verlegenheit, als ein Mann von sehr würdigem Ansehn mit diesen Worten auf uns zukam: „Was habt ihr denn mit dem fremden Herrn vor?" Ich erkannte jetzt den allgemein geschätzten Kapellmeister des Fürsten, und machte, so gut es gehn wollte, meine Bücklinge. Der kleine Wildfang, wie ihn Malchen nannte, erzählte seinem Vater den ganzen Vorfall, und befreite mich dadurch aus der Verlegenheit, mich auf einmal wegen einer solchen Kleinigkeit von Menschen umgeben zu sehn, deren Anblick mich mit allerlei Gefühlen bestürmten.

Als wir uns gegenseitig verständigt hatten, bat der Vater um Entschuldigung und lud mich zugleich ein, Theil an ihrem Vergnügen zu nehmen. Ich nahm es an. Schon früher war ich auf dem Weg zum Kapellmeister, um ihm meine Dienste anzubieten, und immer hielt mich eine Beklommenheit davon ab. Jetzt so in seinem Zirkel zu seyn, ohne mit Petitionen und Anerbietungen angerückt zu kommen, dieß war ein zu erwünschter Augenblick für mich. Eine rosenfarbne Zukunft ging in diesem Augenblick für mich auf.

Wir waren jetzt bei der Gesellschaft. Als die ersten Begrüßungen und die Entschuldigungen meinerseits beendigt waren, ließ sich keiner in seiner früheren Unterhaltung stören. — Malchen saß mir gegenüber — ein Umstand, warum ich eigentlich nicht einen von der ganzen Gesellschaft betrachtete, denn erkühnte ich mich einmal meinen Blick aufzuschlagen, so begegnete er dem Malchens, und in den ersten paar Minuten war ich blind für alles Andre. Ich hatte mir von Malchen Confitüren und Wein aufdringen lassen, ich sage aufdringen, denn ich dachte an meine Ungerechtigkeit, etwas anzunehmen, da ich die in meinen Händen gehabten und nun wieder im Busen aufbewahrten Veilchen ihr nicht einmal angeboten hatte. —

Der Kapellmeister frug, indem er mir mit seinem Glas entgegen kam um anzustoßen: „mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?“ Ich nannte ihm meinen Namen.

„Was?!“ rief er freudig aus, „etwa der Sohn des Musikdirectors zu —?“ „Derselbe,“ erwiderte ich fast erschrocken, denn ich glaubte, es kenne hier niemand meinen Vater.

„Ei, junger Mann, seyn sie mir tausendmal willkommen!“ Hiermit präsentirte er mich der ganzen Gesellschaft als den Sohn eines seiner besten Jugendfreunde.

Wie glücklich fühlte ich mich, hier jemand zu finden, dem unser Name nicht fremd war, und dessen Erinnerung eine Freude hervorbrachte. „Alles Fragen,“ hub der Kapellmeister an, verspare ich auf morgen, wo Sie unser Gast sind. Malchen! du sorgst für Küche und Keller, denn das soll mir ein Fest werden, von meinem alten braven Freunde plaudern zu können.“

Ich nahm dankbar die Einladung an. Es wurde Abend und die Gesellschaft rückte zum Aufbruch. Alles paarte sich. Viele junge Herren boten Malchen den Arm, aber immer hatte sie noch etwas an ihrem Anzuge oder mit ihrem Bruder zu thun. Ich hatte aus Bescheidenheit sämmtliche Herren und Damen an mir vorbeigehn lassen, und war noch der einzige, welcher zurück blieb. Ich studirte eben, etwas recht Artiges beim Armanbieten zu sagen, und zupfte meine Halskrause zurecht, da — o heilige Cäcilie! — da hüpfte ein leichtfüßiger Herr an mir vorbei, und eh' ich's mich versah, hatte er, trotz allem Sträuben Malchens, ihren Arm in den seinigen geschlungen. Auf mich nahm der Mensch gar keine Rücksicht, vielleicht hat er mich in dem Augenblick für eine Statue angesehn, denn ich stand freilich unbeweglich; aber in mir hat es doch entsetzlich getobt. Malchen warf mir einen Blick zu, der, konnte ich ihn in der Dämmerung noch deutlich lesen, mir sagte: „Dir geschieht recht, warum hast du so lange gezögert!“ Ihr kleiner Bruder lief auf mich zu, um mir etwas in's Ohr zu sagen; „der Herr,“ fing er an, „der mein Malchen führt, ist aus Italien und spricht so närrisches Zeug, daß ich immer lachen muß. Malchen kann ihn aber nicht leiden, sie versteckt sich immer, wenn er kommt.“ — „Kommt er denn oft?“ wollte ich eben fragen, als Malchen sich umsah und mich bat, mich nicht zuviel mit dem Wildfang einzulassen, es sey sonst kein Auskommen mit ihm.

Der Knabe und ich waren die letzten des Zugs. Malchen ging mit ihrem Begleiter vor uns. Der Mensch ruderte mit dem Arm, wenn er sprach, man hätte glauben sollen, er hole jedes Wort aus der Luft heraus. Je finsterer es wurde, je mehr strengte ich meine Augen an, warum, wußte ich eigentlich selbst nicht; aber es war mir so sonderbar zu Muthe. — Wir waren jetzt an der Wohnung des Kapellmeisters. Alles nahm Abschied. Die Reihe kam an mich. Ein Augenblick, auf den ich mich gefreut und den ich auch gefürchtet hatte.

„Also morgen Mittag?“ erwähnte der Kapellmeister, und ich versicherte nochmals mich einzustellen. — Jetzt war Malchen los von ihrem Begleiter und trat auf die Thürschwelle. — Ich küßte ihr die Hand — wo nahm ich den Muth her? — und stürzte fort in die Nacht hinein, ohne weitern Abschied zu nehmen. —

Jede Laterne schien mir ein Stern, jeder an mir Vorübergehende der Italiäner zu seyn. Bald stolperte ich über eine Thürschwelle, bald stieß ich mich an einen Eckpfosten. Ich rannte an der Wache vorbei, die Schildwache rief ihr: „Wer da?!“ und ich antwortete: „Malchen!“ — Hätte mich ein Bekannter gesehn, er hätte mich für wahnsinnig gehalten. Ein starker Regen strömte herab, ich achtete es nicht, ich mußte ja noch einmal an ihrem Hause vorbei, um ruhig zu werden; aber ach!! durchnäßt und mit verwirrten Sinnen stürmte ich in mein Haus! —

Die Frau Rumpel trat mit ihrer Lampe neugierig in die Thür und frug: „Ei, ei! sind Sie schon wieder zurück?“ Statt aller Antwort nahm ich die Alte beim Kopf und herzte sie. „Ei, was ist Ihnen denn widerfahren, Sie sind ja ganz ausser sich?“ — „Widerfahren?“ jauchzte ich auf, — „goldnes Frau Rumpelchen, frage Sie mich jetzt nicht!“ Damit rannte ich die vier Treppen hinauf. „Gott! August, was ist dir?“ frug meine Mutter, als ich in's Zimmer stürzte. „Du bist ja ganz durchnäßt und glühst über und über!“

Ich barg mein Gesicht an ihre Brust und bat sie, nicht böse zu werden, wenn ich Alles auf die confuseste Art hervorbringen würde. Nun fing ich an, die ganze Tagesbegebenheit zu erzählen. Ich warf Alles untereinander. Malchen! Malchen! war mein Thema, über welches ich eine Ewigkeit hätte variiren mögen! —

An Schlaf war nicht zu denken, als ich mich zu Bette gelegt hatte; ich sprang auf, legte mich wieder — immer stand mir Malchens Bild vor Augen. Ein Gefühl, mir sonst so fremd, hatte mich nun mit aller Stärke umfaßt, ich konnte ihm keinen Namen geben, jeder war mir nicht heilig genug! — „Liebe!“ athmete ich auf — und in-

süßer Betäubung barg ich mein glühendes Gesicht in meine Kissen und sank Morpheus in die Arme! —

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Töchter Gretry's.

Der berühmte Componist Gretry erzählt in seiner Selbstbiographie auch dies: „Unter den verschiedenen Ereignissen meines Lebens hat folgendes den tiefsten und erschütterndsten Eindruck auf mich gemacht. Meine drei Töchter, damals in ihrem 15. 16. und 17. Lebensjahre, befanden sich auf einer Winter-Soiree bei einer mir befreundeten Dame. Als ich nach beendigter Vorstellung im italienischen Theater in den Gesellschaftssaal trat, um meine Töchter abzuholen, fand ich sie tanzend, durch die Grazie ihrer Bewegung Aller Blicke auf sich ziehend, und ihre Mutter berauscht von den Huldigungen, welche ihnen zu Theil wurden. Nicht fern von mir, im Hintergrunde des Salons, stand ein Mann von finsterem Aeußeren, der mit ernsten unverwandten Blicken meine Kinder betrachtete. Das allgemeine Interesse, welches sie durch ihr anmuthiges Wesen und ihren gefälligen Anstand erweckten, schien ihn nicht zu berühren; er sah fortwährend finster, und sich plötzlich gegen mich wendend, sagte er: „Kennen Sie vielleicht die drei hübschen jungen Mädchen?" — Obwohl ich hinreichende Veranlassung hatte, mich als Vater zu erkennen zu geben, so verschwieg ich dies Verhältniß doch, ich weiß nicht recht, warum, und antwortete nur: „Ich glaube, mein Herr, daß es Schwestern sind." — Das glaube ich auch!" sagte er; „schon seit geraumer Zeit sehe ich ihnen zu, denn es mögen jetzt wohl zwei Stunden seyn, daß sie unausgesetzt tanzen; bemerken Sie wohl, welcher Beifall ihnen von allen Seiten gezollt wird, wie sie von Jugendglanz und Liebreiz strahlen?" — Mein Vaterherz klopfte bei diesen Worten vor Entzücken, ich war im Begriff, mich zu verrathen, als der Unbekannte mit lakonischer Kälte hinzu fügte: „In drei Jahren, mein Herr, wird keines von diesen Mädchen mehr am Leben seyn!" — Der prophetische Ton, mit dem er diese Worte aussprach, machte mich erbeben. Hierauf entfernte sich der Fremde; ich wollte ihm folgen, aber wie fest gebannt konnte ich nicht von der Stelle.

Vergeblich erkundigte ich mich bei mehreren Personen nach seinem Namen; man wußte nur so viel, daß er ein Schüler Lavater's sey. Der Entsetzliche hatte nur zu wahr gesprochen; drei Jahre später hatte ich keine Kinder mehr.

C. Philippi.

Dreisylbige Charade.

Nimmt man die ersten zwei Sylben heraus
Strömt es hervor mit Zischen und Braus.
Sind sie gefallen, so schmerzen sie sehr,
Sind oft zu heilen gar mühsam und schwer.
Die dritte bezeichnet mehr schlechtes als gutes
Oft ist sie die Probe der Kühnheit, des Muthes.
Genies sind gewohnt sie häufig zu üben
Die leichten Humors das Wörtchen recht lieben.
Zur Zeit wo die Nacht durch die Straßen sich breitet
Da lärmet das Ganze, es dröhnet und läutet
Und rufet und mahnet (den's angehet) zu
Gedenke der Ordnung und leg dich zur Ruh.

Auflösungen des Blattes Nro. 63.

Anagramm: Gras, Sarg.
Charade: Immergrün.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 10. August. Verlegenheit und List, Lustsp. in 3 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Adolph und Klara, Oper in 1 Aufz. Musik von d'Alleyrac. In dem Lustspiel sahen wir Herrn Rottmayer als Wind. Er gab die Rolle leicht und gewandt, wir mögten sagen, zu leicht. Monsieur Wind ist nicht allein flink und beweglich; er ist ein durchtriebener Schelm, der es, nach Umständen, wohl bis zum Galgen bringen kann, und davon ließ uns Herr Rottmayer kaum etwas ahnen; er gab seinen Betrügereyen den Ton lustiger Einfälle, wobei zwar die Unterhaltung wenig, aber doch die Handlung Sinn und Gehalt zum Theil einbüßte. Sehr brav waren die Leistungen der Dem. Lindner (Rose) des Herrn Weidner (Krips) und des Herrn Otto (Landrath). Unübertrefflich wahr und rein komisch zugleich spielte Herr Weidner die Scene mit Carl von Wiesel (Herr Brauer) nachdem Wind mit dem Schmucke sich entfernt hat. Deutlichere Zeichen für inneres Empfinden hat die Kunst nicht, als diejenigen, womit hier Herr Weidner erst die Begierde, den Inhalt des Taschenbuchs zu er-

forschen, und später die Angst ausdrückte, welche ihn bei Wind's langem Außenbleiben ergriff. Jene Begierde zuckte in den Fingerspitzen und diese Angst erstickte ihm anfangs das Wort im Munde, bis sie sich progressiv in lautes Geschrei auflöste.

Sonntag, den 11. Hamlet, Prinz von Dänemark, Trauersp. in 5 Aufz. Nach Shakespear von Schröder. Herr Kunst spielte den Hamlet. Man weiß, daß in diesem Stück der König durch Herrn Weidner, die Königin durch Mad. Ellmenreich, Ophelia durch Dem. Lindner vorzüglich, einige andere Rollen mittelmäßig und wieder andere mangelhaft dargestellt werden. Das ist von Lange her so gewesen und mögte sich wohl erst dann im Ganzen würdiger gestalten, wenn man sich entschlösse, eine neuere Verdeutschung dieses Meisterwerks in die Scene zu bringen. Wir beschränken uns daher auf die Leistung des Gastes; müssen aber im Voraus gestehen, daß uns, nach der in der Ahnfrau erlangten Kenntniß seiner Fähigkeiten, die Wahl des Hamlet zu einer Talentprüfung etwas anmaßlich erschien. Die richtige Darstellung dieser Rolle hängt nicht von Aeußerlichkeiten ab, und doch sind es nur diese, die wir vor der Hand Herrn Kunst zugestehen können. Indessen sind uns öfter junge Schauspieler, wohl auch Alte, vorgekommen, bei denen ein gewisser Naturtrieb (Instinkt) die Einsicht in den Geist einer Rolle ersetzte; sie trafen den rechten Punkt ohne sich selbst darüber Rechenschaft geben zu können. Herr Kunst mag als Jaromir in solcher Stimmung gewesen seyn, als Hamlet war er es nicht. Im ersten Act deutete er zwar mimisch die Schwermuth an, welche ihn mit der Welt und dem Leben entzweit hat und schon im Voraus zur Geisterwelt hinüberzieht; aber schon in dem Selbstgespräch: O, schmölze doch dies allzufeste Fleisch ꝛc. (nach Schlegels Uebersetzung) war nichts mehr von jener wehmüthig-finstern Stimmung zu hören, sondern nur schreiend losbrechender Ingrimm; es schien als wäre er schon mit der Unthat vertraut, auf welche die zweite Heirath seiner Mutter folgte. Bei der Erscheinung des Geistes im zweiten Act war sein Erschrecken die abgemessene Nachahmung eines von Andern gegebenen Bildes; es war hier keine Wahrheit in seinem Spiel, und daher blieb es auch ohne Wirkung. In den Scenen mit Oldenholm, Güldenstern und Ophelia schien er es vergessen zu haben, daß Hamlet Wahnsinn heucheln will. Wir fanden in seinen Reden nur schneidenden Humor und von der Verworrenheit des Wahnsinns keine Spur. Nichtsdestoweniger folgte diesen Scenen der Beifall des Publikums, worin sich jedoch nur die Macht der Dichtung beurkundet. Am wenigsten befriedigte uns Herr Kunst in der Unterredung mit der Mutter. Die herzzerreißenden Vorwürfe strömten donnernd und mit solcher fassungslosen Hast über seine Lippen, daß ihm endlich Athem, Wort und Sinn versagten, nur die besonnene Einrede der königlichen Mutter machte sein Verstummen weniger bemerklich. Er wurde am Schluß der Vorstellung gerufen. Möge er durch diese Ehrbezeugung sich ermuntert fühlen, mit schönen Naturgaben das Nachdenken zu verbinden.

Montag den 12. (Zum Besten des Pensionsfonds.) Der Teufelsstein, romantisch-komisches Volksmährchen mit Gesang in 3 Aufzügen. Musik von Müller. Die Vorstellung erfüllte ihren Zweck: sie brachte ein ziemlich volles Haus und ergötzte allgemein, besonders aber die trockene Komik des Herrn Kastner (Taddäd'l). Catharina Farnung (Pipi) leistete alles und mehr, als man von einem Kinde erwarten kann.

Dienstag den 13. Brief und Antwort, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Französischen von Carl Lebrün. Hierauf: Der Hahnenschlag, Schauspiel in 1 Aufzug von Kotzebue. Zum Beschluß: Der Obrist, Lustspiel in 1 Aufzug. Nach dem Französischen des Scrive von Blum.

Donnerstag den 15. Der Freischütz, Oper in 3 Aufzügen von Friedrich Kind. Musik von Carl Maria von Weber.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 20. August. Das Gasthaus zur goldenen Sonne, Lustspiel.

Mittwoch den 21. Der Freischütz, Oper.

Donnerstag den 22. Der Geizige, Lustspiel. Hierauf: Die Proberollen, Lustspiel.

Samstag den 24. Elisabeth, Oper.

Sonntag den 25. Otto von Wittelsbach, Trauerspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 66. Donnerstag, 22. August 1822.

Süße Minne.

Süße Minne mag dem Leben
Ros' und Dornen wechselnd geben;
Dennoch ist Der zu beklagen
Der es nicht mit ihr will wagen!

Süße Minne ist verbunden
Mit gar blutend heißen Wunden,
Dennoch selbst im bittern Scheiden,
Paart sich Freude mit dem Leiden!

Süße Minne mag wohl sterben
Darf sie Eines nur erwerben,
Dieses Eine hält sie Oben; —
Süße Minne darf es loben!

Theodora.

Beengter Weg.

Ernste Wolkenbilder ziehn am Himmel,
Tief in ihre Wolken sinkt der Tag
Und in starrer wild verschlung'ner Gegend,
Ruft mir alles leises Grauen wach;
Heimathlos will hier der Pfad mich führen,
Wo kein Lüftchen mir Erinn'rung bringt,
Und kein Schall mein lauschend Ohr berühren,
Der dem Herzen süß befreundet klingt.

Mehr und mehr entfalten sich die Schatten,
Und des Schlummers Engel küßt die Flur;
Ich nur folge wachend meinem Schicksal,
Und die Thräne zeichnet still die Spur.
Rings umkranzt vom Gipfel steiler Höhen,
Eingeengt von Wunsch und banger Wahl,
Kann ich durch den Doppelflor nicht sehen,
Ob der Weg sich neigt zum Ruhethal.

Doch, mich soll der Wundergang nicht irren,
Nicht das rauhe ungebahnte Gleis,
Nicht die ewig ändernden Gestalten,
In des Wirkens bunt geflecht'nem Kreis;
Dorten, wo die Felsenwände dunkeln,
Ueber ihres Abhangs steiler Nacht,
Sah ich ja die Himmelslampe funkeln,
Als das Sinnbild lichtverklärter Macht.

Und wenn gleich auf sturmbewegter Welle,
Sich das Herz in seinen Träumen wiegt,
Wenn das hellbesonnte Blumenufer
Schöner Tage, nur im Rückblick liegt,
Schwebt doch über mir der lichte Bogen,
Der die Erde sanft umschlossen hält,
Der auch selbst im Spiegel dunkler Wogen,
Tröstend ruht als eine schön're Welt.

Schnell vorüber weht des Windes Eile,
Rauscht der Nachtgewölke dunk'ler Flug,
Und ich fühle gleich des Lebens Fessel,
Wie der Seele allgewalt'gen Zug, —
Jeder rasche Pulsschlag führt mich weiter,
Jedes Athmen ist der Zeit verwandt,
Ach! und von der Heimath meines Herzens,
Fühl ich mich mit jedem Schritt verbannt.

Die drei merkwürdigsten Tage meines Lebens.

Eine Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Du schliefst unruhig, lieber August!" sagte meine gute Mutter, als ich am folgenden Morgen in ihr Zimmer trat.

„Unruhig?" frug ich erröthend, denn ich fühlte wohl, daß sie Recht hatte. „Ja sehr unruhig!" wiederholte sie mit Nachdruck, „du riefst zu wiederholten Malen so laut den Namen Malchen, daß ich es in meinem Zimmer hörte. — August! August! welche Verwandlung ist in dir vorgegangen? errathe ich deine Gefühle — so — liebst du."

Ich stand betroffen, so auf einmal das zarte Geheimniß enthüllt zu sehn. Ich liebte meine Mutter, ja ich verehrte sie wie eine Heilige, und hatte kein Geheimniß vor ihr; dieß sah ich aber nicht als das Meinige an. Ich beschwor sie, Mitleid mit mir zu haben, wenn ich vielleicht den noch unbekannten Gefühlen zu sehr den Zügel schießen ließe; aber nie würde ich die Pflicht des Sohnes aus den Augen verlieren.

„So war es nicht gemeint," fiel sie lächelnd ein, „ich ehre die reinen, heiligen Gefühle, der Schöpfer legte sie ja selbst in unsere Brust; aber Sohn, sey auf deiner Hut, sey vorsichtig in allen deinen Handlungen! Es giebt keine größere Täuscherin, als Liebe und Hoffnung. Du wirst in Blicken finden, was du suchst; die unbedeutendste Handlung wirst du zu deinem Vortheil auslegen und die leiseste Berührung nimmst du als Geständniß der Liebe. — Versprich mir, keine Unvorsichtigkeit zu begehn. Ich trage um so mehr Sorge für dich, weil du noch Neuling in der Welt und in dieser wichtigen Lebensperiode bist. Sey aufmerksam auf dich selbst, lieber August!"

Dankbar küßte ich ihre Hand, obgleich ich nicht ganz den Sinn ihrer Rede verstand.

Ein Bedienter brachte ein Billet vom Kapellmeister, in welchem er mich ersuchte, einige meiner Compositionen mitzubringen. Ich verschlang beinahe die Zeilen mit meinen Augen, als ich den Brief geöffnet hatte. — Von Malchen kein Wort, aber was sollte er mir auch von ihr schreiben?! —

Ich eilte jetzt an meine Musicalien, um eine Auswahl zu treffen. Was wird ihr wohl am besten gefallen? frug ich mich bei jeder Durchsuchung meiner Musikstücke. Ich wählte und verwarf, bis ich denn endlich eine meiner Lieblingssonaten für Klavier und Violine hauptsächlich erkor, mir Malchens Beifall zu erwerben.

Die Stunde nahte herbei, ich nahm Abschied von meiner Mutter und stieg aus meiner olympischen Wohnung mit einem Herzklopfen herab, als müßte ich eine Wanderung in den Tartarus machen. „Sie haben mir ja noch nicht erzählt, junger Herr" — weiter ließ ich meine Versorgungscommissairin, die werthe Frau Rumpel, nicht kommen, denn ich war bei den letzten Worten schon auf der Straße.

Ich eilte das Haus zu erreichen, wohin mich jetzt auf einmal des Herzens mächtiger Drang so unaufhaltsam trieb; aber wie ganz anders war mir zu Muthe, als ich vor der Hausthür stand, meine Angst befiel mich wieder und Herzklopfen.

Im Zweifel, ob ich hineingehn sollte oder nicht, blieb ich einige Minuten an das Portal gelehnt stehn und schaute die Straße hinab. Ein elektrischer Schlag durchzuckte meine Nerven, der verhaßte Italiener hüpfte geradeswegs auf das Haus zu. Jetzt gilt's, dachte ich, und riß an der Schelle als stände das Haus in Flammen. Die Thür wurde schnell geöffnet.

„Ach, sind Sie's?!" sagte der Bediente lächelnd, als er mich gewahrte. Er führte mich in das Vorzimmer, mich anzumelden. Der kleine Wildfang, Malchens Bruder, saß an einem Tischchen und baute Kartenhäuser. Kaum sah er mich, als er seinen Bau zusammenstürzte und auf mich zusprang. „Du bist lange ausgeblieben!" sagte er, sich traulich an mich schmiegend. „Ich habe Malchen schon ein paarmal gefragt, wann du kämst, und da hat sie mich immer vertröstet und gesagt: ich sollte nur zum Fenster hinaussehn, sie hat auch selbst mit hinaus gesehn, aber du bist immer nicht gekommen." — Die Thür öffnete sich — ich küßte schnell den himmlischen Knaben — und der Kapellmeister trat mir entgegen.

„Willkommen, willkommen! mein lieber Sohn, Verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesem Namen empfange, aber ich liebe Sie als den Sohn meines Freundes; wir waren eine Seele zusammen. Ihre Züge, Ihre Gestalt, ganz der Vater in seiner Jugend. Ja, der Alte war ein schmucker Bursche, hatte viele Abentheuer, manchen Strauß haben wir zusammen bestanden, manchen — doch ich alter Narr komme da in's Plaudern. Komm an meine Brust, junger Mann, und fühle, wie das laute Schlagen meines Herzens das Andenken eines Freundes heiligt!"

Thränen stürzten aus meinen Augen, auch mich hatte die lebhafte Erinnerung an meinen Vater ergriffen, ich stürzte an seinen Hals. Gott! dachte ich, jetzt Malchen zur Seite — — die Thür ging auf, ich blickte mich rasch um und — der Italiener trat in das Zimmer.

„Ich habe die Ehre Ihnen hier Herrn Secci, ersten Violinisten der ***schen Kapelle, vorzustellen," sagte mein väterlicher Freund, indem er mir den Italiener präsentirte, dessen erste Frage nach Malchen war. „Sie wird in der Küche beschäftigt seyn," excusirte der Kapellmeister, und wandte sich dann wieder zu mir. „Ich denke, wir machen noch einen Spaziergang in den Garten, bis das Essen fertig ist. Sie werden verzeihen, Herr Secci, ich habe einige Worte mit meinem Freunde zu reden." Dabei nahm er mich unter dem Arm und zog mich mit sich fort, ohne sich weiter um Herrn Secci zu bekümmern. „Ein sehr zudringlicher Mensch!" fing er an, als wir in den Garten getreten waren. „Seine Empfehlungen an unsern Hof und an mich verschafften ihm den Zutritt in meinem Hause, welches sonst unter keinem Verhältniß gestattet würde. Doch davon ein andermal, erzählen Sie mir lieber die Begebenheiten Ihres Vaters, jetzt soll mich in dem Andenken an seine Asche nichts Unangenehmes stören."

Nachdem ich meine Sehnsucht, Malchen zu sehen, in den hintersten Raum meines Herzens gepreßt hatte, stimmte mich die Erinnerung an meinen Vater etwas zusammenhängendes hervorzubringen, welches ich sonst nicht im Stande gewesen wäre, da ich Malchen hinter jedem Rosenbusche, in jeder Laube zu sehen hoffte.

Es ist Ihnen bekannt daß mein Vater von guter Familie war. Sein Hang zur Musik geleitete ihn auf Universität.

„Da war es eben wo ich ihn kennen lernte, wir waren unzertrennliche Freunde, als er seine Studien vollendet hatte, trennten wir uns, und sahen uns nie wieder. Später erfuhr ich seinen Tod — doch erzählen Sie weiter!

Bei seiner Rückkunft boten sich ihm die besten Aussichten zum baldigen Avancement dar. Er wurde bei Hofe vorgestellt. Seine Gestalt, sein ganzes Wesen nahm für ihn ein. Die Maitresse des Fürsten warf ihre Augen auf ihn. — Ohne Wissen meines Vaters, denn er entging den Schlingen der Listigen, wurde eine Verbindung zu Stande gebracht, welche ihm den Weg zu den höchsten Ehrenstellen bahnen sollte. Er liebte eine Bürgerliche. Dankbarkeit fesselten ihn an sie. Sie war seine Pflegerin als er in Fieberkrankheit Wochenlang auf das Lager geworfen war. Er verwarf den Antrag seiner Familie. Enterbung und Verläumdung hatte er sich dadurch zugezogen. Ihm blieb nichts übrig als seine Kunst. Ihr widmete er sich ganz. Seine Henriette hielt nichts ab Glück und Unglück mit ihm zu theilen, und dieser Verbindung verdanke ich mein Daseyn. — Des Künstlers Laufbahn ist voll Dornen, so auch die meines Vaters. Mit vielen Widerwärtigkeiten kämpfend, gelang es ihm endlich am ***schen Hofe die Stelle eines Musikdirectors zu erhalten; aber auch hier verfolgte ihn Mißgunst und Kabale. Die Umwälzungen der Staaten brachten meinen Vater um seine Stelle. Er erkrankte und bald darauf deckte ihn die kühle Erde! — — Abgesondert von den Menschen und bloß mit der Kunst beschäftigt ward ich von ihm erzogen, und so kam es daß ich allein stand als man ihn in die Gruft hinab senkte. — Eine kleine Pension um die meine Mutter anhielt, wurde ihr abgeschlagen, und dadurch genöthigt, verließen wir einen Ort, wo für uns nur die traurigste Zukunft abzusehen war. Ich glaubte hier durch Unterrichtgeben unsere Existenz zu sichern, aber ohne Empfehlung war meine Bemühung bis jetzt vergebens, und nur der Güte einiger Menschen habe ich es zu danken, daß ich durch Notenschreiben unsern Unterhalt erwarb. —

„Wir sprechen über Ihre Zukunft ein Mehreres," sagte gerührt der Kapellmeister. „Doch kommen Sie, ich sehe dort den Fritz auf uns zulaufen, er wird wohl ein Abgesandter der Küchendeputation seyn."

„Zu Tische! zu Tische!" schrie uns der Kleine entgegen. Ihn in unsere Mitte nehmend traten wir in das Speisezimmer. Malchen war im zierlichsten Hauskleide. Mir pochte das Herz gewaltig! Herr Secci, gleichfalls Gast für diesen Mittag, saß am Clavier als wir eintraten und fantasierte. Es wurde aufgetragen. „Platz genommen!" bat der Kapellmeister, und Herr Secci setzte sich ohne Umstände Malchen zur Seite. Ich verbrannte mir den Mund an der heißen Suppe als ich vor Aerger einen Löffel voll verschluckte. Der Kapellmeister erzählte von den Abentheuern seiner Jugend. „Aber essen Sie doch!" fing er auf einmal seine Erzählung unterbrechend an. „Ich habe es gerne wenn man mir Aufmerksamkeit schenkt, aber die Hauptsache warum wir hier sitzen, müssen wir nicht aus den Augen verlieren." Malchen nickte mir zu zu essen; ich folgte dieser mächtigen Auffoderung; aber halb im Grimm verschlang ich die Speisen, denn die Brillengläser des Herrn Secci waren immer auf Malchen gerichtet, die ihre schönen großen blauen Augen so unbefangen auf ihrem Vater ruhen ließ, als kümmere sie sich nicht um die Brenngläser des Italieners, denn sie war ja die Sonne deren Strahlen sie auffaßten und wie es schien, in lichte Flammen brachte. Seine Ungedult war auffallend. Er schien kaum die Aufhebung der Tafel abwarten zu können. Als diese erfolgt war, ersuchte er Malchens Vater ihm einige Worte allein sagen zu dürfen. Der Kapellmeister führte ihn in sein Kabinett. Malchen, Fritz und ich unterhielten uns von dem gestrigen Tage, dessen Erinnerung von uns lebhaft aufgefaßt wurde. Ich mußte Malchen von meiner Mutter erzählen, die Wohnung beschreiben — ihre Theilnahme war für mich eine wahre Seligkeit. — Die Thüre ging auf und der Italiener trat heftig heraus, der Kapellmeister folgte, er griff nach seinem Hut und sagte mit einer Verbeugung und schreiendem Ton:

„Addio! Signore, vado, per livarle l'incomodo!"

„La colpa non è mia!" erwiederte der Kapellmeister, und zur Thüre draußen war der Italiener.

„Was ist Ihnen lieber Vater?" frug Malchen. „Sie scheinen aufgebracht, und Herr Secci eilte so schnell fort" —

„Nichts, nichts! mein Kind. Du wirst es schon erfahren. Wir wollen froh seyn daß wir den lästigen Menschen vom Halse haben. Ich denke

er wird mich fortbin mit seinen Besuchen verschonen. — Apropos! Haben Sie einige Ihrer Compositionen mitgebracht?" Ich überreichte sie ihm, und er durchlief sie mit einem prüfenden Blick. „Recht brav! recht brav! fahren Sie so fort; doch ich denke wir probiren hier diese Sonate für Clavier und Violine. Malchen du bist wohl so gut und assistirst." „Wenn Sie befehlen mein Vater" — „Ich befehle dir nichts, aber unserm lieben Gast wird es auch Freude machen." Sie saß schon am Clavier und hatte einige rauschende Accorde gegriffen. Er holte mir eine ächte Cremonäserin deren Ton alle übrigen übertraf die ich bis jetzt gehört hatte.

Malchen spielte mit einer Präcision, und wußte die geringe Composition so gut zu heben, daß ich in ihr die vollendetste Künstlerin erblickend, beinahe aus dem Takt gekommen wäre.

„Bravo! bravo!" sagte der Kapellmeister als wir geendet, und klopfte mir auf die Schulter. „Sie machen Ihrem Lehrer Ehre. Ganz die Manier des Vaters. Nun für ihr Fortkommen ist mir nicht bange, lassen Sie mich nur sorgen!"

Ein Bedienter brachte ein Billet von Herrn Secci. Als der Kapellmeister es gelesen rief er aus: „Schurke, das sieht dir ähnlich!" Dieser elende Mensch will heute noch fort, und das Conzert welches auf Morgen angesetzt ist, wäre dadurch unterbrochen, und weißt du warum? (er wandte sich zu Malchen), „er hat um deine Hand angehalten, will dich mir fortführen nach Italien — dieser — Doch ich hoffe meine kurze deutliche Erklärung wird ihn von dem Gedanken abbringen. Er denkt mich durch seine plötzliche Abreise in Verlegenheit zu bringen, denn er weiß daß der Fürst die Anwesenheit seiner Schwester damit feiern will und — ein vortrefflicher Gedanke! — Ja, ja! herrlich! schön! Sie mein Lieber müssen sich Morgen produziren. Keine Einwendungen, hier gilt's! Ich fahre gleich zu Seiner Durchlaucht, stelle ihm die Sache vor, und bringe alles in Ordnung. Jetzt hurtig sich vorbereitet, keine Zeit verloren. Wählen Sie sich selbst die brillantesten Sachen. Warte Italiener! ich will dir zeigen daß wir Deutsche auch etwas leisten, wenn gleich kein i oder o an unserm Namen hängt!"

Er setzte mich in keine geringe Verlegenheit. Der Gedanke an den Brautwerber brachte mein Blut zum sieden, und das Conzert machte es gerinnen; denn so plötzlich aufzutreten, vor einem solchen großen Publikum war ein sehr gewagter Schritt. — Doch der Kapellmeister ließ sich nicht davon abbringen, und selbst Malchen bat darum. Ich mußte wohl, denn hier galt es mein ganzes zukünftiges Glück; gelang es mir den Beifall des Fürsten zu erwerben, welche Zukunft hatte ich nicht zu erwarten, bei dem Einfluß des Kapellmeisters am Hofe. — Wir trafen nun eine Auswahl in den Piecen und der Kapellmeister ließ den Conzertzettel darnach einrichten. Er trieb an mir, mich gehörig vorzubereiten, und ich mußte mich trennen. Ich küßte Malchens Hand — suchte meinen Hut — und küßte sie nochmals; ich war sehr zerstreut.

„Es ist angespannt!" meldete der Diener. Der Kapellmeister eilte jetzt fortzukommen, und Malchen wünschte mir beim Abschied Glück auf den morgenden Tag. — Ach! an dem heutigen war ich ja schon gränzenlos glücklich! — Der Kapellmeister stieg in den Wagen, und ich eilte die Straße hinab. — Noch einen Blick zurück, dachte ich, und wäre ich zur Salzsäule geworden, ich hätte noch einmal umblicken müssen. Malchen stand mit Fritz am Fenster, ich grüßte, und sie nickte freundlich dankend. — Welche Seligkeit strömte aus diesem Blick auf mich!

Meine Mutter lebte ordentlich auf, als ich ihr den Besuch und die gute Aufnahme geschildert hatte, und pries sich glücklich ihren Sohn auf eine ehrenvolle Bahn treten zu sehen. Jetzt galt's. Ich stellte mir die Pracht des Conzertsaals vor, sah den Hof versammelt, die elegant gekleideten Herren und — aber o Himmel! ein Stein fiel mir aufs Herz; ein Umstand woran ich bis jetzt noch nicht gedacht hatte. Mein Gottfriedchen welches ich an hatte, war mein einziger Reichthum; wenn es sauber ausgebürstet war, sah man daß es ein recht schönes Bouteillengrün war, aber das konnte nichts helfen, ich mußte des Anstandes halber doch schwarz gekleidet seyn. Was war zu machen? Aus eignen Mitteln hätte ich den Augenblick nicht vermogt eine Saite zu kaufen, vielweniger denn einen schwarzen Anzug. Dem Kapellmeister scheute ich mich es zu sagen, denn er hatte mir schon zu viel Gefälligkeit erzeigt — aber sollte wegen dem Kleide die nun einmal eingeleitete Sache rückgängig werden? — Himmlischer Vater! dachte ich, du kleidest die Lilien auf dem Felde, gäbst du mir doch ein Kleid. —

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 67. Sonntag, 25. August 1822.

Die drei merkwürdigsten Tage meines Lebens.

Eine Erzählung.

Fortsetzung und Schluß.

Es klopfte, und meine Wirthin steckte ihren Kopf durch die halb geöffnete Thür. „Ich habe Sie vorhin so fröhlich nach Hause kommen sehn, mein scharmanter junger Herr — darf man denn erfahren wie die Sachen abgelaufen sind? Ihre Fröhlichkeit" — „Fröhlichkeit?" antwortete ich, — „ja wenn nicht neue Hindernisse in den Weg kämen!" „Hindernisse?" frug sie emsig, „wo sind Hindernisse?" Ich unterrichtete sie so weit in meinem Vorhaben, um ihr die Schwierigkeiten wegen des Anzugs zu erklären. „O wenn's weiter nichts ist!" sagte sie vergnügt und eilte zur Thüre hinaus. Ich wußte nicht was sie wollte. „Hier, junger Herr," sagte sie als sie über ein kleines wieder in's Zimmer trat, und einen Arm voll Kleider trug. „Hier bringe ich Ihnen das kostbarste Ehrenkleid worin mich mein seliger Eheherr zum Traualtar geführt hat."

Sie entfaltete ihre Kostbarkeiten. Ich mußte trotz der Verlegenheit, in welcher ich mich befand, hell auflachen, denn in diesem altdeutschen Anzuge hätte ich als Mann des vorigen Jahrhunderts gegen die jetzigen englisch und französisch gekleideten Mode-Herren entsetzlich contrastirt. — Sie meynte es gut die redliche Frau, aber mir half dies nichts. Sie wunderte sich, daß ich keinen Gebrauch von ihrem antiken Ehrenkleide machen konnte, und ging kopfschüttelnd über die jetzigen Mode-Fixfaxereien zur Thüre hinaus. — Aber was war nun zu thun? Mich an den ersten besten Schneider zu wenden, der mich nicht kannte, wäre verlorne Mühe gewesen. — Was doch so ein Läppchen, wenn man es gerade nöthig hat, für Sorge in einem hervorbringen kann!

Es klopfte schon wieder. „Herein!" und sieh da, ein Männchen, geschmeidig wie ein Aal, trat mit vielen Bücklingen in das Zimmer. „Ich habe die Ehre mich Ihnen bestens zu recommandiren; der Herr Kapellmeister, ein hochgeschätzter Kunde von mir, haben mich gebeta, ihr Ihnen hier diese Musterkarte zu präsentiren, im Falle Sie gesonnen wären mich mit Ihrem Zutrauen zu beehren" — Ich segnete im Stillen die Güte meines Freundes, und traf nun meine Auswahl. Der Kleiderkünstler versprach mir, indem er sich empfahl, den vollkommensten Anzug bis auf den morgenden Tag zu liefern. Jetzt war von dieser Seite meine Ruhe hergestellt. Nur die Angst, öffentlich aufzutreten, ließ mich die Nacht nicht schlafen. Den folgenden Morgen auf der Conzertprobe ging alles herrlich von Statten. Malchen sprach mir Muth ein, aber je näher es sich zum Abend neigte, wo die verhängnißvolle Stunde schlug, desto beklommener ward mir zu Muthe, und ich kam mir in meinem eleganten stutzerhaften Anzuge wie der Ritter von der traurigen Gestalt vor.

„Gott sey mit Deinem Unternehmen!" sagte meine Mutter als ich Abschied von ihr nahm. — Ich eilte in den Conzertsaal zu kommen, denn ich glaubte die Leute die mir auf der Straße begegneten, müßten meine Angst auf dem Gesichte lesen können.

Der Kapellmeister empfing mich beim Eintritt in den Saal, welcher prachtvoll erleuchtet, und von Zuhörern angefüllt war. Im Orchester ward gestimmt. Alles harrte auf die Ankunft der fürstlichen Familie. Die Flügelthüren rauschten, der Fürst, seine Schwester führend, trat nun in Begleitung seines Hofstaates ein. Eine Ouvertüre von Mozart begann. — Erhabener Mozart verzeih! daß ich taub bei deiner Musik geblieben bin, denn meine Beklommenheit wirkte auch auf meine Gehörnerven. Nach der Ouvertüre sollte ich mich ja produziren! Sie war geendigt — der Kapellmeister nickte mir, und ich trat, oder stolperte vielmehr mit einer Verbeugung gegen den Fürsten und das Publikum an meinen Pult. Das Klopfen des Stäbchens ging mir durch Mark und Bein. Im ersten Allegro habe ich gezittert wie Espenlaub. Ich sah auf das Publikum, ob man meine Verle-

genheit bemerkte — da erblickte ich Malchen — in ihren Mienen drückte sich deutlich die Theilnahme aus, mit der sie den glücklichen Erfolg erwartete. Als hätte das Volti Subito das Blatt in mir gewendet, so kam mir nun auf einmal der Muth. „Für sie!" dachte ich, und mein Solo begann. Der rauschendste Applaus ward mir zu Theil als ich geendigt. Der Kapellmeister drückte mir schweigend die Hand, und Malchen sah lächelnd zu mir herüber. Ich war glücklich, aber erschöpft.

Nach der ersten Abtheilung trat der Fürst mir entgegen und sagte mir viel Verbindliches, wandte sich dann zum Kapellmeister und sprach etwas leise mit ihm, dem hierauf die Freude aus den Augen leuchtete. „Sie sind heute Abend mein Gast," sagte der Kapellmeister als das Conzert geendet war und wir uns zum Aufbruch anschickten. „Der Wagen ist vorgefahren" meldete der Bediente, und ich bot Malchen den Arm. Dem guten Mädchen hatte mein Beifall Thränen entlockt.

Das Gedränge unter dem Portal war stark. Plötzlich fühlte ich mich von hinten bei der Schulter gefaßt. Ich drehte mich um, und erblickte bei der hell leuchtenden Laterne einen blinkenden Stahl, den ich mit dem Arme auffangend von meiner Brust abwehrte. Malchen schrie laut auf. Ein Tumult entstand, mein Blut strömte herab und Malchen sank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters.

„Wir haben ihn! wir haben ihn!" schrien mehrere Stimmen, und ein Kerl ward herbei geschleift dem man den Dolch aus der Hand gewandt! Er wurde der herbeieilenden Wache übergeben und fortgeführt.

Man hatte Malchen in den Wagen gehoben, und meine Wunde, die sehr stark blutete, so gut es gehen wollte, verbunden. Der Kapellmeister der vor Schrecken bebte, ein Arzt und ich stiegen nun auch ein und fuhren nach des Kapellmeisters Wohnung. Malchen hatte sich unterwegs erholt. Meine Versicherung, daß es weiter nichts auf sich habe, konnte sie nur schwach beruhigen.

Wie staunte ich, als wir in das Zimmer traten, meine Mutter hier zu finden. Der Kapellmeister hatte sie heimlich abholen lassen um mich zu überraschen, aber wie bebte sie zusammen als sie ihren Sohn mit blassen Wangen und blutigen Kleidern erblickte. „Um Gotteswillen was ist geschehen?" frug sie die Hände ringend. „Beruhigen Sie sich, liebe Mutter; nichts, gar nichts hat es zu bedeuten. Eine kleine Wunde am Arm." Der Arzt unterstützte meine Betheuerung.

Nachdem sich die erste Bestürzung gelegt hatte, meine Wunde verbunden und für nicht gefährlich erklärt ward, bat mich der Kapellmeister dem Diener zu folgen und mich umzukleiden. „Sie und Ihre liebe Mutter sind von nun an Hausgenossen, wenn Sie es zufrieden sind. —

Die Güte meines theuern väterlichen Freundes überraschte mich aufs neue, wie konnte ich ihm meine Dankbarkeit bezeugen? Ich fand keine Worte, aber ein Händedruck sagte ihm was ich empfand. Als ich mich umgekleidet kehrte ich zu der Familie zurück. Mein Arm schmerzte sehr, aber ich scherzte über das bestandene Abentheuer.

„Sie müssen ihr verlornes Blut durch neues ersetzt bekommen," sagte mein Wohlthäter, und füllte die Gläser mit burgundischem Rebensaft bis zum Rande an. „Auf das Wohl unserer neuen Hausgenossen!" Die Gläser erklangen und bald war in dem kleinen Zirkel die Ruhe wieder hergestellt.

Der Fürst schickte und ließ sich nach meinem Befinden erkundigen. Er hatte den lebhaftesten Antheil an dem Vorfall genommen. Auch hatte es sich entdeckt daß der Bandit von Secci gedungen war, den man vergebens aufgesucht, denn er hatte sich schon geflüchtet.

„Ich dachte mirs gleich daß es die heimtückische Seele war!" sagte der Kapellmeister als der Abgesandte des Fürsten wieder fort war. „Die Eifersucht über Sie" — meine Wangen glühten gleich denen Malchens — „hat diesen Schurken dazu verleitet. Doch Kinder ihr seyd ja beide auf einmal so roth geworden? Ich merke ihr seyd — nu! nu! das Blut springt Euch ja aus den Wangen! Ihr seyd beide schon ein bischen einig. Sollte der Name Sohn, womit ich Sie gestern empfing, analog auf die Zukunft gewesen seyn? Junger Mann! ich kenne Sie erst seit drei Tagen, aber was ich von Ihnen gehört und gesehen, macht Sie meinem Herzen lieb und theuer. Sie haben durch Ihren Vater schon ältere Rechte auf meine Freundschaft. Fahren Sie fort und — eine Bitte welche Sie wollen sey Ihnen gewährt!" dabei sah er schalkhaft auf Malchen die hocherröthend einer Braut glich.

„Aber alle Wetter! — den Auftrag des Fürsten hätte ich beinahe ganz vergessen," hub er aufs neue an, „Sie sind als erster Violinist und Kammermusikus angestellt, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche."

Das war zu viel auf einmal, es bahnte mir ja den Weg um Malchens Hand ohne Scheu anhalten zu können. Es durchströmte mich der Ge-

danke: was hält dich ab, jetzt wo die ganze Stimmung dazu herrscht, die Bitte zu wagen? Ich stotterte sie hervor. „Was meynst du Malchen?“ frug der Vater mit heiterm Lächeln, und Malchen sank an seine Brust. — „Da hast du sie! mein Liebstes auf der Welt!“ sagte er voll Rührung und führte sie mir zu. Der feurigste Kuß galt als Geständniß der gegenseitigen Liebe. Wir sanken zu seinen und meiner Mutter Füßen, die in Dank gegen Gott dagestanden und nun uns segnend umarmte. „Wir bleiben beisammen und bilden eine Familie“ sagte der gute Vater, erhob aufs Neue sein Glas mit dem Ausrufe: „Auf das Wohl des jungen Bräutigams!“ Fritz drängte sich jetzt zwischen uns und bob sein Gläschen und rief indem er mich freundlich anblickte: du sollst leben Herr Schwager!“ J. Dardenne.

Bericht über ein Niedersteigen in der Taucherglocke.

(Aus dem Englischen des Dr. Colladon.)

Unter den zahlreichen Anwendungen der Wissenschaften zum Behufe der Künste, ist eine der merkwürdigsten und zugleich der wichtigsten unbezweifelt diejenige, welche die Taucherglocke auf eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erhoben und sie so zu einer der nützlichsten Maschinen gemacht hat, nicht allein um die Baukunst in großen Tiefen des Meeres auszuüben, sondern auch, um die Klippen, welche den Eingang der Häfen versperren, zu zersprengen und zu vernichten, oder um kostbare Güter, welche in der Nähe der Küsten verloren wurden, aus der Tiefe des Meeres heraufzuholen.

Als ich im September des Jahres 1820 mich in Irland befand, hörte ich von der Anwendung dieser Maschine, welche zu Howth in der Nähe von Dublin seit mehreren Jahren in Gebrauch war, und von den Empfindungen derer, die sich auf den Grund des Meeres hinabgelassen hatten. Ich war sehr begierig, mich in Person von der Wahrheit der Thatsachen zu überzeugen, welche mir mitgetheilt worden waren. Es both sich mir alsbald eine treffliche Gelegenheit dazu an. Von meinem Freunde, Herrn Bald, hatte ich ein Empfehlungsschreiben an den Wasserbaumeister im Hafen zu Howth, Herrn Souter erhalten, und reiste am 8. September 1820 mit einem Freunde von Dublin nach Howth in der Absicht, mich in der Taucherglocke hinabzulassen. Das Wetter war sehr schön, der Wind jedoch heftig und unruhig. Wir bestiegen ein Boot um 11 Uhr des Morgens und gelangten in wenigen Minuten an ein Schiff, an welches die Taucherglocke befestigt war. Die Arbeiter waren gerade damit beschäftigt, den Eingang in den Hafen zu reinigen.

Die Glocke, in welcher wir herabsteigen wollten, besaß folgende Eigenschaften; sie bestand aus einem länglichen, auf eine besondere Weise geformten Kasten, welcher unten offen, sechs Fuß lang, vier Fuß breit, fünf Fuß hoch und vier Tonnen (achtzig Centner) schwer, unten drei Zoll, oben ein und einen halben Zoll stark war. Sie war in London gegossen und kostete mit den nöthigen Geräthschaften und der Luftpumpe zweihundert Pfund Sterling. Da die Glocke bei weitem schwerer ist, als die Wassermenge welche sie aus ihrer Stelle vertreibt, so sinkt sie vermöge ihres eignen Gewichts. Oben hat sie acht oder zehn Oeffnungen, in welchen eben so viele erhabene, sehr starke Gläser angebracht sind, die das Licht durchlassen. Diese Gläser oder Linsen sind vermittelst eines kupfernen Ringes befestigt, der oben auf das Glas, zwischen welchem und der Glocke eine Decke von Kitt liegt, so scharf aufgeschraubt ist, daß dasselbe luftdicht schließt. Oben befindet sich noch ein andres Loch, ungefähr einen Zoll groß im Durchmesser, welches einen langen biegsamen ledernen Schlauch in sich aufnimmt, der dazu bestimmt ist, der Glocke die vermöge einer Pumpe von oben hineingetriebene Luft zuzuführen. Im Innern der Glocke befindet sich eine Klappe, die dazu dient, die Oeffnung zuzuschließen und das Herausireten der Luft zu verhindern.

Inwendig waren zwei kleine Bänke, auf der entgegengesetzten Seite der Glocke und zwischen ihnen ein Fußbret angebracht. Von der Mitte des Dachs hingen einige starke eiserne Ketten herab, welche eine Art von eisernem Korb hielten, in welchen man die Steine und andere Gegenstände, die man heraufbringen will, legt.

(Fortsetzung folgt.)

Viersylbige Charade.

Die erste Sylbe droht Verderben
Sie schreckt den irren Wandersmann,
In der Geburt liegt schon ihr Sterben
Fängt stets ein neues Leben an.
Am Ganzen hat sie sich schon oft gerieben
Und ist dann nicht mehr was sie war geblieben.

Die zweite Sylbe ist nur klein
Und läßt sich wenig deuten,
Hört man sie im Theater schrein
Nichts Guts hats zu bedeuten.

Die beiden Letzten sind für Liebesritter
Ein Hülfgewährend Instrument,
Doch sind sie über alles bitter
Für manchen schlimmen Delinquent.
Sie sind bei Hofe wie im Stalle
Und leiten oft zum schlimmen Falle.

Das Ganze dienet uns zur Sicherheit.
Blickt himmelwärts, doch sucht es nicht zu weit.

Anagramm.

Das Wort bezeichnet dir zu jeder Zeit
Im Vorwärts wie im Rückwärts die Beständigkeit.
Der Treue Schwur gibt es als Liebes-Pfand
Und liegt als Schlüssel stets in deiner Hand.

Auflösung der Charade in Nr. 65.
Zapfenstreich.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 17. August. Der Bräutigam aus Merico, Lustspiel in 5 Aufz. von H. Clauren. Herr Größer spielte den Negationsrath von Narchenfend. Er traf den Punkt worauf es hier ankommt weit richtiger als sein Vorgänger in der Rolle. Der ganze Mensch ist nämlich eine Negation und das war es, was Herr Größer recht geschickt und ergötzlich herauszuheben wußte.

Sonntag, den 18. Der Teufelsstein, romantisch-komisches Volksmärchen in 3 Aufz. Musik von Müller.

Dienstag, den 20. (Zum Erstenmale): Das Gasthaus zur goldnen Sonne, Lustsp. in 4 Aufz. von H. Clauren (Manuscript). Vorher: Die Beichte, Lustspiel in 1 Aufz. von Kotzebue. Der Verfasser des vorgenannten Lustspiels: H. Clauren (Carl Heun) würde unserer Armuth an guten Lustspielen einigermaßen abhelfen können, wenn er weniger sorglos sein Brod bräche für die hungrigen deutschen Bühnen. Was wir heute vom ihm sahen und hörten, weckte hie und da ein Lächeln; aber es trug doch überall die Spuren der Uebereilung. Schon die Wahl von Gasthöfen zum Ort der Handlung, verräth die große Bequemlichkeit des Verfassers, womit er eine aufliegende Idee etwas gedehnt ausführte. Der Zusammenfluß verschiedener Menschen und Zwecke ist nirgends leichter zu bewerkstelligen als in Gasthöfen, und es mögen sich da zuweilen Begegnisse ereignen, die weit interessanter sind als die, welche in der goldnen Sonne uns vorgespielt wurden. Neue Charaktere haben wir unter den handelnden Personen, bis auf Mad. Lehmann, nicht entdeckt und die Situationen sind größtentheils aus andern Stücken entlehnt, wie z. B. die Verkleidung der beiden reisenden Damen, mit denselben Motiven, schon im Obrist da gewesen ist. — Die vorglänzenden Rollen im Stück sind: Mad. Lehmann, Fräulein Fanny und der Baron Hull. Die erstere wurde von Dem. Lindner aus dem Leben herausgegriffen. Ein solches Vornehmthun, bei der höchsten Armuth an Bildung und Geist, ist im Alltagsleben wohl jedem, der das Stück sah, irgendwo vorgekommen; aber wer, außer Dem. Lindner, vermögte es, alles das mit täuschender Wahrheit und mit soviel Selbstverläugnung darzustellen? Dem. Urspruch war als Fanny von dem besten Willen beseelt, leicht und lustig zu seyn. Herr Leißring glich einem Lungerer, wie Herr Hull einer ist, vollkommen, nur hatte er sich zu wenig mit dem Wort des Dichters vertraut gemacht. Die übrigen minder gangbaren Rollen wurden alle mit Fleiß gegeben.

Mittwoch, den 21. Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Friedr. v. Kind. Musik von Carl Maria v. Weber.

Donnerstag den 22. Der Geitzige, Lustsp. in 5 Aufz. Nach Moliere von Zscholke. Hierauf: Die Proberollen, Lusp. in 1 Aufz.

Theater-Anzeige.

Dienstag, den 27. August. Elisabeth, Oper.

Mittwoch, den 28. Tony, Drama. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper.

Donnerstag, den 29. Die beiden Klingsberge, Lustspiel.

Samstag, den 31. Johann von Finnland, Schauspiel.

Sonntag, den 1. September. (Zum Erstenmale): König Siegmar, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 68. Donnerstag, 29. August 1822.

Bericht über ein Niedersteigen in der Taucherglocke.

(Aus dem Englischen des Dr. Wollaston.)

(Schluß.)

Die Glocke, in welcher wir heruntergelassen wurden, war in dem Mittelpunkt an starke Taue angebunden, und ward mittelst eines beweglichen Kranichs, welcher auf dem Verdeck eines kleinen Schiffes aufgerichtet war, geleitet. Wir begaben uns, vermittelst eines Bootes unter sie und so in die Glocke, welche zu diesem Ende genugsam über die Oberfläche erhoben war. Mit uns hatten wir zwei Arbeiter.

Wir sanken so langsam, daß wir die Bewegung der Glocke nicht merkten. Jedoch sobald die Glocke in das Wasser eingetaucht war, bekamen wir an den Ohren und an der Stirn eine Empfindung von Druck, welche mehrere Minuten lang andauerte und heftiger ward. Ich empfand jedoch keinen Schmerz in den Ohren, mein Freund aber litt so sehr, daß wir genöthigt waren, eine kurze Zeit in unserm Herabsteigen anzuhalten. Die Arbeiter wiesen uns, um diesem Uebel abzuhelfen, an, die Nasenlöcher und den Mund zuzuhalten, und zu versuchen zu schlucken und den Athem auf einige Augenblicke an uns zu halten, so daß durch diese Anstrengung die innere Luft in die Eustachischen Röhren getrieben werden möge. Mein Freund versuchte dieß, fand sich jedoch durch dieses Mittel wenig erleichtert. Nach einigen Minuten begannen wir wieder niederzusteigen. Mein Freund litt beträchtlich, er ward bleich, seine Lippen waren ganz entfärbt, sein Ansehen war das eines Menschen, der eben in Ohnmacht fallen will, er athmete unwillkührlich ganz schwach, was vielleicht von der Heftigkeit der Schmerzen herrührte, zu der sich eine gewisse Bestürzung gesellte, in welche unser Zustand nothwendiger Weise versetzen mußte. Es schien mir höchst bemerkenswerth, daß ich mich gerade im entgegengesetzten Falle befand. Ich war in einem Zustand von Aufreitzung, welcher dem zu vergleichen ist, den der Genuß von vielen geistigen Getränken hervorzubringen pflegt. Ich litt keinen Schmerz; ich fühlte nur einen starken Druck rund um den Kopf, wie wenn ein eiserner Reif um denselben gelegt wäre. Ich sprach mit den Arbeitern und es ward mir sehr schwer, sie zu verstehen. Diese Schwerhörigkeit stieg zu einer solchen Höhe, daß ich nach drei oder vier Minuten sie nicht sprechen hören konnte. Ich vermochte mich selbst nicht sprechen zu hören, obgleich ich so laut als möglich sprach; selbst das große Geräusch, welches durch die Heftigkeit der gegen die Seite der Glocke anprallenden Meeresströmung hervorgebracht wird, drang nicht bis zu meinen Ohren. Ich fand demnach durch die Erfahrung bestätigt, was Dr. Wollaston in seiner scharfsinnigen und interessanten Schrift, über Unempfindlichkeit mancher Ohren gegen Laute, theoretisch erwiesen hat.

Nach einigen Augenblicken waren wir auf dem Grunde des Wassers, wo jede unangenehme Empfindung uns fast gänzlich verließ. Wir befanden uns sieben und zwanzig Fuß unter der Oberfläche. Ich gestehe, daß die Berücksichtigung der großen Tiefe verbunden mit dem Gedanken, daß, wenn der kleinste Stein oder irgend ein anderer Gegenstand die Wirkungen der Klappe verhindern sollte, die Glocke augenblicklich mit Wasser angefüllt seyn würde, nicht ermangelte, in mir auf eine kurze Zeit eine Art von Mißbehagen zu erzeugen. Einer von den Arbeitern jedoch, dem ich meine Gedanken über diesen Gegenstand mittheilte, ersuchte mich mit Lächeln, eins von den Gläsern, welche über uns waren, zu betrachten. Ich fand dasselbe in der Mitte so zerknickt, daß beständig Luftblasen hindurch drangen. Wir athmeten während unsers ganzen Aufenthaltes unter dem Wasser mit großer Leichtigkeit. Dann und wann empfanden wir eine beträchtliche Hitze. Unsere Ausdünstung war zuweilen bedeutend, zuweilen aber überfiel uns ein so dicker Dunst, daß ich verhindert ward, den mir gegenüber sitzenden Arbeiter zu sehen. Als man jedoch auf ein gegebenes Zeichen uns bestän-

dig reine Luft von oben herzuführte und zwar in so großer Menge, daß ein großer Theil von derjenigen, die in der Glocke befindlich war, mit großer Heftigkeit aus derselben heraus drang; so verschwand diese Unannehmlichkeit sehr bald. Unser Puls war nicht gereizt.

Hr. Bald, welcher zwei Tage vor mir in einer zu Howth gebrauchten Taucherglocke niedergestiegen und so gefällig war, mir seine Bemerkungen und Beobachtungen mitzutheilen, hatte ein Thermometer mit sich genommen und die Temperatur der Luft auf der Oberfläche innerhalb der Glocke drei und sechszig Grad Fahrenheit gefunden, während die Temperatur des Wassers einen Fuß über dem Grunde (d. i. neunzehn Fuß unter der Oberfläche) sechs und fünfzig Grad Fahrenheit war.

Das Licht, das wir im Herniedersteigen und auf dem Grunde des Meeres hatten, war sehr bedeutend. Herr Bald vermochte beim Niedertauchen eine große Anzahl von Fischen und andern Seethieren, welche schnell vorübereilend sich der Taucherglocke näherten, mit Leichtigkeit zu erkennen. Die Sonne schien hell und ich konnte ohne Anstrengung schreiben und lesen. Wir sammelten einige Flechten (Fucus filum, Fucus saccharinus etc.), fingen einige Seethiere und fanden einige Felsstücke, die einen interessanten Anblick gewährten, welcher auf die Entstehung hindeutete, die sie vielleicht, wie die Korallen, gewissen Thieren verdanken. Der Theil des Meergrundes, welcher keine Felsen zeigte, bestand aus Sand und Kieseln. Die Strömung des Wassers war sehr heftig. Die Farbe des Wassers, so viel man durch die Gläser sehen konnte, schien uns ein helles Grün zu seyn; in der Glocke, in welcher wir es ungefähr zehn bis zwölf Zoll hoch hatten, war es völlig farblos.

Nachdem wir uns länger als eine Stunde auf dem Meergrunde aufgehalten und die Leute mit derselben Leichtigkeit, als in der obern Luft, arbeiten gesehn hatten, gaben dieselben einige Zeichen und wir stiegen empor, völlig befriedigt von dem, was wir gesehen, und überzeugt von der Leichtigkeit und Gefahrlosigkeit dieser Arbeiten unter dem Wasser. Ehe wir hinunterstiegen, hatten die Leute ihren Korb in den Meeresgrund fallen lassen und, um denselben wiederzufinden, mußten sie sich ihrer Signale bedienen, um die Glocke nach allen Richtungen zu bewegen. Dies gewährte uns den Vortheil, mit der Weise bekannt zu werden, deren sie sich bedienten, um sich verständlich zu machen. Beym Heraufsteigen waren die Empfindungen, die wir am Kopfe hatten, von denen, die wir im Herabsteigen fühlten ganz verschieden. Es war uns, als wenn unsere Köpfe aufschwellen und als wenn sich alle Knochen aus einander geben wollten. Diese unangenehme Empfindung währte jedoch nicht lange. Wir waren in kurzer Zeit auf der Oberfläche, nicht allein sehr froh über das, was wir gesehen hatten, sondern auch über den Gedanken, daß wir glücklich aus unserm engen Gefängniß herauskamen.

Die Zeichen, deren sich die Arbeiter bedienen, sind sehr einfach; sie bestehen in einer größern oder geringern Anzahl von Schlägen, welche mit einem Hammer gegen die Wände der Glocke gethan werden und welche die Wünsche der Arbeiter bezeichnen. Man bemerkt diese Signale leicht am Bord des Schiffes, obgleich man in der Glocke kein Geräusch, was oben gemacht wird, vernimmt.

Wir müssen bemerken, daß ein Nord- und Südende an jeder Glocke angebracht ist, welches beständig von denen, die sich im Schiffe befinden, beobachtet wird, so daß jene nach ganz bestimmten Richtungen bewegt werden können, wenn sie in Süden, Norden, Westen, oder Osten arbeiten wollen.

Vermöge eines Täfelchens geben die Leute auch ihre sonstigen Wünsche zu erkennen, wofür, wenn sie zu erfüllen sind, sogleich gesorgt wird, oder man gibt denen unten ein Zeichen, daß dieß nicht möglich ist. Dieß geschieht mittelst eines Bindfadens, dessen eines Ende in die Glocke und das andere auf dem Verdeck angebracht ist. Durch die oben angegebenen Zeichen wird es möglich gemacht, daß die Glocke von einem Orte zum andern zum Aufsuchen der Steine bewegt werde. Dieß geschieht, indem die Glocke wenige Fuß über den Meeresgrund erhoben wird und sich dann, da das Schiff fest vor Anker liegt, nach jeder beliebigen Richtung hin bewegen läßt. Sobald ein großer Stein entdeckt ist, wird ein Zeichen gegeben, die horizontale Bewegung hört auf und die Glocke sinkt auf den Stein. Sollte die Glocke ein wenig schief stehen, so können sie die Arbeitsleute, indem sie auf dem Meeresgrunde stehen und mit ihren Rücken gegen die Glocke andrücken, einen oder zwei Fuß nach irgend einer Richtung hin bewegen, da sie an einem Ausleger in einer gewissen Höhe vom Verdeck des Fahrzeugs angehängt ist.

Die Leute zu Howth sind besonders damit beschäftigt, den Eingang in den Hafen zu reinigen. Sie werden nach dem Tonnengewicht der Massen bezahlt, die sie ausgraben und heraufschaffen, näm-

lich sechs Schilling sechs-Pence für die Tonne (zwanzig Zentner) sehr harte Steine, welche vornehmlich mit Schießpulver gesprengt werden müssen, fünf Schilling fünf Pence für leichter auszugrabende Steine und vier Schilling für einzelne Steine, Kiesel und Schlamm. Nach dieser Taxe können sie, nach einem allgemeinen Ueberschlag für das ganze Jahr, jede Woche zwanzig Schilling verdienen. Die Masse Felsstücke, die vier Männer täglich heraufbringen können, beträgt drei eine halbe Tonne, und einzelne Steine fünf eine halbe Tonne.

In Irland befolgt man folgende Methode, um die Felsen mit Hülfe der Taucherglocke zu sprengen.

Drei Männer sind in der Taucherglocke angestellt; einer hält den Stößer oder das Bohreisen, die andern beiden schlagen mit Hämmern in heftigen Schlägen wechselsweise darauf. Sobald ein Loch von der nöthigen Tiefe gebohrt ist, wird eine blecherne, mit Schießpulver gefüllte, zwei Zoll im Durchmesser und einen Fuß in der Länge haltende Patrone hinein gesteckt und Sand darauf gefüllt. Oben auf die Patrone ist eine blecherne Röhre aufgelöthet, an deren obern Ende sich eine messingene Schraube befindet. Die Taucherglocke wird dann langsam in die Höhe gezogen und es werden immerfort Blechröhren mit messingenen Schrauben angesetzt, bis die Röhren etwa zwei Fuß über die Oberfläche des Wassers herausgehen.

Nach der alten Art zu verfahren ward die Röhre, wie der Zunder einer Mine mit Pulver angefüllt, und angebrannt. Aber sehr häufig schmolz die Hitze die Löthung der Röhre und das eindringende Wasser löschte das Feuer aus. Nach der verbesserten Methode wird die Röhre leer gelassen; der Arbeiter, dessen Geschäft es ist, die Patrone anzuzünden, befindet sich in einem Boote in der Nähe der Röhre und auf die Spitze derselben ist ein Stück Schnur angebracht, welches er in seiner linken Hand hält. Auf dem Boot hat er ein Gefäß mit kleinen Stückchen glühenden Eisens, davon nimmt er eins mit einer Zange, läßt es in die Röhre herabfallen und dieses entzündet sogleich das Pulver und der Felsen wird zersprengt. Ein kleiner Theil der Röhre, welcher der Patrone zunächst liegt, wird zerstört, der größte Theil aber, welcher durch den Bindfaden gehalten wird, wird zu fernerem Gebrauche erhalten.

Die Arbeiter im Boote erhalten durch die Explosion keinen Stoß; die ganze Wirkung besteht in einem plötzlichen heftigen Aufbrausen des Wassers, welches sich von der Explosion herschreibt. Diejenigen aber, die auf der Küste stehen oder auf einem mit dem zu zersprengenden in Verbindung stehenden Felsen, fühlen eine heftige, dem Stoß eines Erdbebens ähnliche Erschütterung. Das Wasser muß jedoch, wenn dieß sicher geschehen soll, eine gewisse Tiefe besitzen; Herr Bald nimmt wenigstens zwölf Fuß an.

Die Arbeiter können sich nicht herablassen und arbeiten, wenn die See sehr ungestüm ist, indem die Meereswogen sie verhindern, sich auf den Meeresgrund niederzulassen, ja sie werden häufig durch die sogenannten Grundströmungen beunruhigt, wenn es auf der Oberfläche ganz ruhig ist. Dieß ist ein sicherer Vorbothe von einem heftigen Ostwinde, welcher in der Regel bald darauf eintritt, wenn er nicht auf der andern Seite der Meerenge, zu derselben Zeit, bereits herrschend ist. Die beste und bequemste Zeit zum Niedersteigen ist die Ebbe, wenn weniger Druck vorhanden ist, indessen ziehen auch einige, die dazu besondere Lust haben, vor, während der Fluth niederzusteigen, damit sie sagen können, sie seyen zwanzig oder dreißig Fuß unter dem Wasser in der Taucherglocke gewesen.

Die Arbeitsleute sind gewöhnlich fünf Stunden des Tages unten in der Taucherglocke ohne herauf zu kommen; und im Sommer ist die eine Abtheilung der Arbeitsleute jeden Tag zehn Stunden unten und die andere Abtheilung fünf Stunden und so abwechselnd. Sie arbeiten zu allen Jahrszeiten und empfinden nur geringen Unterschied in der Temperatur. Das Wasser ist im Winter kühler und, wenn sie herauf in die atmosphärische Luft kommen, finden sie es noch kälter, indem sie sich bei ihrer Arbeit unten erhitzt haben.

In der Regel klagen sie nicht über Kopfschmerzen, diejenigen ausgenommen, welche dabei noch Neulinge sind, die daher so und auch an den Ohren mehr leiden; allein diese Empfindung verliert sich bald ganz. Sie haben in der Regel erschlaffte Eingeweide, was mir davon herzurühren scheint, daß ihre Füße beständig naß und kalt sind. Einer von den Arbeitern litt gerade sehr an einer Eingeweidekrankheit, welche, so oft er hinunter kam, sich verschlimmerte. Wenn Herr Souter niedersteigt, befallen ihn gewöhnlich sehr starke Ausleerungen und er bekömmt einen sehr vermehrten Appetit. Er findet es immer sehr heilsam, geistiges Getränk zu sich zu nehmen, wenn er herauf kömmt. Die

Zeit kömmt ihm nie lang vor, wenn er sich unten aufhält, und er ist oft sieben Stunden unter dem Wasser gewesen ohne heraufzusteigen, und glaubte selten, halb so lange unten gewesen zu seyn.

Keiner von den Menschen wird taub und man kann wohl in einigen Fällen dieß für ein Heilmittel dieser Krankheit ansehn.

Einmal gab es einen Arbeiter, wie mir Herr Souter erzählte, der sehr an seinen Athmungsorganen litt, als er jedoch anfing in der Taucherglocke niederzusteigen, ward er dadurch vollkommen geheilt.

Die Taucher sind in der Regel sehr rüstig und gesund; ihre schwere Arbeit macht ihnen einen guten Unterhalt nöthig, den ihnen drei Hauptmahlzeiten täglich gewähren; Thee, Brot, Butter, Eyer, Speck, Kartoffeln und Fische machen ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel aus. Den geistigen Getränken sind sie nicht eben sehr ergeben. Ein wenig davon ist ihnen aber höchst nöthig und es gehört viel dazu, sie sehr zu reizen.

Contraste.

Herr Barry O'meara, vormals (englischer) Wundarzt Napoleons auf St. Helena, erzählt in seinem kürzlich zu London herausgekommenen, für die Geschichte merkwürdigen Tagebuch aus jener Zeit, wovon bereits der 1ste Band einer deutschen Uebersetzung in der Cotta'schen Buchhandlung erschienen ist, folgendes:

Am 5. May (1816). Napoleon ließ mich gegen 9 Uhr durch Marchand (seinen ersten Kammerdiener) holen. Ich wurde durch die Hinterthüre in sein Schlafzimmer eingeführt, von dem ich hier so umständlich und genau als möglich die Beschreibung liefern werde. Es war etwa 14 Fuß lang, 12 Fuß breit, und 10 oder 11 Fuß hoch. Die Wände waren mit braunem Nankin überzogen, und mit gewöhnlichem grünem Papier eingefaßt. Zwei kleine Fenster ohne Ziehscheiben hatten die Aussicht auf das Lager des 53sten Regiments, und das eine davon war geöffnet, und mit einem geschnittenen Holzstück befestigt. Die Vorhänge bestanden aus langer weißer Leinwand. Ferner war hier ein kleines Kamin, ein elender Kaminrost, und Feuereisen zum Handhaben des Holzes, mit einem armseligen hölzernen, weiß angestrichenen Kamingesims, auf welchem eine kleine Marmorbüste seines Sohnes stand. Ueber dem Kamingesims hing ein Gemälde von Marie Louise, und vier oder fünf von dem jungen Napoleon, wovon das eine von der Hand der Mutter gestickt war. Etwas mehr rechts hing auch ein Miniaturgemälde von der Kaiserin Josephine, und links war die Weckuhr Friedrich des Großen, die Napoleon zu Potsdam erhalten hatte, aufgemacht. Rechts hing die Consularuhr mit dem eingegrabenen Buchstaben B an einer Kette von geflochtenen Haaren von Marie Louise, an einer in den Nankinüberzug eingehefteten Stecknadel. Der Boden war mit einem verbrauchten Teppich belegt, der früher das Speisezimmer eines Lieutenants von der Artillerie von St. Helena geziert hatte. In der Ecke rechter Hand stand das kleine eiserne Feldbett, mit grünen seidenen Vorhängen, auf dem Napoleon auf den Schlachtfeldern von Marengo und Austerlitz geruht hatte. Zwischen den Fenstern stand ein elender verbrauchter Kasten mit Schiebladen; und links neben der Thüre, die in das nächste Zimmer führte, war ein alter Bücherkasten mit grünen Vorhängen. Vier oder fünf grün angestrichene Sessel mit aus Rohr geflochtenen Sitzen standen an verschiedenen Stellen im Zimmer. Vor der Hinterthüre stand ein Feuerschirm mit Nankin überzogen, und zwischen diesem und dem Kamin ein altmodischer Sopha mit einem weißen langen Ueberzug, auf dem Napoleon ruhte. Er war in seinen weißen Schlafrock und in weiße weite Hosen, die zugleich in Strümpfe übergingen, gekleidet. Um seinen Kopf hatte er ein buntrothes Madrastuch, und sein kurzer Hemdekragen war offen, ohne Halstuch. Seine Haltung war melancholisch und angegriffen. Vor ihm stand ein kleiner runder Tisch mit einigen Büchern, und an dessen Fuß lag auf dem Fußteppich untereinander ein Haufen solcher Bücher, die er bereits durchlesen hatte, und unten am Sofa, ihm gegenüber, war ein Gemälde der Kaiserin Marie Luise, die ihren Sohn in den Armen hatte, aufgestellt. Vor dem Kamin stand las Cases, der die Arme über die Brust zusammen gelegt hatte, und in einer Hand mehrere Papier hielt. Von aller der früheren Pracht des einst so mächtigen Kaisers von Frankreich war nichts als ein schöner Waschtisch mit silbernem Becken und einem Wassergefäß von dem gleichen Metall, in der Ecke linker Hand, vorhanden.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunſt, Literatur und Poeſie.

Nro 69. Sonntag, 1. September 1822.

Sommers letzte Roſe.

(Nach Thom. Moore.)

Des Sommers letzte Roſe
    Seh' ich dort, einſam, blüh'n:
Schon ſanken die Gefährten
    Entlaubt und welk dahin.
Ach! kein befreundet Blümchen,
    Kein Knöſpchen rings umher;
Der Duft, den ſie verhauchet,
    Dünkt mich von Seufzern ſchwer.

Nicht länger ſollſt du weinen
    Hier auf dem öden Strauch:
Die Schweſtern ſind entſchlummert,
    So ſchlumm're du denn auch.
Hinſtreu' ich deine Blätter,
    Hier am verwandten Ort,
Wo alle deine Lieben
    Entfärbt ſchon, und verdorrt.

So möcht' auch ich entweichen,
    Wann Freundſchaft mir entweicht,
Und von der Liebe Sonne
    Der letzte Strahl verbleicht!
Wenn treue Herzen ſcheiden,
    Wenn all' die Theuern flieh'n:
Wer möchte dann auf Erden
    Wohl noch allein verzieh'n?

Die Tonkunſt.

(Von F. W. Krampitz.

Find' ich keine Sprache, zu verkünden,
Was die tiefbewegte Seele fühlt?
Könnt' ich der Gefühle mich entbinden,
Deren Strom mein Innerſtes durchwühlt?
Wehmuth wechſelt in mir und Entzücken,
Gebt mir Töne, alles auszudrücken,
Harmonien, dieſe Götterluſt
Mitzutheilen einer gleichen Bruſt.

Alſo ſprach der Sterbliche, da ſchwebte
Göttin Tonkunſt hehr und licht herab,
Und ein ſüßer Wonneſchauer bebte
Durch die Bruſt, berührt vom Zauberſtab,
Den ſie in den Roſenfingern haltend,
Ueber Jenem ſchwang allmächtig waltend,
Ihm, der Unausſprechliches empfand,
Ward gelöſt der Junge feſtes Band.

Eine Stimme fand die junge Freude,
Leicht geflügelt tönte nun der Scherz,
Laute lieh die Tonkunſt hier dem Leide,
Dort dem ſtummen, namenloſen Schmerz.
Und in lieblichen Accorden klangen
Hoffnung, Liebe, Sehnſucht und Verlangen,
Und veredelt ward die Leidenſchaft
Durch der Tonkunſt laute Götterkraft.

Als die Seelen ſolche Sprache fanden,
Fühlten ſie dem Himmel näher ſich,
Als ſie ſo einander ſich verſtanden,
Pochten aller Herzen wonniglich;
Und bezaubert von der Macht der Töne,
Schwang den Fuß im Tanz die junge Schöne,
Die des raſchen Jünglings Arm umſchlang,
Und mit ihm ſich durch die Reigen ſchwang.

Die Begeiſt'rung ſchuf ſich Melodien,
Seine Lyra rührte Amphion,
Und durch ſeelenvolle Harmonien
Ward erweicht der Wildniß rauher Sohn,
In dem Tempel am geweihten Orte
Wurden Lieder die beſeelten Worte,
Die die Andacht in der frommen Schaar
Knieend ſang am feſtlichen Altar.

Heil mir, ich vermag es zu verkünden,
Was die tiefbewegte Seele fühlt,
Kann der Hochgefühle mich entbinden,
Wenn ihr Strom mein Innerſtes durchwühlt,
Kann von Freundſchaft und von Liebe ſingen,
Und auf der Begeiſt'rung raſchen Schwingen
Mich erheben zu dem Weltengeiſt,
Den mit mir der Cherub ſingend preiſt.

Digitized by Google

Griechische Sitten.

Unter dem warmen griechischen Himmel fühlen die Mädchen frühzeitig die leidenschaftlichen aber bei ihnen sehr zurückhaltenden Bewegungen der Sehnsucht zu einem geliebten Gegenstande. Um ihre Unruhe zu beschwichtigen, werfen sie sich gerne dem Aberglauben in die Arme, der ihnen allerlei unschuldige Mittel angiebt, wodurch die Neugierde wenigstens zum Schein befriedigt werden kann. Sie wünschen zu erfahren, ob der Gegenstand ihrer Liebe ihr Gatte werden wird, oder wann das Herz noch frei ist, wie der Mann aussehe, den Hymen ihnen bestimmt hat? Hierüber Gewißheit zu erhalten, wenden sie sich an den heiligen Johannes den Täufer, der in diesem Punkt der Schutzpatron aller Griechinnen ist. Den Abend vor dem Fest dieses Heiligen versammeln sie sich, um seine Orakel zu vernehmen, welche die Stelle der Aussprüche des delphischen Apollo eingenommen haben. Zuerst lassen die Mädchen aus der nächsten Cisterne Wasser holen, wobei die Vorsicht zu beobachten ist, daß die Person, der sie dieses Geschäft übertragen, schweigend, wie dringend auch irgend ein Zufall zum Sprechen auffordern möchte, das geheime Wasser schöpfe. Mit demselben wird ein großes Gefäß angefüllt, welches so eingerichtet seyn muß, daß der Deckel verschlossen werden kann, und jedes Mädchen legt in dasselbe einen Apfel, den sie sorgfältig bezeichnet, um ihn wieder zu erkennen; hierauf wird es verschlossen und auf die Terrasse des Hauses oder einen sonstigen hochliegenden Ort getragen, wo es die Nacht hindurch unter freiem Himmel stehen bleiben muß. Den andern Morgen, d. h. am Johannesfeste, kommen die Mädchen nach dem Gottesdienste abermals zusammen, und beten zum heiligen Johannes, den sie zum Vertrauten ihrer Herzensangelegenheit machen; darauf wird das Gefäß sorgfältig, mit religiöser Feierlichkeit herbei gebracht, und geöffnet. Jedes Mädchen gießt etwas von dem geheimen Wasser in ein Gefäß und legt ihren Apfel, der aber bestimmt der ihrige seyn muß, hinein. Dreimal wird das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht, wobei folgende Worte gesprochen werden: „Großer heiliger Johannes, gieb, daß wenn ich N. N. heirathen soll, dieses Gefäß sich rechts umdrehe, laß es aber links sich wenden, wenn er mein Gatte nicht werden soll." Das Mädchen, so dieses Gebet verrichtet hat, faltet hierauf die Hände, so daß die Daumen in die Höhe und von einander entfernt stehen; eine von ihren Freundinnen stellt sich ihr gegenüber und faltet die Hände auf die nämliche Art. Jetzt wird das Gefäß auf die vier Daumen gestellt und ermangelt nicht, alsobald sich rechts oder links zu drehen und dadurch die vorgelegte Frage auf das bestimmteste zu beantworten. Die übrigen Mädchen vernehmen das Orakel auf die nähmliche Art, indem eine nach der andern das Gefäß mit dem geheimen Wasser auf die Daumen stellen läßt. Daß man die Antwort für unfehlbar halte, zeigt schon die religiöse Feierlichkeit, mit welcher man die Cerimonie verrichtet. Wollte man den Griechen sagen, daß die Unruhe der Mädchen, die bis in die Fingerspitzen dringt, mehr Antheil als der heilige Johannes an dem Herumdrehen des Gefäßes habe, so würde man bei ihnen eben so übel wegkommen, als bei unsern neuen deutschen Mystikern, wenn man ihre Grillen durch den gesunden Menschenverstand bestreiten wollte.

Bei diesem ersten Versuche, die Zukunft zu erforschen, lassen es die Griechinnen an diesem Tage nicht bewenden. Nach jener Probe waschen sie sich mit dem mystischen Wasser, worin die Aepfel geschwommen haben, gehen sodann in die Straße und der erste Mann, dessen Namen sie hier aussprechen hören, ist der ihnen vom Schicksal bestimmte Gatte.

Da die Griechen es für eine Pflicht gegen die bürgerliche Gesellschaft ansehen, sich jung zu verheirathen, so brauchen die Mädchen das Johannisfest nicht oft auf diese Weise zu feiern. Die jungen Männer eilen, sich mit den reizenden Geschöpfen zu verbinden, die ihre eigenen Herzen und nie ihre Aeltern ihnen ausgesucht haben. Die Ehen werden hier aus Liebe geschlossen und höchst selten mischt sich niedriger Eigennutz in eine Angelegenheit, die nur von dem verworfensten Menschen als eine Art von Erwerb oder als ein Mittel zum Fortkommen angesehen werden kann. Nur in den reichen Handelsstädten, wo Alles seinen Preis hat und nach dem groben Gewinn berechnet wird, werden Ehen aus Convenienz geschlossen. Auf den kleineren Inseln des Archipelagus und in den Thälern der Halbinsel, die vom Meere und vom Handel entfernt sind, hat man keinen Begriff davon, daß es eine Art giebt, sein Glück zu machen, die durch Uebernahme eines häuslichen Unglücks erworben wird. Daher haben auch Ehescheidungen ob sie gleich bei den Griechen erlaubt sind, selten anderswo Statt als in den großen Handelsstädten und auch hier wieder ausschließlich nur in der reicheren Classe der Einwohner, bei denen kaufmännische Speculationen die Stelle der Gefühle vertreten; bei den Insulanern sind Scheidungen außerordentlich selten.

Die dichterische Schönheit, welche sich ins Leben der Alten mischte, und die Grazien, welche

selbst bei der jubelnden Freude der Griechen ihr Recht behaupteten, dürfen gegenwärtig nicht mehr unter den Neugriechen gesucht werden. Indessen ist ungezwungene und behagliche Heiterkeit, nach wie vor den Bewohnern dieser Gegend eigen.

Wären nicht die Türken unter eben diesem Himmel ein Volk von finsterem Sinn und schwerfälligem Gemüthe, so möchte man glauben, daß hier das Klima nothwendig die Seele zu einem ungetrübten Frohsinn stimmen müsse. Denn auch bei andern Völkern, die nicht von den Griechen abstammen, findet man die Fröhlichkeit wieder und wenn immer sie etwas roh ist, so erhält sie doch dem Volke eine gewisse Lebendigkeit, die mehr werth ist, als die thaten- und freudenlose Bildung mancher andrer Völker.

Wir erwähnen unter den Spielen der Griechen zuerst ihre Tänze, von denen mehrere sich aus dem Alterthum erhalten haben, während Verfassung Religion und Sprache eine völlig veränderte Gestalt erhielten. Durch diese Beständigkeit gewinnen selbst frivole Gewohnheiten ein ernsthaftes Ansehen, indem der Philosoph wie der Gesetzgeber, aus denselben fruchtbare Regeln für Beurtheilung und Behandlung der Völker wird ableiten können.

Blühende Jünglinge dort und vielgefeierte Jungfrau'n
Tanzten den Ringeltanz, an der Hand einander sich haltend.
Schöne Gewand umschlossen die Jünglinge, hell wie des Oeles
Sanfter Glanz, und die Mädchen verhüllete zarte Leinwand.
Jegliche Tänzerin schmückt' ein lieblicher Kranz, und den Tänzern
Hingen goldene Doich' an silbernen Riemen herunter.
Kreisend hüpften sie bald mit schöngemessenen Tritten
Leicht herum, so wie oft die befestigte Scheibe der Töpfer
Sitzend mit prüfenden Händen herum dreht, ob sie auch laufe;
Bald dann hüpften sie wieder in Ordnungen gegen einander.
Zahlreich stand das Gedräng' um den lieblichen Reigen versammelt,
Innig erfreut; auch zween Haupttummeler tanzten im Kreise,
Nach dem Gesang' anhebend, und drehten sich in der Mitte [1]).

Diesem altgriechischen Tanz glaubte Herr Sommini auf dem Lande bei Canna auf der Insel Candia (Creta) wieder zu finden. Die Romeca, sagt er, ist ein mit Gesängen untermischter Tanz den die heutigen Griechen von ihren Vorfahren geerbt und beinahe ganz so, wie er einst war, beibehalten haben. Er ist einfach und edel; Homer hat in dem 18ten Gesange der Iliade eine Beschreibung davon geliefert. Sein Alter macht ihn ehrwürdig, aber wenn man ihn ohne Vorurtheil sieht, so kann man nicht läugnen, daß er zu ernsthaft und wenig fröhlich ist, was doch bei ländlichen Tänzen am ersten Statt finden muß. Auch der Gesang hat keinen raschen Gang, sondern ist langsam und schmachtend, und wird bei der Gewohnheit der Griechen, durch die Nase zu singen, noch schleppender."

Wir haben die Homerische Beschreibung vorangesetzt, weil sie in der That so einfach und verständlich ist, daß es nicht schwer seyn kann, jenen alten Tanz, wenn er sich erhalten hat, auf den ersten Blick wieder zu kennen. Weniger kann man sich aber wundern, daß dieser einfache Tanz sich erhalten hat, als es auffallend ist, noch gegenwärtig pantomimische Tänze in Griechenland zu finden deren Stoff aus der alten Fabel genommen ist. So tanzt man auf Creta noch einen Tanz, welcher das Labyrinth und die Befreiung des Theseus durch den Faden der Ariadne vorstellt. — Ein anderer noch üblicher kriegerischer Tanz, der Pyrrhische, soll sich vom König Pirrhus von Epirus herschreiben. Auch der jonische Tanz, den man häufig in Smyrna und Klein-Asien sieht, soll antik seyn.

Alles, was zur Kunst der Nachahmung gehört, ist in Griechenland vorzüglich beliebt, und der gesellschaftliche Zeitvertreib beruht am häufigsten auf theatralischen Tänzen und mit Gesang begleiteten Pantomimen, die aus dem Stegreif aufgeführt werden. Es ist nicht selten, daß alle Anwesende Theil daran nehmen und ohne lange Verabredung Thaten aus der alten Fabelwelt, Familienscenen oder Anekdoten und satyrische Geschichten von lebenden Personen darstellen. Die Griechinnen zeichnen sich sich in diesen Spielen durch ein angebornes Schauspielertalent aus. Indem sie die natürliche Schüchternheit ihres Geschlechts ablegen, werden sie nach und nach belebt und drücken verschiedene Leidenschaften mit bewunderungswürdiger Vollkommenheit und Stärke aus.

Außer den Tänzen haben die Griechen eine Menge Gesellschafts-Spiele, die sich größtentheils aus dem Alterthume erhalten haben, und die auch im übrigen Europa bekannt genug sind, ohne daß die muntere Jugend im Spiele daran denkt, daß sie antike Gebräuche wiederholt. Zu diesen Spielen gehören: Paar oder Unpaar, das Knöchelspiel, der Kreusel, das Fingerspiel oder die in Italien

1) Homers Ilias von J. H. Voss. Tübingen 1806. Ges. XVIII, v. 593 ff.

beliebte Myra, Blindekuh, der kleine Mann lebt noch und dergleichen mehr.

Man wird nicht leicht ein Volk finden, das Lebenslustiger wäre, als die Griechen; läßt man sie spielen, und schmeichelt man ihre Eigenliebe die sich noch immer in der Erinnerung an die alte Zeit gefällt, so kann man sie wie Kinder leiten. Was ihren stets unruhigen, lebhaften Geist, wenn auch nur auf Augenblicke beschäftiget, das ist ihnen lieb; und können sie mit dem Spiele wechseln, so sind sie doppelt froh. Nur immer etwas Neues wollen sie, das ihre Einbildungskraft reizt und ihre Leidenschaften in Bewegung setzt, und nichts ist ihrer Natur mehr zuwider, als ein schwerfälliger Ernst, der arm an Erfindung, sich gedankenlos mit dem Alten begnügt. Sie wollen nicht bloß in Wiederholungen der Vergangenheit nur ein nachgeahmtes Leben führen; sie wollen die Gegenwart in erneuerter Gestalt genießen, und sich ein eigenes Leben bilden. Daher konnten sie unmöglich von einer ihnen mehr entgegengesetzten Nation unterjocht werden, als von den Türken, die, wie in Apathie versteinert, auf alle Individualität auf immer Verzicht geleistet zu haben scheinen. Ein frohes, gebildetes Volk kann die Griechen wieder zu Helden machen; Barbaren aber nur ihrem gegenwärtigen Krämergeist, ihrer List und ihrem Aberglauben Nahrung geben.

Räthsel.

Ich kenn ihn nicht, der mir das Leben
Im grauen Alterthum gegeben,
Und auch mein wahres Vaterland
Blieb mir beständig unbekannt;
Doch sagt man, sey's gedruckt zu lesen,
Daß ich am weltberühmten Strand
Des Nieles sey zuerst gewesen,
Weil mich, wie dort der Isis Bild
Geheimnißvolle Nacht umhüllt.
Erräthst Du jezt noch nicht mein Wesen,
So such' auf einer andern Spur.
Ich bin von mystischer Natur,
Mich hüllet, wie die zarte Liebe,
Der wunderbarste Schleier ein,
Und wenn er ungelüftet bliebe,
So würd' ich immer reizend seyn:
Doch wagst Du es ihn mir zu rauben,
So welket schnell mein Reiz dahin,
Und darf man weisen Männern glauben,
So bist Du selbst Dir, was ich bin.

Auflösungen des Blattes Nro. 67.

Charade: Blitzableiter.
Anagramm: Stets.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 24. August. Fanchon, Oper in 3 Aufz. von Kotzebue. Musik von Himmel.

Sonntag, den 25. Otto von Wittelsbach, Schauspiel in 2 Aufzügen von Babo. Es ist wohl gut, wenn ein solches gediegenes Stück auf dem Repertoir erhalten wird; aber betrübend ist es, zu sehen, wie so manche Rolle darin, durch die gleichgültige Behandlung der Darsteller, in Nichts zusammenfällt. — Obgleich die heutige Vorstellung von wesentlichen Fehlern in ihrem Gange frei blieb, so können wir doch nur die Leistung des Herrn Weidner (Otto) als Kunstwerk anerkennen und rühmen.

Dienstag, den 27. Elisabeth, Königin von England, Oper in 2 Aufzügen. Musik von Rossini. Die Vorstellung wurde mit gleicher Präcision wie die frühere (am 8. August) gegeben, ohne derselben glänzenden Erfolg, was wir einzig und allein der trivialen Komposition zuschreiben, von welcher man, bei einer kunstreichen Ausführung, wohl einmal überrascht und hingerissen werden kann; in der Wiederholung aber die Mängel nicht leicht übersieht.

Mittwoch, den 28. Tony, Drama in 3 Aufzügen von Theodor Körner. Hierauf: der neue Gutsherr, Oper in 1 Aufz. Musik von Bojeldieu. In dem Drama spielte Herr Rottmayer den Gustav von Ried mit der jugendlichen Wärme des Gefühls welche die Rolle fodert. Ein wenig zu viel Neigung zur Declamation war indeß an einigen Stellen wohl zu bemerken.

Donnerstag, den 29. Die beiden Klingsberg, Lustspiel in 5 Aufzügen von Kotzebue.

Theater-Anzeige.

Montag, den 2. Septemb. Das Gasthaus zur goldnen Sonne. Hierauf: Nummer 777.
Dienstag, den 3. Die Waise und der Mörder.
Mittwoch, den 4. Die Vestalin.
Donnerstag, den 5. Don Carlos.
Freitag, den 6. Die Hochzeit des Figaro.
Samstag, den 7. Die Reise nach Dieppe. Hierauf: Der Obrist.
Sonntag, den 8. Der Freischütz.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 70. Freitag, 6. September 1822.

Vesperstunde.

(von Fr. Brun, geb. Münter.)

Vesperstunde,
Fried' im Munde,
Tönst du in das Abendlicht;
Jedes Quälen
Banger Seelen
Sanft dein Läuten unterbricht.

Gottesfrieden
In die müden
Seelen zieh' im Läuten ein!
Abendröthe,
Zum Gebete
Leih' uns deinen letzten Schein!

Leicht durchdringet,
So beschwinget,
Unser Fleh'n des Aethers Blau;
Heil'ger Thränen
Stilles Sehnen
Steigt empor im Abendthau.

Herbstnächte.

Grab und Mond.

Silberblauer Mondenschein
Fällt herab:
Senkt so manchen Strahl hinein
In das Grab.

Freund des Schlummers, lieber Mond
Birg' es nicht:
Ob im Grabe Dunkel wohnt,
Oder Licht?

Alles stumm? — Nun stilles Grab,
Rede du!
Zog'st so manchen Strahl hinab,
In die Ruh!

Birgst gar manchen Mondenblick
Silberblau:
Gib mir einen Strahl zurück! —
„Komm und schau!"

Das türkische Reich und Griechenland.

(Historische Skizze nach Prof. Lindner.)

Dies ist der Erde Port; all' ihre Plagen
Vergißt man hier, und schmeckt die Seligkeit,
Die einst, in jenen alten goldnen Tagen,
Das Volk empfand, von jedem Zwang befreit.
Der last'gen Wehr, die ihr bis jetzt getragen,
Entledigt euch in voller Sicherheit,
Und heiligt sie der Ruh als frohe Sieger;
Hier seyd ihr nur der holden Liebe Krieger.

(Tasso Befr. Jerusalem.)

Ein Land interessirt uns vor dem andern, wenn die Natur es ausgezeichnet hat, wenn der menschliche Geist in demselben Denkmale seiner schönsten Entwickelung errichtete und die Geschichte durch vielumfassende Erinnerungen sein Andenken lebendig erhält.

In jeder dieser Rücksichten nimmt das herrliche Land, das dem Sultan der Othomanen unterworfen ist, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Geschmückt mit allen Blumen, gesegnet mit allen Früchten der mildesten Zonen, reich an erhabenen Naturscenen, das Vaterland der Künste, den Schauplatz in sich fassend, auf welchem der Geist der Griechen, die Thaten der Römer im hellsten Glanze sich zeigten, den herrlichsten Theil Europa's mit den denkwürdigsten Gegenden Asien's vereinigend, — wie dürfte dieser Theil der Erde uns gleichgültig seyn? Ein solches Land, von der Natur und der Geschichte als classischer Boden bezeichnet, sollte das Vaterland der gebildeten Menschheit werden.

In wessen Händen aber finden wir diesen classischen Boden? Von Tartaren — Othmanns Nachkommen — wird er beherrscht; eigensinnig wird er bewacht gegen den Einfluß der europäischen Cultur, nur dürftig noch den Geist der arabischen in sich nährend. Das Land, das einst den rauhen Römer zum Dienste der Musen führte und seine Sitten milderte; von welchem Cicero an seinen

Bruder schrieb: „Erinnere Dich, Quintus, daß Du über Griechen den Befehl führest, welche alle Völker civilisirt haben, indem sie ihnen Milde und Menschlichkeit gelehrt, und denen Rom die Bildung und die Kenntnisse verdankt, die es besitzt," ist unter der Herrschaft der Türken verwildert.

Es wird nicht uninteressant seyn, einen Ueberblick jenes Landes zu geben, das eben so lebhaft an alles Große und Schöne, als an die Vergänglichkeit der größten menschlichen Veranstaltungen erinnert.

Im Mittelpunkt der alten Welt gelegen, verbreiten sich die Staaten des türkischen Sultans über drei Welttheile und haben, mit Ausnahme von Italien und Indien, das Vaterland aller cultivirten Völker der ältern Geschichte verschlungen. Was sich Denkwürdiges vom Nil bis zur Donau, vom Jordan und Tigris bis zum Kuban und Dniester zugetragen, — im türkischen Reiche ist der Schauplatz jener Begebenheiten zu suchen.

Fangen wir von Aegypten an, so finden wir dort den Urstz aller Cultur, die bis auf uns gekommen ist, so mannigfaltig sie sich auch im Verlaufe der Zeiten und bei der Wanderung durch die verschiedensten Länder umgestaltet hat. Der Sitz der Pharaonen ward zuerst von Phöniziern beunruhigt, von den Persern und von Alexander dem Großen erobert, fiel nach der Zerstückelung des macedonischen Reiches den Ptolemäern zu, wurde unter der Cleopatra, der letzten Ptolemäerin, eine römische Provinz, kam als solche bei der Theilung an das morgenländische Kaiserthum, und ward, nachdem dieses unter dem Schwert der Tartaren untergegangen war, im Jahre 1517 von deren Sultan Selim unterjocht.

Verfolgen wir von Aegypten unsere historische Reise östlich nach Asien, so kommen wir nach Arabien, das in der heiligen Geschichte seit Abraham eine Rolle spielt und das Vaterland des außerordentlichen Mannes (Mohamed) wurde, der unter allen Religionsstiftern denjenigen Glauben erfand, welcher sich am meisten über die bekannte Erde ausbreitete. Aus diesem Glauben ging zugleich ein unermeßliches politisches Reich (der Mauren) hervor, das im Mittelalter Asien Gesetze gab, Spanien erobern ließ und, während die christliche Welt in Barbarei und Unwissenheit versunken war, eine eigenthümliche merkwürdige Geistescultur erschuf, von welcher einige Strahlen selbst in der Gesammtbildung der modernen Völker sich auffinden lassen. — Von Arabien jedoch ist gegenwärtig nur noch ein kleiner Theil und auch dieser in sehr loser politischer Verbindung mit dem türkischen Reiche.

Wir steigen an der östlichen Küste des mittelländischen Meeres hinauf, und bemerken Judäa, Canaan, Palästina, Phönizien und Syrien, gleich denkwürdig in der heiligen wie in der profanen Geschichte. In Judäa bildete sich die merkwürdige Religion aus, durch welche Moses die Juden aus der geistigen und politischen Knechtschaft befreite, und Palästina war die Wiege des Christenthums. Phönizien war blühend durch Handel und Schifffahrt, stiftete mächtige Colonien und hatte den Ruhm, die Cultur durch Erfindung der Schrift und Astronomie befördert zu haben. — Syrien ward unter den abendländischen Kaisern im 7ten Jahrhundert von den Sarazenen erobert, denen es erst dreihundert Jahre darauf die Griechen wieder abnahmen. Gottfried von Bouillon und Balduin IV., König von Jerusalem, führten hier denkwürdige Kriege. Im Jahre 1304 nahmen die Aegypter Syrien ein. Seit 1517 besitzen es die Türken und haben alle oben genannten Länder unter die Paschaliks von Haleb (Aleppo), Tarablús, Acre und Damask vertheilt.

Oestlich von Syrien liegt das alte Mesopotamien, und in dessen Süden zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris lag Babilon, wozu auch das südwestlich davon gelegene Chaldäa gerechnet wurde. Was das alte Babilon, der Sitz der Semiramis, in der früheren Zeit am Euphrat war, das und vielleicht noch mehr wurde das neuere Bagdad, am Tigris, unter den Kalifen, deren Hauptstadt es gewesen. Bagdad vereinigte alle morgenländischen Reichthümer in sich, wurde der Sitz der Wissenschaften und spielte in Asien eine Rolle, die sie zu einer nicht unwürdigen Nebenbuhlerin Roms in der Geschichte erhebt. — In einer andern Rücksicht hat die Geschichte des Kalifats in seinem Wachsthum, in seinem Glanze und seinem Untergange, — so verschieden auch die Verhältnisse waren, — eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der Geschichte des teutschen Kaiserthums.

Im Osten von Mesopotamien, und durch den Tigris davon geschieden, lag Assyrien. —

Das alte Colchis, an der Ostküste des schwarzen Meeres, berühmt durch Jasons Argonautenfahrt, liegt in dem heutigen türkischen Georgien.

Im Norden durch das schwarze, im Süden durch das mittelländische, und in Osten durch das ägäische Meer begränzt, liegt die Halbinsel Klein-Asien, das Vaterland vieler berühmten Völkerschaften, der Schauplatz großer Begebenheiten unter

den Griechen und Römern und eines der schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde. Hier war der Sitz des Königs Mithridates, und hier hatten im Mittelalter griechische Fürsten das kleine Kaiserthum Trapezunt errichtet. — Südlich von Pontus lag Kappadozien. — Im mittleren Theile der Halbinsel lagen im Norden und am schwarzen Meere die beiden Landschaften Paphlagonien gegen Osten und Bythinien gegen Westen. Letzteres war die erste Eroberung der Othomanischen Türken, von wo aus sie in bewunderungswürdig kurzer Zeit ihr Reich über drei Welttheile ausdehnten. Im Süden von Bythinien lag Phrygien. — Die Küsten an dem ägäischen Meere waren von griechischen Colonien und von Süden nach Norden von den Doriern, Jouiern und Aeoliern bewohnt. Am Hellespont im Nordwesten der Halbinsel lag Troas, dessen Hauptstadt Ilion durch Homer's Gesänge unsterblich geworden ist. — Von allen diesen Ländern haben die Türken weder die Namen noch die Gränzen beibehalten.

Ehe wir Asien verlassen, werfen wir noch einen Blick auf einige dazu gehörige Inseln, welche in der griechischen Geschichte berühmt wurden und gegenwärtig den Türken unterworfen sind. Wir nennen nur Cypern, Rhodus, Chios (Scio), Lesbos (Mytilene). Kein Freund des Alterthums kann diese Namen aussprechen, ohne über das Schicksal zu trauern, welches diese herrlichen Eilande den Tartaren überlieferte, und kein menschliches Herz kann bei dem Unglück, wogegen sie gegenwärtig ringen, ungerührt bleiben.

In Europa haben die Othomanen das ganze morgenländische römische Kaiserthum erobert, dessen Hauptstadt der Sitz ihrer Sultane geworden ist.

Außer dem eigentlichen Griechenlande, nebst Epyrus, Thessalien und dem Archipelagus, gehören ihnen der größte Theil des alten Illyriens, Macedonien, Thrazien, Mösien und ein Theil von Dazien, bis zum Sitz der Bastarner.

So beherrscht also ein asiatischer Tartaren-Stamm, dessen Geschichte kaum über das dreizehnte Jahrhundert hinausreicht, die Länder und Reiche, wo Abraham und Moses den wahren Gott erkannten; wo Ninus zuerst die Macht der Könige zum blendenden Glanze erhob, wo die ägyptischen Priester irdische und himmlische Weisheit aufbewahrten; wo Tyrus und Sidon blühten, die mit reichen Schiffen die Meere bedeckten, durch den beglückenden Handel die entferntesten Völker verbanden und die Cultur an barbarische Küsten verpflanzten; wo Semiramis wunderbare Gärten in der Luft erbaute, und die Chaldäer durch fromme Träume das Licht der Philosophie verkündeten; wo Cyrus, Xerxes, Alexander, Pompejus, Cäsar und August kämpften; wo Sokrates, Plato und Aristoteles lehrten und Athen die Schule der Welt wurde; wo das Christenthum seinen Ursprung hatte und seine ersten geistigen Eroberungen machte; wo endlich Mohamed's Fahnen wehten und sein begeistertes Volk eine neue Cultur im Oriente erschuf. So beherrschen die Türken den schönsten Theil der Erde, welcher der gewissen Geschichte angehört, und haben, unter dem ominösen Schutz ihres nächtlichen Gestirns, alle jene Länder, welche die Cultur sich angeeignet und erleuchtet hatte, wieder in Finsterniß, Barbarei und Elend zurückgestürzt.

Diese Türken sind ein tartarischer Stamm, dessen ursprüngliche Wohnsitze schwer auszumitteln seyn dürften. Plinius und Pomponius Mela nennen Turcae unter den Sauromatischen Völkerschaften. Gegen Ende des achten Jahrhunderts fielen Türken in Georgien ein. Im Jahre 844 eroberten sie einen Theil von Groß-Armenien, der daher den Namen Turkomanien erhielt. Die heutigen Türken sind ein viel später aus Turkomanien ausgewanderter Stamm, der unter Othmann, ihrem ersten Sultan, seine Eroberungen anfing. Dieß geschah, der Angabe türkischer Geschichtsschreiber zufolge, um das Jahr 700 nach Mohamed oder 1300 unserer Zeitrechnung.

So dunkel der Ursprung des Hauses der Othmanen oder Othomanen seyn mag, so ist so viel wenigstens gewiß, daß dasselbe schnell zu einer unglaublichen Größe heranwuchs. Mancherlei Ursachen bewirkten sein außerordentliches Glück. Den Turkomannen war durch Annahme der mohamedanischen Religion ein neuer Geist eingehaucht worden; sie waren durch dieselbe und durch ihre neue Verbindung mit den Persern und Arabern aus der tiefsten Barbarei in den Anfang der Cultur, folglich in denjenigen Zustand übergegangen, wo die Völker, gleichsam vom Enthusiasmus der Jugend beseelt, am geschicktesten sind Eroberungen zu machen. Dagegen erlagen die Völker, welche, sie angriffen, unter der Last der Schwäche, welche, wie in der Lebensgeschichte des einzelnen Menschen, die Folge des Alters zu seyn pflegt. Diese Völker konnten der frischen Kraft der Türken nicht lange widerstehen, welche überdieß den Vortheil hatten von tapfern und klugen Regenten angeführt zu werden. Othmann entriß den Griechen Bithynien.

Sein Sohn Orkhan überwand den griechischen Kaiser Andronicus, nahm ihm Nicomedien und Nicea, eroberte einen großen Theil von Klein-Asien, und ließ seinen Sohn, den tapfern und listigen Soleiman, über den Hellespont gehen und Gallipoli besetzen. Die mit Hofintriguen und pfäffischen Streitigkeiten beschäftigten Griechen in Constantinopel, statt sich gegen den mächtigen Feind zu vereinigen, riefen den Soleiman vielmehr zu Hülfe, ihre inneren Händel zu schlichten. Dieß erleichterte den Türken die Eroberungen in Europa; sie verwüsteten Thracien, nahmen mehrere Städte weg, ließen sich dafür Lösegeld zahlen und behielten sowohl Geld als Plätze, weil sie wußten, daß die schwachen Griechen solche Treulosigkeit nicht rächen konnten. Der glückliche Soleiman starb zwei Monate vor seinem Vater, und Murad I., der zweite Sohn Orkhan's folgte ihm auf den Thron (v. 1360 — 1389.) Dieser dritte türkische Sultan konnte bereits Adrianopel zu seiner Hauptstadt erwählen. Während unter ihm die Türken sich wie ein anschwellender Strom immer weiter ausbreiteten, ging der griechische Kaiser nach den Abendländern, schwur vor dem Papste Urban VI. den griechischen Ritus ab und bat den König Carl V. von Frankreich um Hülfe. Solche Rettungsmittel konnten gegen die Tapferkeit der Türken nicht schützen. Murad I. nimmt Salonichi in Macedonien und erobert Albanien. Murad II. und Mohamed II. besiegten die Ungarn, Albanier und Griechen, und letzterer eroberte am 29. Mai 1453 Constantinopel, den letzten Ueberrest des griechischen Kaiserthums, dessen letzter Regent, Constantin Paläologus, ein besseres Schicksal verdient hätte. Hierauf unterwarf er sich Morea, Attika, Negropont, ganz Griechenland, und ließ den letzten Kaiser von Trapezunt, David Comnenus, hinrichten, nachdem er sich seines kleinen Kaiserthums bemächtigt hatte. Die Türken sehen diesen Mohamed II. für ihren größten Kaiser an, denn er war es, der durch Eroberung von zwei Kaiserthümern, zwölf Königreichen und nahe an 300 Städten in dem schönsten Theil der Erde seinem Volke ein großes reich gesegnetes Vaterland gab, und das Reich auf eine Art befestigte, daß es keinen Feind mehr zu fürchten hatte, und sich, trotz den Fehlern und Lastern seiner Nachfolger, bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen.

Die Menschen gleichen den Vögeln, die man seit Jahrtausenden immer in denselben Netzen fängt. Wie oft haben sie sich bloß durch das Wörtchen Freiheit und Religion täuschen und zu Dingen hinreißen lassen, wovor die Vernunft zurückschaudert.

Welchen Ueberfluß an Werken der bildenden Künste muß das alte Griechenland gehabt haben? Als Nero — nach zehnmaligem Plündern der Römer — es zum eilftenmal plündern ließ, brachte man in Delphi allein fünfhundert Statuen zusammen, unter denen namentlich der so berühmte Apoll des Belvedere und der sogenannte Fechter waren.

Wie die Erde willig trägt, was sie mit Füßen tritt, eben so sollen wir auch willig Böses mit Gutem vergelten. —

Wer nur lebt, um seinen Leichnam zu mästen, kann unmöglich seinen Nächsten lieben.

Die Tugend läßt sich so wenig verbergen wie der Moschus, wenn man beides auch verbergen will.

Das Herz eines Undankbaren gleicht der Sandsteppe, die den Regen jählings in sich saugt und doch nichts hervorbringt.

Der Weise befragt sich selbst über seine Fehler, der Unvernünftige befragt Andere darüber.

Man kann den stärksten Krieger in Sklaverei schmieden aber die Freiheit der Gedanken raubt man auch dem Schwächsten nicht.

Keine gefährlichere Schneide für den Menschen, als seine Begierde, kein besseres Schild, als Uneigennützigkeit.

Es giebt zwei Gattungen von Gelehrten: die Einen studiren, um kennen zu lernen, die Andern, um gekannt zu werden.

Trunkenheit erzeugt keine Fehler, sie entzügelt sie nur; ein erlangtes Glück ändert unsere Sitten nicht, es gibt ihnen nur Spielraum.

Die Thränen unterdrückter Unschuld sind die Dunstwölkchen, welche den Blitz entladen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 71. Sonntag, 8. September 1822.

Wechsel.

Was wir hoffen, was wir sehnen —
Ewig wechselt Freud und Schmerz:
Unter Jauchzen, unter Thränen
Wächst und reift das Menschenherz.

Licht und Schatten muß es geben,
Soll das Bild vollendet seyn:
Wechseln müssen drum im Leben
Tiefe Nacht und Sonnenschein.

Legst du weinend dich zu Bette,
Drückt die Nacht dich tief und schwer;
Zieht um deine Schlummer-Stätte
Sich ein schwarzes Sorgenheer:

Mit der neuen Morgenhelle
Flieht das finstre Nachtgeschick,
Und des Tages göldne Welle
Bringt dir Trost und Ruh zurück.

Das türkische Reich und Griechenland.

(Fortsetzung.)

Wenn angenehmes Leben und gute Einrichtungen aufhören, so bleibt nur der böse Geist übrig.

(Türkisches Sprichwort)

Constantinopel.

Die Hauptstadt des othomannischen Reiches, von den Türken Stambul, auch Islambul, Wohnung der Gläubigen genannt, liegt am Meere von Marmora (Propontis) und dem südwestlichen Ausgange des thrazischen Bosporus oder des Canals von Constantinopel.

Byzas, König der Megarer, erbaute zuerst die Stadt und nannte sie nach seinem Namen, Byzanz. Pausanias, der Spartaner, vergrößerte sie nach der Flucht des Xerxes. Die Athenienser eroberten sie unter Alcibiades Anführung, weil die Einwohner es mit den Persern gehalten hatten. — Als die Hellenen unter das Joch der Römer geriethen, hatte Byzanz gleiches Schicksal mit dem übrigen Griechenlande. Vespasian beraubte die Stadt ihrer Freiheit und verband sie mit einer Provinz, die sich nachher dem Severus widersetzte. Dieser zerstörte Byzanz nach einer langen Belagerung und zerstreute die Einwohner. Constantin, der erste christliche Kaiser, beschloß, auf dem Platze des alten Byzanz eine zweite Hauptstadt des römischen Reichs zu erbauen, die nach ihm Constantinopel genannt wurde. Im Jahr 330 n. Chr. Geb. wurde sie eingeweiht und zum Sitz der Kaiser erhoben. 1116 Jahre blieb sie diesen christlich-griechischen Monarchen, bis Mohamed II. sie im Jahre 1453 eroberte.

Stadt und Vorstädte haben einen Umfang von 12 deutschen Meilen. Erstere bildet zwischen dem Hafen und dem Propontis eine Halbinsel, in Gestalt eines ungleichen Dreiecks, dessen Spitze gegen den Bosporus gerichtet ist, und dessen Basis mit dem festen Lande von Europa zusammenhängt. Die Vorstädte liegen theils auf dem andern Ufer des Canals, nämlich Galata, Pera, Top-Hana, Piri-Pascha, Piali-Pascha, Cassim-Pascha ꝛc., theils auf der asiatischen Küste des Bosporus, nämlich Skutari und Kadi-Kevi (das alte Chalcedon).

In der Stadt liegt auf der äußersten, gegen das Meer hin gerichteten Spitze das Serail oder die Residenz des Großsultans; auf der nördlichen, gegen den Hafen gerichteten Spitze das Tekir-Serai oder der Pallast Constantin's, und auf der dritten Spitze des Dreiecks der Pallast der sieben Thürme. Rund um die Stadt läuft eine Mauer, die an einigen Stellen noch aus den Zeiten der christlichen Kaiser erhalten ist, wie ihre Bauart ausweist. Derjenige Theil, welcher von den sieben Thürmen bis zum Pallast Constantins die Stadt von der Landseite einschließt, wurde von Theodosius errichtet, ist mit einer doppelten Reihe von Thürmen besetzt und durch einen 25 Fuß breiten Graben vertheidigt. An der Propontis und dem Hafen ist die Mauer von den Türken wieder

hergestellt worden. Säulen und Inschriften in der Mauer zeigen, daß die Othomanen die alten Monumente zerstörten, um ihre Wälle aus den Trümmern zu erbauen. — Das alte Constantinopel hatte 13 Thore von der Seeseite, 12 gegen den Hafen, und 18 gegen die Landseite. Die Türken haben verschiedene derselben vermauert und die alten Namen ins Türkische übersetzt.

Die Natur selbst scheint den Ort zur Anlegung einer Hauptstadt und vornemlich zu einer der ersten Handelsstädte der Welt bestimmt zu haben. Die prachtvolle Lage zwischen zweien Meeren, und die Aussicht auf die benachbarte asiatische Küste, und der schönste und bequemste Hafen in der Welt, das goldene Horn von Byzanz von den Alten genannt, scheinen diese Bestimmung anzudeuten. Constantinopel ist, wie Rom, auf sieben Hügeln erbaut; daher die Stadt aus einiger Entfernung betrachtet, das Ansehen eines unermeßlichen Amphitheaters hat. Alle Reisende stimmen darin überein, daß diese Lage einen einzig großartig-malerischen Anblick gewähre. Die fruchtbare Landschaft ist von beiden Seiten in Europa und Asien mit majestätischen Gebirgen umgeben. Wegen der Abhänge der Hügel scheinen die Häuser reihenweise übereinander gebaut zu seyn, zwischen ihnen erheben Cypressenbäume ihre hohen Gipfel, und die nahe liegenden Todtenäcker contrastiren mit ihren dichtbelaubten Hainen melancholisch gegen die heitere Scene einer lebendigen Hauptstadt. Hierzu denke man sich das Meer und den Hafen mit tausend Schiffen und Gondeln besetzt, die wunderbare Bauart der Moscheen, an dem Ufer das Gewühl eines abentheuerlich gekleideten Volks, und man wird gestehen, daß sich nichts Reizenderes denken läßt.

So schön das äußere Ansehen ist, so sehr wird jedoch der erste günstige Eindruck geschwächt, wenn man das Innere der Stadt untersucht, denn enge Gassen, elende hölzerne Wohngebäude, Schmutz und Geschmacklosigkeit erblickt man fast auf jedem Schritte. Selbst die Prachtgebäude verlieren dadurch, daß man überall eine symmetrische Einheit, offene Zugänge, Plan und Ordnung vermißt.

Zwei Dinge sind es vorzüglich, welche in Constantinopel die Neugier der Europäer auf sich gezogen haben: das Serail und die Sophienkirche.

Das Serail, oder der kaiserliche Palast, hat mehr als eine deutsche Meile im Umfang, und ist mit hohen Mauern umgeben und mit acht Thoren versehen. Mehrere große Höfe und Reihen von Wohngebäuden, Bäder, Moscheen, Kiosks, Gärten und Cypressenhaine bedecken unregelmäßig diesen weiten Raum. Zu dem eigentlichen Serail — der Wohnung des Großherrn — kann kein Europäer Zutritt erhalten. In Clarke's „Reise in die Türkei" kommt ein Bericht des schwedischen Gesandtschafts-Sekretairs in Constantinopel vor, den der Zufall begünstigte, mit Gefahr seines Lebens, die Sultaninnen in den Gärten des Serails zu sehen. Er war mit dem Gärtner des Sultans bekannt, der den Garten der Sultaninnen zu besorgen hatte. Der Gärtner, ein geborner Deutscher, saß eines Morgens mit dem Sekretair vor der Thür seines Hauses, als plötzlich die schwarzen Verschnittenen aus dem Harem hervor eilten mit dem Geschrei: Die Sultaninnen kommen! Ein Jeder entferne sich bei Lebensstrafe! — Die Sultaninnen mußten durch ein Gitterthor, hart an der Wohnung des Gärtners, vorüber, um sich jenseits des Thores in ihr Arabat (bedeckter vierräderiger Wagen mit vergitterten Fenstern) zu setzen, und sich in den Gärten herum fahren zu lassen. Der Gärtner und sein Freund hatten nichts Eiligeres, als in das Haus zu springen, Thüren und Fensterladen fest zu verschließen und kein Lebenszeichen von sich zu geben. Die Eunuchen kamen heran, fanden Alles fest zu und hatten kein Arges, weil sie das Haus für leer hielten und den Gärtner abwesend glaubten. Bald nach ihnen erschien die Sultanin-Mutter (Valide) und drei der vornehmsten Frauen des Großherrn; sie waren sämmtlich ausgelassen lustig, lachten und schäkerten, und machten viel Geräusch. Ein kleines Fensterchen ging gerade auf das Gitter, so daß vermittelst zweier kleiner Ritzen oder Schaulöcher beide Freunde, in der Entfernung einiger Klafter, Alles übersehen konnten. Die Sultaninnen waren von ausnehmender Schönheit: drei Georgianerinnen, wohlbeleibt, mit schwarzen langen starken Haaren: die vierte und schönste von Allen trug blondes Haar von außerordentlicher Länge. Ihre Zähne waren nicht, wie gewöhnlich, schwarz gefärbt. Die Pracht ihrer Bekleidung übertraf alles Erdenkliche. Sie trugen weite Oberkleider mit Flittern, vorn offen, und darunter mit Gold und Silber gestickte seidene Pantalons. Ihr ganzer Anzug strahlte und strotzte von Perlen und Edelgesteinen; so schön er ihnen ließ, so schwer schien er zu tragen. Ihr in Unordnung längs den Wangen, dem Nacken und den Schultern herab fließendes Haar, war hin und her, ohne künstliche Vertheilung und Toilette, mit Geschmeide und Perlen durchwebt; hinten rollte es über den Rücken weg und verbarg den Wuchs. Oben auf dem Scheitel trugen sie ein schräg gestelltes Diadem. Gesicht, Hals und Busen waren frei; kein Schleier bedeckte sie. Der Sekretair glaubt bemerkt zu haben, daß die Sultaninnen in der Meinung standen, vom Häuschen aus gesehen zu werden; sie schienen ihm ihre Reize mit Fleiß zu entfal-

ten, bei dem Gitter länger als nöthig zu verweilen und das Spiel weiblicher Koketterie zu treiben, wenn sie weiß, daß man sie beobachtet. Ihm war nicht wohl zu Muthe bei dieser Voraussetzung, so sehr sie ihm auch Gelegenheit gab, die Sultaninnen näher zu betrachten; denn hätten ihre Begleiter nur geahnt, daß sich ein lebendes Wesen hinter den verschlossenen Laden befände, es würde bald seine Neugierde mit dem Leben gebüßt haben. So erging es einem Dollmetscher der venetianischen Legation, Signor Grellet, der in Constantinopel in einem Hause wohnte, das die Aussicht in die Gärten des Sultans hatte. Er belauschte einst mit einem, in einem Fensterladen angebrachten Fernrohr den Großherrn und die Sultaninnen bei ihrem Spaziergang. Es wurde bemerkt, und Signor Grellet an dem Fenster aufgeknüpft, aus welchem er geschaut hatte. Eben so müssen, sobald mit der Glocke geläutet und das Zeichen gegeben wird, daß der Sultan und die Sultaninnen in den Garten treten, sich alle Bostangi's (Gärtner) augenblicklich entfernen. Einer von ihnen, der unter einem Baum schlafend gefunden ward, fand sich (wie jener Pater vom Holofernes predigte) bei dem Erwachen ohne Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Charaden:

Ich kleide mich in Iris schönste Farben
Und bin in Schwarz der Traurigkeit Symbol,
Ruhmdürstenden ein täuschendes Idol,
Der seltne Lohn für ehrenvolle Narben.
Die Schäferin auf blumenreichen Triften,
Die Fürstin, von der Hofpracht fast erdrückt,
Wird oft von mir umschlungen und geschmückt
Auch geb' ich Werth den faden Modeschriften.
Man webet mich aus Silber, Gold und Seide,
Doch bin ich auch zuweilen unsichtbar,
Und Liebenden an Hymens Hochaltar
Durch Sympathie ein naher Quell der Freude.

Die erste Sylbe nennt den Pfiffigsten der Helden,
Der, ob er gleich auf Vieren ging,
Doch wie Achill, auch Dichterlohn empfing.
Nichts Großes läßt sich von der zweyten melden,
Sie ist und bleibt von manchem Ding
Appendix nur, so wie man pflegt zu sagen:
Statt Binde ward zuerst das ganze Wort getragen,
Eh' noch Krabat und faltenreiches Band
Anbetende Verehrer fand;
Jetzt wird also der Schmeichler nur genannt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 69.

Räthsel.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag, den 31. August. Johann, Herzog von Finnland. Schausp. in 5 Aufz. von Johanna von Weißenthurn.

Sonntag, den 1. September. (Zum Erstenmale): König Siegmar. Große, heroische Oper in 3 Aufz. von Rochlitz. Musik von Kapellmeister Guhr. Wir haben in den Conversationen des Tages, mancherlei sich widersprechende Urtheile über diese Oper gehört, zwischen welche wir das unsrige, das sich in der Mitte halten würde, vor der Hand nicht stellen mögen und gern den mancherlei Verdiensten des Tonsetzers auch das zugestehen wollen, eine gute Oper geschrieben zu haben, um so viel mehr, als dieselbe, was die Composition betrifft, einen rein dramatischen Charakter hat und durchgehends die Gefühle genau bezeichnet, welche die Handlung hervorruft. Der Gang dieser Handlung verwickelt jedoch den Zuschauer in häufige Erinnerungen an andere Opern, was Wunder, wenn auch der Compositeur hie und da davon ergriffen wurde! Ungünstig wirkt hauptsächlich der hochtragische Ernst, der durch die Dichtung, oder vielmehr durch die Fabel hinzieht und immer finsterer fortschreitet, bis am Schluß das Ganze von der schweren Hand des Fatums zerdrückt wird. Was die Ausführung anlangt so offenbarte sich in derselben der höchste Antheil für den Komponisten, den talentvollen Führer unserer Oper. Orchester und Sänger waren von gleichem Eifer beseelt, dieser Musik das möglichste Wohlgefallen zu erwerben. Herr Nieser (Prinz Gulmar) entwickelte dabei eben so als Sänger, wie auch als gefühlvoller Darsteller den weiten Umfang seines Talents. Die Cavatine im ersten Act, das lieblichste Musikstück in der ganzen Oper, das Duett im 2. Act mit Linda, so wie die große Arie: Erwachet, erwachet ihr Kräfte ꝛc., mit vorgängigem Recitativ, wurden von ihm meisterhaft und mit dem innigsten Gefühlausdruck vorgetragen. Dasselbe künstlerische Streben bewährte sich in der Leistung des Herrn Dobler, welcher den Tyrannen Siegmar darzustellen hatte. Dem. Rotthammer war Linda. Auch sie ließ kaum etwas zu wünschen übrig und wird uns bald vergessen lassen, daß ihre Künstlerlaufbahn vor wenigen Monaten erst begonnen hat.

Montag den 2. (Zum Erstenmale wiederholt.) Das Gasthaus zur goldenen Sonne. Lust-

spiel in 4 Aufz. von H. Clauren. Hierauf: Nummer 777. Posse in 1 Aufz. von Lebrün. Das erste Stück trägt den Keim eines frühen Todes in sich, und wird davon selbst durch eine so fleißige Darstellung, wie sie auf unserer Bühne statt findet, nicht gerettet werden können. In Nummer 777 trat Herr Henkel, nach einer Kunstreise, zum Erstenmale wieder in der Rolle des Pfeffer auf und wurde durch freundlichen Empfang geehrt; seine Virtuosität in der genannten Rolle haben wir schon bei früheren Vorstellungen gerühmt. Heute gab er sie jedoch mit einem zu großen Aufwande von Spaßhaftigkeit. Der Charakter ist schon vom Dichter auf die Spitze gestellt; er will kurz und trocken gehalten seyn, und die vielbeliebte Ultrakomik muß vermieden werden, wenn nicht alle Wahrheit untergehen soll. Dies stellte sich um so mehr heraus, jemehr Herr Otto (Vortheil) wahr und natürlich blieb.

Dienstag den 3. Die Waise und der Mörder, Drama in 3 Aufz. Nach dem Franz. von Castelli. Musik von Seyfried. Die veränderte Besetzung des Grafen von Bigore durch Herrn Grözer, des Valentin durch Herrn Leißring und des Babylas durch Herrn Brauer, gab dem Stück ein neues Interesse. Ungemein brav spielte der Letztere; die gutmüthige Geschwätzigkeit, die herzliche Theilnahme an allen Vorgängen, welche den unglücklichen Victorin betreffen, kann nicht wahrer ausgedrückt werden — und wie komisch zugleich war diese anspruchlose Natürlichkeit! Von den trefflichen Leistungen der Dem. Lindner (Victorin) und des Herrn Weidner (Reimbeau) ist in diesen Blättern oft die Rede gewesen, und wir können früheres Lob nur bestätigen.

Mittwoch den 4. (Zum Erstenmale wiederholt.) König Siegmar, große heroische Oper in 3 Aufz. von Rochlitz. Musik vom Kapellmeister Guhr.

Donnerstag den 5. Don Carlos, Trauersp. in 5 Aufz. von Schiller. Eine sehr brave Vorstellung, durch welche der Künstlerverein unserer Bühne sich selbst — freilich nur vor einem kleinen Publikum — hoch ehrte. Die Vollendung, in welcher König Philipp durch Herrn Weidner dargestellt wird, ist längst anerkannt. Was könnte wohl für einen Tyrannen, wie Philipp, so rege Theilnahme erwecken, wäre es nicht die darstellende Kunst, die Wahrheit, womit Hr. Weidner des Dichters Idee in's Leben überträgt! — Herr Rottmeyer spielte den Carlos aus der Tiefe des Gemüths. Wir würden seine Leistung ebenfalls vollendet nennen, wenn er an einigen Stellen die zu große Weichheit vermieden hätte. Vortrefflich gab er die Scene mit dem König im 2 Act. Er legte hier bei der Strenge des Königs keinen Trotz in den Ton seiner Worte, wie wir es wohl von andern Darstellern dieser Rolle gehört haben, sondern nur edles Selbstgefühl, und aus der letzten Rede: „Ich wage meines Königs Zorn, bis: schicken Sie mich ungesäumt nach Flandern!" tönte uns die Angst eines Verzweifelnden entgegen. Ein solches Zwiegespräch, so durchgeführt, hat höhern Werth als oft ein ganzes Stück! In der bald folgenden Scene mit dem Pagen fiel es uns auf, daß Herr Rottmayer die Worte: „Ich träume nicht! bis: ja, ich bin — ich bin geliebt!" fast schreiend herausstieß. Darf Carlos solche Worte so laut werden lassen an solchem Ort, wo er wenige Augenblicke zuvor dem Pagen die Hand auf den Mund drückte, damit ihn kein Lauscher höre? — Erschöpfend den Dichter war sein Spiel in der Scene mit der Prinzessin Eboli (Mad. Schulze). Wir gestehen, diese Scene nie so gedacht, so wahr gesehen zu haben. — Herr Henkel (Marquis Posa) war vertrauter geworden mit dem Geist seiner Rolle, er gab sie heute bei weitem vorzüglicher, als in den früheren Vorstellungen, besonders die herrliche Scene mit dem König im 3. Act. — Der Trefflichkeit des Ganzen wegen wollen wir einige Verirrungen in einer andern Rolle, die aus schlimmer Gewohnheit, aus dem Drange zu erschüttern entsprangen, nicht näher andeuten; fand doch auch darin ein Theil des Publicums Anregung zum Beifall!

Theater-Anzeige.

Montag den 9. September 1822. Zum Erstenmale: Mittel und Wege; Lustsp. Vorher: Fluch und Seegen.
Dienstag den 10. Das Bild; Trauersp.
Mittwoch den 11. Der Barbier von Sevilla. Oper.
Donnerstag den 12. Der Bräutigam aus Mexico.
Freitag den 13. Don Juan; Oper.
Samstag den 14. Der Teufelsstein; Oper.
Sonntag den 15. Zum Erstenmale: Des Königs Befehl; Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro. 72. Donnerstag, 12. September 1822.

An mein Boot.

(Aus dem Englischen.)

Laß über die schaukelnden Wellen nach Haus uns eilen,
Du Kahn meiner Hoffnung, vor der sinkenden Nacht!
Ein wilder Ton klingt in des Brachvogels Heulen,
Des Todes Flüstern im stöhnenden Wind' erwacht.

Ob Bläue und Glanz das Gewölbe des Himmels umweben,
Ob friedlich die Sterne schlummern im tiefen Grund,
Und Herzen geliebt, und mir in Lieb' ergeben
Noch heiter und traut mir klopfen im friedlichen Rund:

Doch — westlich, wo des Tages welke Rosen
Berührt von den Strahlen des Mondes, verbleichen fast;
Wo luftig die Geister der Dämm'rung weben und kosen,
Die flüchtigen Stunden wiegend in Grabesrast;

Wo golden beleuchtet sich heben die Wogenspitzen,
Der sinkenden Sonne Liebeskuß zu empfahn:
Dort seht den Sturm auf dunkler Wolke sitzen
Und seine Blitze am Horizont flammend nahn.

Noch kurze Zeit — und der Himmel wird sich verdüstern,
Der Sturm waltet ringsum, seine Blitze sind da!
Eil', eile mein Kahn! Eh' des Abendwinds Flüstern
Die Stürme verschlingen, sind wir der Heimath nah!

Wie fallende Sterne durchfliege, mein Wimrel, die Räume,
Den liebenden Blick zur wonnigen Heimath gekehrt!
Sey schnell, wie des Wandrers Gedanken, den süße Träume
Im fremden Land versetzen zum Vaterheerd.

Stets will ich als lebendes, fühlendes Wesen dich ehren,
Im Lied ertöne mein Dank dir zu Meer und zu Land,
Mein freundlicher Kahn, der ehe die Stürm' es wehren,
Mich sammt den Meinen führt zu des Friedens Strand.

Das türkische Reich und Griechenland.

Constantinopel. (Fortsetzung.)

Ein Reisender theilt folgende Anekdoten mit, die sich unter seinen Augen in jener türkischen Hauptstadt ereignet. *)

S . . ein junger Mann aus Triest entschloß sich, um mehrere Kenntnisse im Levantischen Handel zu erlangen, einige Zeit in Constantinopel zuzubringen. Er ging an Bord eines ervenetianischen Schiffs und erreichte nach einer monatlichen Fahrt den Ort seiner Bestimmung.

Von Natur kühn und keine Gefahr scheuend, dabei noch wenig bekannt mit den Unfällen, die einen noch unerfahrnen Franken in dieser Hauptstadt bedrohen, wagte er schon am folgenden Tag nach seiner Ankunft den Entschluß, nach Constantinopel hinüberzuschiffen, um sich eine Idee von derselben an Ort und Stelle zu verschaffen, da man sie, von den Anhöhen bei Pera aus, nur von fern zu überschauen vermag.

Nicht ohne Schwierigkeit windet er sich durch die engen und mit Menschen stets angefüllten Straßen von Galata hindurch und erreicht endlich den Hafen, von dem aus das gegenüberliegende Stambul in seiner ganzen überraschenden Majestät mit allen seinen zahllosen Thürmen und Dschamien sich dem Auge darstellt.

Wie er an's Wasser tritt, wird er von hundert kreischenden Stimmen der die Ufer mit reger Thätigkeit stets erfüllenden Gondoliers zugleich begrüßt. Alle beeifern sich um die Wette, ihn zu bereden, sie zum Ueberschiffen zu dingen. Der Jüngling steigt in die erste beste Gondel, die sich seinen Blicken darbietet und die ihm am nächsten ist. Sein Ruderer ist ein rascher Mohr.

Mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen geht das Schiffchen ins Meer. Erst wie er den dritten Theil des Wegs zurückgelegt hat, bemerkt S — —, daß sein Mohr nicht nach dem gegenüberliegenden Platz

*) Murhard's Fr. Gemählde von Constantinopel. 3 Bde. 8.

der Stadt, wo alle Schiffe anlanden, sondern mehr seitwärts rudert. Er ruft ihm daher zu, wohin er gehen soll. Der Muselmann versteht nicht italiänisch. Er bestrebt sich, ihm durch Pantomimen verständlich zu werden. Der Mohr thut, als habe er den Sinn seiner Zeichen begriffen, nickt mit einer freundlichen Miene und setzt seinen Weg immer links fort.

In dieser Ungewißheit, die ihn aber noch nichts Arges vermuthen läßt, erblickt der junge Deutsche eine Schaluppe mit europäischen Seeleuten, welche von Constantinopel nach dem Hafen von Pera zurückkehrt. Es kommt ihm vor, als gebe man ihm von derselben aus Zeichen. Bald erblickt er seinen Capitain, mit dessen Schiff er von Triest nach Pera gekommen war, der ihm winkt.

Nach weiß er nicht, was man mit ihm wolle. Aber die Schaluppe richtet ihren Lauf nach seiner Gondel hin, der Mohr bemerkt es und sucht durch schnelles Rudern ihr den Vorsprung abzugewinnen. Doch mit Hülfe der Anstrengung aller Matrosen, welche die Ruder ergreifen, kommt die Schaluppe der Gondel so nahe, daß man sich durch Worte einigermaßen verständlich machen kann.

„Sangue di Cristo, ruft der Capitain mit donnernder Stimme aus seinem Fahrzeuge heraus, d'ove andate, Signore!" — „Alla città di Constantinopoli," antwortet S . . zu wiederholtenmalen als fahre er zu einem Festgelage. — Corpo di Dio, lei non sa, che questo e un servitore del Seraglio?" *)

Ein Beben durchsauste alle Organe seines Körpers. Was konnte gewisser seyn? — Der Mohr hatte ihn betrogen, es war kein gemeiner Gondolier, es war ein Diener des Serails, der ihn fuhr. — Man wollte ihn in dieses, nicht in die Stadt bringen.

Was war anzufangen? — Im ganzen Schatze seiner Erfahrung fand er keine Norm des Benehmens für die gegenwärtige große Gefahr. — — Doch sein kühner Muth erwachte. Ein verzweifelter Entschluß fuhr ihm wie ein Blitz durch die Seele. —

Schnell rief er den Matrosen zu, sich ihm mit der Schaluppe so viel als möglich zu nähern. Es war sehr schwer ins Werk zu setzen, weil der Mohr alle Kräfte anstrengte, weiter fortzukommen. Er eilte, damit man ihm die Beute nicht entreiße, die ihm so gewiß war.

Verzweiflung und Furcht, was könnt ihr nicht in's Werk setzen! — Ohne schwimmen zu können sprang jetzt der junge S. — — aus der Gondel in den furchtbare Wellen schlagenden Abgrund des Meeres. In einem Moment war er gesunken. Doch zwei kühne Matrosen warfen sich in dem nämlichen Augenblick in die Fluthen und brachten den schon für verloren gegebenen Jüngling in die Schaluppe hinauf. — Mit grinsenden Flüchen suchte der Mohr mit seiner Gondel das Freie.

*) Blut Christi! wo fahret ihr hin Herr? — Nach der Stadt Constantinopel. — Beim Leib Gottes, wißt ihr denn nicht, daß dieser ein Diener des Serails ist?

Wir durchwandelten einst einige der gewühlvollsten Striche der Stadt ohne Aufsehen zu erregen, und kamen endlich in die Region der großen Zisternen. Noch nicht weit waren wir gegangen als der Engländer Mr. Y... hinter sich rufen hörte, während dem ein anderer Gegenstand meine Aufmerksamkeit fesselte.

Er sah sich um und erblickte ein grün gekleidetes jedoch wie gewöhnlich verschleiertes Frauenzimmer, das sich das Ansehn zu geben schien, als hätte es ihm etwas zu sagen.

Der Engländer nähert sich der Türkin mit seiner brittischen Freimüthigkeit und redet, da er außer seiner Muttersprache keine andere zu sprechen versteht, sie mit den Worten an: what d'ye want. — Diese bricht in ein lautes Lachen aus und gibt dem Franken unversehens eine derbe Ohrfeige.

„God dam!" — ruft Y . . , indem er den ihm vom Kopfe gefallenen Hut wieder aufhebt und mit seinem Stocke auf die Muselmännin losgehen will. In dem Augenblicke drehe ich mich zufällig um. Es bemerken, hinzuspringen und ihn am Arm mit fortreissen war Eins. „Wir sind hier nicht in England" — flüsterte ich meinem Freunde zu, — sehen Sie um sich und erschrecken Sie nicht. — In der That waren schon mehrere Weiber und Männer herbeigeeilt, einige Türken hatten bereits Hand an die Messer gelegt. Es hätte der Muselmännin nur noch ein Wort gekostet, und wir hätten beide können unglücklich werden. — Es scheint aber, das Frauenzimmer habe sich bloß den Spaß machen wollen, einen Franken zu necken.

Wir eilten, daß wir davon kamen und bogen schnell in einen Seitenweg aus, der uns in einen andern Theil der Stadt versetzte. Mr. Y. . war durch den Unfall vorsichtig geworden. Er hatte gelernt, daß man in Constantinopel niemals sich umdrehen müße, wenn hinter einem gerufen würde, daß es überhaupt kein Vergnügen sey, ohne Geschäfte blos der Neugierde halber in Frankenkleidern entlegene Straßen zu durchwandern; daß aber jederzeit die höchste Gefahr damit verbunden sey, sich einem Frauenzimmer zu nähern oder es gar anzureden. Er ging jetzt jeder Frauengestalt sorgfältig aus dem Wege und wich schon von ferne aus, wenn er eine gewahr wurde.

So begegnete uns eines Tages ein italiänisches Frauenzimmer mit einer Mannsperson welches sich kaum von einem großen Schrecken erholt zu haben schien. Ich erkundigte mich nach der Ursache ihrer Bestürzung und ohne Scheu erzählte sie mir ihren Unfall. Sie war in Begleitung ihres Liebhabers unverschleiert aus Pera gegangen, um die große öffentliche Promenade der Franken zu besuchen. Hier auf dem Wege hatte ihr ein insolenter Türke begegnet und mit starker Hand eine Ohrfeige versetzt.

Dergleichen Begegnungen sind die christlichen Frauenzimmer häufig hier blosgestellt und das Uebel ist, daß sie selten Genugthuung für die erlittene Schmach bekommen können. Daher findet man auch die Spaziergänge in der Gegend von Pera immer weit mehr mit Mannspersonen als mit dem schönen Geschlechte besetzt. Wollen sie aber ausgehen und zwar die Straßen der Vorstadt verlassen; so ist eine Hauptvorsicht, um sich gegen Beleidigungen zu schützen, daß sie sich so viel als möglich nach den türkischen Sitten bequemen und daher so weit es möglich ist am ganzen Körper, besonders aber an Gesicht und Händen verschleiern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pachterin.

Fünf Jahre sind es jetzt, seitdem ich meine Reisen vollendete, und nachdem ich mich lange in den verschiedenen Städten und an den Höfen Europa's aufgehalten hatte, mit der Ueberzeugung zurückkehrte, daß die Länder welche ich gesehen, eben so wenig als England, mein Vaterland, Wohnsitze vollkommener Glückseligkeit und reiner Vernunft wären. Mein Vater, über meine Rückkehr erfreut, war nun emsig bemüht für mich eine Gattin aufzufinden, um aus meinem Gedächtniß das Andenken an eine theure Verwandte zu tilgen, die ich in meiner Jugend geliebt, und die mir der Tod entrissen hatte.

Unterdessen wünschte er, daß ich eine Besitzung in Augenschein nehmen möchte, welche er, sobald ich vermählt seyn würde, mir abzutreten willens war. Sie war im nördlichen Schottland unfern Aberdeen gelegen, und ich machte mich in der schönsten Jahreszeit dorthin auf den Weg. Nach einer angenehmen Reise von einigen Tagen langte ich eines Abends in Hamstead, einem nur einige Meilen von dem Ziel meiner Reise entfernt liegenden Dorfe an. Ich hatte gehört, daß hier nur ein schlechtes Wirthshaus sey, und da ich sehr ermüdet war und derben Hunger spürte, beschloß ich wo möglich ein Unterkommen für die Nacht in einem Pachthofe zu suchen, welcher mich durch den reinlich-freundlichen Anblick den er gewährte, einzuladen schien. Das Pachthaus selbst lag an dem Abhang eines Hügels, welcher es vor dem in diesen Gegenden so schneidenden Ostwinde schützte; ungefähr drei bis vierhundert Schritte von einem kleinen Flüßchen, welches sich wie ein Silberfaden durch ein liebliches Thal wand. Von Obstgärten und Kornfeldern umgeben, erhielt dieses Landgut, durch den Anblick welchen die in malerischen bunten Gruppen auf den unfernen Hügeln grasenden Kühe und Schaafe gewährten, noch ein pitoreskeres Ansehen. Vier liebliche Kinder trieben im Hofe ihre unschuldsvollen Spiele; vor der Thür aber saß eine schöne junge Frau, ungefähr 25 bis 30 Jahr alt, ein Kind welches nur wenige Monde zählen konnte, ruhete an ihrem Busen. Die Gesichtszüge dieser weiblichen Gestalt schienen mir nicht unbekannt zu seyn, und ich näherte mich ihr mit einem mir selbst unerklärbaren Wohlwollen, und fragte wem dieser Pachthof gehöre, und ob ich mit meinem Diener und meinem Pferde wohl hier ein Nachtquartier finden könne. Gerne, fügte ich hinzu, sey ich bereit Mühe und Kosten reichlich zu erstatten. „Der Pachthof," erwiederte sie mit großer Freundlichkeit, „sey ein Eigenthum ihres Mannes, welcher es sich zum Gesetz gemacht habe, niemand für Geld zu beherbergen, der aber stets bereit sey, jedem Reisenden dasjenige unentgeltlich zu bieten was Küche und Keller vermöchten." So sprechend bat sie mich näher zu treten, und führte mich selbst in das Haus. Das Zimmer in welches wir traten, war prunklos aber zierlich; das Geräth geschmackvoll und bequem, und von den Fenstern aus hatte man die freie Aussicht über das herrliche Thal. Mistriß Johnson, so nannte sich mir meine freundliche Wirthin, berichtete mir jetzt, daß das Abendessen bald fertig seyn würde, und daß mir völlig die Wahl frei stehe, bis dahin in diesem Zimmer oder in dem noch kühleren Garten auszuruhen; ich wählte das Letztere. „Sie haben Recht," sprach die liebliche Frau, „wünschen Sie Ihre Muße mit Lesen zu verbringen, dort finden Sie Bücher;" so sprechend deutete sie auf die Thür eines anstoßenden Cabinets, und entfernte sich um nach ihren Haus-Angelegenheiten zu sehen. Neugierig zu erfahren aus welchen Werken die Bibliothek eines Pachters bestehen könne, trat ich in das Nebenzimmer; ich erwartete höchstens alte bekannte Romane und Gebetbücher zu finden, man denke sich aber mein Erstaunen als ich Tully's Werke und die besten landwirthschaftlichen Schriften erblickte. Meine Verwunderung aber mehrte sich, als ich gleich darauf einen Theil der „Memoires de l'academie de Rennes in die Hand nahm; ein treffliches Buch aber in einer Sprache geschrieben, welche von

diesen guten Menschen wohl schwerlich verstanden wurde. Doch konnte ich nicht länger daran zweifeln, da ich gleich darauf Montaignes Werke, le Droit naturel und ein Gedicht la loi naturelle betitelt, in der Ursprache auf dem Bücherborte fand. Der übrige Theil der Bibliothek bestand aus englischen Schriften, unter diesen erblickte ich auch Shaftesbury's Characteristics und die Moral-Philosophy von Hutchinson. — „Wie," rief ich voll Erstaunen aus, „philosophische Werke bei einem Pachter, französische Schriften in der Wohnung eines Landmannes!„ Ich nahm das französische Buch la loi naturelle mit mir, schritt gedankenvoll in den Garten und setzte mich zum Lesen. —

Noch hatte ich hier nicht lange geweilt, als ein Gelärm vom Hause her ertönte; die Kinder, welche mir in den Garten gefolgt waren, sprangen nach der Thür, auch die Pächterin eilte dorthin; gleich darauf sah ich einen Wagen in den Hof rollen, aus dem ein Mann sprang, in dem mir der freudige Zuruf der Kinder sogleich den sehnlichst erwarteten Vater erkennen ließ; er schien ein Mann von etwas über dreißig Jahren, seine Gestalt war regelmäßig, seine Gesichtszüge männlich schön. Er kehrte von Aberdeen zurück, wo er sich mehrere Tage in Geschäften aufgehalten hatte. Seine Gattin schloß ihn mit großer Innigkeit in ihre Arme, dann hob sie die beiden kleinsten Kinder zu dem Vater empor, welcher ihre Liebkosungen mit einer edlen Mischung von Würde und Gefühl erwiederte. Nach diesen herzlichen Begrüßungen kamen sie sämmtlich in den Garten; gerührt stand ich auf und trat meinem Wirth entgegen. Er dankte mir für die Gunst, welche ich ihm bezeige, die Nacht in seinem Hause zuzubringen.

Als das Abendessen bereit war, wurde ich um die Erlaubniß ersucht, daß der Sitte des Hauses gemäß, auch heute das Hausgesinde an dem gemeinschaftlichen Tisch speisen könnte; ich willigte mit Freuden ein, denn ich habe diesen altschottischen Gebrauch stets geliebt. Die Tafel war mit trefflich zubereiteten ländlichen Speisen im Ueberfluß besetzt; ein einziger Lehnsessel zeichnete sich unter den übrigen Sitzen aus; er war für einen ehrwürdigen Greis bestimmt, den man mir als den Vater des Pachters vorstellte. Er begrüßte mich mit vieler Höflichkeit, und so nahmen wir Platz. Nach dem Abendessen entfernte sich das Hausgesinde; der Pachter richtete nun mehrere Fragen an mich über die Länder, welche ich bereist hatte, sprach dann viel vom Lobe der Gegend die seinen Pachthof umgab, und bat mich den nächsten Tag bei ihm zu verweilen, damit er mir alle Schönheiten derselben zeigen könne. Ich willigte mit Vergnügen ein und unsere Unterredung nahm nun einen so interessanten Gang, daß mir auch bald nicht der mindeste Zweifel übrig blieb, wie meine gefälligen wohlunterrichteten Wirthe selbst, die Eigenthümer und fleißigen Leser jener in dem Cabinette vorgefundenen Bücher seyn müßten.

„Wie seltsam!" rief ich endlich, von den mannigfachen Kenntnissen, welche besonders die Wirthin vor mir entwickelte, ergriffen, voll Ueberraschung aus, „wie wurde es Ihnen möglich, hier einsam auf dem Lande Ihren Geist so unendlich auszubilden." „O! da kennen Sie noch nicht halb die Verdienste meiner guten Schwiegertochter," nahm der Greis das Wort, den der trefflich ihm von der lieblichen Wirthin credenzte Wein beredt gemacht hatte, wüßten Sie was sie uns zum Opfer gebracht hat, o dürften meine zitternden Lippen es nur aussprechen!" — Mistriß Johnson erröthete, und legte ihre Hand auf den Mund des Alten, auch der Gatte bat den Vater zu schweigen und seines Schwures eingedenk zu seyn. „Nun, ich will nicht weiter reden" fuhr der Greis fort, sein von der freundlichen Tochter aufs neue gefüllte Glas an die Lippen setzend, „aber wenn ich erst jenseits anlange, dort, wohin mein Weg nicht mehr weit ist, will ich dem der alle Thaten wägt, erzählen, wie sie mir und meinem Sohne — —

Mistriß Johnson unterbrach ihn, indem sie ihn daran erinnerte, daß die Stunde wo er sich gewöhnlich zur Ruhe lege längst vorüber sey, und daß es seine Kräfte allzusehr erschöpfen würde, wenn er noch länger bliebe. Ich hielt das für einen Wink, mich ebenfalls zurückzuziehen, und ward in das für mich bestimmte Schlafzimmer geführt, welches mir in einfacher Reinlichkeit entgegenlächelte. Der Weiche des Bettes ungeachtet vermochte ich nicht zu schlafen, die wenigen in diesem Hause verlebten Stunden, gingen wie liebliche Bilder an meiner Seele vorüber; und zu ihnen gesellten sich, auf mir selbst unerklärbare Weise, Erinnerungen aus meiner Jugend, welche mit jenen zu einem lieblichen Gemälde zusammenschmolzen.

(Fortsetzung folgt.)

Theater-Anzeige.

Auf vieles Begehren wird Sonntag den 15. September aufgeführt:

Der Freischütz, Oper in 3 Aufzügen.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 73. Sonntag, 15. September 1822.

An die Entfernte.

In der Dämm'rung heiligen Schatten,
Umschwebt von hehren Ruhebildern,
Eil' ich entgegen Deiner Seele,
Louise!

In den zarten Busen der Freundin
Akkorde Deiner Liebe gießend,
Weilst Du in Deiner Rosenlaube,
Louise!

Von dem Kuß der scheidenden Sonne
Begeistert, pflückst Du, dunkeln Auges,
Der Rosenknospen schönste, Dein Bildniß,
Louise!

Und zu Dir, dem edleren Daseyn,
Hebt mich die Phantasie, und schwärmend
Ruh' ich mit Dir in Deiner Rosenlaube,
Louise!

J. G.

An die Zurückgekehrte.

Längst schon, im schwebenden Arme, lautsprechende Sehnsucht im Blicke,
Trug ich, Geliebte, Dein Bild! trug ich, Louise, Dein Bild!
Nicht an den plätschernden Bächen, es ziehn ja die Wellen vorüber,
Und erscheinen nicht mehr hier an dem blumigen Rain;
Nicht in der Laube von duftendem Jasmin und prangenden Rosen,
Jasmin verblühet und welkt, Rose verwelket und sticht; —
Mein! in den Aether erhob mich gewaltig Dein lächelndes Winken,
Denn der Aether ist blau, über den Wolken noch blau!

J. G.

Die Pachterin.

(Von F. Walldorf.)

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen stand ich früh von meinem Lager auf und eilte hinab in den Garten. Der Tag war eben angebrochen, am fernen Horizont stieg die Sonne majestätisch empor. Die Blumen und Bäume dufteten, und die ganze Natur begann sich auf's Neue zu bewegen. Mein fleißiger Wirth und seine Gattin standen im Hofe von dem Gesinde umringt, dem sie mit freundlichem Ton die Befehle des Tages ertheilten. Fröhlich schritten die Knechte und Mägde darauf an ihr Werk. Der Pachter und seine Frau kamen mir traulich entgegen, und führten mich zu meinem Sitz von gestern; wo ein ländliches Frühmal in reichlicher Fülle aufgetragen war, dem wir alle, Groß und Klein, die Kinder spraugen dabei freundlich um uns her, wohlgemuth zusprachen.

Hatte mich die ungemeine Bildung meiner guten Wirthsleute schon gestern in großes Erstaunen gesetzt, so nahm mich ihr heutiges Benehmen voll Geist und Herz noch ungemein mehr für sie ein. Gefühle wie ich sie früher noch nie gekannt, erfüllten meine Brust, und wohler fühlte ich mich, als je in dem Treiben der Welt. „Alles was ich hier höre und sehe, meine Freunde!" rief ich endlich, nicht mehr Herr meiner Empfindungen, aus, „erfüllt mich mit der höchsten Achtung für Euch, und erregt meine Bewunderung. Hier in Eurem traulichen Kreise, könnte ich wünschen den Rest meines Lebens hinzubringen, meine kleine Besitzung in dieser Gegend wird mir um so werther seyn, da sie in Eurer Nähe liegt, vielleicht erlaubt Ihr es mir, mich Eures ferneren Umgangs zu erfreuen, vielleicht haltet Ihr mich einst werth, mir das Geheimniß zu entschleiern, welches der gute Alte gestern schon zu enthüllen bereit war!"

„Nach der Denkweise, welche sie so offen gegen uns an den Tag legten," antwortete nach einer kurzen Pause Mistreß Johnson mit zutraulichem

Ton, „können wir nicht anders glauben, als daß Sie über die Vorurtheile der Welt erhaben, und unseres Vertrauens werth sind, eine Ueberzeugung welche eine innere Stimme bei mir zu bestätigen scheint, denn wunderbar genug fühle ich mich zu Ihnen hingezogen, obgleich wir uns gestern zum erstenmal sahen!"

Ich dankte ihr mit einer Wärme, welche sie fast in Verlegenheit zu setzen schien, schnell wandte sie sich ab zu ihrem Gatten: „Ist es Dir recht, mein Freund," sprach sie, „so will ich unseren zukünftigen Nachbar mit der Geschichte unserer Liebe bekannt machen." Ihr Gatte willigte freundlich und bereitwillig ein, schloß das geliebte Weib herzlich an seine Brust, und verließ uns dann, um nach den Arbeitern zu sehen.

„Ich bin," so begann Mistriß Johnson, nachdem wir wieder auf der Rasenbank Platz genommen hatten, ihre Mittheilung, „in dem südlichen Theile Englands geboren, und stamme von einer alt-adlichen, reichen und mächtigen Familie ab; der Name meiner Familie und ihr Wohnort thut nichts zur Sache, denn man hält mich dort allgemein für todt, und ich wünsche daß man nie aus dieser Täuschung gerissen werde, weil sie zur Fortdauer meines Glücks nothwendig ist. Als ich kaum sechs Jahr alt war, hatte ich das Unglück meine gute Mutter zu verlieren. Mein Vater welcher mich unendlich liebte, beschloß sich nicht wieder zu vermählen, und übernahm selbst die Sorge für meine Erziehung; er wünschte mir einen Theil jener Kenntnisse beizubringen, welche er in so hohem Grade besaß, und schien mit den Fortschritten zufrieden welche ich unter seiner Leitung machte. Mein Vater hatte eine seltene literarische Bildung, Freiheit der Gedanken und hohe Seelenstärke; sein Charakter war fest und entschlossen; ich hatte diesen Letzteren von ihm geerbt, und seine Lehren hatten denselben nur noch mehr befestigt. So erreichte ich das achtzehnte Jahr unter der Leitung des geliebten Vaters, welcher, weil er in dem Umgange mit mir sein Glück fand, weit entfernt war, in mich zu dringen, einem der zahlreichen Vorschläge welche mir zu einer Vermählung gemacht wurden, Gehör zu geben, auch befand ich mich zu wohl in meiner Lage um eine Veränderung zu wünschen. — Wir brachten gewöhnlich einen Theil des Winters in der Hauptstadt zu. Einst als wir uns auch dort hin begeben hatten, bot sich ein junger Schottländer meinem Vater als Bedienter an. Seine Gestalt war schön, und sein Gesicht voll Ausdruck und Lebhaftigkeit."

„Die unteren Classen des Volks erhalten, wie Ihnen bekannt seyn wird, in Schottland eine bessere Erziehung als in irgend einem andern Lande Europa's, und diesem jungen Manne war die beste geworden, die sein Vaterland nur zu geben vermochte. Mein Vater bemerkte bald die Kenntnisse welche den jungen Mann auszeichneten, er gewann ihn lieb, erlaubte ihm seine Muße zur ferneren Ausbildung seines Geistes anzuwenden, und nahm ihn mit sich auf's Land, als wir beim Eintritt des nächsten Frühlings die Stadt verließen."

„Hier erfuhren wir durch Zufall, daß der Jüngling nur in Dienst gegangen sey, um seine alten Aeltern ernähren zu können. Dieses tugendhafte Benehmen rührte meinen Vater dergestalt, daß er die größte Theilnahme bezeigte, als er es mir erzählte; auch bot er dem guten Sohn sogleich eine Summe Geldes als Unterstützung für seine Aeltern an; wie groß aber war sein Erstaunen, als der Jüngling sich weigerte, sie anzunehmen."

„Ich bin den Ertrag meiner Arbeit meinen Aeltern schuldig," sprach er, „was ich verdiene, reicht für ihre Bedürfnisse hin, wären sie in Noth, würde ich Ihr großmüthiges Anerbieten annehmen; aber sie gebrauchen nicht mehr als in meiner Macht steht ihnen zu geben, sie sollen die Früchte meiner Arbeit mit mir theilen, aber solange mir Gott Gesundheit verleiht, dem Mitleid nichts zu verdanken haben!"

„Mein Vater versuchte keine Bemühungen, die Denkweise des jungen Mannes zu ändern, aber er ließ ihn auf der Stelle die Livree bei Seite legen und übergab ihm ausschließlich die Sorge für seine Bibliothek; auch übertrug er ihm mehrere Geschäfte von Wichtigkeit, und indem er so Gelegenheit fand seinen Gehalt zu erhöhen, konnte er dem achtungswerthen Johnson, denn Sie werden ohne Zweifel schon vermuthet haben, daß hier von meinem jetzigen Gatten die Rede war, Mittel an die Hand geben, seinen Aeltern eine reichlichere Unterstützung zufließen zu lassen. Die Bibliothek war ein Ort wo ich oft zu verweilen pflegte, fast immer fand ich Johnson dort, und ich gestehe, daß ich es ungern sah' wenn er nicht zugegen war. Der Jüngling seinerseits verrieth jedesmal wenn ich eintrat, eine heftige Gemüthsbewegung, und die Gefühle seines Herzens, welche mich jetzt so unendlich beglücken, blieben mir nicht lange verborgen. Wohl kannte ich die Hindernisse, welche sich dieser Leidenschaft entgegenstellten, aber unwillkürlich wandte ich dennoch alle meine Kräfte an, sie zu ermuthigen statt zu unterdrücken. Indessen verbarg ich dennoch meine Gefühle sorgfältig dem Gegenstand meiner Neigung, und auch

er hielt seine Liebe in gleichem Maaße verborgen. Zwei Jahre schwanden mir so in dem seligen Bewußtseyn hin, von dem Geliebten wiedergeliebt zu werden, ich war unaussprechlich glücklich, da räubte mir plötzlich der Tod meinen theuren Vater, ein Verlust den ich vielleicht nicht überlebt haben würde, hätte nicht mein Herz zugleich mit unendlicher Liebe an meinem nunmehrigen Gatten gehangen.“

Bei der Erinnerung an den Tod des geliebten Vaters, hielt die Erzählerin auf einen Augenblick inne, Thränen füllten ihre Augen; dann fuhr sie fort. „Gar wohl bemerkte ich, daß Johnson den Tod meines Vaters fast eben so sehr betrauerte als ich selbst, und daß sein Kummer noch durch den meinigen vermehrt ward. So flossen meine Thränen nicht allein, und aus allen seinen Handlungen sprach die innigste Theilnahme an meinem Geschick; selbst in dem Ton seiner Stimme war seine Liebe deutlich zu erkennen, aber nie überschritt er weder durch Worte noch Blicke die Kluft welche der Unterschied des Standes zwischen uns gezogen hatte. Sie werden sich leicht überzeugt halten, daß auch ich dieß Mißverhältniß des Ranges, und die Achtung, welche jedermann den Sitten seines Landes schuldig ist, in Betrachtung zog, aber die Philosophie meines Vaters hatte mich auch gelehrt, daß manche Dinge, welche von der Welt hochgeschätzt werden, nur auf Vorurtheilen beruhen. Oft neigte sich, gleich wie durch Zufall, meine Unterredung mit Johnson, auf diesen für uns beiden gleich wichtigen und interessanten Gegenstand, und wenn ich dann mitunter wagte das Lächerliche mancher Vorurtheile zu beleuchten, vertheidigte Johnson den Gegensatz stets mit großem Ernste, wobei ich indeß deutlich gewahrte, daß er sobald es ihm gelang, in diesem Streit einen Vortheil über mich zu gewinnen, trauriger und stiller als zuvor ward. So ward es mir klar daß mein Geliebter, obgleich mir mit unbegränzter Anhänglichkeit ergeben, dennoch sich selbst opfern wollte, um meinem vermeintlichen Glücke nicht in den Weg zu treten.“

(Der Beschluß folgt.)

Zweisylbige Charade.

Es ist wohl aller Menschen Streben,
So viel als möglich ist, die erste stets zu seyn.
Allein umsonst; in diesem Leben
Kann keiner ungestört sich dessen freu'n.
Nur der Gedanke ist's, die Phantasie,
Sie zaubern uns hinweg des Lebens Müh'.
Und schwebt dereinst mein fesselloser Geist nach oben,
Bin ich die erste auch — dort herrscht nicht eitler Schein —
Und aller Sclaverei auf einmal überhoben.

Die zweite dürstet Blut in ihrer harten Brust,
Und tödtet ungestraft mit mörderischer Lust.
Trotz dem — nach alter Völker Brauch und Weise —
Lohnt man die blut'ge Kunst mit manchem schönen Preise.
Sie selbst ist d'rum nichts Böses sich bewußt.

Das Ganze, ausgeartet von der zweiten
(Ich rede hier von einer alten Mähr),
War nur geschickt, Verderben zu bereiten,
Trotz aller Kraft und Gegenwehr.
Doch hat es auch noch gute Seiten,
Denn das Gewand, in dem es jetzt erscheint,
Hat Poesie und Tonkunst hold vereint.
Und wenn auch Klassiker den gleichen Werth bestreiten,
So wird es doch erfreu'n vielleicht noch lange Zeiten.

G.....k.

Auflösung der Charaden in Nr. 71.

1. Band. 2. Fuchsschwanz.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag, den 6. September. Die Hochzeit des Figaro, Oper in 3 Aufz., Musik von Mozart. Nirgends hat sich die Schöpferkraft Mozarts im Reich der Tonkunst so herrlich bewährt als in dieser Oper. Ein alltägliches, frivoles Geträtsch, ein Nichts ward ihm gegeben — und was hat er daraus gemacht! Der Zauber seiner Musik läßt uns nicht daran denken, daß hier nur die lüsterne Sinnlichkeit ihr loses Spiel treibt und man wird von den süßesten Tönen hinweggetragen in höhere Regionen wo kein Gemeines, keine Sünde ist. — Die heutige Vorstellung war im Ganzen sehr würdig zu nennen, und bei dieser und jener Gesangpartie regten sich nur leise Wünsche.

Samstag, den 7. Die Reise nach Dieppe, Lustsp. in 3 Aufz. Nach dem Französischen von Aug. Wichmann. Hierauf: Der Obrist, Lustsp. in 1 Aufz. Nach dem Französischen des Scrive von Blum. Beide Stücke wurden in der heitersten Laune gegeben und von dem Publikum recht dankbar aufgenommen; in dem Ersten war es Herr Otto (Forbin) in dem zweiten Dem. Lindner (Elise von Belmont) welche den Preis der Kunst errangen.

Sonntag, den 8. Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Friedr. Kind. Musik von Carl Maria von Weber.

Montag, den 9. Fluch und Segen, Drama in 2 Aufz. von Ernst von Houwald. Hierauf: (Zum Erstenmale) Mittel und Wege, oder: Still! ich weiß schon, Posse in 3 Aufz. Nach dem Englischen des Collmann von Carl Lebrün. In dem Drama legten die Darsteller allzumal, die beiden Kinder, besonders die gemüthliche Ida Weidner (Moritz) — der Anschlagschlagzettel hatte ihr unrichtig die Sophie zugetheilt — nicht ausgenommen, viel Tiefe und Innigkeit an den Tag. Herr Hill spielte den Sebaldo. Er hatte in seinem Benehmen nicht das Kecke, Wagende eines Seiltänzers, was sein Vorgänger in der Rolle glücklich traf; dafür aber entzog er uns nichts von der Herzlichkeit, womit der Dichter die kleine Rolle schmückte. — Wenn die nachfolgende Posse im Ganzen keine sehr günstige Aufnahme fand, so lag der Grund davon wohl nur in der, durch einen ungebührlich langen Zwischenact herbeigeführten Verstimmung des Publikums und in der flachen Behandlung mehrerer Rollen von Seiten der Darsteller. Dem Stück fehlt es weder an komischen Situationen noch an Witz, und die Charaktere sind mit Wahl zusammengestellt, so daß ihr Verkehr, wenn sie nur richtig aufgefaßt werden, die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlen kann. — Sir David Dunder ꝛc. ein Lebemann der ersten Gattung, der in der Behaglichkeit des Seyns und um den Augenblick des Genusses nicht zu kürzen, alles im Voraus zu wissen glaubt und — Nichts weiß, wurde von Herrn Weidner in seiner ganzen, wahrhaft komischen Originalität durchgeführt. Den alten, abgelebten Random gab Herr Leißring nicht minder brav; eben so Mad. Ellmenreich die bornirte, gern sprechende Lady Dunder. Herr Otto, der den Paul Pury darzustellen hatte, vervollständigte die kleine Rolle durch seine Maske. Man sah es dieser Figur auf den ersten Blick an, daß sie ihren körnigen Bestand und auch ihr Phlegma dem Genuß des Beefsteck, Pudding und Porter zu verdanken habe. In den übrigen Rollen vermißten wir ein gleiches Streben. Die Verschiedenheit in den Gesinnungen der beiden Liebespaare wurden nicht scharf genug bezeichnet und die nationale Eigenthümlichkeit dabei gänzlich außer Acht gelassen. Dem Schelmen Tiptoe gab Herr Größer eine viel zu ehrliche Physiognomie; er büßte die Sünde welche der Dichter beging, indem er einen langen Monolog voll der plattesten Einfälle und Phrasen für einen Betrunkenen schrieb. Die Scene zwischen den HH. Roundfee (Herrn Schultze) und Quirk (Herr Hassel) machte einen ganz entgegengesetzten Effect, das heißt, einen widrigen. Kleid und Wort machen den Charakter nicht aus, das hätten doch die Herren bedenken sollen.

Dienstag, den 10. Das Bild, Trauersp. in 5 Aufz. von Ernst von Houwald. Aus früheren Anzeigen in diesen Blättern ist es bekannt, daß dies Stück auf unserer Bühne brav gegeben wird; aber es liegt etwas Trostloses in der Dichtung, welches durch die beste Darstellung nicht gelöscht werden kann und darum auch ist die Wirkung niemals erfreulich.

Mittwoch, den 11. Der Barbier von Sevilla, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Hr. Devrient, vom königl. Theater in Berlin, sang den Figaro. Dem. Bamberger sang heute die Parthie der Rosine mit der höchsten Anmuth, in derselben Tonart, wie wir sie früher von Dem. Canzi hörten. Wir fürchten nicht, man werde uns parteiisch schelten, wenn wir der jugendlichen frischen Stimme, so wie überhaupt der sittig zarten Darstellung der Dem. Bamberger den Vorzug geben. Herr Devrient zeigte als Sänger viel Gewandheit und feinen Sinn als Darsteller.

Donnerstag, den 12. Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel in 5 Aufzügen von H. Clauren.

Theater-Anzeige.

Montag, den 16. September. Donna Diana, Schauspiel, (Perin: Herr Dupré).

Dienstag, den 17. Die Vestalin, Oper.

Mittwoch, den 18. (Zum Erstenmale): Des Königs Befehl, Lustspiel.

Donnerstag, den 19. Der Barbier von Sevilla.

Freitag, den 20. Minna von Barnhelm, (Riccaut: Herr Dupré).

Samstag, den 21. Der Doppelpapa, (Kraft: Herr Dupré) Hierauf: (Zum Erstenmale) Die beiden Wittwen, Lustspiel.

Sonntag, den 22. Othello, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 74. Donnerstag, 19. September 1822.

Schönste — Süßeste — Geliebteste!

(Aus dem Englischen.)

Mit welchem würd'gen Namen, sprich,
Benenn' ich, liebe Mary, dich?
Du willst ja keinem Worte trauen —
Doch zürnst Du mir auch, zu bescheiden,
Und müßt' ich Zorn und Tadel leiden,
Ich nenne Schönste dich der Frauen.

Doch, schönste Mary, noch entspricht
Der Name deiner Anmuth nicht!
Es hieße deine Huld verkennen,
Dein Herz so heiter, zart und milde —
Da ist das Zeichen zu dem Bilde:
Ich will die Süßeste dich nennen.

Ach, Schönste, Süßeste — nicht kund
Wird so der treuen Liebe Bund!
Du lächelst hold zu meinen Fragen?
„Weil mir bei diesen Namen bange;
Weil ich nach einem nur verlange —
Geliebteste nur sollst du sagen."

Die Pachterin.

(Von E. Waldorf.)

(Schluß.)

Ein volles Jahr war so nach dem Tode meines Vaters vergangen, ohne daß sich meine Verwandte vorzüglich um mich bekümmert hätten. Mein Oheim, ein angesehener und wackerer Mann, der von meinem Vater zu meinem Vormund ernannt worden war, hatte mich gleich nach dem Dahinscheiden seines verstorbenen Bruders besucht, mir aber, da er meine Liebe zu dem stillen Landleben und den Studien kannte, auch von der Festigkeit meiner Grundsätze überzeugt war, gerne erlaubt, ferner meinen Landsitz bewohnen, und von einer bejahrten Hausbälterin unterstützt, die bedeutenden Geschäfte desselben selbst führen zu dürfen; oft war er seitdem wiedergekehrt, und als er mich auch jetzt besuchte, bat er mich nach dem Mittagsessen einen Spaziergang mit ihm durch den Park zu machen.

Nach einer kurzen Einleitung kam er bald auf seinen Sohn zu sprechen. „Du hast den nun zum Mann Herangereiften als Knaben gekannt, oft vereinten Euch Eure frohen kindlichen Spiele, und Eure gleichgestimmten Seelen erregten schon damals bei mir frohe Hoffnungen. Er hat sich seitdem in manchem Zweig der Wissenschaft ausgezeichnet, und seitdem er England verließ, stimmen alle Berichte, welche ich empfing, hinsichtlich seiner vortrefflichen Eigenschaften vollkommen überein. Sollte er das Glück haben, Dir bei seiner Rückkehr noch so wie einst zu gefallen, so würde eine Verbindung zwischen Euch das Glück meines Alters begründen."

Dieser überraschende Vorschlag setzte mich in großes Erstaunen, und senkte eine gewaltige Last auf mein Herz. Bald erröthete ich, bald ward ich bleich, und die Antwort welche ich meinem Oheim gab, zeigte von einer Kälte welche ihn nicht anders als kränken konnte. Ich erwiederte, ich sey noch nicht gesonnen mich zu verheirathen, fühle mich glücklich in meiner jetzigen Lage, und würde, wenn ich mich je zu einer Heirath entschlöße, meine Wahl erst längere Zeit prüfen.

Mein Oheim bat mich darauf, ihm doch wenigstens zu erlauben, mir seinen Sohn den ich seit seiner Kindheit nicht gesehen hatte, nach seiner Rückkehr vorstellen zu dürfen, ich konnte nicht anders als diese Bitte bewilligen, aber ich that es mit vieler Kälte und großer Verlegenheit, denn meine Brust ward in diesem Augenblick von den mannigfachsten Gefühlen bestürmt.

Als mein Oheim Abschied genommen hatte, eilte ich in den dichtesten Theil des Parks, wo ich eine lange Zeit hastig und gedankenvoll auf und ab schritt, endlich sank ich ermattet auf den Rasen nieder, mich fortwährend meinen Träumereien überlassend; da näherte sich mir Johnson, der mich aufgesucht hatte, weil ihn meine lange Abwesenheit vom Schlosse ängstete. Nie war mir seine Erscheinung willkommener gewesen, nie fühlte ich mehr als jetzt, daß es mir unmöglich sey getrennt von ihm zu leben. Mein volles Herz sehnte sich nach

Mittheilung, und überströmend theilten ihm meine Lippen den Plan meines Oheims und meinen Widerwillen gegen denselben mit. Er erblaßte, seine Glieder bebten, und nur mit zitternden Lippen vermochte er einzelne abgebrochene, die Angst seiner Seele verrathende Worte hervorzustammeln. „Und dennoch muß es so seyn," rief er aus, „ja es muß so seyn — er ist Ihrer würdig — sein Rang dem Ihrigen gleich — es muß so seyn, o Gott es muß so seyn!" Nur mühsam vermochte er bei den letzten Worten seine Thränen zurückzuhalten, seine Augen blickten starr auf mich, kaum konnte er sich aufrecht erhalten.

Länger konnte ich meine vorigen Gefühle nicht zurückhalten, ich eilte auf ihn zu, und schloß den Gegenstand meiner ersten und einzigen Liebe in meine Arme. „Geliebter, theuerer Geliebter," rief ich aus. Diese Worte schienen ihm neues Leben einzuhauchen, er raffte seine Kräfte zusammen, und blickte mit einem Ausdruck voll unendlicher Zärtlichkeit auf mich, aber er schwieg, denn das Uebermaaß des Gefühls schien seine Zunge zu lähmen. Als er endlich seine Sprache wieder gewann, versuchte er es mit eindringlichen Worten mich in meinem Entschluß wankend zu machen, aber ich unterbrach ihn, und beschwor ihn bei unserer gegenseitigen Liebe, mich ruhig anzuhören. Er setzte sich zu mir, sein Herz fühlte unendliche Liebe, aber tausend sich widersprechende Gefühle und Grundsätze prägten auf seinem Gesicht den Ausdruck höchster Angst. „Ich weiß," sprach ich, „alles was Sie mir sagen können, und bin bereit darauf zu antworten, meine Leidenschaft ist nicht blind und unüberlegt, ich kenne Sie, ich bin überzeugt, daß Sie der Mann sind, den mir die Vorsehung bestimmte; auf den vorzüglichen Eigenschaften welche ich bei Ihnen fand, beruht mein zukünftiges Glück, nur menschliches Vorurtheil verlangt Gleichheit des Ranges. Ich bin indessen so wohl wie Sie überzeugt, daß man solche Gesetze ehren muß, sobald darauf die Ordnung der menschlichen Gesellschaft beruht; würde ich die Ersteren verletzen, würde die Letztere mit Verachtung auf mich blicken, eine Verachtung welche ich, obgleich sie ungerecht wäre, dennoch nicht zu ertragen im Stande seyn würde."

Sollen aber die Gesetze der Natur den Forderungen der menschlichen Gesellschaft weichen? Es giebt einen Ausweg, beide Theile zufrieden zu stellen. Der Tod meines Vaters setzte mich in Besitz bedeutender Einkünfte, mit einer Summe von mehr als dreitausend Pfund in baarem Gelde, freudig will ich auf die Ersteren Verzicht leisten, die Letztere reicht hin, um uns eine sorgenlose Zukunft zu verschaffen.

Johnson wollte auf's Neue Einwendungen machen, aber ich ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Nein, nein!" rief ich aus, „mein Entschluß steht unwiderruflich fest, ich eile auf der Stelle nach London, und lasse dort das Gerücht von meinem Tode verbreiten; die Gesetze werden über meine Besitzung zu Gunsten jenes Sohnes meines Oheims verfügen, wir aber fliehen mit meinem baaren Vermögen nach Schottland, und legen unter den Segnungen Deines ergrauten Vaters vor dem Altare unsere Hände in einander."

Johnson stürzte zu meinen Füßen nieder, und beschwor mich die Ausführung dieses Planes wenigstens aufzuschieben, und wohl zu bedenken, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich meinen unüberlegten Entschluß bereuen würde.

„Nein, nein mein Freund!" erwiederte ich, „ich habe alles genau erwogen, welche Freuden kann mir der Reichthum bieten, den mir die Natur auf dem Pfade, den ich einzuschlagen im Begriff stehe, zu spenden nicht im Stande wäre. Und was den Verlust meiner mir zum Theil nur fremden Anverwandten betrifft, wie könnte dieser in Betrachtung kommen, wenn sich mir die Aussicht öffnet, die Tochter Deines würdigen Vaters und Deine glückliche Gattin zu werden."

Johnson liebte und achtete mich zu sehr, als daß er jetzt nicht überzeugt gewesen wäre, daß ich mich in dem neuen Stande, den ich zu ergreifen so begierig war, glücklich finden würde. Ich will nicht versuchen weder meine Freunde, noch sein Entzücken zu schildern, als es mir endlich gelungen war, ihn zu bewegen, mein Anerbieten anzunehmen; nie empfand wohl jemand größere Wonne bei dem plötzlichen Gewinn eines großen Vermögens, als ich fühlte, indem ich das meinige bereitwillig von mir warf.

Nachdem wir die nöthigen Einrichtungen getroffen hatten, begaben wir uns insgeheim nach London, wo wir von der Liebe beseelt mit großer Gewandtheit das Gerücht meines plötzlichen Todes in Umlauf setzten; überflüssig nur wäre es, wollte ich Ihnen alle Mittel aufführen, wodurch es uns gelang, die Sache glaublich zu machen. Endlich eilten wir nach Schottland; sieben Jahre sind es nun, seitdem ich zuerst das glückliche Asyl betrat, zum erstenmal jenen würdigen Greis in die Arme schloß, den Sie dort auf dem bemoosten Steine sitzen sehen, sich in den wohlthätigen Strahlen der Morgensonne erquickend. „Nehmen Sie," rief ich damals, „eine Tochter in Ihre Arme auf, welche kommt, Ihre letzten Lebenstage zu versüßen und für das Glück Ihres Sohnes zu leben." — Der Greis war vor Freuden außer sich, bald darauf

kaufte er dieses Gut, welches er bisher nur gepachtet hatte, unsere Vermählung fand ebenfalls nach wenigen Wochen statt, und seitdem ist keine Stunde vergangen, in welcher ich den Entschluß nicht gesegnet hätte, Reichthum und Rang von mir zu werfen, um in sorgloser Stille als geliebte Gattin und glückliche Mutter zu leben.

Mit diesen Worten schloß meine freundliche Wirthin ihre interessante Erzählung, mir aber gestalteten sich jene Erinnerungen der Kindheit, jene räthselhaften Gefühle, welche schon gestern bei ihrem Anblick in meiner Seele erstiegen waren, zu einem deutlichen klaren Gebilde. Schon beim Anfange ihrer Erzählung hatte ich zu ahnen begonnen, jedes ihrer Worte überzeugte mich immer mehr und mehr, und jetzt stand es als völlige Gewißheit vor mir, daß sie, sie selbst jene Verwandte sey, durch deren vermeintlichen frühzeitigen Tod ich eine mir von meinem Vater bestimmte Braut verlor, und zu dem Besitz ihrer Güter gelangte. Nicht mehr Herr meiner Empfindungen, ergriff ich ihre Hand: „O! glückliche Miß Thornton! überglückliche Mistreß Johnson!" rief ich aus.

Als sie so plötzlich ihren Familiennamen nennen hörte, sprang sie mit Lebhaftigkeit empor, „wie," fragte sie, „was soll das bedeuten?"

„Sie sehen, erwiderte ich mit großer Rührung, „jenen Verwandten vor sich, mit dem Sie sich oft in kindischen Spielen erfreuten, dem Ihre Hand bestimmt war, und der lange Ihren Verlust betrauerte. Erröthen Sie nicht ob des Geständnisses Ihrer tugendhaften Liebe; Sie haben mich in den Besitz Ihres Vermögens gestellt, und ich bin bereit, es zurückzugeben; lassen Sie mich Sie nicht vergebens beschwören, es von mir anzunehmen, welchen Entschluß Sie aber auch fassen mögen, seyn Sie stets meiner größten Verschwiegenheit versichert."

Ich fand nicht wenig Schwierigkeit, Mistreß Johnson zu beruhigen; aber sie war auf keine Weise zu bewegen, jene Besitzungen, welche an mich gefallen waren, zurück zu nehmen, und auch ihr Gatte, welcher gleich darauf von seiner ländlichen Arbeit wiederkehrte, war, nachdem sie ihn von Allem unterrichtet hatte, mit ihr derselben Meinung.

„Ueberschauen Sie unser Gut hier," sprach die edle Frau, „und urtheilen Sie selbst, ob irgend etwas hier zu unserem Glücke fehlt. Ist nicht unser Geräth bequem, unser Tisch reichlich besetzt? Besäßen wir größeren Reichthum, würden wir unserer ländlichen Arbeit nicht mehr den bisherigen Eifer schenken; Vergnügungen würden an ihre Stelle treten, und was uns noch gestern Unterhaltung gewährte, wäre uns heute schon zuwider. Sollten wir aufhören, unsere Felder zu bearbeiten, und unsere Heerden zu pflegen, so müßten wir auch auf die Freuden einer gesegneten Erndte und einer reichen Wollschur Verzicht leisten. Nur mit Gleichgültigkeit würden wir auf das uns nutzlos gewordene Land blicken, und wer weis, ob nicht die sanfteren Gefühle unseres Herzens mit der Empfänglichkeit für die Natur verschwinden würden."

So blieben alle meine Bemühungen, die tugendhaften Menschen zur Zurücknahme ihrer Güter zu bewegen, fruchtlos, aber sie versprachen mir ihre Freundschaft, sie gelobten mir, daß ich oft von ihnen hören sollte, und forderten mein Versprechen, in jedem Jahre einige Zeit auf ihrem Pachthofe zuzubringen: ich mußte nachgeben, versprach dieß Letztere mit Freuden, und trennte mich am nächsten Tage unter Thränen von meinen liebenswürdigen Verwandten.

Jetzt war ich überzeugt, daß Vernunft und Glück dennoch auf Erden zu finden sind: in dem Schooß dieser herrlichen Familie war mir der Beweis davon geworden, mein in ihrer Nähe gelegenes Gut hatte jetzt einen doppelten Werth für mich; ich beschloß, das Wohnhaus neu aufzubauen und einen großen Theil des Jahres dort zuzubringen. Die an mich gelangten Besitzungen der Todtgeglaubten sollten aber fortan nicht mehr zu meinem Nutzen verwandt werden. Ihren Ertrag wollte ich unter unseren ärmeren Verwandten vertheilen, die Güter selbst sollten einst wie billig an die Kinder des glücklichen liebenswürdigen Paares zurückfallen.

Spanische Sprüchwörter.

Wäre Thorheit ein Schmerz,
Klagte man allerwärts.

Schmerz, Liebe, Geld und Reim,
Die bleiben nie geheim.

Gnomen.

Geistiges Uebergewicht
Hat der Gewalt
Wahre Gestalt,
Doch ihr Gehässiges nicht.

Ach, der Muth, zu hoffen, frommt,
Ohne Muth, zu warten, nicht.

Geheimes liegt in der Musik versteckt,
Was unter Tausend kaum Einer entdeckt.

Anekdoten.

Nach der Revolution vom Jahre 1668 wurden Briefe von dem Grafen Godolphin an den entthronten König aufgefangen; dies war ein Verbrechen gegen den Staat, aber keines gegen die Ehre, denn der Graf war im Uebrigen ein Mann von hoher Tugend und großen Vorzügen. Der König Wilhelm hielt es daher für weiser, diesen Mann zu seinem Freunde zu machen, als ihn als Feind und Staatsverräther verurtheilen zu lassen. Er sandte daher zu dem Grafen, zeigte ihm in einer geheimen Unterredung die aufgefangenen Briefe, lobte seinen, obgleich blinden Eifer für seinen vormaligen Herrn, äußerte den innigen Wunsch, der Graf möge ihm mit gleicher Treue dienen, und warf zugleich die Briefe in die lodernde Kaminflamme. Dieser Act der Großmuth gewann des Grafen Herz, und er ward fortan Wilhelms treuester Diener.

Nach der Schlacht von Culloden wurde eine Belohnung von dreißig tausend Pfund demjenigen versprochen, welcher den jungen Prätendenten todt oder lebendig den Händen der Sieger überliefern würde. Er aber hatte sich zu den Kennedies geflüchtet, zwei gemeine Räuber, welche ihn mit seltener Treue beschützten, zu seiner Erhaltung auf Raub auszogen, und sich oft verkleidet nach Inverness schlichen, um Lebensmittel für ihn einzukaufen. — Lange Zeit nachher ward einer dieser Männer, welcher einer Versuchung von dreißig tausend Pfund widerstand, weil er seine Treue halten wollte, gehängt, weil er eine Kuh, kaum dreißig Schilling an Werth gestohlen hatte.

Walpole, Minister am englischen Hofe, der schon lange einen vornehmen Mann, der viel Einfluß bei der Nation hatte, aus dem Parlament zu entfernen wünschte, besuchte ihn einst und sagte: Er käme im Namen des Königs, ihm dessen Schutzes zu versichern, und ihm zu sagen, wie es Sr. Majestät sehr leid sey, daß Sie noch nichts für ihn hätten thun können. — Zu gleicher Zeit bot er ihm eine ansehnliche Bedienung an. — „Mylord," antwortete der Engländer, „speisen Sie heute bei mir zu Abend, und dann will ich Ihnen meine Meinung sagen." — Walpole nahm diese Einladung an. — Man trug einen Kälberbraten auf, den Rest vom Mittagbrod. — „Glauben Sie wohl, Mylord," sagte der Engländer, „daß der König einen Mann so leicht gewinnen kann, der mit solcher Mahlzeit zufrieden ist? Sagen Sie dies dem Könige. Dies ist meine ganze Antwort auf sein gnädiges Anerbieten."

Der Kalif Akbab, der im siebenten Jahrhundert nach Christi Geburt lebte, verbreitete die Lehre Mahomeds mit dem Schwerdte bis an die Küsten des atlantischen Meeres und war in Verzweiflung, daß er hier sein bekehrendes Erobern enden sollte. Er spornte sein Roß gegen die Fluth und rief: „Großer Herr der Himmel! Wäre ich nicht durch dieses Meer gehindert, siehe, so wollt' ich immer weiter dringen zu den unbekannten Reichen im Westen, die Einigkeit deines heiligen Namens predigen und die rebellischen Völker vertilgen, die irgend andere Götter verehren als dich!" — Der göttlichen Weltkraft muß aber mit diesem vernichtenden Anwald nicht gedient gewesen seyn, denn bald darauf vermochte er es nicht, seine eigenen Länder fest zu halten.

Hakem, ein egyptischer König, der im Jahr 408 nach türkischer, 1030 nach unserer Zeitrechnung lebte, ließ Kairo mit Feuer vertilgen, weil die Einwohner über ihn seufzten. —

Pindar, der ewig rühmliche Ahnherr der lyrischen Dichter, mußte in Theben eine Geldstrafe erlegen, weil er in einer Ode Athen als Stütze Griechenlands pries; die Athener aber gaben ihm die doppelte Summe und errichteten ihm eine Bildsäule im Tempel des Mars.

Hogni und Hedin, zwei altdänische Fürsten, tödteten sich im Zweikampf: Hildur, die Tochter des Ersteren und Gattin des Andern, erweckte (aus Liebe zu ihrem Manne, spricht die Sage) allnächtig die Todten durch Zaubersprüche und ließ sie den Kampf erneuern. Dies wollte sie thun bis zur Götter-Dämmerung, dem Ende der Welt, und von diesem Gelüst der Hildur nennen die alten Dänen-Dichter den Krieg: Hildur's Zeitvertreib.

„Wie gefällt Ihnen die Sonate?" fragte in einem Liebhaber-Conzert ein entzückter Franzose den Baron von Gleichen, dänischen Gesandten in Paris. „Ist sie nicht ganz vortrefflich? Und wie schwer die Ausführung!" — „Ich wollte," entgegnete der Baron, „die Ausführung wäre unmöglich!" (Auf manche Musik anwendbar.)

„Was ist denn Philosophie?" fragte eine schöne Dame den berühmten Platner. — Diese Frage einer Dame zu beantworten, setzte ihn in Verlegenheit. „Philosophie" — begann er — „ist — ist —" — „Ach! Kommen Sie nicht fort?" — mischte sich ein Freund ein — „nun, ich will Ihnen helfen. Philosophie ist: neben einem schönen Weibe sitzen und nicht aus der Fassung kommen!" r.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 75. Sonntag, 22. September 1822.

Des Harfners Gesang.

(Nach Walter Scott.)

Ich war ein Kind wild und verzogen,
Den Kinderspielen nicht gewogen,
Vor allem scheu zurückgezogen;
Mich konnt' erfreu'n,
Von holder Einsamkeit umzogen,
Die Harf' allein.

Hoch flammend von der Ehre Gluthen
Verschmäht ich die umgrünten Fluthen,
Wo unsres Dörfleins Hütten ruhten,
Mir allzuklein; —
Was konnte mich zum Flug ermuthen?
Die Harf' allein.

Die Lieb' entzündete mein Leben,
Mich trieb ein wild romantisch Streben,
Ein Fräulein hört' der Töne Schweben,
Und lebte fein; —
Was konnt' mein Hoffen stolz erheben?
Die Harf' allein.

Zu bald verflossen diese Schäume,
Des Mannes Stolz verwünscht die Träume;
Nicht mehr stehn meiner Hoffnung Bäume
Im Frühlingsschein:
Was füllt des Herzens leere Räume?
Die Harf' allein.

Der Krieg erweckte Noth und Zagen,
Ich mußte so viel Leid ertragen
Vom wilden Feind in Kriegestagen: —
Ach! Wüstenei'n
Sind Hütt' und Feld; — was stillt mein Klagen?
Die Harf' allein.

Der Ehre Träume sind entschwunden,
Des Mangels Schmerz hab' ich empfunden,
Gefühlt des Herzens gift'ge Wunden,
Kein Trost war mein;
Durch dich nur konnt' mein Herz gesunden,
O Harf' allein.

Drum über Berg und Thal und Breiten
Sollst', treue Harfe, mich begleiten;
Und wenn dieß Herz in Noth und Leiden
Bald still wird seyn,
Dann sollen klagen deine Saiten,
O Harf' allein.

Das türkische Reich und Griechenland.

(Fortsetzung.)

Ich fürchte den Untergang der Wissenschaft und das Verschwinden der Gelehrten; sie sollen die Wissenschaft verbreiten; sie sollen sitzen bis Jeder weiß, der nichts gewußt; denn die Wissenschaft geht nicht zu Grunde, als durch Verheimlichung. Wenn die Wissenschaft zurückgehalten wird, dann nehmen die Menschen Unwissende zu ihren Vorstehern, sie fragen um Belehrung ohne Wissenschaft. Sie irren, und leiten Andere irre.

Aus den Ueberlieferungen Mahomed's.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern stand die Religion in inniger Verbindung mit der geistigen Ausbildung der Menschen. In Aegypten erzeugte sie die Künste und die Wissenschaften, wie sie in Griechenland die Schöpferin des geistigen Lebens wurde, dem noch jetzt, in seinen Trümmern, die Bewunderung der Welt gebührt. Auch unter den christlichen nordischen Völkern, nachdem sie aus der früheren Barbarei zu den ersten humanen Gefühlen erwachten, belebte die Religion die Künste, wodurch ihr finsterer Geist zuerst zum Lichte geleitet wurde.

Bei den Völkern aber, welche durch die Lehre Mahomeds begeistert wurden, trat die Religion als Feindin der schönen Künste auf, und mußte sonach den gewöhnlichen Gang der geistigen Ausbildung, der von der Kunst zur Wissenschaft führt, unmöglich machen. Da gleichwohl diese Religion durch ihre eigene geistige Fülle, durch den Enthusiasmus, den zu erregen sie fähig war, die Seelenkräfte keineswegs unterdrückte, so mußte sie eine ganz eigenthümliche Cultur herbeiführen, die in ihrer endlichen Entwickelung eine durchaus originale Gestalt annahm.

Dieß finden wir auch bei den Arabern, welche zu einer Zeit, als Europa im tiefen Schlafe der

Barbarei versunken war, ein merkwürdiges geistiges Leben, mitten unter ihren kriegerischen Zügen und unter den Verirrungen des Fanatismus, sich zu erhalten wußten. Eine glühende Phantasie, ein Hang zu Abenteuern, ein unruhiger Muth und ein religiöser Enthusiasmus zeichneten den Araber aus, und brachten ihn dahin, das Leben um der Religion willen durch romantische Thaten zu schmücken, wie andere Völker es durch Gesänge und durch die Bildungen der schönen Künste schmückten. Diese Richtung des Nationalgeistes wurde durch die theokratisch-militärische Verfassung lange unterhalten, und fand dadurch, daß die Gelehrten zugleich der Adel der Nation waren, stets neue Nahrung.

Die Türken, welche nach dem Verfall des Kalifats an die Stelle der Araber traten, hatten die Religion des Propheten angenommen; aber wie Alles, was nicht aus eigenem Geiste entspringt, nur langsam wirkt, auch nie die lebendige Eigenthümlichkeit erhält: so blieb die geistige Cultur der Türken eines Theils hinter der Arabischen zurück, anderes Theils fehlte es ihr an originellem Leben. Hierzu kam, daß das verderbliche Lehnssystem bei den Türken die Stelle der theokratischen Verfassung der Araber einnahm, und unwissende Sklaven über die Gelehrten oder Ulemas herrschen konnten.

Es scheint, daß aus diesen einfachen Bemerkungen sich viele Widersprüche erklären lassen, welche sich in den Urtheilen der Reisenden und Gelehrten über die geistige Cultur der Türken finden. Einige haben sie als unverbesserliche Barbaren geschildert, denen ihre Religion selbst nicht erlaubt, aus dem Zustande der Unwissenheit sich hinauszuwinden. Sie haben aus dem Eifer der Türken, die schönsten Denkmähler des alten Griechenlands zu zerstören, beweisen wollen, daß es dieser Nation gänzlich an Sinn für das Schöne fehlen müsse. Andere führten erhabene Aussprüche aus dem Koran an, welche beweisen, das Mahomed die Wissenschaft befördert wissen wollte; sie machten uns näher mit der Literatur der mahomedanischen Völker bekannt, und zeigten, daß es ihnen nicht an trefflichen Geisteswerken mangelt. Endlich haben Einige aus dem Daseyn gelehrter Gesellschaften unter den Türken schließen zu müssen geglaubt, daß sie keinesweges zu den Barbaren zu rechnen wären.

Diese Widersprüche bedürfen einiger Erläuterungen. Vors Erste ist zu bemerken, daß der Islamismus zwar einigen schönen Künsten, nicht aber allen Wissenschaften feindlich gesinnt sey. Die Religion also kann die etwaige Barbarei der Türken nicht verschuldet haben. Die Geisteswerke anderer muselmännischer Völker beweisen vielmehr, daß sich der Islamismus mit einem hohen Grade der Cultur verträgt. Aber die Türken haben deswegen, weil sie sich mit der arabischen und persischen Literatur bekannt machten, und dieselbe nachzuahmen suchten, noch keinen eigenthümlichen Geist in der Ausbildung ihrer Seelenkräfte gezeigt. Bei ihnen war die politische Verfassung, die nur Sklaven und Despoten erzeugte, die eigentliche Grundursache, daß sie sich nie zu einiger Geistesfreiheit erheben konnten. Wo der Eigensinn des Despoten den gemeinsten Sklaven zum obersten Vezier erheben konnte; wo es den Kindern des mächtigen Ministers nichts half, wenn der Vater ihnen eine bessere Erziehung gegeben hätte, weil sie nach seinem Tode wieder in die Classe der Sclaven zurück traten; wo sie selbst auf das Vermögen des Vaters Verzicht leisten mußten, dessen alleiniger Erbe der Sultan ist; wo nicht Talente zu Ehrenstellen führen, und kein Stand die Rechte der Nation bewacht; wo die Gelehrten nichts wissen dürfen, als was die Ausleger des Korans gelehrt haben: da ist auch keine Geistesbildung zu hoffen, wenn auch Bücher in Bibliotheken aufbewahrt, und eine Art von Gelehrsamkeit, die bloß in Erinnerung besteht, durch passiv-gelehrte Gesellschaften unnützerweise erhalten wird.

Der todte Buchstabe, der nicht ins politische und häusliche Leben eines Volkes übergeht, und auf vernünftige Zwecke hinleitet, kann nicht für den Beweis der Cultur gelten; er ist vielmehr, wenn er fähig wäre, Leben zu wecken, und die Menschen gleichwohl weder veredelt noch beglückt, ein Beweis von der Unfähigkeit des Volkes, aus dem Stande der Rohheit sich zur geistigen Selbstständigkeit zu erheben.

Wie konnte aber eine Nation, die bei den Arabern und Griechen, mit denen sie in Berührung kam, treffliche Muster in Künsten und Wissenschaften antraf, diese nicht nur nicht achten, sondern zum Theil selbst zerstören?

Der Engländer Thornton sucht die Türken gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, als ob sie Schuld an der Zerstörung der griechischen und römischen Denkmäler wären, so wie er sie auch darüber entschuldigt, daß sie sich nicht durch griechische Muster zur Nachahmung hätten reizen lassen. Er führt an, daß die Bilderstürmer und andere Barbaren jener Zeit lange vor den Türken die Zerstörung angefangen hätten; daß die Türken die schönste Kunst der Griechen bereits völlig im Verfall antrafen, daher keine guten Muster mehr vorfanden; und daß sie übrigens ihre Bereitwilligkeit, sich in allen mechanischen und nützlichen Künsten belehren zu lassen, offenbart hätten, indem sie sich gern von den Griechen im Ackerbaue, im Schiffbaue und dergleichen unterrichten ließen.

Diese Rechtfertigung sagt wenig mehr, als daß zur Zeit, als die Türken Griechenland eroberten, die Barbarei des Mittelalters auch dort be-

reits Eingang gefunden hatte; woran Niemand gezweifelt hat. Aber woher kam es, daß eben jene schon entarteten Griechen noch cultivirt genug waren, um in Italien, wohin sie flohen, die Liebe zu den schönen Künsten und zu den Wissenschaften wieder anzufachen, während die Türken vielmehr Verachtung der griechischen Cultur bewiesen, und glaubten, daß sie zum Erobern und Plündern, ihrer Hauptleidenschaft, wenig oder Nichts helfen könnten? Auch im Ackerbaue müssen ihre Fortschritte gering gewesen seyn, da sie bis auf den heutigen Tag in dieser einfachen Kunst hinter den Griechen zurück geblieben sind. Ein gleiches gilt vom Schiffbau; noch gegenwärtig sind ihre besten Seeleute Griechen.

Die Thatsache, die hier zum Nachtheil der Türken entscheidet, ist, daß die Cultur der Griechen das ganze übrige Europa aus dem Schlafe geweckt hat, daß alle übrigen Europäer, nachdem der Geist einmal erwacht war, auf der eröffneten Bahn der Aufklärung immer weiter fortschritten, während die Türken auf einer sehr untergeordneten Stufe stehen blieben.

Die Türken waren, da sie Griechenland eroberten, viel zu junge, zu eifrige und zu blinde Anhänger des Islamismus, als daß sie die christlichen Griechen zu Lehrern hätten wählen sollen. Von andern muselmännischen Völkern zu lernen, hielten sie für erlaubt und löblich; die Christen haßten und verachteten sie viel zu sehr, um ihnen ein Uebergewicht des Geistes zuzugestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Ich bin ein Geschenk, das Liebe bezeugt,
Ein Thier, das Flügel hat, aber nicht fleugt,
Ein Sturm, den der Dämon Zwietracht erregt,
Und doch sich mit Jenem gleichnamig verträgt.

Auflösung der Charade in Nr. 73.

Freischütz.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag den 13. September 1822. Don Juan, romant. Oper in 2 Aufz. Musik von Mozart. Herr Devrient spielte als Gast den Don Juan. Er hat eine angenehme Stimme und einen sehr deutlichen Gesang: das ist, was wir zu seinem Lobe sagen können. Man ist in Frankfurt gewohnt, von dem Darsteller dieser Rolle noch etwas mehr zu fordern; sie bedingt eine kräftige Gestalt, in welcher Trotz, Kühnheit, Frivolität und geschmeidige Weltbildung in gleichem Grade sich vereinigen. Das Aeußere des Herrn Devrient mahnt zu sehr an jugendliche Unerfahrenheit, und steht mit der Handlung im Widerspruch. — Dem. Rotthammer sang die schwierige Parthie der Donna Anna mit Sicherheit, ausdauernder Kraft und von dieser Seite mit verdientem allgemeinem Beifall. Das höhere Interesse eines verstandenen und gefühlten Vortrags — dieser Seele der Musik überhaupt und für die Parthie der Donna Anna von größter Wesentlichkeit — wird der Künstlerin, mit den Vorzügen ihrer Stimme zu verbinden durch längeres Studium ohne Zweifel auch gelingen. — Madam Dobler (Elvira) war weniger glücklich; aber sie hätte, bei unzureichenden Mitteln, die ohnehin nicht sehr dankbare Arie im 1. Act zu singen unterlassen sollen! Herr Nieser sang den Don Gußmann und Herr Dobler den Don Pedro mit gewohnter Vorzüglichkeit. Auch Herr Hassel verdient als Leporello, wegen der ihm sonst wohl fremden Mäßigung rühmliche Erwähnung; er gab die Rolle mit einer gewissen, ehrfurchtsvollen Scheu, die ihn vor Uebertreibung bewahrte.

Samstag d. 14. Der Teufelsstein, romantisch-komisch. Volksmährchen mit Gesang in 3 Aufz. Musik von Wenzel Müller.

Sonntag den 15. Der Freischütz, Oper in 3 Aufz. von Friedr. Kind. Musik von Carl Maria von Weber.

Montag den 16. Donna Diana, oder Stolz und Liebe, Schsp. in 4 Aufz. Nach dem Spanischen des Moreto, bearbeitet von West. Hr. Düpre spielte als Gast den Perin. Wir haben diese Rolle früher von Herrn Weidner in großer Vollkommenheit gesehen. An dies unser Ideal reichte die Leistung des Herrn Düpre nicht; sie war aber nichtsdestoweniger ein Ganzes. An mehreren Stellen traf Herr Düpre den Ton der Ironie, der überhaupt die Rolle belebt, sehr glücklich. Außerdem bethätigte er durch sein stummes Spiel und die stete Theilnahme an den Vorgängen auf der Bühne den routinirten, denkenden, Künstler. Mad. Schulze gab die Donna Diana und Hr. Rottmayer den Don Cäsar. Wir verschieben eine nähere Entwickelung auf eine künftige Vorstellung, und bezeichnen hier nur als eine sehr gelungene Scene zwischen beiden die im zweiten Act, wo Don Cäsar, überwältigt von zärtlichen Gefühlen, Dianen seine Neigung gesteht, diese in der Wonne des Triumphs ihn voll Verachtung zurückstößt und nun von Jenem hört, sie habe sich getäuscht. In dem Uebergang von einer Empfindung zur andern, vom Ausdruck der innigsten Liebe zu dem des bitteren Hohns, fand Herr Rottmayer Gelegenheit, sein mimisches Talent sehr glücklich zu bewähren — Der Zwischen-Akt vom ersten zum zweiten Aufzug dauerte unbegreif-

licher und mit der Wirkung eines Conversationsstücks unverträglichen Weise eine volle halbe Stunde. Der Faden des Stücks wie der der Geduld des Publikums war längst abgerissen, als man den Vorhang endlich wieder aufrollte.

Dienstag den 17. Die Vestalin, heroische Oper in 3 Aufz. Musik von Spontini. Wir fanden heute den Herrn Devrient als Cinna in der Reihe der Mitglieder aufgeführt.

Mittwoch den 18. Die Rosen des Herrn von Malesherbes, Lustsp. in 1 Aufz. Hierauf: (Zum Erstenmale.) Des Königs Befehl, Lustsp. in 4 Aufz. von Carl Töpfer. (Manuscript.) Aus dem an originellen Zügen so reichen Leben Friedrichs des Großen ist unter andern auch folgende Anekdote aufgezeichnet. — Ein Herr von Stecher, Geheimerath in des Königs Diensten, stand im Begriff, seine beiden Töchter außer Landes an zwei Herren von Witzleben zu verheirathen. Der König, der es erfuhr, sah ungern das große Vermögen des Alten aus dem Lande wandern, und beorderte daher den Obristen von Billerbek, eine von jenen Töchtern wegzuhalen. Der Obrist gehorchte, fand aber, daß gerade diejenige, zu welcher Neigung ihn lenkte, sich ihm versagte. Er meldete das dem Könige, der lakonisch erwiderte: „Nehm Er die Andere, wenn die Henriette nicht zu kriegen ist." Diese Andere ließ sich die Bewerbung des Obristen gefallen; reichte ihm ihre Hand, und als er bald darauf seine junge Frau dem Könige in Potsdam vorstellte, rief dieser ihm zu: „Na, nun leb' Er glücklich, damit es nicht am Ende heißt, wir hätten beide einen dummen Streich gemacht!" — Diese Anekdote, versteht sich, mit Abänderungen und Zusätzen, ist die Grundlage des oben genannten Stücks, das bei einer sehr einfachen, lose gebundenen Handlung recht angenehm unterhält, und mit Kenntniß dessen, was auf der Bühne Effect macht geschrieben ist. Um mehr davon sagen zu können, müßten wir das Stück gelesen, oder wenigstens mehr als Einmal gesehen haben. Hier wollen wir nur noch bemerken, daß die französische Scene zwischen dem Könige und dem französischen Dichter, welcher doch wohl kein anderer als Voltaire seyn soll, in ihrer eigentlichen Bedeutung uns mindestens nicht angenehm berührte; sie erinnert an eine Schwäche des großen Mannes, dessen sonstige Deutsche Gemüthlichkeit sich durch das ganze Stück hin so schön bewährt. — Herr Weidner gab den König in überraschender Porträt-Aehnlichkeit und vollendete das höchst anziehende Bild durch die täuschende Imitation aller übrigen auch geistigen Eigenthümlichkeiten seines erhabenen Original's. Gang, Haltung, der durchdringende Blick, die energische Kürze der Rede, alles das beobachtete er durch alle Scenen mit solcher Sicherheit und Wahrheit, daß es schien, als sey es seiner Persönlichkeit eigen. Herr Otto spielte den Baron Wendel, ein gutmüthiger, etwas polternder, doch leicht zu versöhnender Vater, der sich von seinem hohen Gönner, dem Könige, die Kürze im Reden und Strenge im Handeln angewöhnt hat, was aber Beides bei ihm nicht Stich hält. Drollig ist die Gewohnheit, jeden Redesatz mit dem Ausruf „Punctum!" zu schließen. Eine drastische Wirkung machte dieses „Punctum! als es ihm am Schluß des dritten Acts, nachdem der König ihm gute Nacht gewünscht hat, in der Selbstvergessenheit herausplazt: freilich muß man dabei das Erschrekken des Barons, seine entschuldigende Pantomimen und den verweisenden Blick des Königs beobachten können. Der Major Lindeneck, einer von den Kernmenschen, die geradezu gehen, ehrenfest und muthvoll, überall, wo sie eine Unbill sehen oder ahnen, mit dem Schwerte drein schlagen, schien von dem Darsteller (Herr Henkel) nicht richtig aufgefaßt. Wir schließen dies daher, weil er sich so viel Mühe gab, den Ton seiner Rede in die Tiefe zu pressen. Das ist nur den Poltron's eigen, nicht dem wahrhaft Muthigen. — Wir behalten uns vor, einige Bemerkungen, andere Rollen betreffend, bei der nächsten Wiederholung nachzutragen, und bemerken hier nur noch, daß die Vorstellung im Ganzen mit verdientem Beifall aufgenommen wurde. Zu rühmen ist die Sorgfalt, welche man auf das Costüm, aus den Jahren 70 — 80 des vorigen Jahrhunderts, verwendet. Die Wahrscheinlichkeit der Handlung wird dadurch gar sehr gesteigert.

Theater-Anzeige.

Montag 23. September 1822. Des Königs Befehl, Lustsp. Hierauf: König Waldemar, Oper.
Dienstag 24. Jacob und seine Söhne, Op.
Mittwoch 25. Die Waise aus Genf, Schsp. Hierauf: (Zum Erstenmale.) Die beiden Wittwen.
Donnerstag 26. Der Freischütz, Oper.
Freitag 27. Die Entführung, Lustsp. Hierauf: Die beiden Billets, Lustsp.
Samstag 28. Tancred, Oper.
Sonntag 29. Wilhelm Tell, Schausp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 76. Donnerstag, 26. September 1822.

Das Herz.

Senke deinen Anker nieder, Hoffnung!
Vor ihm theilt das Wasser ehrfurchtvoll
Seine Berge, und die Wüste wird
Zum Heiligthum!

Winde deine Siegespalme, Glaube,
Um den Anker freudig, ewig rauscht,
Nun dem Winke treu, und deinem Blick
Das Wogenheer.

Kränze deine holden Schwestern, Liebe!
Siehe! liebend führst du Ufer her,
Jahreweit getrennte, sie vereint
Das Menschenherz!

Gambs.

Herbst-Gedanken.

(von Auguste Kühn.)

Wo bist du hin mit deiner Schönheit Fülle,
Du holde Zeit, voll Blumenglanz und Duft?
Dir folgt der Herbst in schwermuthsvoller Stille,
Schon ziehen feuchte Nebel durch die Luft:
Und die Natur eilt in der bleichen Hülle
Ermüdet zu der winterlichen Gruft.
Die Kränze, die uns Lenz und Sommer winden,
Ach! keiner bleibt, denn alles muß verschwinden.

Sieh, dort in dem verwaisten Garten winken
Die Malv' und Aster noch mit stolzem Haupt;
Bald werden sie den kalten Nordhauch trinken,
Der ihre bunten Sternen-Kronen raubt.
Was blühte, sank — was jetzt noch blüht, muß sinken,
Die Blume stirbt, es steht der Hain entlaubt,
Der bitt're Tod verdrängt das reiche Leben —
Wer mag dem flücht'gen Glücke Dauer geben?

Doch, ziemt uns Klage, wenn sich Kränz' entblättern?
Wenn um uns her das Schöne muß vergehn?
Mag doch der Sturm der Zeit es niederschmettern,
In neuen Formen muß es auferstehn —
Und schöner werden wir nach dunklen Wettern
Den Strahlenkranz der Sonne leuchten sehn;
Uns kümm're nicht der rasche Flug der Horen,
Neu wird das Leben durch den Tod geboren.

Das türkische Reich und Griechenland.

(Fortsetzung.)

Die heutigen Türken, deren Tatarische Abkunft nicht bestritten wird, haben keine Spur einer ehemaligen eigenthümlichen Cultur erhalten. Alle ihre Geisteswerke sind Uebersetzungen oder Nachahmungen aus dem Arabischen und Persischen, und selbst in ihrer Sprache sind alle erhabenen Ausdrücke aus diesen beiden Sprachen entlehnt, wodurch sie ein buntscheckiges Ansehen erhält. *)

*) Der Engländer Eton hat versucht, das wunderbare Gemengsel der gelehrten Türkischen Sprache in einer drolligen Nachahmung zu versinnlichen; statt des reinen Türkischen schreibt er Englisch und statt der Arabischen und Persischen Wörter, webt er Lateinische und Französische hinein. Die Englischen Phrasen hier Deutsch gegeben würde Eton's Rede eines Mufti ungefähr heißen: „Ich liebe nicht deplorare vitam, wie einige und besonders ii docti fecerunt; auch bereue ich nicht, ainsi veen zu haben, daß ich nicht frustra me natum existimem. — Wenn sich ein Mensch selbst entleibt, so ist er entweder insanus und ein heiliger Narr, oder er ist von Daemonibus besessen, oder er ist un athée, ein Ungläubiger oder ein Franke, ꝛc." Man muß gestehen, daß unsere ehrlichen Teutschen vor hundert Jahren um nichts besser schrieben. So heißt es in Jacob Spons Reisen, Nürnberg 1713. Th. II. S. 69. „Man vermeinte, daß ich irgend etwas verlangte, weil ich aus lauter Curiositaet eine so große Reise verrichtet, weswegen Herr Doctor Bow mich suchte, daß er mich introducire. Ich unterließ nicht, mich gegen den Freiherrn von Tassir, seiner Affection halber zu bedanken, der mich in seine Gondala nahm ꝛc."

Erwägt man unparteiisch die gegenwärtige Geistes-Cultur der Türken, so erscheint dieses Volk als Barbaren die ihre Unfähigkeit, durch die Europäer cultivirt zu werden, zur Gnüge bewiesen. Alles was sich von Geistesbildung unter ihnen findet, sind schwache Ueberreste der Arabischen Cultur. Für die letztere waren sie in früheren Jahrhunderten inniger erwärmt, als sie es gegenwärtig sind. Ihre Cultur ist in eben dem Grade rückwärts gegangen, als ihr politisches Reich in Verfall gerieth. Sich selbst überlassen wird nie ein guter Geist unter ihnen erwachen; durch die Christen aber können sie nicht begeistert werden.

Wir wollen die Künste und Wissenschaften der Türken einzeln anführen und, in der Kürze bemerken, wie weit sie dieselben ausgebildet haben.

Bildende Künste. Daß die Türken in der Malerei und Bildhauerei unerfahren sind, ließe sich aus den Gesetzen des Korans entschuldigen. Mahomed verbot seinen Anhängern, den Menschen und Alles was Leben hat, durch Bildhauerei, Malerei oder andere zeichnende Künste darzustellen. Er hatte hierbei wahrscheinlich auf die mosaischen Vorschriften Rücksicht genommen und wollte sein Volk verhindern, in den Götzen- und Bilderdienst zu verfallen.

Man wird sonach bei den Türken keine Maler und Bildhauer suchen. Die Landschafts-Malerei ist ihnen zwar erlaubt, aber auch in dieser Kunst sind sie ungeübt und ungeschickt. Ihre Bildhauer beschränken sich darauf, die Todtendenkmäler zu verzieren; dabei liefern sie an den Säulen, auf welchen Turbans ꝛc. ruhen, bisweilen zierliche Arbeit.

Die christlichen Unterthanen der Othomanen sind zu arm, zu unterdrückt, als daß sie die Künste im blühenden Zustande erhalten könnten. Gleichwohl findet man noch einige Künstler unter ihnen.

Architektur. Die schöne Baukunst wird bei den Türken nur bei den öffentlichen Gebäuden, den Moscheen, den Khans oder den zur Aufnahme der Karavanen bestimmten öffentlichen Gebäuden, den Wasserleitungen, den Pallästen der hohen Staatsbeamten, und bei einigen Todten-Denkmählern angewendet; aber auch hier kann man keine schöne Kunst bewundern. Sie haben weder das Majestätische und Imposante der Arabischen Gebäude, von denen man eine nicht zu verkennende Nachahmung in unseren sogenannten Gothischen Formen wieder findet; noch die einfache Erhabenheit der Griechischen und Römischen Muster. Die großen Moscheen sind sämmtlich nach dem Vorbilde der Sophienkirche erbaut, welche bekanntlich von Mahomed II., dem Eroberer von Constantinopel in einen Dschiamiy, (d. i. große kaiserliche Moschee) verwandelt wurde. Die Bauart derselben ist folglich Griechisch, und hat nur durch die Minarets oder Thürme auf denselben ein eigenes Ansehen. Die gemeinen Moscheen haben dagegen eine eigenthümliche Bauart.

Die Palläste der Sultane und die Staatsgebäude zeichnen sich mehr durch innere Bequemlichkeit, als durch gefällige Façaden aus. Man findet Säulen und Marmor angebracht, aber nichts von den schönen Verhältnissen der griechischen Architektur, welche die Türken gleichwohl vor Augen hatten. Wenn sie auch, nach Thornton's Bemerkung, in Griechenland keine vorzüglichen Baumeister mehr fanden, so würden doch die Tempel, die zum Theil noch gegenwärtig, wenn gleich in Ruinen, da stehen, jede andere Nation, die Sinn für das Schöne mitgebracht hätte, zu der edlen Bauart hingeleitet haben. Erinnert man sich an die erhabenen Gebäude, welche andere Völker des Mohamedanischen Glaubens z. B. in Indien errichteten, so kann man auch in der Baukunst der Türken nichts anders, als ihre Stumpfsinnigkeit wieder finden.

Tonkunst. Obgleich der Koran gegen die Musik nicht weniger als gegen die bildende Kunst eifert, so sind doch die Türken große Freunde derselben, und die Vornehmen bezahlen nicht nur ihre Musikanten, oder die musikalischen Derwische; sondern sie lassen sich auf einigen Instrumenten, welche sie für besonders schwierig halten, bisweilen auch öffentlich hören.

Die Türken haben ihre Musik von den Persern erlernt, und deren theoretisches System angenommen. Dieses scheint sehr verwickelt zu seyn, und dürfte die christlichen Tonkünstler um so weniger zu einem mühsamen Studium einladen, da die Producte derselben einem europäischen Ohre durchaus unangenehm klingen und erst eine lange Gewohnheit voraussetzen, ehe sie erträglich werden. Die militärische Musik der Türken darf man nicht für das halten, was wir Janitscharen-Musik nennen; wir haben nur einige lärmende Instrumente von den Türken entlehnt, aber übrigens unsere wohlstimmigen Harmonien, wovon die Türken nichts wissen, beibehalten. Die türkische Feldmusik beschreibt Sulzer, als ein lärmendes Katzenconzert von zwanzig großen Trommeln, eben soviel Schalmeien und neun bis zehn falschgestimmten Trompe-

ten, welche in Octaven einen Tuſch blaſen, der mit der Hauptmuſik nach unſerm Gehöre, weder im Tacte noch im Geſange harmonirt.

Anders, doch nicht viel beſſer, iſt die türkiſche Kammermuſik beſchaffen. Der Nai d. i. eine lange, dicke Flöte mit ſieben Löchern und einem weiten Mundloch; der Tambur, eine Art Zitter mit langen Halſe; der Santur, ein Hackbrett, das mit kleinen Hölzchen geſchlagen wird; das Mükûm, eine keine Harfe oder Zimbel; das Muskal oder die Siebenpfeife (Syringa Panos), die Kiemany, eine Art Violine mit einem gewölbten Mandolinbauche, die auf einen Schenkel geſtellt und mit dem Bogen geſtrichen wird; dann der Sinekieman oder die gemeine Geige mit vier Saiten, nebſt noch einem Blasinſtrumente, welches dem Fagot in Geſtalt und Ton nahe kommt; dieſe machen alle ihre Kammerinſtrumente aus. Mit denſelben werden nur melodiſche Stücke aufgeführt, deren Charakter ſich durch einen langſamen, traurigen Geſang auszeichnet. Indeſſen verſichert Sulzer, daß ſie dieſen ſchläfrigen einſtimmigen Geſängen dadurch Abwechſelung und Anmuth zu geben wußten, daß ſie die Kunſt beſäßen, dieſe Simplicität mit ihrer Art von Trillern, die er halbe Triller nennen möchte, mit Erhebung der Stimme, und mit vielen andern uns unbekannten Manieren, hauptſächlich aber durch die ſeltſame Mannichfaltigkeit ihrer Tacte auszufüllen.

Poeſie. Mit der Muſik verbindet ſich auch hier natürlicher Weiſe die Dichtkunſt, und häufig dient jene nur dem Geſang zur Begleitung.

Die Poeſie eines Volkes iſt der Spiegel ſeiner Seele, daher ſie eine ausführlichere Schilderung verdiente, als wir hier, bei einem beſchränkten Raume zu geben im Stande ſind. Wir müſſen uns mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Man hat der Sprache der Morgenländer in ihren Gedichten nicht ſelten Uebertreibung vorgeworfen; aber Völker, in denen die Phantaſie glüht, wie die Sonne über ihren Häuptern, können ſich nicht mit ſo ſchlichten oder gezierten Ausdrücken begnügen, als dem bedächtigen Schulſänger unter den Nordländern vielleicht gerecht ſind.

Ein perſiſcher Dichter ſagt:

> Im Norden ſchweigt das Leben, nur Sturm und Wetter ſpricht.

Wie herrlich ſpricht dagegen das Leben zu dem Menſchen in jenen ſüdlichen Thälern, wo ein ewiger Frühling blüht, wo die Stürme ſchweigen und nur an dem Rande der hohen Gebirge vorüberziehen! Wir wollen hören, wie ein perſiſcher Dichter die Schönheiten der dortigen Natur beſchreibt.

Wie herrlich, Bagdad, biſt du anzuſchauen,
Du Sitz der Tugend, Städtekönigin!
Wie ſelig wogt auf deinen Blumenauen
Im Farbenſtrom der trunkne Blick dahin!
Da ſchlüpfen in der Blüte Schoos die ſchlauen
Zephyre friſch und ſuchen Düfte drinn,
Und ſtreu'n ſie aus mit lindem Frühlingshauche,
Daß ſich in Luſt die Seele ſchmelzend tauche.

Es weht und quillt aus Furchen, tief gezogen,
Hin auf's Gefild ein ſel'ger Ambraduft,
Und Segen ſtrömt in milden kühlen Wogen
Aus reinem Hauch der ſüßen Himmelsluft,
Die wird vom Strome lüſtern eingeſogen
Und würzet ihn mit Kaufer's Balſamduft;
Auch muß ſie liebend in den Boden dringen,
Daß er wie Thuba ſüße Frucht mag bringen.

Dort, an des Tigris kühlem Blumenrande,
Scherzt frohen Spiels der ſchönen Knaben Schaar;
Im Thale ſchwebt, aus roſigem Gewande
Der Jungfraun Reigen, ſchlank mit ſeid'nem Haar;
Und tauſend blanke Kähne längs dem Strande
Ziehn goldne Furchen im Gewäſſer klar;
Daß ſeine blaue Fläche, ſchön bekränzt,
Ein zweiter Himmel voller Sonnen glänzt.

Und wenn im Mai beim erſten Morgenſcheine
Der Weſte bunt Geleit hervorgegangen,
Und munter ſchwärmt durch Anger, Feld und Haine:
Dann träufelt von des Himmels lichten Wangen
Ein Regen mild, von Perlen zart und rein,
Vom goldnem Kelch der Tulpe aufgefangen;
Und aus der grünen Waldung tiefſtem Schoos
Macht ſich ein Strom von würz'gen Düften los.

Beim Sonnenuntergang, im Wiederſchein
Von Millionen Roſen hold erglühend,
Erſcheint der Himmel, gleich dem Blumenhaine,
In voller Pracht des jungen Frühlings blühend:
Und wenn Aurora kommt mit Purpurſcheine
Den Blumenſchmelz der Fluren überglühend,
Dann ſtrahlt die Wieſe herrlich wohl von ferne,
Als ſchmückten ſie des Himmels ſchönſte Sterne.

Dort glüht die Roſe, friſch wie Mädchenwangen
Im Perlenthau, vom Laube halb verhüllet;
Am zarten Stiel Narziſſen duftend hangen,
Gleich Silberkelchen, goldnen Weins erfüllet;
Und Tulpen ſtolz, gleich Räucherbecken, prangen,
Wo Aloe und Moſchus dampfend quillet,
Indeß die Lerche hoch in Lüften ſchwebet,
Des Aethers ſtilles Reich mit Klang belebet.

Dir, Bagdad! mußte solche Schönheit werden.
Wie trieb mich hin der Wünsche süß Geheiß!
Wie willig tauscht' ich mit der Fahrt Beschwerden
Der Heimath Ruh, der Lieben trauten Kreis ꝛc. ꝛc.

Aus dem persischen Gedichte des Enveri, das Lob Mekkschah's und Bagdad's.

Wie viel immer an der Originalität des persischen Gedichts in der Uebersetzung verloren gegangen seyn mag, es zeigt sich noch in der Nachbildung die Heimath einer schöneren, reicher ausgestatteten Natur, als wir in unserm zwitterhaften Norden ahnen mögen. Blume an Blume reiht sich im tausendfarbigen Schmucke auf dem bunten Teppich der Felder, die der Tigris bewässert; liebliche Düfte steigen aus den Kelchen gewürzter Blüten, deren getrocknete Ueberreste nur der Europäer kennt, aber auch in diesen noch heilende Kräfte findet. Selbst gegen den Druck seiner Herrscher schützt hier den Menschen die Natur, und erhält ihm in der Freiheit, diese milden Lüfte zu athmen, noch ein Glück, das ihm kein Despot rauben kann.

Um unsern Lesern aber auch eine Probe türkischer Dichtkunst mitzutheilen, lassen wir aus den Fundgruben des Orients *) eine Satire auf die Türken abdrucken, deren Verfasser der Derwisch Seid Reefet ist, und die er, ein Vertheidiger des Nisami Dschedid, bei Gelegenheit der letzten Revolution zu Constantinopel dichtete.

Esel sind wir ganz mit Gier belastet,
Hunde sind wir, trockne Beine nagend.
Wir gedeihen bei der Scheelsucht Regen,
Wir sind Blumen auf dem Feld der Lüste.
Käme Plato Wahrheit zu enthüllen,
Stopften wir das Maul ihm wie dem Fasse.
Löwen sind wir, achten nicht der Weiber,
Fallen an den Armen wie die Hunde.
Ankas sind wir, doch wie Fliegen schwärmen
Wir so um den Koth wie um den Honig.
Kann der Bau des Unheils wohl verfallen,
Wenn wir stets die Dumheit unterstützen?

*) Wien 1811. Thl. I. S. 219, woselbst auch in einer Note von diesem Derwisch gemeldet wird, daß er Mehreres zur Vertheidigung des Nizam Dschedid schrieb, dessen Nothwendigkeit er aus dem Koran selbst bewies. In den letzten Unruhen focht er mit den Seimenen; an einem Feiertage bestieg er die Kanzel und predigte wider die siegenden Janitscharen. Er ward von ihnen ergriffen und der Regierung ausgeliefert, die ihn nach Asien überwies, wo er nach Einigen ins Meer gestürzt wurde, nach Andern noch an dem Leben seyn soll.

Diese Probe kann für den Geschmack der Türken kaum ein günstiges Zeugniß ablegen; wir möchten sie jedoch nicht für entscheidend ausgeben, obgleich sich uns bei allen türkischen Gedichten, die wir freilich nur aus Uebersetzungen kennen, die Bemerkung aufgedrungen hat, daß die Türken bei den trefflichen Mustern der persischen Poesie und bei dem Leben in einem schönen, von der Natur selbst poetisch geschmückten Lande, dennoch weit hinter ihren Mustern zurück geblieben sind, und in dem Mangel an zarten Bildern einer glühenden Phantasie auch in ihren Gedichten die Barbarei verrathen, die überall, selbst aus ihrer entlehnten Cultur, hervorblickt.

(Fortsetzung folgt.)

Mahler und Dichter.

Mehrere Freunde besuchten einst den Mahler Annibal Carracci, unter welchem auch des Künstlers Bruder Augustin war, der gern als Dichter gelten wollte, was Ersterer als Mahler galt. — Augustin kam eben von Rom, und nachdem er die Denkmähler der Kunst aus früherer Zeit sehr gelobt hatte, beschrieb er besonders die Gruppe des Laocoon als ein Meisterwerk, das ganz vorzüglich gelungen sey.

Annibal antwortete nicht, und schien die schöne Beschreibung gar nicht zu hören, ungeachtet jeder Andere sich ganz hingerissen fühlte. Er wandte sich sogar zur Seite und, als hätte er sonst nichts zu thun, kritzelte mit einem Bleistift an der Wand. Augustin, entrüstet über seines Bruders scheinbare Unart, rief ihm zu und fragte, ob er nicht glaube, daß die Gruppe alles das sey, was er gesagt habe. — Annibal erwiederte, indem er sich herum drehte: O ja, und hier kannst Du betrachten, was Du beschrieben hast. — Annibal, während Augustin sprach, hatte die schöne Gruppe an die Wand gezeichnet. Der Riß war gelungen und wurde sehr gelobt. — Augustin gestand daß sein Bruder die Schönheit der Sache auf eine Art dargestellt habe, die seine, oder irgend eine Darstellung in Worten unendlich weit zurück lasse. —

Annibal ging hinaus und sagte lächelnd:
Dichter mahlen mit Worten, Mahler mahlen mit dem Pinsel. —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 77. Sonntag, 29. September 1822.

Das Unglück.

Nicht im Raume, draußen wohnt das Unglück —
Ach! es wohnt in Deiner eignen Brust;
Da, da ras't die wüthende Begierde,
Wühlt sich fressend ein in's Mark des Lebens;
Löscht des Geistes reinen Lichtstrahl aus,
Und zerfleischt das Angesicht der Welt.
Drinnen schlägt das rächende Gewissen
Seine Hölle glühend auf, und blutroth
Lecken ihre Flammen an dem Himmel
Jeden Stern der Hoffnung und des Trostes
Gierig in den Feuerschlund hinunter;
Wälzen schwere Wolken schwarzen Dampfes
Um der Erde blüh'nde Frühlingsgärten,
Und ersticken das Lebendige.
Wie der Maler aus dem Farbenchaos
Sinnig eine bunte Welt erschafft,
Ein verklärtes, seelenvolles Leben
Auf die Leinwand kunsterfahren zaubert:
Also greift das edlere Gemüth
In der Aussendinge buntes Chaos,
Ordnet es mit schöpf'rischer Gewalt,
Ordnet es zum tiefbeseelten Ganzen
Einer wundervollen, besten Welt.

Das türkische Reich und Griechenland.

(Fortsetzung.)

Wäre der Himmel von Pergament
Und Tinte wäre das Meer,
Und schrieb ich immer und ohne End
Meine Qualen schrieb ich nicht her.
(Neugriechische Cotsakia.)

Nachdem Mittheilungen über die Türkische Poesie scheint es uns passend, auch etwas von den Dichtern der christlichen Unterthanen des Othomanischen Reichs zu sagen.

Die Griechen verdienen hier den Vorzug, theils wegen der Erinnerung an ihre berühmten Vorfahren; noch mehr aber, weil man bei ihnen, vor den Wallachen, Slaven und Albaniern, die meiste Liebe zur Dichtkunst findet. Viel wird man jedoch nicht erwarten dürfen; denn ein Volk, das unter dem doppelten Druck des Despotismus und des Aberglaubens seufzet, kann sich die Heiterkeit und Freiheit des Geistes nicht erhalten, die allein wahrhaft poetische Werke hervorbringt. Es ist schon viel und verdient mit Achtung anerkannt zu werden, daß dieses unglückliche Volk sich noch die Fröhlichkeit des Gemüths erhalten hat, die es zu Gesängen begeistert, mögen diese immer das Gepräge der Härte seines Schicksals tragen.

Man erkennt den Geist der Griechen in manchen fröhlichen, muntern Liedern, die den Hörer überraschen und durch die glückliche Wendung gefallen. Man nennt sie Cotsakias und in ihnen zeigen sich ihre schönen Geister. Mit Beifall in einem heiteren Kreise, dem sie ihre Daseyn verdanken, aufgenommen, werden diese Gedichte bald weiter bekannt, und geben oft lange herum. Rhapsoden lernen sie, pflanzen sie fort mit denen, welche sie selbst dichteten, oder von ihren Vorfahren durch Tradition erhielten. Sie sind so beliebt in Morea, daß zu gewissen Zeiten, bei manchen Lustbarkeiten, man kein Grieche seyn muß, wenn man sich nicht mit Cotsakias begrüßt.

Diese Cotsakias haben den verschiedenartigsten Inhalt, bald ernst und strenge, bald heiter und ausgelassen; sie sind Lieder des Augenblicks, fröhliche Ergießungen der Laune, in heiterer Stimmung empfangen und geboren. Alle werden gesungen, in einer einfachen, oft eintönigen Weise; aber sie erheitern den Arbeitern ihre Mühe, dem Handwerker und Landmann seine saure Anstrengung und

verkürzen dem Reisenden die Zeit. Griechenland ist das Land der Lieder und Gesänge, Alles singt fast immer in Begleitung eines Instruments; das eiserne Joch der Türken hat den Frohsinn nicht ganz unterdrücken können.

Die meisten Lieder handeln von Liebe, viele sind geziert im Ausdruck und in den Gedanken, und der Menge gefällt das Spielende, aber manche sind reiner und treuer Ausdruck des Gefühls und ziehen in ihrer Einfalt unwiderstehlich an. Als Beispiel setzen wir folgendes griechische Gedicht in einer metrischen Uebersetzung hierher.

Nie verläßt die Qual die Liebe,
Weilt bei ihr durch Tag und Nacht;
Ich muß einsam Pein empfinden,
Hör nur eigner Klage Ton.

Und ich fühl' wie Todes Nähe,
Weil mir fern ein treuer Freund,
Dem ich meine Schmerzen sage,
Wie so brennet Amors Pfeil.

Vögel, die noch frei in Lüften,
Fliehet wo ein Käfig hängt,
Meidet Amors schlaue Netze,
Der Verräther sinnt auf Trug.

Auch ich war ein freier Vogel
Kannte Sorge nicht und Leid,
Jetzt bin ich im Netz gefangen,
Und ich fühle Todespein.

Und ich finde keinen Glauben,
Weil die Liebe Niemand kennt;
Weil noch keiner hat verloren,
Was die Hoffnung ihm geschenkt.

Mir hat freundlich sie gelächelt,
Die Geliebte dacht' ich mein,
Doch wie Wachs zerschmolz die Hoffnung,
Welkte gleich der Blume hin.

Und ich sinne zu errathen,
Warum die Geliebte zürnt;
Doch ich kann die Schuld nicht finden,
Und mich flieht Gedank' und Wort.

Könnten nur die Augen weinen
Ueber den verlaßnen Schmerz,
Könnt' ich Mitleid mir erflehen,
Das der Liebe Vogel weint.

Wilde Glut tobt durch die Adern,
Und die Seele irrt umher;
Nur die Zunge steckt und schweiget,
Und das Mädchen lacht der Pein.

Laß zur Wohlthat dich erflehen:
Gieb mir Gift! — Es ist kein Mord,
Wenn die Qual des Lebens endet;
Nur der Freude Tod ist Mord.

Und ich selber bin ein Mörder, —
Darum sey als Richter streng;
Denn ich hab mein Herz getödtet,
Seiner Liebe selbst geflucht.

Dazu denke man sich die wohlklingende Sprache, den lebhaften Vortrag einer angenehmen Stimme; man höre dieses Lied in den stillen, heitern Nächten, in jener Gegend, wo die Natur, unbekümmert um den Despotismus der Menschen, ruhig und frei ihre Herrlichkeiten ausbreitet, man höre diese klagenden Töne in einer einfach rührenden Melodie, und man wird sich durchdrungen fühlen, und den Gesang der klagenden Musen zu hören glauben, die das entweihte Vaterland betrauern und beweinen.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Demüthig bin ich und bescheiden
Und in der Regel stets ein Paar,
Nur einfach pfleg' ich mich zu kleiden,
Mit Füßen tritt man mich sogar;
Und doch wie herrsch' in allen Reichen
Ich, wundervoller Talisman!
Ich kann mit Sceptern mich vergleichen,
Mir huldigt mancher Ehemann.
Es knieen vor mir fromme Christen,
Und küssen voll von Ehrfurcht mich;
Wenn Geizige mein Schicksal wüßten,
Sie hüteten vor Kargheit sich.
Ich bin sogar von Glas gewesen.
So sagt ein Märchen offenbar,

Und die Geschichte läßt Euch lesen,
Daß ich Einmal von Eisen war.
Wohlauf, Ihr Herren! Eilt zu rathen!
Ich selbst bin gar nicht räthselhaft.
Mein Räthsel liegt in meinen Thaten,
Gehorsam heißt die Wunderkraft.

Auflösung des Räthsels in Nr. 75.

Staub.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag den 30. September 1822. Minna von Barnhelm, Lustsp. in 5 Aufz. von Lessing. Herr Düpre spielte den Riccaut.

Samstag den 21. Verlegenheit und List, Lustsp. in 3 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Der neue Gutsherr, Oper in 1 Aufz. Musik von Bojeldieu. In dem Lustspiel gab Herr Düpre den Wind leicht und sicher, ohne besonderen Aufwand von Kunst, wodurch gleichwohl die im Ganzen flache Rolle allein zu der Ehre eines Debüts gelangen könnte; auch verfehlte er, wie alle seine Vorgänger, das Verhältniß des Dieners zu seinem Herrn anzudeuten.

Sonntag den 22. Othello, der Mohr von Venedig. Ernste Oper in 3 Aufz. Musik von Rossini. (Neu einstudirt) Wir haben diese Oper, die nur des 3. Acts wegen Anspruch auf den Namen eines Kunstwerks machen kann, früher ohne günstigen Erfolg auf unserer Bühne gesehen. Die bessere Besetzung erregte heute eine lebhaftere Theilnahme. Nur hätte, wenn die Oper doch einmal wieder in die Scene gesetzt wurde, auch die Parthie der Emilie mehr beachtet werden sollen; sie ist für den bloßen guten Willen zu bedeutend und konnte, bei dem Reichthum an Sängerinnen, dessen unsere Bühne sich zu erfreuen hat, wohl würdiger besetzt werden. Mad. Brauer, die wir lange vermißten, trat zum Erstenmale wieder als Desdemona auf und wurde von dem Publikum theilnehmend empfangen. Eine lange Krankheit hat der lieblichen Stimme dieser bescheidenen Künstlerin nichts geraubt. Mit zartem Sinn für die Darstellung führte sie die allerdings starke Parthie durch und entwickelte besonders im 3. Act, in der Romanze: „Gelehnt an die Cypressen" rc. und in dem Gebeth: O Gott hab Mitleid rc. eine Tiefe des Gefühls, die mächtig zu allen Herzen drang. Die Sanftheit und Milde ihres Vortrags fand einen charakteristischen Gegensatz in der imponirend kräftigen, mit vorzüglichem dramatischen Sängertalente ausgeführten Parthie des Othello durch Herrn Nieser. Derselbe bezeichnete in seinem Gesange, ohne die Anmuth aufzuopfern, die ganze Leidenschaftlichkeit des darzustellenden Charakters und stand als Schauspieler auf gleicher Höhe mit dem Sänger.

Montag den 23. (Zum Erstenmale wiederholt) Des Königs Befehl, Lustsp. in 4 Aufz. von Carl Töpfer. Hierauf König Waldemar, oder: die dänischen Fischer, Oper in 1 Aufz. Musik von Weigel. Das Lustspiel wurde heute im Ganzen rascher, lebendiger und darum noch wirksamer als das Erstemal gegeben. Was die Hauptrolle, den König (Herr Weidner) anlangt, können wir nur wiederholen, was wir bei Gelegenheit der ersten Vorstellung bemerkt haben. Herr Otto gab den gutmüthig polternden Baron Wendel heute mit mehr Intensive, er war mehr in der Laune, die von dem Dichter leicht hingeworfenen glücklichen Züge zu einem recht anziehenden Charakterbilde zu vereinigen. Es ist an diesem Künstler besonders zu rühmen, daß er charakteristische Angewöhnungen, mögen sie das Publikum noch so sehr ansprechen, niemals übertreibt, wie es wohl Andere zu thun pflegen und eben damit die Wirkung schwächen. Recht gern nehmen wir auch zurück, was wir bei der ersten Vorstellung (18. September) über den Darsteller des Majors von Lindenek (Hr. Henkel) zu sagen uns veranlaßt fanden. Das Spiel des Herrn Henkel war heute gehaltreicher, wahrer, inniger; in seinem Benehmen war der freisinnige, kühne Soldat zu erkennen und in seinem Wort lag der Ausdruck von Gemüth und männlicher Kraft: so wurde es glaublich, daß die muntere, stets neckende, aber dabei scharf unterscheidende Julie ihm auf den ersten Blick geneigt werden könne. Diese wackere Patriotin mit dem rosenfarbenen Humor, dem klaren Sinn und warmen Herzen, wurde von Dem. Lindner unübertrefflich gegeben. So wahr wie sie den, in edler Weiblichkeit begründeten, allen Zeiten angehörenden Charakter durch alle Nüancen entwickelte, eben so vertraut war sie mit dem Kostüm und den Dehor's welche dasselbe bedingt. Der Muthwille führte sie niemals über die Grenze

des Schicklichen und Anständigen hinaus. In der zwar scherzenden aber doch herzlichen Theilnahme an dem Geheimniß ihrer Schwester, in der zutrauenvollen Neckerei mit dem Vater, in der persiflirenden Abweisung des geckenhaften Grafen Folli (Hr. Größer) in dem bescheidenen, fast höflichen Unmuth über die Zerstörung ihres Lieblingsblumen und endlich in der erwachenden, hinter den Fächer sich verbergenden Neigung zu dem Rosenräuber — überall war der Grundton ihres Gemüths vorherschend. Die empfindsame, weichmüthige Henriette hat ganz die Physiognomie eines Fräuleins aus der Zeitperiode der Siegwarte und Heerforte und ist darum als Gegensatz der muntern Julie für die Darstellung nicht unwichtig. Dem. Urspruch dachte nicht immer an die Haltung des Charakters und schwankte einigemal zu einer Art von Naivität hinüber, die hieher gar nicht paßte. Frau Ordentlich wurde von Mad. Weidner recht aus innerer Anschauung, mit allen Appertinenzien ihrer Zeit gegeben. Die geschäftige, an allem was in ihrer Umgebung vorgeht theilnehmende, gern sprechende alte Frau stand leibhaftig vor uns und wußte die seltsamen Prüfungen der Artigkeit, das Niesen, so natürlich als ergötzlich an den Mann zu bringen. Eben so naturgetreu repräsentirte Herr Leißring den unter militärischer Disciplin steif gewordenen Corporal. Der veste Ton seines Rapports gieng erst in kleinlaute Besorgniß, dann in eine muthige Erklärung über, als er den wesentlichen Theil der langen Uhrkette vorzeigen sollte, und das stumme Erstaunen über seines großen Königs Gnade, sein Niedersinken und schnelles Aufrichten bei dem Kommandowort, war rührend und komisch zugleich. Die übrigen Rollen treten nicht bedeutsam hervor; sie wurden jedoch alle im Geist der Dichtung gegeben. Den Lieutnant Branden sahen wir bei der ersten Vorstellung von Herrn Rottmeier, heute von Herrn Brauer, obgleich der Erstere auf dem Anschlagzettel stand. Die Rolle verlor nichts durch den Wechsel, dessen Ursache aber doch dem Publikum nicht hätte fremd bleiben sollen! Billig gedenken wir noch des französ. Dichters, den Herr Linker gleich gut darstellte und sprach. Seine Maske mahnte an den rechten Mann und in der submissen Entfernung in welcher er sich seinem hohen Gönner nahte, wie in der besonnenen sehr richtig accentuirten Rede zeigte er den feinen, sein Verhältniß klug beachtenden Franzosen. Dies Verhältniß ist in der Scene selbst genügend angedeutet.

Dienstag den 24. Jacob und seine Söhne in Egypten, Oper in 3 Aufz. Musik von Mehül. Es ist bei früheren Vorstellungen schon gesagt, daß diese Oper auf unserer Bühne in jeder Hinsicht vollkommen gut ausgeführt wird. Heute wurde der Genuß dieses herrlichen Kunstwerks noch erhöht durch die Mitwirkung des Herrn Dobler als Jacob.

Mittwoch den 25. Der Doppelpapa, Posse in 3 Aufz. von Hagemann. Hierauf: Die beiden Billets, Lustsp. in 1 Act von Anton Wall. Herr Düpre spielte im ersten Stück den Kraft. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, er habe sich in dieser Rolle Herrn Wurm zum Vorbilde gewählt. Eine gelungene Copie war es indessen nicht. Im zweiten Stück spielte er den Jürge, verfehlte aber auch hier den Ton der Treuherzigkeit eines verliebten Bauernburschen. Herr Weidner schritt, als Schnaps, in der Ueberfülle komischer Laune ebenfalls über die Grenze der Wahrheit hinaus und ließ der Dem. Lindner (Röschen) allein die Ehre und den Ruhm der Natur getreu geblieben zu seyn.

Donnerstag den 26. Der Barbier von Sevilla. Herr Größer war als Figaro doch ein wenig zu regsam und gab überhaupt zu Vergleichungen Anlaß die nicht vortheilhaft für ihn waren.

Theater-Anzeige.

Wegen der Weinlese bleibt Montag, Dienstag und Mittwoch das Schauspielhaus geschlossen.

Donnerstag, den 3. October. Der Verräther, Lustspiel. Hierauf: Der häusliche Zwist, Lustspiel. Zum Beschluß: Der Kalif von Bagdad, Op.

Samstag, den 5. Bayard, Schauspiel.

Sonntag, den 6. Tancred, Oper.

Montag, den 7. (Zum Vortheil des Herrn Düpre): Das Kätchen von Heilbron. Schauspiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 78. Donnerstag, 3. October 1822.

Hymnus an die Thorheit.

Allmächtige! zürne nicht!
Deines Namens Lob zu verbreiten,
Deiner Thaten Ruhm zu verkünden,
Ueber alle Völker des Erdballs,
Herrscherin! unterfang' ich mich.
Deiner Unterthanen Herzen der Schemel Deiner Füße
Deiner Völker Geist und Blut der Scepter Deiner Rechten,
Wer thronet mächtiger als Du?
Bücherwelten erzählen Deine Siege,
Tausende lauschen Deinen Tönen
Tausende predigen Deine Werte
Tausend und abermal Tausende leben für Dich!
Tausend Glückliche leben von Dir!
Preis und Ehre Dir gesungen!
Aus den Klagen über Deinen gold'nen Herrscherstab,
Aus dem Zetergeschrei,
Aus dem Fluch des Mundes
Ueber Dich,
Sprichst Du, o Göttin selbst!
Ha! wer ist mächtiger denn Du?
Nein! versuche länger nicht den Sonnenflug!
Daß ich, Du Höchste, Dich erreiche,
Daß Du aus meinem Munde sprechest,
Bin ich nicht werth!

Gambs.

Die Abtey der beiden Liebenden, unfern Rouen.

(von C. Arnold.)

In dem eilften Jahrhundert lebte in der Normandie einer jener betitelten Barbaren, welche auf das Vorrecht des Ungestraftseyns pochten, wodurch sich das zu jener Zeit herrschende Feudalsystem charakterisirte. Stets bemühte er sich, die seltsamsten Belustigungen aufzufinden, und seine Denkart erfand auch immer solche, welche seiner Grausamkeit Genüge leisteten; jede Grille, welche seine unbeschränkte Gewalt und sein großer Reichthum in's Werk zu setzen erlaubten, führte er aus. Seine einzige Tochter, Genevieve genannt, schildert uns die Chronik als ein Muster von Schönheit, und so wird man leicht begreifen, daß sich eine Menge von angesehenen Freiern um die Hand des liebenswürdigen Mädchens bemühte. Genevieve aber gab keinem derselben Gehör, dennoch war sie keineswegs gefühllos für die Lieb; Balduin, ein schöner, junger, aber mit Glücksgütern nur mäßig begabter Ritter aus der Gegend, war von der Zärtlichkeit ihrer Gesinnungen gegen ihn überzeugt. Heftig und gegenseitig war die Leidenschaft, welche die beiden Liebenden beseelte; sorgsam verbarg indeß der Jüngling seine Gefühle vor Jedermann, sein kleines Erbtheil erlaubte ihm nicht, irgend einer, auch nur der kleinsten Hoffnung auf Genevieves Besitz Raum zu geben, denn ihr stolzer Vater kannte nur Empfindungen für Macht und Reichthum, taub war er für jede Stimme der Natur. So war der Jüngling zwar überzeugt, daß er nie Genevieves Gatte werden könne, aber, wie Nebelwolken vor den Strahlen der siegenden Sonne, schwinden Vernunftgründe vor der Allgewalt der mächtigen Liebe. Die Zärtlichkeit des jungen Paares wuchs daher, trotz der ihnen wohlbekannten Hindernisse, mit jedem Tage, und blieb auch so dem alten Baron nicht lange verborgen. Mit lauerndem Grimm spürte er ihren Zusammenkünften nach, und als es ihm bald darauf gelang, sie zu überraschen, war er schon im Begriff, in seiner Wuth den Jüngling sogleich dem Tode zu weihen, Genevieve aber warf sich zu seinen Füßen, sie umklammerte seine Knie, und benetzte seine Hände mit ihren Thränen: „ich will seinen Tod nicht überleben," rief sie voll Verzweiflung aus. „Verzeihung für ihn, oder ich sterbe mit ihm hier zu Euren Füßen!"

Der alte Baron schien doch bei den Thränen seiner einzigen Tochter nicht ganz ungerührt; aber sein wilder Charakter behielt die Oberhand. Mit einem furchtbaren Blick deutete er auf einen in der Nähe seiner Burg gelegenen steilen Berg: „Junger Mensch," sprach er darauf im ernsten Ton, zu Balduin gewandt, „Ihr habt es gewagt, Eure Blicke auf meine Tochter zu richten, sie soll

Euer Weib werden, wenn Ihr im Stande seyd, sie, ohne Euch unterweges auch nur einen Augenblick Ruhe zu gönnen, bis zu dem Gipfel jenes Berges zu tragen; ein Moment Verzug aber soll Euch das Leben kosten!"

Der Jüngling erlaubte ihm kaum zu enden, er stürzte auf seine Geliebte zu, schloß sie in seine Arme, und eilte mit ihr zum Berge hin, indem er freudetrunken ausrief: „Du sollst mein werden, meine Stärke soll dich mir verdienen." Die Vasallen des Barons eilten ihm nach, dieser eben so grausamen als außerordentlichen Scene beizuwohnen. Balduin aber hatte in der Heftigkeit seiner Leidenschaft die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht berechnet; sein Blicke, seine Gedanken waren nur auf Genevieve gerichtet. Er eilte mit seiner theuern Bürde einen Theil des Berges mit unglaublicher Schnelligkeit hinan, es schien, als habe die Liebe ihm Flügel verliehen, hoch fühlte er das Herz der Geliebten an seiner Brust schlagen. „Ich bebe, mein Freund," rief sie ihm zu, „Du wirst so den Gipfel nicht erreichen, mäßige Deine Eile."

„Fürchte nichts, Theure!" entgegnete er rastlos fortschreitend, „nicht kennst Du die Gewalt meiner Liebe, zweifelst Du an dem Erfolg meines Strebens."

Die versammelten Zuschauer, von dem Anblick gerührt, flehten zu Gott für das liebende Paar, tausendfältig schallte ihr aufmunternder Beifall dem Hinaufeilenden nach. Da begannen die Kräfte dem liebenden Jüngling zu schwinden, er bemerkte es mit Schrecken. „Sprich mir Muth ein, mein theures Leben!" rief er der Geliebten zu, „wiederhole mir, daß Du mich liebst, richte Deine süßen Blicke auf mich — recht so, ich fühle meinen Muth wiederkehren, fühle mehr als menschliche Stärke;" und weiter eilte er den Berg hinan, die Entfernung bis zu dem ersehnten Gipfel mit den Augen messend. „Fasse Muth, Du Geliebter!" flüsterte das Mädchen, „nicht fern mehr ist bis zu dem lohnenden Ziele!"

„Ich werde es erreichen!" antwortete der Jüngling; und alle seine Kräfte zusammennehmend, strebte er rastlos die steile Höhe hinan. Lauter und lauter tönte der Jubel der versammelten Menge von unten herauf, endlich erreichte Balduin den Gipfel. Kaum dort angelangt aber, sank er mit seiner theuern Last zu Boden, welche über ihm kniete, und die er wie ein Denkmal seines Sieges zu umschlingen schien. Lauter Beifallruf erscholl von allen Seiten. „Balduin ist Sieger, Balduin hat den Preis gewonnen!"

„Mein Freund, mein Geliebter, nun bald mein Gemahl!" rief laut jauchzend Genevieve; sie sank an seine Brust, sie spendete ihm die zärtlichsten Worte, aber der Jüngling antwortet nicht — seine Augen sind geschlossen — er liegt bewegungslos. „Allmächtiger Gott!" ruft das Mädchen, er ist todt, todt, mein Balduin todt!"

Der junge Sieger war wirklich ein Opfer seiner That geworden. — „Todt ist er, todt, der heldenmüthige Jüngling!" erscholl der Trauerton bald aus Aller Munde, Bestürzung spricht aus allen Gesichtern, Aller Blicke sind auf den furchtbaren Gipfel gerichtet.

Genevieve drückt laut weinend den Geliebten an ihre Brust, sie bemüht sich, ihn in's Leben zurückzurufen; wirklich beleben ihn auch ihre Thränen, ihre Küsse, sein schon gebrochenes Auge öffnet sich, und mit zitternder Stimme stammelt er die Worte: „Ich sterbe, Genevieve möchten sie mir doch wenigstens in meinem Tode den Namen Deines Gemahls geben — der Gedanke versüßt mein Dahinscheiden, lebe wohl, — dort, wo kein grausamer Vater zwischen uns tritt, sehen wir uns wieder!" —

Ein neuer Schrei Genevieves verkündete den theilnehmenden Zuschauern, daß die augenblickliche Hoffnung für Balduins Erhaltung, welche sich auch bei ihnen wieder belebt hatte, erloschen sey, „todt ist er, todt!" rief die Jungfrau, und sank leblos über den Leichnam des Geliebten nieder.

Die Eisrinde um das Herz des unmenschlichen Barons begann jetzt zu schmelzen, er fliegt den Berg hinan, die Menge folgt ihm, sie erreichen den Gipfel. Genevieve hält mit starren Armen die Leiche des Jünglings umschlungen. Vergeblich bemüht sich der gequälte Vater, sie in's Leben zurück zu rufen, sie war nicht mehr. Alle Zuschauer dieser Schreckensscene überschütteten mit Vorwürfen den Barbaren, welcher unter Todesangst den Leichnam seiner Tochter an die Brust preßte.

Die Frömmigkeit verfehlte nicht, das Andenken an diese Opfer der Liebe zu verewigen; auf der Stelle, wo sie starben, wurde eine Kapelle erbauet, und der gebeugte Vater ließ ein Grabmal errichten, worin er gebot, die, welche er im Leben trennen wollte, jetzt im Tode zu vereinen. — Noch jetzt sind die Ueberbleibsel dieser Kapelle vorhanden, welche die Abtey der beiden Liebenden genannt, und die Fortpflanzerin dieser melancholischen Begebenheit wurde.

Theater.

Talma.

Franz Joseph Talma, der berühmteste jetzt lebende französische Tragiker, geboren zu Paris 1766, war erst zur Arzneiwissenschaft bestimmt. Er verlebte seine Jugend, bis zum 15. Jahre, in England, ging dann nach Paris, von wo er, nach vollendeten Studien, wieder nach England zurückkehrte. Das außerordentliche Talent, welches Talma hier bei Darstellung einiger Stücke entwickelte, zu welchem sich mehrere junge Franzosen verbunden hatten, veranlaßte zuerst Anträge für die Londoner Bühne an ihn. Familienverhältnisse aber führten ihn nach Paris, wo er in der eben errichteten königlichen Declamationsschule in der Rolle des Orest aus Iphigenia in Tauris auftrat. Das leidenschaftliche Feuer seiner Haltung erregte allgemeine Bewunderung, und er erhielt von der Regierung den Befehl zum Debüt auf dem Theatre-Français. Seine erste Erscheinung daselbst war am 27. November 1787, als Séide, in Voltaire's Mahomed. Er fand Beifall, und von diesem Augenblick begann er seine künstlerische Bildung mit eben so einsichtsvoller, eifriger Beharrlichkeit, als glücklichem Erfolge. Er ließ sich es angelegen seyn, mit den berühmtesten Gelehrten, Malern, Bildhauern, Antiquaren in Verbindung zu kommen. Er studirte die Geschichte im Sinne des Eindringens in die Sitten und Gebräuche der Völker, die Charaktere merkwürdiger Personen, forschte in den Antiken nach Stellungen der Figuren, dem Faltenwurf in den Gewändern, Ausdruck der Leidenschaften und nach den verschiedenen Costümen. In dem letzten Punct war das französische Theater damals noch sehr zurück. Talma wurde der Schöpfer der bedeutendsten Reformen in diesem Fache. Beim Ausbruche der Revolution wurde Cheniers Trauerspiel, Carl IX. oder die Bartholomäusnacht, aufgeführt. Talma studirte den Charakter und die Handlungen Carls IX. in der Geschichte, und dessen äußere Erscheinung in Bildnissen und Medaillen von diesem Könige, und gab ihn dann mit einer so hinreißend lebendigen Wahrheit, daß von da an sein Ruf als erster französischer tragischer Schauspieler feststeht.

Es wäre jedoch dieses Stück auch beinah die Veranlassung geworden, ihn wieder vom Theater zu entfernen. Die ungeheure Wirkung nemlich, welche die Darstellung jener fanatischen Greuel jedesmal auf die Stimmung der Zuschauer hervorbrachte, und welche sich nach jeder Vorstellung durch das Geschrei „Weg mit den Tonsuren, an die Laterne die Tonsuren" zu äußern pflegte hatte die Minister bewogen dessen fernere Aufführung zu verbieten. Es wurde lange Zeit nicht gegeben, bis die Forderung Mirabeaus im Theater und in öffentlichen Blättern den Schauspielern die Wiederaufführung abnöthigte, worin der junge Talma sie alle übergläuzte, mehrere der Mitspielenden aber ausgepfiffen wurden. Jetzt verbanden sich die Schauspieler unter einander, mit Talma nicht mehr zu spielen. Er erschien daher nicht wieder auf der Bühne. Durch das tägliche Begehren des Publikums nach Talma gedrängt, trat endliche der Director eines Abends hervor und erklärte: „Seine Gesellschaft, überzeugt, daß Hr. Talma ihrem Vortheile entgegen gehandelt habe, beschlösse einstimmig, mit diesem Manne ferner hin in gar keiner Verbindung stehen zu wollen." — Bei diesen Worten erstand in dem Schauspielhause ein schrecklicher Lärm. Man war genöthigt den Maire zu holen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Der Direktor erklärte, er werde Hrn. Talma wieder aufnehmen, sobald ihm dieses von höherer Hand befohlen würde. Darunter verstand er aber den König oder die Minister, und nahm daher von dem Befehl, welchen der Maire des andern Tags an ihn richtete, keine Notiz. Ein neuer, viel heftigerer Tumult entstand später daraus in dem Schauspielhause, der für alle Mitglieder der Bühne so drohend wurde, daß sie endlich nachgaben, mit Talma wieder auftraten, und nach geendigter Vorstellung den Maire nach Hause begleiteten.

Talma besitzt eine nicht ausgezeichnete, aber regelmäßig gebildete Gestalt, eine volle, wohltönende Stimme, und gegen die antiken Formen sich hinneigende, die Affecten der Seele leicht und kräftig darstellende Gesichtszüge stehen bei ihm mit einem klaren Geiste, einer tiefen Empfindung, warmer Phantasie, und vorzüglich regsamer Reizbarkeit in harmonischer Verbindung. Er spielt nie komische Rollen, und so ist sein ganzes Streben ein reintragisches, das sich auch in seinem Wesen mit voller unverkennbarer Würde ausspricht. Sein Umgang ist dabei bescheiden, gefällig und angenehm. Talma stand in großem Ansehn bei Napoleon, der als General, als Consul und als Kaiser ihn mit steter Auszeichnung behandelte und oft um sich hatte. Er folgte ihm nach Erfurt, wo er vom russischen Kaiser und vom Herzoge von Weimar Beweise vorzüglicher Schätzung erhielt.

Von seiner neulichen Darstellung des Regulus theilt das Morgenblatt vom 25. September folgenden Bericht mit:

Es war das erstemal daß ich ihn sah. Er trat auf, und nach einer Viertelstunde seines Spieles, war ich erstaunt nicht erstaunt zu seyn. Viel-

leicht beherrschte mich jene Sinnestäuschung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorspiegelt, wir stünden still, und die Ufer giengen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu seyn. Ich hatte keinen Maaßstab für Talma's Größe, denn er stand zu entfernt von allen Schauspielern, die ich je gesehen, um ihn abzumessen. Die andern überrumpeln unser Herz und benützen die Verwirrung, die sie angestiftet, uns diebisch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unsre Brust, er öffnet die seine und läßt uns eintreten. So lange er spielte, glaubte ich den Ernst auf der Bühne, und die Mummerei unter den Zuschauern zu sehen. Er stellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und besser als die Geschichtschreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die so ungleich waren den Helden unserer Zeit, weil sie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht gesiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erscheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abwesend, wie Talma den Regulus gespielt hat; wem jenes die Natur versagt, der hätte auch anwesend, Talma's Spiel nicht verstanden. Darum wäre es überflüssig oder fruchtlos, beschreibend davon zu sprechen. Aber von den Zuschauern will ich reden — wenn es solche gab. Denn wir Fremden waren so zu nennen, die Franzosen Alle spielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiste der alten griechischen Tragödie, wenn auch in einer andern Gestalt. Unter Deutschen, die hundert Geschichten und keine Geschichte haben, möchte ich kein dramatischer Dichter seyn; es ist schwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildnisse nur den Maler sucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge seiner Braut in ihm und vergißt die Kunst. Dem Franzosen ist der dramatische Dichter ein Zeiger ihrer Geschichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eisen ist; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen schlagen, ist er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencensoren hier sind sehr zu beklagen. Sie löschen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da sie aber das Gedächtniß der Zuschauer nicht auslöschen können, bleibt alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelassen. Die Begeisterung, mit welcher jeder Vers beklatscht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anspielte, vermag ich unmöglich zu beschreiben. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie heißhungrig diese Menschen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginenser Hamilcar gesprochen, als er, in Rom, Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assamblage!
Tout m'annonce aujourdhui la chute — — —

de Carthage — sagen Hamilcar und Reim.

Anekdote.

Als noch in dem großen Opernhause zu Dresden, welches jetzt in einen Conzert- und Redoutensaal verwandelt ist, die einst so berühmten Opern gegeben wurden, in welchen sogar lebendige Elephanten, mit auftraten, hatte die Sängerin Fuoramonti, während einer Bravourarie, einem kleinen, als Götterknaben, gekleideten Mädchen, die Hand auf den Kopf zu halten, bei der Cadence aber die Hand schwörend gen Himmel zu heben, indeß der Knabe verschwand. Das Halten ging gut — das Heben aber — Angst über Angst — Noth über Noth — der Götterknabe hatte ein Perückchen auf, das man fest zu schnallen vergessen. Die Sängerin blieb mit einem Finger in dem Perückchen hängen, hob es schwörend gen Himmel und — die Erde zitterte vor dem Lachen der Zuschauer. Verlegen aber nicht ganz aus der Fassung, langte die Signora geschwind das Perrückchen einem — der Genien darstellenden Statisten zu, deren Zahl an diesem Abend über 200 war, und winkte, das Ding hinter die Coulissen zu schleudern. Der damit beauftragte Genius aber, gerade der Dümmsten einer, nicht wissend, was er mit dem Haarneste machen sollte, gab sie seinem Nachbar, dieser wieder dem Nächststehenden, und so ging denn die Perücke durch das ganze Genienchor von Hand zu Hand, bis sie endlich der letzte der Schutzgeister, dummer noch als der erste, der Sängerin wieder einhändigen wollte. Diese, welche indeß singend, nicht wußte was hinter ihrem Rücken vorging, noch weniger aber sich erklären konnte, weshalb das Publikum, trotz ihrer Anstrengung durch eine sentimentale Arie zu bezaubern, ihre holden Töne durch Lachen überstimmte, war außer sich vor Verlegenheit. Als ihr aber die verwünschte Perücke wieder in die Hände kam, da mußte auch sie lachen, und — der Vorhang fallen. —

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 79. Sonntag, 6. October 1822.

Luftschlösser.

Ein Reiter ritt durchs düstre Thal
Auf öden Felsenstegen;
Ihm lächelte kein Sonnenstrahl
Mit mildem Glanz entgegen.
Kaum durch der Klüfte engen Spalt
Sah er die Wolken streichen;
Ach, dacht' er, möchte ich doch bald
Die freie Höh' erreichen!

Und unabsehbar läge fern
Die Landschaft ausgebreitet,
Mit goldner Hoffnung winkt' der Stern,
Der mich durch's Leben leitet.
Wo kuppelreich die Stadt erglänzt,
Werd' ich mein Glück begründen;
Im Schloß, von Gärten reich umkränzt,
Die Braut, die schönste, finden.

Horch auf! welch lieblichen Gesang
Hör ich verwundernd tönen!
Vom Hüttchen, arm, am Felsenhang
Erklingt das Lied der Schönen.
Der Ton dringt tief in seine Brust
Mit wunderbarem Regen,
Und fühlt von süßer Liebeslust
Den Busen sich bewegen.

Und näher zieht es ihn heran
Und lockt unwiderstehlich;
Sie blickt ihn hold und liebend an,
Wie war er überselig!
Da war's um hohen Glanz geschehn,
Er hing an Liebchens Munde,
Ließ Königsstadt und freie Höh'n,
Und wohnt' im Felsengrunde.

Der Notar Fungles.

In der englischen Stadt Ramsey lebte einst ein Vicar, Namens Wilbs, der seine Gottesfurcht dadurch bewährte, daß er Allen mit guten Beispielen voranging. Er hatte von seiner Familie Vermögen ererbt, und seine Pfründe war keine der schlechtesten; also befand er sich im Ueberfluß, den er jedoch nicht als sein betrachtete, vielmehr den Armen spendete. Besonders gehörte, nach seiner Ansicht, Alles, was er in seinem Amte erübrigte, den Bedürftigen seiner Gemeinde; sein eigenes Vermögen aber verwaltete er, der durch den Tod früh eine Gattin verlor, die er lebenslang betrauerte, eben so gewissenhaft, weil er sagte: es gehöre seinen künftigen Erben. Es geschah aber, daß diese selbst zu bedeutendem Reichthum kamen; dies bestimmte den Vicar Wilbs, seine ganze Hinterlassenschaft durch ein Testament den Armen zu weihen, und er ließ deshalb, weil er sich in einem Alter fühlte, wo der Ewige den Menschen oft schnell abruft; den Notarius Fungles zu sich bitten. Er besprach mit ihm seinen letzten Willen und der Notar schrieb ihn nieder. Als sie dies Geschäft fast beendet hatten, wurde der Vicar zu einem Sterbenden gerufen, ihm, der lange Jahre Wilbs Freund war, den letzten Trost für das Jenseits zu geben. Er eilte dorthin, ersuchte aber den Notarius, daß er ja auf ihn warten möge: denn er ahne, daß es hohe Zeit sey, sein Haus zu bestellen. Fungles harrte auf ihn bis spät am Abend: als aber der Vicar nicht zurückkehrte und andere Aufträge den Notar bedängten, nahm er das, bis auf die Unterschriften fertige Testament mit sich und ging heim. Und am nächsten Morgen erfuhr er, mit Schreck und Grauen, daß Wilbs, wahrscheinlich heftig erschüttert am Sterbebette des Freundes, vom Schlage getroffen in der Nacht gestorben sey. Fungles, ein biederer junger Mann, der erst 24 Jahre zählte und nicht längst sein öffentliches Amt übernommen hatte, betrachtete nun das Testament mit ängstlichem Ueberlegen. Er

kannte die wohlthätigen Absichten des Hingeschiedenen genau, und sollte nun sehen, wie den Armen eine so ansehnliche Unterstützung entzogen wurde, zu Gunsten von Verwandten, die ohnehin im Ueberfluß schwelgten — er konnte es nicht geschehen lassen. In dieser Aufwallung seines Herzens setzte er die Unterschrift des Verstorbenen, indem er sie nach dem Billet, womit Wilbs ihn zu sich rief, copirte, unter das Testament, fertigte es in aller Form aus, und die Armen erhielten, was ihnen zugedacht war.

Die Verwandten, obwohl mit Glücksgütern reichlich gesegnet, waren dennoch höchst unzufrieden über den Verlust, den sie nach ihrer Meinung, und gestützt auf die früheren Aeußerungen von Wilbs, erleiden mußten. Nicht selten regten sich auch Zweifel über die Aechtheit des Testaments, aber ohne Beweise war Fungles nicht anzugreifen, und so vergingen ein Paar Jahre, in welchen sich dieser die ungetheilte Achtung aller Biedern und daneben ein kleines Vermögen erwarb. Er hatte jetzt eben die schöne und gute Miß Ganor als Gattin in sein Haus geführt, und Träume einer beseligten Zukunft hielten ihn umfangen; da sollte er scheitern an einer ungeahnten Klippe.

Er besuchte einst mit seiner jungen Gattin einen Badeort, und die Liebenden waren sich selbst so genug, daß sie der andern Gesellschaft fast gar nicht gedachten, sondern in steter Traulichkeit oft die Einsamkeit suchten. In einer schönen Sommernacht, deren mit Wolken spielendes Mondlicht zu den innigsten Gefühlen aufregte, saßen beide an einer, von den Gebäuden weit entfernten Stelle des Parks auf einer Bank, und sprachen über wunderbare Fügungen und dringende Momente im Leben, und ihr Gespräch steigerte sich zu einer religiösen Begeisterung, in welcher Fungles den Vorfall mit jenem Testamente erzählte, als Beweis, wie auch der Redliche in Versuchungen geführt werden und eine That ausüben könne, deren moralischer Grund nicht sicher stehe. Und kaum war die Erzählung geendet, da stand ein fremder Mann, sich wild geberdend, vor den Erschrockenen, und begehrte von Fungles 100 Pfund Sterling, wenn er wollte, daß er jene Testaments-Verfälschung, deren Bericht er mit angehört habe, verschweige. Fungles, der in: Augenblick die Gefahr nicht ganz erkannte, ließ keiner andern Empfindung Raum, als dem Zorn über die Frechheit des Fremden; und dieser, erhitzt von einem Verlust, den er an der Pharao-Bank gehabt, und von der Hoffnung, ihn hier zu ersetzen, vermaß sich hoch und theuer, daß er jene Summe durchaus haben müsse. Und da nun Fungles nicht nachgab, sondern sich der Entrüstung überließ, die solche niedere Denkart erregen mußte, so stürzte der Fremde wüthend davon, und Fungles beschäftigte sich nur mit seiner Gattin, die, halb ohnmächtig, die Reden der Männer nur undeutlich vernommen hatte.

Und kaum war Fungles wieder in Ramsey angekommen, da wurde er verhaftet; jener Fremde hatte den Verwandten des verstorbenen Vicars seine Entdeckung für eine Summe Geldes mitgetheilt. Vergebens bot jetzt der verzweifelnde Fungles Ersatz der ganzen Summe, welche die Armen empfangen hatten, wenn der Prozeß gegen ihn nicht geführt würde; ein junger Mann unter jenen Verwandten, den einst Miß Ganor abgewiesen, wollte hier zugleich Rache nehmen, und Fungles, der im Verhör alles aufrichtig gestand, wurde von den Geschwornen, nach englischen Gesetzen, zum Strange verurtheilt. Die Richter selbst schauderten; aber die Gesetze waren noch neulich, wegen vieler Verbrechen, welche Advocaten begangen oder unterstützt hatten, geschärft, und so konnten sie nichts thun, als den Lord-Oberrichter beschwören, daß er Gnade für Fungles auswirke. Eben jenem geschärften Gesetz wollte aber dieser die Kraft nicht gleich anfangs wieder lähmen; er eilte deshalb selbst nach Ramsey, um den Klägern Mittel zur Rettung des Unglücklichen abzugewinnen: aber auch seine Bemühungen blieben fruchtlos. Dennoch befahl er Aufschub in der Vollziehung des Urtheils: er konnte nicht hastig genug nach London kommen, und hier zugleich zum König, Georg dem Dritten, eilend, wurde in dem Urtheil verfügt: daß, zur Schonung der Familie des Fungles, er am frühesten Morgen und mit verhülltem Haupt nach der Richtstätte zu bringen sey. Diese Milderung aber mußte benutzt werden, um einen schweren Verbrecher, statt des unglücklichen Notars, dorthin zu führen. — Vor schmachvollem Tode wurde er so geschützt; aber jede Hoffnung blieb ihm fern. Seine Gattin, in Schwermuth versunken, war endlich im Wahnsinn gestorben, seine Habe dem Rechte verfallen und seine Rettung verscheuchte nicht die Nacht seines Herzens. Er nahm Dienste auf einem Kriegsschiff, und blieb, kaum 30 Jahr alt, in der Schlacht bei Trafalgar als Marine-Lieutenant. Auf seiner Brust fand man eine Schreibtafel, worin das Bildniß seiner Gattin lag, und welche nächst diesem nichts weiter enthielt als die Worte: „Auch um des Guten willen thue nichts unerlaubtes; der Mensch ist der Folgen und der künftigen Stunden nicht Herr!“

Räthsel.

Kennst Du den großen stolzen Namen,
Von dem beinah die ganze Welt,
Selbst Könige Gesetze nahmen?
Als Staatsmann groß und groß als Held
Mußt ihm der Erdkreis unterliegen,
Und Er nur konnte sich besiegen.
Und hast den Namen Du gefunden,
So nennt er Dir auch noch ein Haus,
Wo in verhängnißvollen Stunden,
Bei wechselnden Gebot und Schmaus,
Ein neuer Herrscher zu dem alten Thron
Gerufen ward und hochverehrt, obschon
Mit ihm nicht Macht, nur Glanz seit Jahren,
Und Titel noch verbunden waren.
Doch weg mit so erhabnen Dingen,
Man kann dabei nicht fröhlich seyn,
Nicht Rundgesäng' im Bruderkreise singen!
Da lob' ich mir, gefüllt mir Wein
Ein ächtes Deutsches Glas!
Jedoch mein Räthsel nennt Euch das.
Drum stoßet jetzt es fröhlich an:
„Hoch lebe jeder Deutsche Mann!"

Charade.

Die Erste kannst Du nicht entbehren
Die halb Natur, halb Kunst erschafft
Sie muß Dich stärken und ernahren,
Und meiner zweiten Silbe Kraft
Dient nur, die erste zu vermehren,
Die tränket sie mir Lebenssaft:
Mein Ganzes endlich kann zerstören,
Was sorgend die Natur erschafft.

Auflösung des Räthsels in Nr. 77.
Pantoffel.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag den 27. September 1822. Der arme Poet, Schausp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Adolph und Klara, Oper in 1 Aufz. Musik von d'Allayrac. Zum Beschluß: Nummer 777, Posse in 1 Aufz. von Lebrün. Alle drei Piecen sind seit einiger Zeit so oft da gewesen, daß die sehr gemüthliche Darstellung des Lorenz Kindlein durch Herrn Weidner, so wie die rein komische, von aller Uebertreibung freie Zeichnung des Notar Vortheil, gegeben von Herrn Otto, ihre anziehende Kraft verloren haben und heute nur ein kleines Publicum ergötzten. Die kleine Oper hat längst schon ihren Tag überlebt; sie kann nur einiges Wohlgefallen durch feines Spiel erwecken, welches wir vermißten.

Samstag den 28. Die Mohrin, Schausp. in 4 Aufz. von Ziegler. Der im Ganzen sorgfältigen, in den Rollen des Lord Fleetwell (Hr. Weidner), des Georg (Hr. Henkel) und der Joni (Dem. Lindner) überaus gefühlreichen Darstellung ist es wohl allein zuzuschreiben, daß dies alte, etwas abentheuerliche Stück auf dem Repertoir erhalten und immer noch mit Theilnahme gesehen wird. —

Sonntag den 29. Der Freischütz, romant. Oper in 3 Aufz. von Fr. Kind. Musik von Carl Maria von Weber. Es ist zu dieser Oper fortwährend derselbe Andrang, wie bei der ersten Vorstellung, und das Haus zu klein, um die Schaulustigen zu fassen, so wie sie dann auch, was die Darstellung und musicalische Ausführung betrifft, mit immer gleicher Präcision gegeben wird. Da uns das Repertoir dieser Woche den Raum darbietet, so geben wir unsern Lesern das Urtheil eines Italiäners (Joseph Carpani) über den Freischützen, welches aus der Bibliotheca italiana in einige deutsche Zeitblätter übergegangen ist, ohne eben allgemein bekannt geworden zu seyn. Carpani schreibt von Wien: „Wir haben hier eine „im Superlativ romantische Oper, mit einer mehr „als romantischen Musik eines gewissen Weber, „welche jedesmal, wenn sie gegeben wird, das „Theater anfüllt. Ich habe sie noch nicht hören „können; aber ich weiß, daß es in derselben Edel„steine giebt, die in Thon und in wissenschaftliche „Kohlen der Contrapunctisten gefaßt sind, nebst „einigen schönen Chören: indem es niemals die „Wissenschaft ist, die den Deutschen fehlt, im Ge„gentheil, sie haben davon so großen Ueberfluß, „daß Geschmack und Melodie davon erdrückt wer„den. Ihre Musik heutiges Tages gleicht den Glo„rien einiger Maler. Man sieht darauf Tausende „von Seraphim, aber so, daß man von ihnen nie „mehr als den Kopf gewahr wird, und auch die„sen wieder halb von anderen Köpfchen bedeckt, „die selbst halb versteckt ihn umgeben: so daß man „unter so vielen Gesichtern niemals ein Ganzes „sieht, und eine ganze Engelsfigur vergeblich dar„auf sucht. So ist diese neuere deutsche Manier, „zu componiren, ganz voll von Motiven, die sich „einander nähern, aber sich nicht miteinander ver„binden, die sich ankündigen, aber nicht entwik„keln, und durch nichts sich einander anziehen-

„Dagegen gleicht die Musik der großen Italiäner, „wie auch der tüchtigen Deutschen von Ehedem den „Glorien eines Correggio, Titian, Domenichino, „Guido ꝛc., fast durchaus zusammengesetzt aus „reizenden, leichtschwebenden und abgesonderten „Engelchen, welche nicht bloß mit ihren göttlichen „Gesichtern, sondern auch mit zierlichen Armen, „Händen und Beinen auf das Schönste gezeichnet, „durch ihre ganze Klarheit und Vollendung hinrei„ßen, und den, der sie betrachtet, festhalten, in„dem sie ihm nichts zu wünschen übrig lassen. Nur „im Grunde des Gemäldes sieht man in der Ferne „eine Schaar von Engeln noch angedeutet, wel„che den äußersten Horizont einnehmen, gleich„sam Theile von kleinen Figuren, die sich all„mählig im Felde verlieren, und die Wirkung „hervorbringen von mannichfaltigen und zahl„reichen Cadencen, mit welchen erfahrene Ton„setzer, gerne dabei verweilend, ihre vornehm„sten Stücke zu schließen pflegen. Um etwas „bestimmter über die so höchst kärglich mit Me„lodie versehene Composition Webers zu re„den, will ich Ihnen noch sagen, daß aus seiner „Partitur mir hervorgeht, daß ausser einigen Chö„ren und einigen Märschen man vergeblich nach „Gesang sucht und nach getragenem Gesang, in al„len Stücken, woraus sie besteht. Man gewahrt „darin eine sklavische Bezeichnung der Bedeutung „eines jeden Wörtchens, was ein in sich nicht ge„schlossenes Mosaik hervorbringt von verschieden„farbigen Gängen, die sich durchaus in kein Gan„zes vereinigen; aber zugleich auch große Tiefe „der Kenntniß in Hinsicht der Accorde und der „Uebergänge, und Ausschweifungen und teuflische „Sprünge von einer Idee zur andern im Ueber„fluß. Im Vorbeigehen gesagt, ist auch der Ge„genstand des Drama so teuflisch, daß der Teufel „in Person erscheint, nur unter einer Maske; „er spricht und singt (?) und hat in Berlin vor „den dasigen Christen (wie überall) den reichsten „Beifall eingeärndtet, ohne daß man Apostasie oder „Verführung zur Sünde gefürchtet hätte. In Wien „jedoch ist diese höllische Person unterdrückt wor„den. Um indeß auf jenen Widerspruch im mu„sikalischen Geschmack der Deutschen der sich bald „zu Rossini, bald zu Paesiello, zu Spon„tini und Weber hinneigt, zurück zu kommen, „so wüßte ich ihn nicht anders zu erklären, als „fürs erste daher, daß man hier die Musik bis „zur Uebertreibung liebt, weßhalb die, die nicht „gefällt, sehr unangenehm, sehr schlecht ausge„führt oder schwach seyn muß. Sodann, weil „ein Nationalgeschmack hier nicht eigentlich vor„handen ist. Die Franzosen und Italiäner haben „in der Musik jede einen besonderen, wie sehr „auch von einander verschiedenen Geschmack; aber „die Deutschen haben alle Arten des Geschmacks „und keinen welcher der übrige genannt werden „kann! Wenn's nur Musik ist, ist's schon ge„nug! Da endlich insbesondere die Wiener „und Berliner außerordentlich erfahren in „der Theorie sind, so lieben sie auch gerade „jene Compositionen, in welchen sich nur recht „viel Gelehrsamkeit auszeichnet, und bringen so„dann das hoffärtige Wohlgefallen des Verstan„des an die Stelle desjenigen des Ohres und des „Herzens, das diese ohne eine schöne und gut aus„geführte Melodie niemals empfinden können!" ——

Wegen der Weinlese blieb das Schauspielhaus Dienstag den 1. October geschlossen.

Donnerstag den 3. Oct. Der Verräther, Lstsp. in 1 Aufz. Hierauf: der häusliche Zwist, Lustsp. in 1 Aufz. von Kotzebue. Zum Beschluß: zwei Worte, oder: das Abentheuer im Walde, Oper in 1 Aufz. Musik von d'Alleyrac. Die beiden Lustspiele wurden mit rechter Lust und Liebe gegeben. Im ersten fanden wir Herrn Düpre, als Jacob, in der Reihe der Mitglieder unserer Bühne. Im zweiten wurden wir durch Madam Schultze als Frau, durch Herrn Henkel als Mann und Herrn Weidner als Nachbar, auf die ergötzlichste Weise mit den geheimen Umtrieben des ehelichen Lebens bekannt, wobei der Letztere, wenn auch nicht in der Handlung des Stücks, doch als mimischer Künstler den Preis errang.

Theater-Anzeige.

Montag den 7. October (zum Vortheil des Herrn Düpre) Das Kätchen von Heilbronn. Sch.
Dienstag den 8. Die Entführung, Lustsp. Hierauf der Vetter von Bremen, Lustsp.
Mittwoch den 9. Elisabeth, Oper.
Donnerstag den 10. Welcher ist der Bräutigam, Lustsp.
Freitag den 11. Die eifersüchtige Frau. Lustsp. Hierauf: Plastisch mimische Darstellungen, geordnet von den Herren Heigel und Hofmann.
Samstag den 12. Don Juan, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 80. Donnerstag, 10. October 1822.

Die Ruinen des Campo Vaccino in Rom.

(Von Grillparzer.)

Seyd gegrüßt, ihr heil'gen Trümmer,
Auch als Trümmer mir gegrüßt.
Obgleich nur noch Mondesschimmer
Einer Sonn', die nicht mehr ist.
Nennt euch mir, ich will euch kennen,
Ich will wissen, was ihr war't!
Was ihr seyd, braucht's nicht zu nennen,
Da die Schmach euch gleich gepaart.

Eintrachtstempel, du der erste,
Der sich meinem Blick enthüllt,
Deine letzte Säule berste,
Schlecht hast du dein Amt erfüllt.
Solltest deine Brüder hüten,
Ward'st als Wächter hingesetzt,
Und du liefest Zwietracht wüthen,
Die sie fällt' — und dich zuletzt.

Jupiter, aus deinem Tempel,
Stator, der zu stehn gebeut,
Brich des Schweigens Sklaventempel,
Heiß' sie steh'n, die neue Zeit.
Doch umsonst ist hier dein Walten,
Du stehst selber nur mit Müh',
Unaufhaltsam gehn die Alten
Und das Neue über sie.

Warum in dies Feld der Leichen
Ist, Septimius Sever,
Eingang dies dein Siegeszeichen?
Ausgang dünkt es mir vielmehr!
Als dem letzten, der's zu fassen,
Wenn auch nicht zu thun verstand,
Sey ein Plätzchen dir gelassen,
Doch nicht hier — am äußern Rand.

Titus, einst dem Ruhm, dem Frieden
Bautest du dein Heiligthum,
Doch dein ward, was du vermieden,
Jeder Stein spricht deinen Ruhm;
Auch den Frieden in dem Munde,
Ging ein And'rer d'rauf in's Haus; *)
Doch der Friede zog zur Stunde
Aus dem Friedens Tempel aus.

Curia, die aus ihren Theren
Krieg der Welt und Frieden hieß,
Harr'st du deiner Senatoren?
Einer doch ist dir gewiß.
Sieh ihn steh'n dort an den Stufen,
Im Gewand der neuen Zeit.
Sieh! er kömmt, wird er gerufen,
Und er geht, wenn man gebeut.

Sieh des Purpurs reiche Falten
Majestätisch steht er da! —
Ja, du such'st nach deinen Alten?
Schließ' die Pforten, Curia!
Unten such' die unten wohnen,
Wir sind oben leicht und froh,
Rom hat jetzt nur Ciceronen,
Aber keinen Cicero.

Roma, Venus, Schönheit, Stärke,
Pulse ihr der alten Welt!
Hier, inmitten eurer Werke,
Euer Tempel aufgestellt;
In Ruinen Schönheitsprangen,
Kraft in Trümmern, wank und schwach!
Was ihr zeugtet, ist vergangen,
Folget euren Kindern nach.

*) Constantin.

Dort der Bogen, klein und enge,
Schwach gestützt und schwer verletzt,
Wem von all der Heldenmenge
Ward so ärmlich Mal gesetzt?
Titus? O so laßt es fallen!
Wenn es auch zusammen bricht!
So lang' Menschenherzen wallen,
Brauchst du, Titus, Steine nicht.

Hoch vor Allen sey verkläret,
Constantin, dein Sieges-Dom
Mancher hat manch Reich zerstöret,
Aber du das größte — Rom.
Ueber Roma's Heldentrümmern
Hobst du deiner Meinung Thron,
In der Meinung magst du schimmern
Die Geschichte spricht dir Hohn.

Mit dem Raub von Trajans Ehren *)
Hast du plump dein Werk behängt,
Trajan kann des Schmuck's entbehren,
Er lebt ewig unverdrängt!
Aber eine Zeit wird kommen,
Da zerstäubt geraubte Zier,
Da erborgter Schein verklommen —
Was spricht dann wohl noch von dir?

Colosseum, die dich bauten
Die sich freuten um dich her,
Sprachen in bekannten Lauten,
Die's verstanden — sind nicht mehr.
Deine Größe ist gefallen,
Und die Großen sind's mit dir!
Eingestürzt sind deine Hallen,
Eingebrochen deine Zier!

O so stürz denn ganz zusammen,
Und ihr andern stürzet nach!
Decket Erde, Fluthen, Flammen,
Ihre Größe, ihre Schmach!
Hauch' ihn aus mit deinem Odem,
Riesige Vergangenheit!
Flach dahin auf flachem Boden
Geht die neue flache Zeit.

*) Die schönen Basreliefs im Bogen Constantin's sind von einem Sieges-Male Trajans genommen.

Luise Brachmann.

(Geb. zu Rochlitz 1778. † zu Halle 16. Sept. 1812.

Diese gefühlsvolle Dichterin, deren tragisches Ende *) die allgemeine Theilnahme erregt, lebte seit mehreren Jahren in Weißenfels in einer bescheidenen Zurückgezogenheit. Der Umgang mit dem der Welt zu früh entrissenen Novalis (oder wie sein eigenthümlicher Name war, Friedrich v. Hardenberg,) hatte, wie sie selbst anführt, den größten Einfluß auf ihre Bildung zur Dichtkunst. Sie war noch Kind, als Novalis mit ihrem Bruder, dem jetzigen königl. sächs. Accise-Inspector und Advocat Christian Friedrich Brachmann in Dresden, dessen vertrauter Freund er war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte. Er kam oft in ihr väterliches Haus; seine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerksamkeit und der Beifall, den er schon den frühesten ihrer dichterischen Versuche schenkte, trugen sehr viel dazu bei, ihr schüchternes Talent zu heben. Nachdem eine zärtliche Freundin ihm etwas von ihren Versuchen ohne ihr Wissen, da sie es nie gewagt haben würde, ihm etwas davon sehen zu lassen, mitgetheilt hatte, übernahm er es nun, Louisens und seiner aufblühenden Schwester höhere ästhetische Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er ihre Lectüre. Eifrig nahmen sie alles, was er ihnen gab, und gewissenhaft unterließen sie das zu lesen, was er ihnen

*) Am 16. September verschwand sie spät Abends im bloßen Nachtkleide, aus der Wohnung des Professor Schilling in Halle, bei dessen Gattin, welcher sie verwandte ist, sie seit kurzem zum Besuch war. Ungeachtet man zu ihrer Auffindung sich die größte Mühe gab', so ließ sich doch lange keine Spur ausmitteln. Am 24. Sept. ward der Leichnam der Entseelten, ohnweit der Steinmühle in der Saale, einen Stein am linken Arm befestigt aufgefunden, dem Inquisitoriat überliefert, und auf dessen Veranlassung am 25. sehr anständig beerdigt. — Man hat seit einiger Zeit Spur einer oft wiederkehrenden Geistes-zerrüttung, Folge einer unglücklichen Liebe der Dichterin, an ihr wahrnehmen wollen. — Die Welt richte mild über ihre Verirrung!

widerrieth, denn mit eben der Sorgfalt, womit er seinen Schülerinnen alles Höchste und Vortrefflichste aus dem Gebiete des Schönen mitzutheilen suchte, verwahrte er auch die Reinheit ihrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leisesten befleckenden Hauche. Beider Aeltern und Novalis Bruder vereinigten sich mit ihm in diesem Streben für das Glück ihrer Lieblinge. So verfloß Louisen ihre Kindheit im Schooße älterlicher und der zärtlichsten geschwisterlichen Liebe; denn neben ihr stand noch eine jüngere Schwester, die nicht minder glühen den Eifer für die Kunst und ein bedeutendes Talent für Malerei beseelte, mit großer Zärtlichkeit an ihr hing, und so den Kranz schönster und liebendster Verwandtschaft bildete, der bald durch den Tod auf's schmerzlichste zerrissen werden sollte. — Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der schönsten anmuthvollsten Braut auf's innigste beseligt war, seine kleinen ästhetischen Schülerinnen nicht, die seinem Glücke dagegen die schwesterlichste Theilnahme widmeten. Er war in dieser Zeit oft bei Schiller, und seine Freundschaft erwarb Louisen die Aufmerksamkeit dieses ersten Dichters. Schon in ihrem 13ten Jahre erschienen einige Stücke von ihr in der von letzterem herausgegebenen Zeitschrift, blos unter dem Namen Louise. Vorzüglich verdankte sie diese Aufmerksamkeit dem Gedichte: Die Gaben der Götter. — Einige Zeit darauf bestimmte sich Novalis, die Rechtsgelehrsamkeit mit der Wissenschaft des Bergbaues zu vertauschen; Louise und seine Schwester suchten durch Scherz seine Vorliebe zu bekriegen, und sangen die in Kind's Harfe aufgenommene Mänie. Leider wurde dieser Scherz im zweiten Jahre verwirklicht, und sie betrauerten ihren so theuren Freund; Louise drückte ihren Schmerz in den beiden Gedichten in Kind's Harfe, Sonnet und der Führer, auf eine rührende Weise aus. Dieser Verlust wurde von ihr tief empfunden, und hatte wahrscheinlich auf ihre ganze folgende Gemüthsstimmung und den Charakter, der sich in ihren Gedichten ausspricht, einen entscheidenden Einfluß, da sie in einer absichtlichen Zurückgezogenheit, die sie den Musen widmete, lebte.

Drei Briefe von Gluck.

Diese Briefe sind zu seiner Zeit im Mercure de France, einem jetzt längst eingegangenen Pariser Journale, erschienen. Da sie in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt seyn dürften, so hoffen wir durch deren Mittheilung den Musikfreunden ein angenehmes Geschenk zu machen.

I.

An den Herausgeber des Mercure de France.

Mit Recht würde man mich tadeln, und ich selbst könnte mich nicht frei von Vorwurf fühlen, wenn ich nach Lesung des Briefes an einen der Directoren der Academie, den Sie in Ihrem Journale mitgetheilt haben, und der von meiner Oper Iphigenia in Aulis handelt, mich nicht beeilte, dem Verfasser dieses Briefes für die uns so gütig zugetheilten Lobeserhebungen zu danken. Zugleich aber muß ich auch erklären, daß seine Freundschaft und ohne Zweifel zu vortheilhafte Meinung von mir ihn zu weit geführt hat, und daß ich weit davon entfernt bin, zu glauben, ich habe dieses schmeichelhafte Lob wirklich verdient. Noch weit größerem Tadel würde ich mich aussetzen, wenn ich mir die Erfindung der neuen Art der italienischen Oper (ein Versuch, der mit so glücklichem Erfolg gekrönt ist) zuschreiben ließe: Herr Calsabigi ist es, der das hauptsächlichste Verdienst dabei hat; und wenn meine Musik einigen Beifall erhalten hat, so glaube ich bekennen zu müssen, daß ich ihm dies Glück verdanke, denn er ist es, der mich in den Stand gesetzt hat, den Reichthum meiner Kunst zu entwickeln. Dieser talentvolle, geniale Autor hat in seinen Opern: Orpheus, Alceste und Paris, einen, den Italienern wenig bekannten Weg eingeschlagen. Diese seine Dichtungen sind voll von jenen glücklichen Situationen, die dem Componisten Gelegenheit verschaffen, Gefühle und edle Leidenschaften auszudrücken, die ihn zu einer rührenden und erhabenen Musik begeistern. Denn wie groß auch das Talent des Componisten seyn mag, er wird immer nur eine mittelmäßige Leistung zu Wege bringen, wenn der Dichter in ihm nicht jene Begeisterung zu erregen weiß, ohne welche alle Gebilde der Kunst matt und leblos erscheinen; Nachahmung der Natur ist der Zweck, den sie alle vor Augen haben müssen, und auch ich strebe nach diesem Ziele; einfach und natürlich, strebt meine Musik immer nur nach dem größten Ausdruck, und soviel es in meiner Macht steht, nach Verstärkung der Declamation in der Poesie.

Darum vermeide ich auch die Triller, die Passagen und Cadenzen, mit denen die Italiener so freigebig sind. Ihre Sprache, die sich dazu besonders eignet, hat deshalb auch gar keinen Vorzug für mich in dieser Hinsicht; sie hat der Vorzüge gewiß viele; allein, in Deutschland geboren, und mit dem Französischen und Italienischen durch eifriges Studium ziemlich vertraut, glaube ich mir doch kein Urtheil über die kleinen Vorzüge, die eine Sprache vor der andern haben mag, erlauben zu dürfen, und ich denke, daß jeder Fremde sich enthalten muß, hier einen Ausspruch zu thun; es sey mir aber erlaubt zu sagen, daß die mir immer am besten zusagen wird, in welcher der Dichter mir die meisten Mittel an die Hand geben wird, die verschiedenen Leidenschaften auszudrücken, und dieß ist der Vorzug, den ich in der Oper Iphigenia entdeckt zu haben glaube, in welcher die Poesie mir ganz dazu geeignet schien, mir gute Musik einzugeben.

Obgleich ich meine Werke niemals einem Theater angeboten habe, so kann es mir doch nicht unangenehm seyn, daß der Schreiber des Briefes, welcher an einen der Directoren der großen Pariser Oper gerichtet ist, meine Iphigenia vorgeschlagen hat. Ich gestehe, daß ich mich gefreut haben würde, sie in Paris aufgeführt zu sehen, da ich vielleicht durch sie, und mit Hülfe des berühmten Herrn Rousseau aus Genf, den ich um Rath gefragt hatte, mittelst einer edlen, natürlichen und rührenden Melodie, und einer der Prosodie jeder Sprache angemessenen Declamation, der Ausführung eines Lieblingsprojects näher gekommen wäre: nämlich, eine allen Nationen zusagende Musik zu erfinden, und dadurch den lächerlichen Unterschied der Nationalmusiken aufzuheben. Das Studium der Werke dieses großen Mannes über die Musik, und unter andern des Briefes, in welchem er den Monolog der Armida von Lully zergliedert, zeugen von seinen Kenntnissen und von der Sicherheit seines Geschmacks, und hatten mich mit Bewunderung erfüllt. Sie haben in mir die Ueberzeugung erweckt, daß, wenn er sich der Ausübung dieser Kunst gewidmet hätte, er die, von den Alten der Musik zugeschriebenen wunderbaren Wirkungen hätte wahr machen können. Mit wahrem Vergnügen benutze ich die günstige Gelegenheit, die sich mir darbietet, ihm hier öffentlich ein Lob zu zollen, daß er, meiner Meinung nach, so wohl verdient.

Ich bitte Sie, mein Herr, diesen Brief in dem nächsten Stücke Ihres Journals abdrucken zu lassen.

Chevalier Gluck.

(Fortsetzung folgt.)

Anekdoten.

Antonius Otto, ein Mann von großer Gelehrsamkeit, war nur mit einem Arme geboren worden. Einst, als er von einer Gesandtschaft zurück kam, und dem Pabst Bericht von seinen glücklich ausgeführten Geschäften abstattete, unterbrach ihn ein Cardinal und fragte zu wiederholten malen: wo er den einen Arm gelassen habe? Otto setzte seine Rede gelassen fort und sagte zuletzt: „Heiliger Vater, — kein Mensch ist ohne alle „Fehler. Einige werden ohne Füße, andere ohne Arme und noch andere ohne Gehirn geboren."

Bouhours warf in seinen Entretiens d'Ariste et d'Eugene die Frage auf:

Ob ein Deutscher ein schöner Geist seyn könne?

Ein deutscher Gelehrter fragte dagegen in einer andern Schrift:

Ob ein Franzose wohl gesunden Menschenverstand haben könne?

Der Graf von Alais reisete von Paris nach Lyon. Hier machte ihm der Aelteste der Kaufmannschaft, der zugleich von Seiten des Königs von Frankreich als Polizeilieutenant angestellt war, folgende Fragen:

Mein Freund, was sagt man in Paris?

„Messen."

Was ist dort jetzt im Umlauf?

„Eine Menge von Equipagen."

Das mein' ich nicht; was giebts neues?

„Grüne Erbsen."

Mein Freund, wie heißen Sie?

„Narren nennen mich mein Freund, bei Hofe heiß' ich der Graf von Alais."

Hierbei eine literarische Beilage.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und zu haben bey Carl Friederich, Buchhändler in Frankfurt a. M., Weißadlergasse Nr. 14:

Handbuch des Wissenswürdigsten
aus der
Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner.

Zum Gebrauch
beim Unterricht in Schulen und Familien, vorzüglich für Hauslehrer auf dem Lande, so wie zum Selbstunterricht.

Von
Ludwig Gottfried Blanc,
Domprediger und Professor zu Halle.

8vo. Erster Band (614 S.) Preis 3 Fl. 40 Kr. — Zweiter Band (676 S.) Preis 4 Fl.

An zwey Arten von geographischen Werken war bisher kein Mangel in Deutschland; an solchen nämlich, welche als bloße Leitfaden in lebloser Kürze, nur eine trockne Aufzählung von Namen und Zahlen darbieten, und dann an größeren bändereichen Werken, welche sich indeß lediglich und streng auf das Geographische beschränken. Mit beiden ist aber in tausend Fällen weder dem Lehrer, noch dem gedient, der sich selbst zu unterrichten wünscht. Die ersteren, die kurzen Leitfaden, setzen bey dem Lehrer den Gebrauch einer weitläuftigen Bibliothek voraus, wenn er für seine Schüler das dürre Skelet des Handbuchs mit Fleisch und Blut bekleiden will; dem aber, der ohne fremde Hülfe sich aus ihnen die Kenntniß der verschiedenen Länder verschaffen will, sind sie vollends ganz ungenügend und unbrauchbar. Unsre größeren geographischen Werke liefern zwar eine reiche Fülle von statistischen Angaben, aber sie lassen dagegen unendlich viele Fragen unbeantwortet, welche über den Zustand der verschiedenen Länder nothwendig entstehen: sie können dem Lehrer der Geographie von großem Nutzen seyn, aber sie genügen nicht dem Vater, der Mutter, die vielleicht den ersten Unterricht ihrer Kinder selbst zu übernehmen wünschen; nicht dem Hauslehrer und Erzieher, der unmöglich seinen Unterricht in so viele Fächer zersplittern kann, wie es in den Schulen geschieht; nicht dem Gebildeten jedes Standes, der sich schnell und leicht einen Ueberblick von dem Zustande eines Landes, eines Volkes verschaffen möchte.

Einen, wie wir glauben, neuen und glücklichen Mittelweg hat der Verfasser dieses Handbuchs eingeschlagen, indem er von der einen Seite die Dürftigkeit der kurzen Leitfaden, so wie von der andern den übergroßen und eigentlich überflüssigen Reichthum jener größeren Werke vermeidend, vom eigentlich Geographischen nur das wirklich Bedeutende und Merkwürdige jedes Landes erwähnt; Tausende von unbedeutenden Dörfern und Städten unberührt läßt, dagegen aber den dadurch gewonnenen Raum angenehm und nützlich, theils mit der genaueren Beschreibung des wirklich Merkwürdigen, theils mit der gedrängten Uebersicht der älteren und neueren Geschichte und Literatur jedes Landes ausfüllt. Auf diese Weise erfüllt das gegenwärtige Handbuch ganz die Versprechungen seines Titels, indem es keinesweges eine bloße Topographie oder Ortsbeschreibung, sondern ein so viel als möglich lebendiges Bild der natürlichen Beschaffenheit jedes Landes, seiner physischen und klimatischen Eigenthümlichkeiten, seiner Producte und ihrer Benutzung, des Charakters, der Sitten, des Glaubens seiner Bewohner, ihrer Sprache, Literatur und Geschichte, in gedrängter Kürze und mit richtiger Auswahl sich zu geben bemüht.

Nach diesen Ansichten des Verfassers mußte auch die allgemeine Einleitung zu diesem Werke eine andere Beschaffenheit und einen reicheren Inhalt bekommen, als diesem Theile sonst gewöhnlich eingeräumt zu werden pflegt. An eine durch Ordnung und Klarheit ausgezeichnete Darstellung der kosmischen Verhältnisse der Erde (astronomische und mathematische Geographie) schließt sich eine genauere Betrachtung der Erscheinungen, welche die feste Oberfläche der Erde, das Meer und die Atmosphäre darbieten; wobey, zu einer gründlicheren Belehrung, theils die hierher gehörigen Kräfte der Natur, Schwere, Magnetismus, Elektrizität, Galvanismus u. s. w., theils die zur Erforschung der Natur-Erscheinungen nothwendigsten Instrumente, als: Thermometer, Barometer, Luftpumpe, Teleskope u. s. w., faßlich und durch Abbildungen versinnlicht erläutert werden. Ueber alles dies verdient die Vorrede des Werks nachgelesen zu werden, worin der Verfasser seine Absicht und seinen Plan weitläuftiger, als es hier geschehen kann, auseinander setzt.

Und so glauben wir jeder weitern Anpreisung eines Buches überhoben seyn zu dürfen, welches recht eigentlich als ein nützliches und belehrendes Haus- und Familienbuch auftreten kann, und das unter der grossen, sich jährlich mehrenden Menge von Büchern wohl ganz besonders berücksichtigt zu werden verdienen möchte.

Das Ganze wird übrigens aus 4 Theilen bestehen. Der erste, im Anfange dieses Jahrs herausgekommene Band enthält, außer der Einleitung, die Beschreibung Portugals, Spaniens, Frankreichs und Britanniens. Der zweite, so eben erschienene, umfaßt die Niederlande, die Schweiz, Deutschland und die skandinavischen Reiche. Der dritte, an welchem schon gedruckt wird, und welcher unfehlbar mit Anfang k. J. erscheint, wird mit Rußland, Griechenland und Italien die Beschreibung Europa's vollenden. Der vierte und letzte wird sämmtliche außereuropäische Länder und ein genaues Register über das Ganze enthalten.

Halle, im August 1822.

Hemmerde und Schwetschke.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 81. Sonntag, 15. October 1822.

Die Musik.

(Von Tieck.)

Ich bin ein Engel, Menschenkind, das wisse,
Mein Flügelpaar klingt in dem Morgenlichte,
Den grünen Wald erfreut mein Angesichte,
Das Nachtigallen-Chor giebt seine Grüsse.

Wem ich der Sterblichen die Lippe küsse
Dem tönt die Welt ein göttliches Gedichte,
Wald, Wasser, Feld und Luft spricht ihm Geschichte,
Im Herzen rinnen Paradieses-Flüsse.

Die ew'ge Liebe, welche nie vergangen,
Erscheint ihm im Triumph auf allen Wogen,
Er nimmt den Tönen ihre dunkle Hülle,

Da regt sich, schlägt in Jubel auf die Stille,
Zur spiel'nden Glorie wird der Himmelsbogen,
Der Trunkne hört, was alle Engel sangen.

Drei Briefe von Gluck.

(Schluß.)

II.

Bei der ersten Originalausgabe der Alceste.

Als ich es unternahm, die Oper Alceste in Musik zu setzen, war es meine Absicht, alle die Mißbräuche, welche die falsch angebrachte Eitelkeit der Sänger und die allzugroße Gefälligkeit der Componisten in die italiensche Oper eingeführt hatten, zu vermeiden; Mißbräuche, die eins der schönsten und prächtigsten Schauspiele zu einem der langweiligsten und lächerlichsten herabgewürdigt haben; ich suchte die Musik zu ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen; nämlich die Dichtung zu unterstützen, um den Ausdruck der Gefühle und das Interesse der Situationen zu verstärken, ohne die Handlung zu unterbrechen, oder sie durch unnütze Verzierungen zu entstellen. Ich glaubte, die Musik müsse zur Poesie das hinzufügen, was die Lebhaftigkeit der Farben und eine glückliche Mischung von Schatten und Licht einer wohlgelungenen Zeichnung hinzufügen, welche dazu dienen, die Figuren zu beleben, ohne ihre Conture zu zerstören. Ich habe mich demnach wohl in Acht genommen, einen Schauspieler in dem Feuer des Dialogs zu unterbrechen, um ihn ein langweiliges Ritornell abwarten zu lassen, oder ihn plötzlich mitten in einer Phrase bei einem günstigen Vocal aufzuhalten, um entweder in einer langen Passage die Beweglichkeit seiner schönen Stimme zeigen zu können, oder um abzuwarten, bis das Orchester ihm Zeit läßt, Luft zu schöpfen, um eine lange Fermate zu machen. Auch glaubte ich nicht über die zweite Hälfte einer Arie rasch hinweggehen zu dürfen, wenn gerade diese vielleicht die leidenschaftlichste und die wichtigste ist, nur um regelmäßig viermal die Worte der Arie wiederholen zu können; eben so wenig erlaubte ich mir, da die Arie zu schließen, wo der Sinn nicht schließt, um dem Sänger Gelegenheit zu verschaffen, seine Fertigkeit im Variiren einer Stelle zeigen zu können. Genug, ich habe alle jene Mißbräuche verbannen wollen, gegen welche der gesunde Menschenverstand und der wahre Geschmack schon so lange vergebens kämpfen.

Ich bin der Meynung, daß die Ouverture den Zuhörer auf den Charakter der Handlung, die man darzustellen gedenkt, vorbereiten und ihm den Inhalt derselben andeuten solle; daß die Instrumente immer nur im Verhältniß mit dem Grad des Interesse und der Leidenschaft angewendet werden müssen, und daß man vermeiden müsse, im Dialog einen zu großen Zwischenraum zwischen dem Recitative und der Arie zu lassen, um nicht, ganz wider den Sinn, die Periode zu unterbrechen, und den Gang und das Feuer der Scene am unrechten Orte zu stören.

Ferner glaubte ich einen großen Theil meiner Bemühungen auf's Erzielen einer edeln Einfachheit verwenden zu müssen, und ich habe es vermieden, auf Kosten der Klarheit mit Schwierigkeiten zu prunken; ich habe niemals einen Werth auf die Erfindung von etwas Neuem gelegt, wenn es nicht von der Situation selbst herbeigeführt und dem

Ausdruck angemessen war; kurz es gibt keine Regel, die ich nicht freudig dem Effect geopfert hätte. Dieß sind meine Grundsätze; glücklicherweise entsprach die Dichtung meinem Vorhaben auf's Beste; der berühmte Dichter der Alceste, indem er ein neues lyrisches Drama erfand, hat die blumenreichen Beschreibungen, die unnützen Vergleiche und sentenziösen Moralpredigten, durch heftige Leidenschaft, anziehende Situationen, durch die Sprache des Herzens und neue, immer wechselnde Scenen ersetzt. Der Erfolg hat meine Meynung gerechtfertigt, und der allgemeine Beifall in einer so erleuchteten Stadt hat mir bewiesen, daß Einfachheit und Wahrheit die große Triebfedern des Schönen in den Werken aller Künste sind ꝛc.

III.

An Herrn N. N.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 15. Jänner, in welchem Sie, theuerster Freund, mich zum fleißigen Fortarbeiten an meiner Oper, Roland, ermahnen. Dieß ist nicht mehr möglich; denn da ich gehört hatte, daß die Direction, der es nicht unbekannt war, daß ich die Oper componirte, den nämlichen Text Herrn Piccini zur Bearbeitung übergeben hatte, habe ich alles, was davon schon fertig war, verbrannt. Es taugte vielleicht nicht viel; und in dem Falle wird das Publicum Herrn Marmontel sehr verpflichtet seyn, der ihm auf diese Weise die Unannehmlichkeit ersparte, eine schlechte Musik zu hören. Ueberdieß bin ich nicht mehr dazu gemacht, mich in einen Wettstreit einzulassen. Herr Piccini würde zu viel vor mir voraus haben, denn außer seinem persönlichen Verdienst, das unstreitig sehr groß ist, hat er noch den Vorzug der Neuheit: da man von mir bereits vier Opern (gut oder schlecht, gleichviel) in Paris gehört hat; das lockt, das reizt die Phantasie nicht mehr; überdem habe ich ihm den Weg gebahnt, er darf mir nur folgen. Ich sage nichts von seinen Protectionen. Ich bin versichert, daß ein gewisser Politiker meiner Bekanntschaft halb Paris bei sich bewirthen wird, um ihm Anhänger zu verschaffen, und daß Marmontel, der so gut Mährchen zu erzählen weis, dem ganzen Königreich das ausschließliche Verdienst des Herrn Piccini vorerzählen wird. Ich bedaure Herrn Hebert, in die Hände solcher Personen gefallen zu seyn, der Eine ein blinder Anhänger der italienischen Oper, und der Andere der Autor der sogenannten komischen Opern.

Es thut mir wirklich leid, denn er ist ein rechtschaffener Mann; und darum stehe ich auch nicht an, ihm meine Armida zu geben, jedoch nur unter den Bedingungen, die ich Ihnen bereits in meinem letzteren Briefe mitgetheilt habe, und von denen die vornehmsten diese sind: daß man mir wenigstens zwei Monate zugesteht, mir, wenn ich in Paris bin, meine Sänger und Sängerinnen zu bilden; daß es mir freistehe, so viel Proben zu machen, als ich für nöthig erachten werde; ferner, daß man keine Rolle doublire, und endlich, daß man eine andere Oper in Bereitschaft halte, für den Fall, daß eine der mitspielenden Personen krank würde. Dieß sind meine Bedingungen, ohne welche ich die Armida für mich behalten werde, ich habe die Musik schon so eingerichtet, daß sie nicht so leicht veralten wird. Sie behaupten in Ihrem letzten Briefe, lieber Freund, daß keine meiner Arbeiten jemals die Alceste übertreffen, ja ihr nicht einmal gleichkommen werde; doch diese Prophezeyung unterschreibe ich noch nicht. Alceste ist eine vollständige Tragödie, und ich gestehe Ihnen, ich glaube, es fehlt nicht viel an ihrer Vollkommenheit; doch Sie können sich nicht vorstellen, wie vieler verschiedenen Nüancen die Musik fähig ist, und wie vielerlei Wege sie verfolgen kann; die Armida ist im Allgemeinen so verschieden von der Alceste, daß man glauben kann, sie seyen nicht von demselben Componisten. Auch habe ich die wenige Kraft, die mir noch übrig blieb, dazu angewandt, Armida zu beendigen. Ich habe es versucht, darin mehr Maler und Poet, als Musiker zu seyn: doch Sie müssen selbst davon urtheilen, wenn man die Oper hören will. Ich bekenne Ihnen, daß ich mit ihr meine Carriere zu beschließen wünsche. Freilich wird das Publicum wenigstens eben so viel Zeit brauchen, die Armida zu verstehen, als es gebraucht hat, um Alceste zu verstehen. Es ist eine Art von Zartheit in der Armida, die man in Alceste nicht findet, denn es ist mir gelungen, die verschiedenen Personen so sprechen zu lassen, daß man gleich hören wird, ob es Armida, oder eine Vertraute oder andere sind, welche sprechen. Ich muß aufhören, sonst werden Sie glauben, ich sey toll oder ein Charlatan geworden. Nichts läßt so übel, als wenn man sich selbst lobt; das ziemte nur dem großen Corneille; allein wenn ich oder Marmontel unser eigues Lob posaunen, so lacht man uns ins Gesicht. Uebrigens haben Sie sehr Recht, wenn Sie sagen, daß man die französischen Componisten zu sehr vernachlässigt; denn ich müßte mich sehr irren, wenn Gossec und Philidor, die den Zuschnitt der französischen Oper kannten, dem Publicum nicht weit besser zusagen würden, als die besten italienischen Componisten, wenn man

nicht für alles Neue enthusiastisch eingenommen wäre. Ferner sagen Sie mir, liebster Freund, daß Orpheus bei der Vergleichung mit Alceste verlöre. Mein Gott! wie ist es möglich, diese beiden Werke, die nichts Vergleichbares haben, mit einander zu vergleichen? Eins kann mehr als das andere gefallen; doch lassen Sie Alceste mit ihren schlechtesten Schauspielern und Orpheus mit ihren besten besetzen, so werden Sie sehen, daß Orpheus den Preis gewinnen wird: die besten Sachen werden, schlecht ausgeführt, zu den unerträglichsten. Zwischen zwei Arbeiten ganz verschiedener Natur kann kein Vergleich Statt finden. Wenn z. B. Piccini und ich, jeder die Oper Roland componiren, dann könnte man beurtheilen, wer von beiden es am besten gemacht haben würde; allein die verschiedenen Texte müssen nothwendigerweise verschiedene Musiken hervorbringen, welche jede in ihrer Art das Schönste seyn kann, was zu finden ist. Aber dann hört jeder Vergleich von selber auf. Ich zittere beinahe, daß man Armida wird mit Alceste vergleichen wollen, zwei so verschiedene Dichtungen, von denen die eine zu Thränen rühren und die andere eine wollüstige Empfindung erwekken soll. Sollte dieß dennoch geschehen, so weis ich weiter keinen Rath, als den lieben Gott zu bitten, daß er der guten Stadt Paris ihren Menschenverstand wiederschenke.

Chevalier Gluck.

Räthsel.

Wo siehst Du manchen Philosophen
Mit Eselsohren keck entehrt?
Wo wird, ganz ohne Scheu, von Zofen
Des Sängers Liebe laut begehrt?

Wo weilt, in schmutzigem Gewande,
Die Stuart, und beklagt sich nie?
Wo schmückt man oft mit neuem Bande
Die Sappho und die Mimili?

Wo wird der freie Tell gebunden,
Wo (was kaum jemand glauben kann)
Der große Carl im Druck gefunden?
Und doch sieht's kalt der beste Mann!

Wo faßt ein Knabe ganz behende
Den rasenden Orlando an?
Und liefert ihn in fremde Hände,
Damit er Geld verdienen kann!

Wo hörst Du kühn die Räuber loben?
Nah steht ein Richter oft dabei.
Wo wird die Schuld recht hoch erhoben?
Und doch bleibt, der sie rühmte, frei.

Wo wohnen, die gelebt in Streiten,
Jetzt friedlich, wie man's wünschen kann?
Wo trifft Du alle Jahreszeiten
Auf einmal ohne Staunen an?

Wo theilen Könige die Plätze
Mit Leuten ohne Ruhm und Schein?
Wo kann ein Bürger Dir Gesetze
Und Recht des Adels keck verleihn?

Charade.

Nicht allzuhöflich ist die Erste gegen Dich,
Entfernung ist's, was sie von Dir begehrt;
Und durch die andern Zwei bewähren sich
Der Werke Festigkeit und der Gefühle Werth:
Nichts lindert so des Herzens Leiden,
Wenn unsre Lieben von uns scheiden,
Als der Gedanke, daß das Ganze,
Umstrahlt von hehrem Sonnenglanze,
Nach dieses Lebens kurzer Frist
Einst unserm Geist beschieden ist.

Auflösungen des Blattes Nro. 79.

Räthsel: Der Römer.
Charade: Mehlthau.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 5. October. Bayard, Schsp. in 5 Aufz. von Kotzebue. Die Vorstellung fand auf der Scene wie vor derselben keine Theilnahme. Die Darsteller sämtlich wanden sich durch den Verkehr der wohlfeilsten Großmuth und der Aufopferungen brünstiger Verliebtheit kümmerlich hindurch. Nur in dem karrikaturartig gezeichneten Böswicht Manfrone (Hr. Weidner) lag einige Kraft zu Tage. Wir wissen nicht, was recht gethan ist, wenn wir jene vergeblichen Bestrebungen tadeln, oder die Schauspieler beklagen, die an dem ausgedroschenen Stroh sich halten und erheben sollen.

Sonntag den 6. Tancred, Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Eine abermals veränderte Besetzung hat dieser beliebten Oper einen neuen Reiz gegeben. Dem. Rotthammer ist als Tancred eine interessante Erscheinung. Ihre Stimme nähert sich dem Alto und ist daher für diese Parthie wohl geeignet; in der Ausführung aber würde weniger Verzierung und stellenweise mehr Zartheit besser

gewesen seyn. In ihrem Spiel lag unverkennbar viel Eingelerntes, das nicht aus eigenem Gefühl hervorging. Mad. Brauer sang die Amenaide, wie es schien mit einiger Schüchternheit, darum jedoch nicht minder reich an Ausdruck, Anmuth und Kunstfertigkeit, worinn sie nur von Herrn Rieser (Arsir) übertroffen wurde. Herr Dobler sang den Orbassan und gab dieser Parthie einen Werth den sie bis jetzt bei uns nicht hatte.

Montag den 7. (zum Vortheil des Herrn Dupre.) Das Kätchen von Heilbronn. Romant. Ritter-Schsp. in 5 Aufz. nebst einem Vorspiel: Das heimliche Gericht von H.; von Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein. Bei der Sorgfalt womit Holbein diese, einer überreichen, üppigen Phantasie entsprungene Dichtung in das Prokrustusbett der Bühne einpaßte, ist es zu loben, daß er dem anziehendsten Theil der Handlung nichts entwendete, ihn vielmehr als allein herrschend hervorhob und den schroffen Gegensatz einer zart und innig liebenden Frauenseele, in der Person Kunigundens, in etwas milderte. Dem. Lindner war Kätchen, sie war es im vollkommensten Sinne des Worts. Wer mögte behaupten, daß der Charakter des Kätchen von Heilbron, in seiner aufdringlichen Neigung zu dem Grafen Strahl die Würde der Frauen verletze, wenn man gesehen, empfunden hat, wie Dem. Lindner ihn in's Leben stellt. Soviel Tiefe des Gefühls, eine so innige, unerschütterliche, wir mögten sagen himmlische Liebe kann das Geschlecht nur adeln, niemals entwürdigen, zumal wenn wie hier eine höhere Gewalt den Knoten schürzt. Schon bei dem ersten Erscheinen, vor den Vehmrichtern, wandten sich der gefühl- und geistvollen Darstellerin alle Herzen zu. Wie die Unschuld erstaunt vor dem Ungewöhnlichen, nicht zagend, so überblickte sie den schauervollen Ort, die vermummten Gestalten und als endlich auf ihn ihr Auge fiel, an den sie mit unsichtbaren Banden gefesselt ist, da übergoß, nach flüchtigem Erschrecken, Heiterkeit und Ruhe ihr ganzes Wesen; es war als gienge ein neues Leben in ihrem Busen auf und von diesem Augenblick an, blieb durch die ganze Vorstellung hauptsächlich ihr seelenvolles Spiel der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Wer mag die rührende Ergebung schildern, womit sie jede Prüfung in unerschütterlicher Treue bestand, bis dahin, wo im Schatten des Holunderstrauchs die reinste Liebe ihren Sieg vorbereitet! Hinreißend zart und lieblich gab sie die Traumscene, welche in der Holbeinschen Bearbeitung den 4. Act ausfüllt. Ihre Worte waren fast accentlose, und doch das innerste Gefühl treffende Laute des Herzens, die unbewußt über die Lippen fliehen; ein zutrauenvolles, innig liebendes Kosen, dem die Züchtigkeit der Unschuld nie entweicht. Welche Summe von Bedeutung lag nicht in dem geschämigen „Bitte! bitte! bitte!" als der Graf das Mahl an ihrem Halse zu schauen wünschte! — Das Wohlgefallen Aller, welche diese herrliche Darstellung sahen, macht übrigens jedes Urtheil überflüssig. — Den Grafen Wetter von Strahl spielte Herr Henkel. Wir zählen diese Rolle zu den gedachtesten, besten, die wir von ihm sahen. Er söhnte uns mit dem Dichter aus, der die unnatürlichste Härte, motivirt durch Ahnenstolz, in den Charakter legte. Herr Henkel behielt den Schein dieser Härte bei, aber er ließ uns ahnen, wieviel ihn das kostete. Außer diesen beiden Hauptrollen sprach uns noch der biedere Waffenschmidt Friedebern (Herr Weidner) am wärmsten an.

Dienstag den 8. Die Entführung, Lustsp. in 3 Aufz. von Jünger. Hierauf: Der Vetter aus Bremen, oder: die drei Schulmeister, Spiel in Versen in 1 Act; von Theod. Körner.

Mittwoch den 9. Der Freischütz, Op. in 3 Aufz. von Fr. Kind. Musik von Carl Maria von Weber. Abermals bei gedrängt vollem Hause.

Donnerstag den 10. Der Wittwer, Lustsp. in 1 Aufz. von Deinhardstein. Hierauf: Welcher ist der Bräutigam? Lustsp. in 4 Aufz. von Johanna von Weißenthurn. Herr Schlögel spielte als Gast den Langers. Es fehlte ihm an der unbefangenen, welt- und lebenkundigen Leichtigkeit, sowohl in den Bewegungen, als auch in der Rede, womit diese sonst dankbare Rolle gespielt seyn will, und daher geschah es, daß sie für ihn minder dankbar wurde. Herr Rottmayer gab den jungen Bilau mit gewohntem Fleiße.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 15. October 1822. Othello, Oper.
Mittwoch den 16. Stille Wasser sind tief, Lustsp. Vorher: U. A. w. g., Lustsp.
Donnerstag den 17. Die diebische Elster, Op.
Samstag den 19. Wilhelm Tell, Schausp.
Sonntag den 20. Des Königs Befehl, Lstsp. Hierauf: Der Kalif von Bagdad, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 82. Donnerstag, 17. October 1822.

Der Kirchhof.

(Von A. v. M.)

Wo ungeduldig am städtischen Thor
Um Mitternacht klopfen die Boten,
Da haben, ein schweigendes Brüder-Chor,
Sich angesiedelt die Todten.

Sie haben ein blumengesegnetes Land,
Voll Hügel und grünender Wiesen;
Da scheinen auf ewig sie fest gebannt:
Doch haben wir nicht sie verwiesen.

Da ist nur der Zephyr, die Nachtigall wach,
Sie nistet auf dunkeln Cypressen;
Die Fluren durchschlüpfet ein einziger Bach,
Doch rauscht er nur Schlaf und Vergessen.

Wohl klopften nie an dies schweigende Thor
Des Glückes lärmende Boten;
Doch gastlich ist's Jedem, der hofft und verlor —
Drum laßt uns besuchen die Todten.

Das lange Packet.

(Erzählung aus dem Englischen.)

Im Jahre 1723 kehrte der Obrist Richard aus Indien zurück, und das hieß in jenen Zeiten soviel als ein ungeheures Vermögen erworben haben; er bezog einen Landsitz an den nördlichen Ufern des Tyne in Northumberland. Das Haus war neu erbaut und mit allen Gegenständen des Luxus und der Pracht versehn; unter andern ein Silbergeschirr, 1000 Pfund Sterling an Werth. Die Wintermonate brachte er mit seiner ganzen Familie in dem geräuschvollen London zu, und es blieben nur wenige Domestiken auf dem Landgute zurück. Gerade zu der Zeit, von welcher ich erzähle, waren nur drei Leute im Schlosse; ein Dienstmädchen, welches das Haus versah, ein alter Mann und ein junger Bursche, von denen der eine das Korn ausdrosch, der andre für das Vieh sorgte. In einem Nebengebäude wohnten noch zwei Pflüger.

Eines Nachmittags, als die Magd Alice saß und sich Garn zu einem Paar Strümpfe spann, trat ein Krämer ein, mit einem höchst seltsamen Packet auf seinem Rücken. Alice hatte schon manch großes und starkes Pack gesehen, aber ein so langes, breites und dickes, behauptete sie, noch niemals. Es war in der Mitte des Winters, wenn die Tage kurz, die Nächte lang, kalt und unangenehm sind. Der Krämer war ein hübscher, wohlgekleideter Mann, und konnte Alicen für einen angenehmen Gesellschafter in so trüber Nacht gelten. Obgleich Alice ihn, wie sie nachher aussagte, vom ersten Augenblick an nicht leiden mochte, suchte er sich doch mit einiger Leichtfertigkeit, die mit großen Schmeicheleien untermischt war, bei ihr einzuführen. Auf seine Bitte um ein Nachtlager ward ihm indessen doch nur ein rauhes „Nein!" — Er scherzte darüber und äußerte lachend, daß es auch wohl nicht rathsam für ihn sey, mit einem so süßen, hübschen Mädchen die Nacht unter einem Dache hinzubringen. Alice war bereits in den Verzweiflungsjahren und nichts weniger als schön; dennoch, trotz allen seinen Liebkosungen, war sie nicht zu bewegen, sie wollte durchaus nichts von seinem Bleiben hören. „Aber könnt Ihr mich wirklich in diese Nacht hinausstoßen?" — „Ja!" — „Liebes Mädchen, Ihr müßt nicht allzuspröde seyn. Ich komme geradeweges von Newcastle, wo ich eine Menge neuer Waaren erhandelte, welche mich so niederdrücken, daß ich nicht weiter damit wandern kann. Die Leute hier umher sind viel zu arm, mich zu beherbergen, daher will ich Euch lieber ein Geschenk mit den feinsten meiner Tücher machen, als weiter ziehn." Bei Erwähnung des Tuches zeigte sich in Alicens Gesicht, in verschiedenen Graden, der Ausdruck des Verlangens und der Ueberlegung. Allein nur augenblicklich, die Vernunft siegte. — Sie sey nur eine Dienstmagd, gewohnt, zu gehorchen, und dürfe niemand einlassen, den nicht ein Geschäft herführe, und auch die-

sen selbst dann nicht, wenn man ihr nicht persönlich bekannt wäre. „Was kann es Euer Herrschaft oder irgend Jemand schaden, wenn Ihr mir erlaubt, den Morgen hier zu erwarten?“ — „Noch einmal sag ich Euch, bestehet nicht darauf, es kann nicht seyn.“ — „Aber unmöglich kann ich meine Waaren noch weiter schleppen, die Nacht ist nicht mehr fern.“ — „So müßt Ihr sie hier lassen oder ein Pferd anschaffen sie weiter zu bringen.“ — „Von all den reizenden, unbeugsamen Wesen, die zu unserer Qual geschaffen wurden, seid Ihr sicherlich die Grausamste; aber ich kann Euch nicht tadeln, Euer Entschluß ist weise und recht; gut! — gut! — da es keinen andern Ausweg giebt, muß ich meine Waare schon hier lassen, und für mich ein anderes Unterkommen suchen, denn so ermüdet wie ich bin, kann es mir mein Leben kosten, wenn ich sie weiter schleppe.“ Alice wäre gern ihres Versprechens überhoben gewesen, weil ihr die Sachen zur Last waren, und überdem fürchtete sie, da sie den Mann beleidigt hatte, er könne aus Rache sie beschuldigen, etwas davon entwendet zu haben; indeß, sie hatte einmal diesen Ausweg vorgeschlagen, und fand keinen triftigen Grund, ihn zurückzunehmen, also willigte sie, wiewohl mit Widerstreben ein. „Das Packet wird Euch besser aus dem Wege seyn,“ sagte der Fremde, „wenn Ihr es in ein andres Zimmer bringt, am besten, wenn es verschlossen werden kann. Sie führte ihn also in ein niedriges Zimmer, wo er es sorgfältig auf zwei Stühle legte, dann seines Weges ging, Alicen eine gute Nacht wünschend.

Als nun die alte Alice sich mit dem Packet allein in dem großen Hause befand, überfiel sie eine unbegreifliche Angst und Schrecken. „Was kann es denn enthalten!“ rief sie aus, „was kann es so schwer machen? Wenn er es bis hieher schleppen konnte; warum nicht noch weiter? — Es ist ein sonderbares, schreckliches Packet, ich will doch einmal hineingehn, und versuchen ob ich nicht ein wenig hereinschauen kann, ich denke, wenn ich es nur rund umher befühle, werde ich schon errathen können, was darinnen ist.“

Alice trat vorsichtig und furchtsam in das Zimmer, sie sah nur kaum hinein, ihre Augen waren nur auf das Packet gerichtet, und je länger sie es betrachtete, desto fürchterlicher erschien es ihr, und was das Anfassen betraf, sie hätte es nicht angerührt, für alles was es enthielt.

Sie ging nach der Küche zurück, und sprach mit sich selbst; sie gedachte des Mannes Eifer, es dort zu lassen, der ungeheuren Größe des Packets, und jedes ihr bekannten Umstandes. Alles war geheimnißvoll, und sie ward immermehr überzeugt, daß etwas Unrechtmäßiges darinnen sey, wenn nicht gar etwas Gespenstisches.

Wie sehr steigern die Einbildungen der Furcht nicht das Gemüth des Weibes! Sie zündete ein Licht an, und kehrte nach dem Zimmer zurück, schloß die Fenster und Fensterladen, und verriegelte sie, ehe sie aber das Gemach verließ, nahm sie allen Muth zusammen, hielt den Athem an, und warf einen festen und forschenden Blick auf das Packet. — Gott der Gnade! sie sah es sich bewegen, so gewiß und bestimmt, als sie jemals in ihrem Leben gesehn hatte. Jedes Haar auf ihrem Haupte sträubte sich empor. Unaufhaltsam rannte sie der Küche zu, aber hier versagten ihr die Knie den Dienst, sie sank vor Schrecken überwältigt nieder, und löschte beim Fallen das Licht aus.

Kaum wieder fähig, aufrecht zu stehen, zündete sie es wieder an, und setzte, weil sie vergebens nach einem Leuchter suchte, obgleich deren zu Dutzenden in der Vorküche standen, selbiges auf eine Flasche, womit sie nun nach der Scheune zum alten Richard rannte. „Ach! um's Himmelswillen, Richard, macht eilig, kommt zu Haus, o kommt mit; aber schnell!“ — „Warum denn, Alice, aus welchem Grunde?“ — „Ach Gott, Richard, ein Krämer ist in die Halle gekommen und hat Einlaß begehrt, ich wollte ihm denselben durchaus nicht gewähren, da ist er denn endlich gegangen, aber, er hat sein Packet dagelassen.“ „Nun, und was ist denn dabei besonders?“ versetzte Richard, „ich will darauf wetten, er wird eher nach dem Packete, als das Packet nach ihm sehen.“ „Aber, Richard, ich zittere, es zu sagen, wir sind alle verloren; das Packet lebt!“ „Wie! Was! das Packet lebt!“ — rief Richard, und starrte Alicen an, indem er seinen Dreschflegel fallen ließ. Er hatte diesen gerade über das Haupt geschwungen, um die Garben zu dreschen, als er bei dem Ausrufe: „es lebt!“ wie schon gesagt, ihn auf den Flur sinken ließ, und mit beiden Händen auf den Griff desselben gestützt, Alicen anstarrte. Alicens Schönheit hatte er oft sehnsüchtig betrachtet, schon zehn Jahr früher, aber einen solchen Blick hatte er nie auf sie geworfen. „Ein lebendiges Packet!“ rief Richard aus, „das Mädchen ist toll, ohne allen Zweifel.“ — „Ach! Richard, kommt nur mit, der Himmel weiß, was darin ist, aber ich sah es sich bewegen, so gewiß als ich Euch jetzt sehe, o macht eilig, Richard, und folget mir.“ Richard versuchte nicht länger zu streiten, sondern folgte Alicen, die ihm nicht einmal Zeit ließ seinen Rock anzuziehen, in das Haus, indem er ihr wäh-

rend des Weges verſicherte, daß es nichts als Gewäſch, oder ein Erzeugniß ihrer Phantaſie ſey. „Aber,“ ſetzte er hinzu, „von allen thörigten Grillen, die jemals Euer Gehirn beſchäftigten, iſt dieſe doch die unbegreiflichſte und fabelhafteſte. Wie kann ein Packet, worin vielleicht nichts als Nankin, Mouſſelin und lederne Hoſen ſich befinden, wie kann es lebendig werden!“ ſo ſprechend, nahm er das Licht aus der Flaſche, und vorwärts ſchreitend, ruhte er nicht eher, als bis ſeine Hand auf dem Packet ruhte. Er befühlte die ſcharfen Ecken, welche daran waren, um zu verhindern, daß beim Tragen die Waaren könnten verdorben oder gedrückt werden, die Stricke, womit es gebunden, das Zeug, worin es eingewickelt, alles war gut, er fand nichts, wodurch es ſich von andern unterſchied, es war gerade ſo, wie es ſeyn mußte, von demſelben Stoff umgeben, kurz er ſah nichts, was ihm fehle. Ein wenig groß und breit war das Packet, das mußte er ſelbſt geſtehen, es konnte dem ehrlichen Manne 200 Pfund koſten, wohl noch mehr, gar 300 vielleicht 350, Pfund, wenn die Waare fein war; allein viel würde er nicht los werden, wenn es allen Käufern ſolche Furcht erweckte, als Alicen, und zu ſolchem Kindergewäſche Anlaß gäbe.

(Fortſetzung folgt.)

Errinnerung an Garrick.

David Garrick, geboren zu Hereford 1717, geſtorben zu London 1779, von der Natur mit allen Eigenſchaften eines großen Schauſpielers ausgerüſtet, trat in ſeinem 24ſten Jahr, dem Studium der Jurisprudenz, dem er ſich gewidmet hatte, den Rücken wendend, zum erſtenmal auf die Bühne, und ließ gleich bei ſeinem Erſcheinen alle Schauſpieler ſeiner Zeit weit hinter ſich zurück. Er ward der Abgott der Nation, die Würze der guten Geſellſchaft und der Liebling der Großen. Faſt alle ausgezeichnete engliſche Schriftſteller des letzten Jahrhunderts waren ſeine Freunde. Er half ſie bilden und bildete ſich an ihnen. Der Menſch lag ſeinem beobachtenden Geiſte offen, von dem ausgebildeten und ausgekünſtelten in den Sälen von St. James an, bis zu den Wilden in den Garküchen von St. Giles. Er beſuchte die Schule, in welche Shakeſpeare ging, London, wo er nicht auf Offenbarungen paßte, ſondern mit offenen Sinnen Eindrücke der verſchiedenſten Art in ſich aufnahm. Hier konnte ſein Talent zur Beobachtung in einem Jahr reichere Aerndten ſammeln, als wozu in einem Städtchen, wo Alles einerlei hofft und fürchtet, einerlei bewundert und einerlei erzählt, wo ſich Alles reimt, kaum ein ganzes Leben hinreichend wäre. Ueber Garricks Mimik ſagt uns einer ſeiner verſtändigſten Bewunderer, Lichtenberg, man habe ohne phyſiognomiſches Raffinement den glücklichen ſchönen Geiſt auf der heitern Stirne und den wachſamen Beobachter und witzigen Kopf in dem ſchnellen, funkelnden und oft ſchalkhaften Auge geſehen. Seine Mienen waren bis zur Mittheilung deutlich und lebhaft. Man ſah ernſthaft mit ihm aus, man runzelte die Stirne mit ihm, man lächelte mit ihm. In ſeiner heimlichen Freude, in der Freundlichkeit, wenn er in einem Beiſeite den Zuhörer zu ſeinem Vertrauten zu machen ſchien, war etwas ſo Zuthuliches, daß man dem entzückenden Mann mit ganzer Seele entgegenflog. Er war gleich vortrefflich im Luſt- und Trauerſpiel. Als ſeine Hauptrolle galt jedoch Hamlet, worin er noch nicht erreicht worden iſt. Dieſe kurzen Bemerkungen ſollen nur die nachſtehende Mittheilung einleiten. Garrick ſtarb 1779 und ward mit großem Pomp in der Weſtminſterabtei, unter Großbritannien's Helden und Weiſen, beigeſetzt. Am Abend ſeines Begräbnißtages ſprach die Schauſpielerin Yates auf dem Drurylane-Theater — wo ſeine Kunſt geblüht hatte — vor der Aufführung des angekündigten Stücks, folgende von Sheridan gedichtete

Monodie zum Andenken Garrick's.

„Wenn entſchwundene Vortrefflichkeit eine Thräne verdient, wenn zarte Erinnerung den Schmerz ſänftigt, wie können wir für fabelhafte Dulder, für ein Spiel der Täuſchung uns der Trauer hingeben, wie dem Scherze Raum laſſen und der Muſe des Luſtſpiels heitere Gaben weihen, ehe wir noch unſerm zur Erde beſtatteten Roscius ein wehmuthsvolles Andenken gewidmet, ehe wir ihm den Tribut huldigender Liebe nachgerufen haben?

Die allgemeine Stimme, der Erguß dichteriſcher Trauertöne, der glänzende Zug, der Garricks Sarg begleitete, der Zudrang des Volkes, als es ſeinen Liebling vorbeitragen ſah, die ehrfurchtsvolle Stille, als Shakeſpeares Standbild, von der geweihten Stelle her, das neue Grab zu bezeichnen ſchien, dies alles, ja ſelbſt die herbe Trauer ſeiner Treuen, iſt nicht ſo eigenthümlich Garrick's, als hier in dieſem Raume eine ihm von Euch geweihte Zähre.

Unter den Künſten, welche nach edlem Ruhm ſtreben, wagt die unſere den gefährlichſten An-

spruch. Wem der nachahmende Pinsel den Preis gewinnt, den umkränzt bald unsterblicher Lorber. Welche Wundergebilde auch Reynolds ins Daseyn rufen mag, doch strahlt in Ruhmesfülle noch immer Raphael, in seinen Werken jeder Nachwelt Zeitgenosse. Wenn auch die blendenden Farbenlichter, die frische Jugendblüthe, gesänftigt erscheinen, so vermag doch nichts die Ehrfurcht zu mindern, womit wir seine Gemälde erblicken.

Des mühsam-fleißigen Bildners Werk gehört einer bescheidneren Sphäre an. Schwerer ist die Arbeit, mechanischer das Bestreben. Mühsamängstlich schlägt er seine Linien dem Steine ein und formt die unmerklich hervortretende Grazie. Aber hat er einmal Würdiges vollendet, so möge immerhin der Barbaren zerstörende Wuth den heiligen Tempel stürzen und alles hehr gehaltene niederwerfen. Die Bildsäule, wenn auch in Trümmern, wird einst wieder an's Licht des Tages kommen, und neue Bewunderer wecken. Dem unvergänglichen Stoff ist des Künstlers Name eingegraben, und es nennt ihn der Mund des Nachruhms.

Höheres Hoffen befeuert des Dichters Busen. O glänzende Auszeichnung der heiligen Leyer! So weit als Phöbus, des Begeisterers, Strahlen die Erde erhellen, verbreitet sich auch seiner Günstlinge Glorie. Ob nun das Heldengedicht mit epischem Prunk in erhabenen Versen Großes verkündet, oder der muntere Gesang, fern von Ehrgeiz, nur den Schönen ein Lächeln abzugewinnen spielend sich bemüht, oder auch der Seufzer der Wehmuth in einsamer Grotte die Pein verschmähter Liebe aushaucht; — welchen Gegenstand auch die Muse des Dichters wählen mag, — den Stolz des Ruhmes, des Mitleids sanfte Zähre, der Jugend frischeste Blüthe, der Jungfrau ersten Seufzer, — durch alle Jahrhunderte und unter allen Himmelsstrichen werden gleichgestimmte Seelen ihn erfassen.

Solcher Lohn, so sicherer Preis wird Allen zu Theil, deren Kunst irgend ein Erzeugniß in's Daseyn ruft, Werke, die dauern. Nur den Schauspieler erreicht nicht das urtheilende Auge der Nachkommen; sein Andenken bewahrt allein die Ueberlieferung; von ihrem kalten, vergänglichen Zeugniß abhängig, ist der Beweis dessen, was er geleistet, unmöglich, weil seine Kunst jedes Bündniß mit fremdem Stoffe verschmäht. Selbst des unerreichbaren Garrick's Darstellungskraft, dem Himmel wiedergegeben, läßt keine Wirkung, kein Muster zurück!

Die Grazie der Handlung, die angemessene Miene, treu, wie in der Natur, der wechselnden Scene, der ausdrucksvolle Blick, die Aufmerksamkeit fesselnd, stillen Beifall gewinnend, bedeutungsreiche Bewegung, von Kraft und Gefühl zeugend, beredtes Schweigen, harmonievolle Rede in reinem und fließendem Ton, dem Vers des Dichters Musik verleihend — so wie das Licht von Edelsteinen glänzender widerstrahlt — der Leidenschaft wilder Ausbruch und sinnverwirrender Groll, endlich jeder Reiz sanft strömender Ueberredung, — Alles, Alles vergänglich, vorüberrauschend, wie elektrisches Feuer unser Wesen erschütternd, aber in demselben Augenblick verflüchtigt. Weihrauch, zu rein, als daß eingekörperte Flamme ihn fortzutragen vermöchte, bezaubert sein Wohlgeruch die Sinne und zerfließt in die Lüfte.

Wo ist nun, während Garrick den Todesschlaf schläft und sein Auge für immer unter düstrem Schleyer geschlossen liegt, wo ist das Denkmal seines Ruhmes anzutreffen? Wessen Bewahrung ist es anvertraut? Der Euren! O bei jedem Zauber seiner Kunst beschwöre ich euch, — bei den Sorgen, die er von eüren Stirnen weglächelte, bei der gespannten Bewunderung, die er so oft in euch weckte, bei seiner letzten Abschiedsthräne, so theilnehmend von euch erwiedert, bei all' den Erinnerungen, die so mancher künftige Abend in diesem Raum hervorrufen wird, — bewahret sein Andenken in treuen Herzen, nähret die herbe Sehnsucht nach dem Entschwundenen, die seinen Ruhm verbürgt.

Was die weihende Zeit ihm noch weiter schuldig ist, soll in unverwelklichem Kranz über seiner Urne blühen; und wenn dann der Bildnerkunst Votivstein das Denkmal eines so schwer empfundenen Verlusts bezeichnet, so mögest du, lieblichste der Traurenden, mitfühlende Muse, den belorberten Ort der Weihe bewachen, und so wie die Fantasie oft in der schattenreichen Nacht düstrem Schimmer einen weinenden Cherub zu erblicken wähnt über dem Grabe das einen Heiligen verschließt, so wollest du süße Muse, über Garricks Denkstein dich hinbeugen, mit dem stillen Schmerz, der die heimliche Thräne liebt, mit Gedanken der Wehmuth und doch ohne Wunsch nach Linderung, mit der milden Sehnsucht und dem ausdauernden Kummer, mit Blicken, welche sprechen: Nie wird er wiederkehren! — Und wenn dann ein Schauer deinen zarten Busen durchzuckt, so umfasse die Trauerurne und verwehe mit gelindem Seufzer den verwegnen Staub, welchen etwa die Zeit auf seine heilige Büste gestreut haben mag.

B.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 83. Sonntag, 20. October 1822.

Der Bach.

(Aus dem Russischen.)

Der du dich schlingst durch Thales Weite
In Vielem gleich ich dir o Bach.
Du rinnest stets nach Einer Seite;
Ich geh stets Einer Neigung nach.

Wenn Steinchen deine Strömung hemmen,
Dann rieselst du so klagend hin,
Wenn Schranken meine Liebe dämmen,
Ich kaum zu seufzen fähig bin.

Wie deine lichte Silberwelle
Kristallenrein und spiegelklar:
So ist mein liebend Herz auch helle,
So ist mein Sinn getreu und wahr.

Vor Ungewitter Sturm und Regen
Birgst du in dichte Zweige dich,
Vor des Geschickes grausen Schlägen
Rett' ich in meine Hütte mich.

Wie deine Welle unaufhörend
Zum Thal sich dränget niederwärts;
So nimmt und nimmet immerwährend
Die holde Nina dieses Herz.

Wenn sie sich schaut in deinem Schimmer
Dann nimmst du auf ihr reizend Bild,
So ruht's in meinem Herzen immer,
So ist von ihr es stets erfüllt.

Ich weiß nicht heuchelnd zu berücken —
Auch dier ist Falschheit unbewußt;
Dein Grund läßt Alles klar erblicken;
Und jeder lies't in meiner Brust.

Gehorsam der Natur Geheiße
Rinnst du zur Mündung stets o Fluß,
Bis in des rauhen Winters Eise
Auch deine Flut erstarren muß.

Mich martert ohne Sie das Leben;
Und nie erlischt in mir die Gluth,
Bis mit dem letzten Todesbeben
In dieser Brust gerinnt das Blut.

Das lange Packet.

(Erzählung aus dem Englischen.)

(Fortsetzung.)

Alice war wenig befriedigt, als sie Richard so unüberzeugt, bei näherer Besichtigung, sah. Sie wünschte, weder dieses Packet noch etwas Aehnliches erblickt zu haben, sie war überzeugt, daß etwas Geheimnißvolles damit obwalte, daß es gestohlenes Gut sey oder etwas Aehnliches, und sie war außer sich, mit demselben sich in einem Hause zu befinden. Richard aber versicherte, es sey ein vollkommen gewöhnliches Packet.

Während dieser Unterredung, die in der Küche gehalten wurde, trat Eduard herein. Es war ein Bursche von etwa 16 Jahren, der Sohn eines Köhlers; er besaß viel gute Laune und Freimüthigkeit, aber öfters roh und vorschnell, erschien er in seinem Benehmen immer etwas stürmisch. In dieser Zeit war seine gewöhnliche Beschäftigung, die Krähen und Vögel aller Art zu schießen; dem Geflügel der ganzen Gegend hatte er den Krieg angekündigt. Er hatte sich eine große militairische Flinte gekauft, welche er Kopenhagen nannte, und feuerte mit dieser unaufhörlich nach den geflügelten Bewohnern der Lüfte. Selten traf er einen, höchstens knickte er ihnen zwei oder drei Federn, und nur nach einer ängstlichen Beobachtung entdeckte man einige Spuren Blut auf dem Schnee. Er war in diesem Augenblick mit seiner Kopenhagen in großer Eil herbeigekommen, weil er einen großen Zug Sperlinge entdeckt und ein Rothkehlchen unter ihnen, welche die Aufschüttung eines Kornhaufens benutzten, davon zu speisen; aber da er von solchen Geheimnissen und einem lebendigen

Packet erzählen hörte, spitzte er die Ohren und war ganz Aufmerksamkeit. „Ruhig, Alice, laßt mich machen, ich will darnach schießen.“ „Sitzet still, Ihr seid ein Narr,“ versetzte Richard, aber Eduard nahm dem Alten das Licht aus der Hand, welches er noch immer ruhig hielt, machte sich Raum, öffnete die Zimmerthür und betrachtete das Packet zwei Minuten lang mit der größesten Aufmerksamkeit. Mit einem Sprung kehrte er zurück, und mit Augen, die ganz anders aussahen, als wie er hineinging, versicherte er bei seinem Leben, auch er habe das Packet sich bewegen sehn. „Haltet Euren Mund,“ sagte Richard. Eduard indeß beschwor, er habe es sich rühren sehn; aber ob er es nun wirklich sah, oder nur vorgab, ist schwer zu entscheiden. „Gebt Euch zufrieden, Alice,“ sagte er dann, „wenn Ihr es zugeben wollt, schieße ich hinein.“ — „Noch einmal, haltet Frieden, Ihr Thor! Ihr Wagbals!“ — rief Richard. „Nein,“ entgegnete Eduard, „wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, ich behaupte, dies ist unser bester Plan. Unseres Herrn Haus und die Reichthümer, die es enthält, sind unserer Sorge anvertraut; das kann leicht einige Elende zur List verleiten. Oeffnen wir das Pack, kann der Krämer jeden möglichen Schadenersatz anrechnen, aber wenn ich schieße, was kann er von mir fordern. Himmel Tausend, wenn nur etwas darin ist, was nicht seyn soll, wie will ich es pfeffern, und sind es gesetzliche Dinge, kann er mir nur das anrechnen, was ich beschädigt habe; und dagegen werde ich mich nicht weigern. Will nun keiner von Euch es billigen, nehme ich alle Gefahr auf mich, und wage einen Schuß darauf.“ „Was auch die Folgen seyn mögen,“ rief Richard, „ich wasche meine Hände in Unschuld.“ Ein beinah wahnsinniges Lächeln verschönerte Alicens schönes Gesicht. Eduard nahm, wie er wünschte, alles dieses für eine Einwilligung in seinen Plan, ergriff Kopenhagen mit einer, das Licht mit der andern Hand, ging hastig seines Weges, und, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, feuerte er nach dem Packet. Gerechter Himmel! das Blut floß in Strömen heraus, den Boden entlang, und ein fürchterlicher Schrei, dem bald ein Todesächzen folgte, drang aus dem Packete. Eduard warf Kopenhagen zur Erde, und rannte zur Küche, gleich einem Gestörten. Finster war es hier, weil er das Licht im Zimmer gelassen hatte, und so die Thür ergreifend, ohne fähig zu seyn, ein Wort hervorzubringen, rannte er die Hügel hinauf gleich einem gescheuchten Rehe, sich stets von allen Seiten umsehend, so schnell er nur immer den Kopf umwenden konnte. Alice folgte eben so eilig nach, aber schon auf halben Weg, den sie überdem schreiend und jämmerlich weinend zurücklegte, mußte sie stehn bleiben. Der alte Richard blieb indeß in einer Art von Erstarrung wie angefesselt, endlich aber, nach einem kurzen Stoßgebetlein sich ermannend, ging er nach dem bewußten Zimmer. Der ganze Fußboden schamm im Blute, das Packet hatte sich selbst auf den Boden gerollt, aber das Stöhnen und Schreien war vorüber, nur ein leises Röcheln ward noch von ihm vernommen. Er begriff nun wohl, daß etwas geschehen müsse, er eilte also, seine Gefährten zurückzurufen. Obgleich Eduard schon weit geflohn war, so kehrte er doch, da er nie lange über die Nützlichkeit einer Sache nachdachte, sondern nur dem Eindruck des Augenblickes folgte, eben so schnell wieder zurück. Alice folgte diesem Beispiele, aber viel langsamer und noch lauter schluchzend als vorher. Eduard ward, als er sie erreichte, in seinem Laufe aufgehalten, indem sie ihm, als er vorbei eilte, mit abgewendetem Gesicht einen Mörder schalt. Bei dieser Begrüßung machte er einen plötzlichen Halt, und sah Alicen mit einem sehr verlängerten Gesichte an. Er versuchte zweimal aus tiefer Brust zu reden, aber er konnte nur tief aufseufzen.

Als sie nun alle drei im Zimmer versammelt waren, öffneten sie, obgleich mit großer Herzensangst, das Packet. Das erste, was sich ihnen zeigte, war ein starker junger Mann, den Eduard mitten durch das Herz geschossen, und in wenig Minuten des Lebens beraubt hatte. Die Gefühle sowohl als den Ausdruck von Eduards Gesicht bei dieser Entdeckung zu beschreiben, ist fast unmöglich, er bewegte sich kaum, sprach gar nicht, kurz schien in Entsetzen verloren. Seine einzige Bewegung war, das Haupt auf die Brust gesenkt, sich die Augen zu wischen, und seine Gehülfen anzustarren.

Sie wandten alles mögliche an, den Körper loszuwickeln, weil vielleicht noch ärztlicher Beistand möglich war; aber dazu war es zu spät; das Leben war für immer entflohn. „Ach! sagte der alte Richard mit einem tiefen Seufzer! — Armer junger Mensch! es ist mit ihm vorbei! — Ich wollte, er hätte noch einige Minuten länger gelebt, um zu bereuen, denn sicherlich ist er für eine schlechte Sache gestorben. Armer Schelm! Gewiß ist er doch Jemands Sohn, und ihnen ohne Zweifel theuer! — ach, niemand kann sagen, von welchem kleinen Verbrechen, durch allmähliche Steigerung, dies die Frucht geworden ist.“ Zwei Tropfen kamen in Richards Augen, welche er mit seinen Hemdesärmeln auffing, denn noch immer war er

ohne Rock, und eine Art Rührung drang in sein bewegtes Herz. „Ach, wenn seine Eltern noch leben, wie sollen sie dies tragen! arme Geschöpfe,“ rief Richard lautweinend, „arme Unglückliche! Gott tröste sie.“

Die Art und Weise, wie der Körper eingepackt gewesen, war höchst kunstvoll und sonderbar. Seine Knie waren ganz nach der Brust gebracht, die Füße und Lenden in einer hölzernen Schachtel. Eine andere Schachtel etwas höher und breiter, dabei die Brust freilassend, füllte den Zwischenraum zwischen Knie und Gesicht. Da nun ringsumher nichts als grober Zwillich war, konnte er mit der größten Freiheit athmen, also war ohne Zweifel das Heben seiner Brust Ursache der Bewegung, welcher das Mädchen erwähnte. Sein rechter Arm war in der Schachtel, und in der Hand hatte er ein Messer, wodurch er sich allein aus seiner Behausung befreien konnte, dann waren noch vier Pistolen und eine silberne Pfeife bei ihm verborgen. Bei Erblickung der Messer und Pistolen rief Richard aus: „Bösewicht! seht, was er hier hat, aber ich will ihm nicht diesen Namen geben,“ sagte er dann, seinen Ton besänftigend, „er ist ja dahin gegangen, wo ihm kein Witz noch Rednerkünste von einer wahren Antwort retten können, oder das Urtheil, was einmal gegen ihn gefällt ist, schwankend machen werden. Er ist dort, wo kein Falsch mehr ist, ich noch in der argen Welt; wir können nur nach dem Scheine urtheilen; aber danken wir es dem allmächtigen Beschützer, daß wir ihn entdeckt, sonst möchte wohl keiner von uns mehr das Tageslicht erblickt haben.“ Diese moralische Bemerkungen, aus dem Munde des alten Richard, erweckten allmählich Eduards Lebensgeister, er war über sich selbst uneins geworden, ja gab sich fast für verloren; jetzt aber entdeckte er, daß er eine ruhmvolle, männliche Handlung gethan, und so begann er endlich zu sprechen, die ersten Worte seit dem verhängnißvollen Schusse. „Also war es ein Glück, daß ich meine Kopenhagen brauchte?“ — rief Eduard! aber keiner seiner Kameraden antwortete etwas Gutes oder Böses. Alice, anfangs so außer sich, führte sich ruhiger bei der blutigen Entscheidung auf, als man es hätte von ihr glauben sollen. Eduard betrachtete die Pistolen von allen Seiten, besonders zwei die von vorzüglicher Arbeit waren. „Aber was meint Ihr, daß er mit allen diesen machen wollte?“ fragte Eduard. „Ich denke, das habt Ihr nicht nöthig zu forschen,“ versetzte Richard. „Also, es war ein Glück, daß ich ihn erschoß, denn hätte er sich los gemacht, waren wir des Todes. Ich habe ihn gut getroffen, seht, Richard, Dank sey der Vorsehung, mitten durch das Herz, ich hätte eben so gut die Kugeln meiner Kopenhagen in einer dieser großen leeren Schachteln verschleudern können.“ — „Es muß ein tief angelegter Plan gewesen seyn,“ sagte nachdenkend Richard, „uns zu morden, unsers Herrn Schloß zu berauben, allein es müssen noch mehr, als diese Zwei, darin verwickelt seyn.“

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Gleich dem Phönix, den die Gluth geboren
Steig' ich aus dem Feuermeer empor,
Schweb' im weiten Lichtraum, schreibe Horen
Ihren Tanz mit heller Stimme vor,
Traurig klag' ich über frische Grüfte,
Stürme, wo empörte Flammen sprühn;
Warnend hall' ich durch die Felsenklüfte,
Töne lustig, wo die Heerden ziehn.
Andacht weck' ich in des Frommen Herzen,
Jauchze bei der Ehe süßem Bund,
Und der Trauernden verborgne Schmerzen
Mach' ich laut, doch ohne Zunge kund,
Selig der, dem jede Lebensstunde
Als ein Ruf zu seiner Lust erklingt,
Dem mein letzter heißer Ton die Kunde
Der Vergeltung guter Thaten bringt.

Charade.

Wann hoch die Flamme strebet,
Und um den Kessel leckt,
Dann sieh, wie's in ihm lebet,
Und regen Schaum erweckt;
Bald weibet und wirbelt im Schwall
Der Wogen Zahl,
Und wie nun die eine sich neigt
Die andre steigt —
Ein Brausen ertönet dem Ohr
Der Tief' hervor
Als wehte von unten empor
Ein Geisterchor:
So ist mein erstes Paar begonnen,
Doch würf'st Du, eh' die Fluth zerronnen,
Mein Drittes in den Kessel gleich,
Es würde nicht zerstört und weich.
Ich aber, den in seine Wogen,
Der Ehrgeiz wild hinabgezogen,
Der einst als Held so hoch gestrahlt,
Erlag der reißenden Gewalt.

Auflösungen des Blattes Nro. 81.

Räthsel: Leih-Bibliothek.

Charade: Fortdauer.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag den 11. October 1822. Die eifersüchtige Frau, Lustsp. in 2 Aufz. von Kotzebue. Hierauf: Plastisch-mimische Darstellungen, geordnet von den Herren Carl Heigel und Georg Hoffmann. Das kleine Lustspiel wurde durchgehends brav gegeben. Die sogenannten plastisch-mimischen Darstellungen bestanden in einem Bilde nach François de Troyes: David, vor Saul die Harfe spielend, mit viermaliger Wandelung der Gruppen; in einem Bilde nach Velasques: Judith und Holofernes, mit sechsmaliger Wandelung der Gruppen, und in einem Bilde nach François de Troyes: Hamans Gefangennehmung mit viermaliger Wandelung der Gruppen. Das Ganze war gut geordnet, die Wandelungen wurden mit Präcision ausgeführt; aber die Beleuchtung war schlecht berechnet und die Zwischenpausen, von einem Bilde zum andern, von ungebührlicher Länge. Die Neuheit gab diesen Darstellungen einiges Interesse.

Samstag den 12. Don Juan, Oper in 2 Aufz. Musik von Mozart. Eine durchaus würdige, durch ein zahlreiches Publicum gefeierte Vorstellung, welche sich vor der jüngsten (10. September) darin zu ihrem Vortheil auszeichnete, daß Mad. Brauer die Elwira und Herr Größer den Don Juan sang.

Sonntag den 13. Das Kätchen von Heilbronn, romant. Schausp. in 5 Aufz., nebst einem Vorspiel: Das heimliche Gericht in 1 Aufz. von H. von Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein. Wir haben unsern Bemerkungen vom 7. October, über die Vorstellung dieses Stücks, nur anzufügen, daß es heute im Ganzen mit mehr Ruhe und Achtsamkeit gegeben wurde. Kätchen (Dem. Lindner), Wetter von Strahl (Herr Henkel) und Friedeborn (Herr Weidner) sind und bleiben die Lichtpuncte in dem wunderlichen und wundervollen Gemälde; sie wirken mehr als der Cherub im griechischen Feuer; dabei ist jedoch billig zu rühmen, daß auch die übrigen, minder dankbaren Rollen mit Fleiß und dem Geist der Dichtung entsprechend, dargestellt wurden.

Dienstag den 15. Othello, Oper in 5 Aufz. Musik von Rossini.

Mittwoch den 16. U. A. w. g., oder: Die Einladungskarte. Ein Schwank in 1 Aufzug von Kotzebue. Hierauf: Stille Wasser sind tief, Lustsp. in 4 Aufz. von Schröder. Herr Schlögel spielte als Gast den Hauptmann Wiburg. Auch in dieser Rolle fanden wir den Gast, wenn gleich in besonnener, doch nicht ganz freier Haltung, wodurch zwar der erste Theil seiner Leistung, die Scenen der Blödsinnigkeit, an Wahrheit gewannen; jene aber, worin der kräftige, durch den Adel der Gesinnung ehrenwerthe Mann hervortreten und über die Koketterie der Baronin siegen sollte, gleichviel verloren. Ueberhaupt scheint es uns, daß Herr Schlögel die Lebenszeit überschritten habe, welche Rollen, wie den Langers und Wiburg, begünstigt; auch wird der Wohllaut einer reinen Sprache bei ihm durch einen organischen Fehler gehindert. Neu waren noch in dieser Vorstellung Dem. Ursprung als Fräulein Wiburg und Herr Leißring als Baron Friedhelm. Der Letztere traf sehr glücklich den Ton, wodurch Rollen der Art zu einiger Bedeutung gelangen können.

Donnerstag den 17. Johann von Paris, Oper in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu. Madam Franciska Rodriguez tanzte bei dem festlichen Mahle im 2. Act den Bolero.

Theater-Anzeige.

Montag den 21. October 1822. (Zum Vortheil des Herrn Kästner.) Die unruhige Nachbarschaft, Oper.

Dienstag den 22. Die Waise aus Genf, Drama. Hierauf: Die beiden Wittwen, Lustspiel.

Mittwoch den 23. Tancred, Oper.

Donnerstag den 24. Die diebische Elster, Oper.

Samstag den 25. Saul, Melodrama.

Sonntag den 26. Moses, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 84 Donnerstag, 24. October 1822.

Das lange Packet.

(Erzählung aus dem Englischen.)

(Schluß.)

Ein Gedanke erzeugte den andern; wie in einer stürmischen Nacht das Fähnlein um die Schiffsstange fliegt. Durch Richards Bemerkungen höchst beunruhigt, dachte Eduard sogleich an einen nächtlichen Ueberfall der Räuber. Einem wollte er das Bein brechen, dem andern das Haupt zerschmettern. Wie viel herrlicher, einen freien Räuber zu schießen, als zehn die in einem Packete lägen. Da könnte er doch mit Ehren ein Paar Pistolen erobern, wenn er solche Elende erschlagen würde. Wie würde dann Alice schreien, Richard beten, und er des Ruhmes höchste Staffel erklimmen. Immer mächtiger ward das junge, feurige Blut Eduards durch diese Gedankenreihe erhitzt, er ging mit großen Schritten den Flur auf und ab, während seine Augen glänzten. „Ach!" rief er aus, „hätte ich nur hinreichend Flinten und nichts zu thun, als zu schießen, wie wollt ich die Hunde treffen." — „Was spricht der tolle Mensch" rief Richard verwundert, „was fehlt denn den Hunden?" — „Ei, es sind ja die Räuber, die ich meyne," sagte Eduard. — „Von welchen Räubern sprecht Ihr, Narr!" entgegnete Richard. „Wie," sagte Eduard, „glaubt Ihr nicht, daß der Krämer zur Nacht wiederkommen wird, zum Beistand seines Freundes, und auch noch andere mitbringet, ihm zu helfen?" „Kein Zweifel," versetzte Richard. „Ach, das ist nur zu gewiß," rief Alice, und nun standen Beide furchtsam und verzweifelnd da. „Gerechter Himmel, was wird aus uns werden," sagte Alice, „was sollen wir machen?" — „Uns Gott vertrauen!" sprach ruhig Richard. „Erst denk ich mich auf Kopenhagen zu verlassen!" rief Eduard, den Schnepper niederfallen lassend, ihn dann wieder aufziehend, und dies Spiel fünf- oder sechsmal wiederholend. „Allein, guter Himmel, was stehen wir hier müßig, ich will lieber eilen, alle Flinten in der Gegend umher aufzubieten." Der augenblickliche Gedanke war, wie schon gesagt, Eduards Beherrscher. Fort rannte er, wie vom Feuer getrieben, forderte einige Bauersleute des Obersten auf, welche, wie er wußte, Flinten besaßen, diese sagten es noch anderen, und um 8 Uhr Abends hatten sie 25 Mann im Schlosse und 16 Gewehre, Kopenhagen und die bei dem Getödteten gefundenen vier Pistolen mit eingerechnet. Diese wurden zwischen den Fenstern in der obern Etage vertheilt, die Uebrigen mit Heugabeln, alten Schwertern und Knitteln bewaffnet, gaben unten Achtung.

Eduard hatte Sorge getragen, sich und noch einen Kameraden in ein Fenster zu stellen, welches den Eingang des Schlosses beherrschte. So im Vertheidigungszustande verging er beinah vor Ungeduld, seine Kopenhagen aufs neue zu gebrauchen. Alles indessen blieb ruhig bis ein Uhr nach Mitternacht, da fiel ihm ein, die kleine silberne Pfeife zu versuchen; gedacht, gethan; ohne die übrigen zu warnen, steckte er den Kopf aus dem Fenster, und pfiff, daß es gellend wiedertönte. Dies beunruhigte die ausgestellten Wachen, die seine Meynung nicht verstanden, aber wie viel größer war ihr Erstaunen, als sie den Ton in einer geringen Entfernung beantwortet hörten. Die Angst, in welcher dieser eben so unerwartete als plötzliche Vorfall unsere Bauern versetzte, ist leichter zu denken als zu beschreiben. Das Schicksal von ihres Herrn Reichthümern und ihr eignes sollte nun entschieden werden, und nur derjenige, der die Zukunft beherrscht, konnte bestimmen, welches der Erfolg seyn würde. Jede Brust hob sich ängstlicher, jeder Athem ward kürzer, jede Flinte ward aufgezogen gegen das Thor gerichtet; jedes Auge strengte sich an, die Annäherung des Feindes bei dem trüben Glanz des gestirnten Himmels zu entdecken, jedes Ohr war gespannt, die fernen Töne zu erlauschen, wenn sie der kalte Hauch des Windes herübertrug. Die

Erwartung war nicht lange vergebens; in weniger denn fünf Minuten hörte man Pferdegetrappel, welches, je mehr es sich näherte, ein donnerndes Getöse ward. In kurzer Zeit erschienen viele Männer zu Pferde; will man der Erzählung glauben, welche des Obersten Leute als wahr bezeugten, so waren sie ihnen an Zahl weit überlegen. Diese nun näherten sich in kurzem Schritte und drangen in das Hofthor ein. Eduard, unfähig, sich länger zurückzuhalten, drückte los, sogleich stürzte einer der Vorderen, indessen sein Pferd einen fürchterlichen Satz gegen das Thor nahm. Dieser Schuß war mehr unwillkührlich als besonnen, denn die Mauer schützte theilweis die Räuber gegen die an den Fenstern lauernden Schützen. Indeß dieses war das Losungswort für alle übrigen, so daß im Zeitraum weniger Augenblicke alle sechzehn Feuergewehre auf die Räuber abgedrückt waren. Ehe der Dampf derselben sich noch vertheilte, waren die Räuber bereits alle entflohn, ohne Zweifel sehr erstaunt über den Empfang, der ihnen geworden. Eduard nebst seinen Kameraden stürzten sogleich die Stiegen hinab, die Sache näher zu untersuchen. Nach ihrer Meynung war alles mausetodt, nur die Pferde, glaubten sie, wären, durch den Lärm aufgeregt, ohne Reiter ausgerissen. Allein die unten Wachenden weigerten sich ernstlich, ehe es Tag sey, irgend eine Thür zu öffnen; so waren sie genöthigt sich zu bescheiden, und die Treppen wieder hinaufzusteigen.

Obgleich der Muth unserer Bauern, durch Selbstvertrauen, jetzt sehr gewachsen war, so war ihre Lage doch noch schwierig. Sie sahen und hörten einen Theil jener Elenden stöhnen und verscheiden in freier Luft, die ungeheuer kalt war, ohne daß sie, aus Furcht eines Ueberfalls wagen durften, ihnen irgend hülfreiche Hand zu leisten. Eine Stunde oder zwei nach diesem mächtigen Angriffe, stiegen Eduard und seine Gehülfen wieder hinab, und baten so lange, bis man ihnen erlaubte, nachzuforschen, wie viele bei diesem Streit geblieben waren. Sie fanden nur vier Räuber gefallen, welche ganz todt schienen. Einer lag einzeln im Vorhof. — Die andern drei lagen außerhalb des Thores, in einer großen Entfernung einer von den andern. Sie durften ihre Nachforschungen nicht weiter verfolgen, weil der Weg sich nun im Walde verlor, sondern kehrten auf ihre Posten zurück, ohne etwas weiter anzurühren. Ohngefähr eine Stunde vor Tagesanbruch wurden einige von ihnen durch neue Pferdetritte beunruhigt, welche indessen undeutlich waren, und in langen Pausen gehört wurden, auch erschien nichts weiter. Eduard und seine Freunde wurden auf ihren Posten nicht wenig erschreckt, als sie den todtgeglaubten Mann, der im Vorhof lag, plötzlich aufstehn und entfliehn sahen. Sie hatten ihn nach ihrer Meynung ganz erblaßt gesehn, mit einer Menge geronnenen Bluts umgeben, nichts kam ihnen also in Gedanken, als Spuk und Geister, und, anstatt recht ordentlich auf den Fliehenden zu feuern, rannten sie hinunter, die Schreckensmähr ihren Nachbarn zu erzählen. Der Himmel war indeß so finster geworden, daß man nichts mit Bestimmtheit mehr unterscheiden konnte, sie blieben also bis der Tag anbrach in großer Ungewißheit, wo es sich ihnen dann zeigte, daß alle todte Körper davon geschleppt, und nichts übrig blieb als lange Streifen gefrornen Blutes; jetzt zeigte es sich deutlich, wie der Gespensterglaube, eben so der Lärm der Pferde, nur von den Räubern hergerührt, die ihre Spießgesellen aus Furcht der Entdeckung fortgeschleppt hatten.

Den nächsten Morgen flog die Neuigkeit von Dorf zu Dorf, und unsere drei Leute sahen sich unaufhörlich von müßigem und neugierigem Volke umgeben. Einige wollten den Körper sehn, der noch im Zimmer lag, andere gefielen sich auf dem rohen Eise, die Karmoisinfarbe des Blutes genau zu untersuchen, und ihre Spuren bis zum Walde hin zu verfolgen.

Der Oberst hatte keinen Geschäftsträger, noch irgend einen genauen Freund in der Nachbarschaft, also ward die Sache nicht mit dem Eifer verfolgt, der dazu gehörte, die Räuber zu entdecken; welches, wenn es geschehen wäre, gewiß manche unangenehme Dinge an's Licht gebracht, sogar manche achtungswerthe Familie darin verwickelt hätte, wie es nachher nur zu deutlich sich offenbarte. Man benachrichtigte den Oberst durch die Post von dieser Begebenheit, aber obgleich er keine Zeit verlor, konnte er doch erst den fünften Tag erscheinen. Nun ward es in allen öffentlichen Blättern eingesetzt, überall angeschlagen, auch eine große Belohnung versprochen demjenigen, der einen der Verwundeten oder Getödteten entdeckte. Alle Kranken und kürzlich Gestorbne, wurden zwanzig Meilen in der Runde von Chirurgen untersucht, überall nachgeforscht — aber ohne Erfolg, es war zu spät, Alle waren in Sicherheit gebracht. Von einigen, welche vermißt wurden, brachte man so glaubwürdige Vorwände, daß man nichts entgegnen konnte. Aber dies ist gewiß, mehrere von ihnen

wurden nie wieder in der Gegend geſehn, obgleich jeder der Nachbarn behauptete, dieſe gerade wären über allen Verdacht.

Der Körper des Unglücklichen, der in dem Packete erſchoſſen war, wurde vierzehn Tage zur Anſchauung öffentlich ausgeſtellt; Niemand wollte ihn kennen oder jemals geſehn haben. Der Obriſt ließ ihn endlich zu Bellingham einſcharren, allein es ward das Grab geöffnet, und der Körper fortgeſchleppt; Keiner, der an dieſem Angriffe Theil genommen, ward jemals entdeckt. Eine immerwährende Wache ward von da an, die Stunden der Nacht über, im Schloſſe gehalten. Der Oberſt belohnte die Vertheidiger ſeines Schloſſes mit großer Freigebigkeit.

Noch Etwas von Gluck und über ihn.

(Fortſetzung von Nr 80 und 81.)

Bei dem lebhaften Antheil, den Gluck's Meiſterwerke in Deutſchland gewonnen haben, iſt es ein löbliches Unternehmen, daß ein, mit der Muſik vertrauter, Schriftſteller diejenigen Aeuſſerungen und Briefe, welche zur Zeit Gluck's über deſſen Compoſitionen öffentlich erſchienen ſind, aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen überſetzt und in einem Buche vereinigt. Von dieſem Werke, aus zwei Bänden beſtehend, wird der erſte Band in wenigen Wochen ausgegeben, und wir theilen hier noch einige aus dem Manuſcripte abgedruckte Bruchſtücke mit.

Zueignung zur Oper „Paris und Helene," an einen Fürſten gerichtet.

Nur in der Hoffnung, Nachahmer zu finden, entſchloß ich mich, die Muſik der „Alceſte" heraus zu geben, und glaubte mir ſchmeicheln zu dürfen, daß man ſich beeifern würde, den von mir betretenen Weg zu verfolgen, um die Mißbräuche zu zerſtören, die ſich in die italieniſche Oper eingeſchlichen und ſie entehrt haben; ich habe mich aber überzeugt, daß meine Hoffnung bis jetzt vergebens geweſen iſt. Die Halbgelehrten, die Leute von Geſchmack — unglücklicher Weiſe der größte Theil und zu allen Zeiten tauſend Mal ſchädlicher für die Fortſchritte der ſchönen Künſte, als der Theil der Unwiſſenden — toben wider eine Methode, die, wenn ſie ſich begründet, ihre Anmaßungen zu vernichten drohet.

Man hat geglaubt, ſogleich über die „Alceſte," die nicht allein ſehr mangelhaft einſtudirt, ſchlecht dirigirt und noch ſchlechter executirt worden iſt, abſprechen zu dürfen; und in einem Zimmer die Wirkung berechnet, welche dieſe Oper auf der Bühne hervor bringen könnte, und zwar mit der nämlichen Spitzfindigkeit, wie man einſt in einer griechiſchen Stadt auf einige Fuß Weite die Wirkung der Statuen berechnen wollte, die zur Aufſtellung auf hohe Säulen beſtimmt waren. Einer dieſer überſpannten Muſik-Liebhaber, die ihre ganze Seele in ihre Ohren ſetzen, wird eine Arie zu hart, eine Paſſage zu ſtark oder zu wenig vorbereitet finden, ohne zu bedenken, daß dieſe Arie, dieſe Paſſage in der Lage der handelnden Perſon gerade den höchſten Ausdruck dieſer Art verlangte, und den glücklichſten Contraſt bildete. Ein Anhänger der Harmonie wird dagegen eine geniale Nachläſſigkeit oder einen falſchen Eindruck bemerkt haben wollen, und ſich für berufen halten, das eine wie das andere als unverzeihliche Sünden wider die Geheimniſſe der Harmonie an zu zeigen, worauf ſich eine Menge Stimmen vereinigen werden, dieſe Muſik als barbariſch, wild und überſpannt zu verdammen.

Es iſt gewiß, daß es den andern Künſten nicht glücklicher ergeht, und daß man über ſie mit eben ſo wenig Gerechtigkeit und Einſicht urtheilt, und Ew. Hoheit werden leicht den Grund errathen, daß, je mehr man ſich beſtrebt, die Vollkommenheit und die Wahrheit zu erreichen, die Richtigkeit und Genauigkeit deſto nöthiger wird. Die Züge, die Raphael von der Menge der andern Maler unterſcheiden, ſind in manchen Fällen kaum bemerkbar. Leichte Abweichungen in den Umriſſen zerſtören die Aehnlichkeit eines Karrikatur-Kopfes nicht, aber ſie verunſtalten das Geſicht einer ſchönen Perſon gewiß gänzlich. In der Muſik weiß ich hierüber kein anderes Beiſpiel anzuführen, als die Arie in der Oper „Orpheus:" Che farò senza Euridice? Nähme man damit nur die geringſte Veränderung entweder in der Bewegung oder in der Art des Ausdrucks vor, ſo würde ſie eine Arie für das Marionetten-Theater werden. In einem Stücke dieſer Art kann eine Note mehr oder weniger gehalten, eine Verſtärkung des Tons, eine Vernachläſſigung des Tempo, ein Triller, eine Paſſage ꝛc. den Effect einer Scene gänzlich zerſtören. Sobald eine Muſik nach den von mir aufgeſtellten Grundſätzen executirt werden ſoll, iſt der Componiſt derſelben, ſo zu ſagen, eben ſo nöthig, als die Sonne den Schöpfungen der Natur; er iſt ihr Seele und Leben, und ohne ihn bleibt Alles in Verwirrung und Unordnung; aber er muß auch zugleich dar-

Digitized by Google

auf gefaßt seyn, den Hindernissen eben so begegnen zu können, als man Menschen begegnen muß, die, ohngeachtet sie Augen und Ohren haben, doch, unbekümmert, von welcher Qualität sie sind, sich ein Recht anmaßen, die schönen Künste und Wissenschaften zu beurtheilen.

Literarischer Fund.

(Unter dieser Ueberschrift theilt ein Berliner Unterhaltungsblatt folgendes mit.)

Wir geben nachstehende literarische Seltenheit, ohne uns für die Aechtheit derselben verbürgen zu wollen, oder zu können. Ein sich A. W. unterzeichnender Correspondent hat sie, mit einem Vorwort begleitet, dem „Edinburg-Observor" zugeschickt, und von diesem ist sie, ohne weitern Zusatz, aufgenommen worden. Herr A. W. schreibt: „Einer meiner Vorfahren befand sich 1571 in der berühmten Seeschlacht von Lepanto. Hier hatte er Gelegenheit, dem berühmten Michael Cervantes de Saavedra, welcher bekanntlich in jener Schlacht verwundet wurde, behülflich zu seyn. Cervantes gerieth nachher in die Algierische Sklaverei; mein Ahnherr begab sich nach Spanien, wo ihn der Drang der Umstände nöthigte, als Privat-Sekretair in die Dienste des reichen und mächtigen Ascanio de Colonna zu treten. Dreizehn Jahre nach dem Seetreffen (1584) meldete sich Jemand bei D. Ascanio zu einer Anstellung. Dieser, aus einem natürlichen Widerwillen gegen Alles, was arm war, wollte ihn nicht sehen. Jener ließ sich nicht abweisen, und wählte das sicherste Einlaßmittel: „Er bringe dem berühmten D. Ascanio de Colonna ein Geschenk." Gleich wurden ihm alle Thüren aufgethan; man ersuchte ihn, zum Sekretair des gnädigen Herrn zu gehen. Wie groß war das Erstaunen des Sekretairs, als er in dem Unbekannten seinen Mitstreiter in der Schlacht von Lepanto erblickte; noch größer aber war die Bestürzung und der Verdruß des gnädigen Herrn, als er erfuhr, das ihm angekündigte Geschenk, der ihm verheißne Schatz sey — eine Rolle geschriebener Blätter. Er wies sie, beleidigt und beleidigend zurück. — Inzwischen knüpften die beiden Kriegsgenossen die alte Freundschaft wieder an, und mein Vorfahr brachte Cervantes zum Grafen von Lemos, welcher, mit einigen Andern, sich willig finden ließ, den Dichter mit seiner Gönnerschaft zu beehren. Cervantes hatte seinen „Don Quixote" (wir brauchen nicht zu erinnern, daß dieses die überreichte Handschrift war) so lange bei seinem Freunde gelassen, bis er einen Verleger in Madrid fand. Jetzt holte er sie ab; doch blieb unglücklicher Weise ein einzelnes geschriebenes Kapitel zurück. Und da gerade mein Ahnherr eilig nach Cadix abreisen mußte, und bald nachher, ohne wieder durch Madrid zu kommen, in sein liebes Vaterland Schottland gelangte, brachte er das Capitel mit sich, ohne es dem Verfasser zustellen zu können. So ist es denn, vom Vater auf den Sohn, an mich gekommen, und ich glaube, der literarischen Welt keinen kleinen Dienst zu leisten, wenn ich dieses Bruchstück eines unsterblichen Werks meinen Lesern in einer unvollkommenen Uebersetzung mittheile."

Das verlorne Capitel.

Der tapfere Don Quixote hatte nun seine Abentheuer bestanden, und dachte, wie er durch ein neues der Unsterblichkeit noch näher rücken möchte, als sein ehrlicher Sancho ihn erinnerte: es sey Zeit für ihn, nach so viel geerntetem Ruhm aus zu ruhen, und es zu machen, wie so viele andere große Männer. — „Sancho!" antwortete sein Herr, „große Männer hören auf, große Männer zu seyn, wenn ihre Handlungen aufhören, groß und bemerkenswerth zu seyn." — „Ganz recht!" erwiederte Sancho; „aber es würde bemerkenswerth bleiben, wenn wir aufhörten, dem Volke zu seinem Rechte verhelfen zu wollen; auf diese Weise würde gerade diese Handlung, uns zur Ruhe zu begeben, uns zu großen Männern machen, und uns obenein einige Erholung gewähren." — „Sancho!" rief ihm der Ritter zu; „Du weißt, daß ich Herr vieler Inseln bin: ich fasse den Entschluß, mein Versprechen unverzüglich zu halten, und Dich zum Könige einer derselben zu machen." — „Ich bin sehr begierig," sagte Sancho, „zu erfahren, wo diese Inseln liegen, vor Allem mein Königreich zu sehen; denn selig sind, die da glauben und sehen." — „Geduld!" sprach der Ritter mit feierlicher Miene; „wir sind im Begriff, unsere Reise dahin an zu treten." — Mit diesen Worten gab er seiner Rossinante die Sporen, und sein Thier setzte sich nicht in einen runden, sondern in einen Winkeltrab, denn die vorstehenden Ecken seines Knochengebäudes machten ihm jenes unmöglich. — Nach einem kurzen Ritt gelangten Beide, D. Quixote auf seinem Klepper, Sancho auf seinem Grauchen, an einen Ort, wo der Klang von Musik und das Geräusch von lärmenden Gästen das Ohr des Ritters traf und seine Aufmerksamkeit rege machte. Mit einem Worte, der gastfreie Eigenthümer eines Schlosses feierte ein Komus-Fest.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 85. Sonntag, 27. October 1822.

Das verlorne Capitel aus Don Quixote.

(Schluß.)

Es war, als Gesetz für den ganzen Abend, um die Unterhaltung zu erheitern, vom freundlichen Gastgeber verfügt worden, daß Niemand in gewöhnlicher Kleidung erscheinen, sondern Jeder sich eine ausländische Tracht, wie sie seinem Geschmack am besten zusagte, oder er sie auf Reisen gesehen zu haben sich erinnerte, wählen sollte. Wer diese Gesetze erfüllte, erhielt unbedenklich Zutritt zum Feste. Als folglich unser Ritter, ohne von der harmlosen Grille des Hausherrn unterrichtet zu seyn, von dem gezahnten Berg-Rückgrath seiner Rossinante, auf dessen beiden Seiten-Abgründen er sich wund geritten, mit Mühe herabgestiegen war, und Einlaß in die Burg begehrte, wurde ihm, dem so seltsam Costümirten, und seinem Begleiter, die Thür sofort geöffnet, und der Ritter in die erleuchtete Zimmerreihe eingeführt. Hier fand er, zu seinem Erstaunen, Männer und Frauen aus allen Ländern und Zonen, in Trachten, die sie nicht sowohl aus Geschmack und Vorliebe, als zur Abwechselung gewählt hatten, um dem Einfall des Gastgebers Spielraum zu geben, und die gute Laune bei dem Feste zu erhöhen. — Die Erscheinung des Ritters mitten in diesem bunten Gewühl phantastischer Gruppen würde die Aufmerksamkeit der Gesellschaft nicht besonders auf sich gezogen haben, obschon er in völliger Rüstung auftrat; er würde, wie die Uebrigen, ohne Aufsehen und Unterbrechung, kurzweilig und kurzweilend, zum Vergnügen der Nacht seinen Theil beigetragen haben, hätte ihn nicht seine fixe Idee zu Handlungen geführt, die sein wahrhafter Biograph hier zu berichten verpflichtet ist. Es fiel nämlich unserem Helden ein und wurde ihm deutlich: er befinde sich an diesem Orte, um einen Haufen von Menschen zu zerstreuen, welche sich zu irgend einer teuflischen Absicht versammelt hätten. Er sah Türken, Juden, Mohren, Mohamedaner, Hochländer, Mulatten, Lazzaroni, Bonzen, Chinesen, Hottentotten, Rechtsgelehrte, Priester, Phrygier und Pamphylier, und so viel andere Exemplare von Nationen, Völkern, Ständen, Gewerben, von Mißgeburten, Krüppeln und Verstümmelten aller Art vor und um sich in Bewegung, und fühlte sich überzeugt, es stehe in seiner Macht, mit einem Streiche, an einem Abend, die Welt wieder in's Geschick und in Ordnung zu bringen.

„O Ihr sämmtlichen Nationen der Erde!" rief der ritterliche Kämpe aus; „unterwerft Euch meinem unüberwindlichen Arme, gehorcht der bisher unerreichten Weisheit meines Verstandes! Wie durftet Ihr die edle Tracht des biedern Castilianers so weit verleugnen, daß Ihr sie mit den profanen Umhängseln ausländischen und heidnischen Aberglaubens vertauscht habt? Ihr seyd hier versammelt, meinem Vaterlande Hohn zu sprechen, und Euch in Aufzügen barbarischer Völker und Sitten zu zeigen, die, nach den Gesetzen der Waffenehre, kein treuer Spanier dulden darf. Ich befehle Euch hiermit, Euren Orgien ein Ende zu machen, oder ich will Euch unverzüglich mit Hülfe dieses tapferen Arms, der auf Bergen und in Thälern sich unsterblichen Ruhm erfochten, von hinnen treiben!" — Nach dieser Anrede ging er auf die Figur einer großen dicken Frauensperson los; sie trug eine Larve, und ihre Röcke schlossen so prall an ihren Unterleib, daß sie im Stande schien, sich auf den ersten besten Zelter zu schwingen, und mit dem ersten besten Ritter eine Lanze zu brechen; ihre Büste und der obere Theil ihrer Kleidung und ihres Körperbaues war so beschaffen, daß auch Andere, die nicht so verblendet und eingenommen waren, als D. Quixote, sie zu den Mohren — ein in den Augen der Spanier verabscheuungswürdiges Geschlecht — hätten zählen können. Auf diese stürmte der Ritter mit den Worten ein: „Wie dürfen Sie es wagen, Sennor, mit Ihrer schurkischen Mohren-Fratze den spanischen Boden zu beschimpfen?" — „Herr Ritter!" gab die Dame zur Antwort, „Sie spielen zwar Ihre Rolle gut; wie ist es aber möglich, daß Sie mich für das hal-

ten können, für was Sie mich ausgeben, für eine Mannsperſon?" — „Mann oder Rieſe!" rief D. Quirote, „bekenne Dich überwunden, und flehe um Gnade für Dein verlornes Leben!" — „Donna Carolina de Cornovilla!" — nahm hier ein Licentiat das Wort, der die Dame etwas erſchreckt fand — „erlauben Sie mir, es mit dieſem ehrwürdigen Ritter aufzunehmen, dem es beliebt hat, ſich mit dem Benehmen eines Winzers von Xerez in unſere Spiele zu miſchen." — Der junge Mann, der eben geſprochen hatte, war der berühmte Sennor Pientrello de Grandenzies, welcher, als er ſich dem Helden von Mancha näherte, auf ſeinem ſpaniſchen Barrett drei hochſteigende Federn trug, die unſern Ritter in ſolche Wuth verſetzten, als er ſie erblickte, daß er die Stellung eines Mannes bekam, der die empfindlichſte Beleidigung erlitten, und ausrief: „Weg von hier, Renegat! wie darfſt Du Dich unterſtehen, Adlersfedern zu tragen?" — „Aus eben dem Grunde," erwiederte der Licentiat, aus welchem Sie es ſich erlaubt haben, als Ritter mit Helm und Harniſch zu erſcheinen. Es iſt einmal mein Wille, und ich finde Vergnügen daran, mich ſo zu tragen. Uebrigens, mein zürnender Herr Ritter, muß ich Ihnen ſagen, daß meine Federn nicht dem Vogel Jupiters entfallen oder ausgeriſſen worden, ſondern dem Schweife eines ehrlichen Truthahns angehört haben." — Bei dem Worte Truthahn ſchwoll Don Quirote's Naſe, wie der Kamm jenes Thieres. „Herr Ritter!" rief er aus; „Herr Ritter mit den geborgten Federn, machen Sie nur keine Weitſchweifigkeit mit Ihrem Schweife: *) Sie beleidigen mich, und die Geſetze des Ritterthums verpflichten mich, ſie Ihnen ohne Umſchweife vom Kopfe zu nehmen!" Mit dieſen Worten ſchickte er ſich dazu an, fand aber auf ſeinem Wege einen jungen Studirenden der Univerſität Salamanca, Sennor Celtodato de Bagandoſa, in eine römiſche Kriegstracht gekleidet, wie ſie unſere modernen Antiquare aus Monumenten, Münzen und Steinen heraus geſtümpert haben; er trug nämlich ein kurzes Leibgewand, welches ihm nicht über die Kniee reichte, die, mit dem Untertheil, bloß waren; dann hing ihm ein kurzes Schwerdt am Gürtel, der einen Dolch barg; ein Mäntelchen, von eben dem Zeuge als ſein Gewand, war über die Schultern gehangen; überdies war ſein Haupt mit Federn bedeckt, als ein Grande von Spanien. „Steh'!" rief er dem Ritter zu: „ſtöre nicht unſere heitere und launige Geſellſchaft!" Der Anzug des jungen Mannes erregte noch mehr, als Sennor Pientrello's Federn, den Zorn Don Quirote's. Mit gebieteriſchem Tone fragte er den Sennor Celtodato: was ihn berechtige, in der Tracht des großen Julius Cäſar einherzuſchreiten: eine Keckheit, die eben ſo beleidigend für den alten römiſchen Ruhm, als herabwürdigend für die Ehre eines Caſtilianers ſey. Der junge Mann ſchien auf den zürnenden Ausfall ſo wenig zu achten, daß er ſanft und höflich in ſeiner Rede fortfuhr. „Wir ſind hier," ſagte er, „um im Hauſe des Don Marcello de Clamramatilda, ſeiner Abſicht und Einladung zu Folge, uns der Freude und der Kurzweil zu überlaſſen; und wenn Sie, Herr Ritter, ſich unter uns auf eine Art betragen wollen, die Ihrer Erziehung und Ihrem Aeußeren entſpricht, ſo läßt Don Marcello Sie erſuchen, Antheil an der Freude und dem gemeinſchaftlichen Feſte zu nehmen; wollen Sie aber fortfahren, ſich Ihren lächerlichen Grillen über Truthahnsfedern und römiſche Krieger zu überlaſſen, ſo müſſen wir Sie in allem Ernſt erſuchen, ſich ruhig zu verhalten." — Dieſes brachte vollends den Ritter aus aller Faſſung. Er fiel über Männer, Frauen und Kinder her. Aber der Erfolg krönte nicht ſeinen Muth; zum Streit hilft nicht immer ſtark ſeyn, und der größte Krieger ward oft mit unmännlichen Waffen beſiegt. So auch Don Quirote. Die Schaar der Damen, der jungen Herren und der übrigen Masken umzingelten ihn; bald ſah er ſich des geprieſenen Helms, des verroſteten Schildes beraubt. Ja, man behandelte ſein gutes Schwerdt mit der größten Verachtung, und frevelte: er habe es wohl nie gegen erprobte Streiter gezogen. In dieſem Zuſtande wurde er aus dem Saale in den Flur und vom Flur auf den Miſthof gerollt, während ſeine Arm- und Beinſchienen um ihn und ſeine Paar Realen in ſeiner Taſche raſſelten und klimperten. Umſonſt proteſtirte der unwürdig auf dem Boden liegende Ritter gegen ein unkriegeriſches Verfahren, wie es nie Sitte geweſen, „nicht einmal" — ſetzte er hinzu — „unter meinen Widerſachern im ſchwarzen Gebirge!" Taub bei ſeinen Klagen und Ausrufungen, fuhr man in der handgreiflichen Zurechtweiſung fort. Sennor Pientrello gab ihm einen Puff, der ihn auf einen Augenblick aller Beſinnung an die Heldenthaten der irrenden Ritter vergeſſen und ihn nur für körperlichen Schmerz empfänglich machte. Sennor Celtodato de Bagandoſa gebrauchte zwar nur Finger und Daumen, verfolgte ihn aber dergeſtalt mit empfindlichen Kneipen in die Ohren und alle kneipbaren Theile der Haut, daß er wider Willen und Gewohnheit laut aufſchrie. Um aber ſeine Niederlage und ſeinen Schimpf vollkommen zu machen, mußte es ſich ereignen, daß Donna Caro-

Digitized by Google

Kina de Cornovilla, als ſie, mit Nadeln bewaffnet, nach ſeinem Blut lüſtern auf ihn zueilte, ausglitt und mit dem ganzen Gewicht ihres körperlichen Gebirgs über ihn herfiel, wie der Pelion *) über den Oſſa. Beide rollten nun auf dem Hofe den Miſt-Abhang hinab; ſie wie eine Kugel, er wie ein Cylinder, bis ſie die flüſſige Jauche erreichten, und in einem Zuſtande heraus gezogen wurden, der Beide unkenntlich machte. Die Dame beſonders ſtieg aus dem für den Ritter allein beſtimmten Bade in einer neuen Verkleidung; kurz, ſie verſchwand und ward nicht mehr geſehen. — Der Ritter, den man nach dem Unfall der Dame nicht weiter verfolgte, blieb nicht allein: ſein treuer Knappe, der ſich während des Tumults weislich verkrochen hatte, fand kaum die Luft rein, als er heranſchlich, und ſeinen Herrn aus dem Jauch-Pökel half, nachdem er ſelbſt wie ein Regenwurm ſein Loch verlaſſen hatte. Don Quixote verlor bei alle dem ſeine angeborne Würde nicht, und um den Dienſt zu belohnen, den ihm Jener ſo eben geleiſtet, ſprach er, am Ufer der Pfütze ſtehend, aus welcher er gezogen worden: „Sancho, glaube mir, ich bin mächtiger, als Du denkſt; ich verſpreche Dir, zum Lohn für Deine Treue, Deiner Krönung auf der Inſel, die ich Dir zum Geſchenk machen will, beizuwohnen. Du ſollſt einen feierlichen Einzug in Dein Reich halten; ich werde Dich in Deinem Palaſt erwarten, dort ſollſt Du mich, gerüſtet vom Kopf zu Fuß, finden; dort will ich Dir ſelbſt Krone und Scepter überreichen; dies ſey mein Lohn für die Ehre, die ich Dir erzeige. Auch will ich Dir erlauben, mich zu einem der neuen Edelleute zu machen, die Du bei Deinem Regierungs-Antritt ernennen wirſt, obwohl ich dieſer Auszeichnung, wie Du weißt, nicht bedarf, da meine Großmutter mir ſchon die Gewißheit gegeben, daß ich von einer der älteſten Familien herſtamme." — Sancho, obſchon nicht unempfindlich für die Außenſeite der weltlichen Größe, beſaß doch auch etwas von der Weltphiloſophie und Weisheit, wenigſtens ſo viel er für's Haus brauchte. Er hörte die Rede des Ritters bis zu Ende; dann ſagte er: „Senyor, wäre es nicht beſſer, daß ich Sie, ehe wir von meiner Krönung ſprechen, ein wenig von dem Miſtkothe ſäuberte, der Ihnen anhängt?" — Der Ritter, bedenkend, daß Alles ſeine Zeit haben müſſe, geſtattete es weislich, daß Sancho, ſo gut es ſich thun ließ, ihn abtrocknete, doch nicht, ohne ſich während des Geſchäfts ein Langes und Breites mit ihm über die Beſitznahme ſeiner künftigen Inſel zu beſprechen. E.

Charaden.

Die Erſte (wenn das Zeichen wiederkehrt
Das es fürs Ganze nur entbehrt),
Die Erſte kampft zum Heil der Starken und
der Schwachen,
Schon ſeit Jahrtauſenden mit einem Drachen,
Verderblicher, als der, den, wie euch Schiller
ſang,
Ein Held von Rhodus einſt bezwang;
Wenn euch Geburt und Rang nicht zieren,
So kommt ihr an die Zweite nie,
Doch öffnet ihr mit leichter Müh
Euch in die Zweite Thor und Thüren: —
Mein Ganzes (glaubt das Wunder mir!)
Hat manches Kreutz, doch keine Leiden;
Entgeht auch Mancher ihm, Ihr dürfft ihn nicht
beneiden,
Er iſt nicht glücklicher als Ihr.

Unter der Charade Siegel
Hüllt mein Silbenpaar ſich ein.
Schwingt die Erſte ihre Flügel,
Lullt ſie Dich in Schlummer ein;
Wenn die Andere ſich erweitert,
Dann muß jene vor ihr fliehn,
Herz und Himmel wird erheitert,
Und die grauen Schatten ziehn.
Meiſten Theilen, groß und wichtig,
Unterwirft ſich die Natur.
Oft entbehrlich, klein und nichtig
Bin ich in dem Ganzen nur.

Auflöſungen des Blattes Nro. 83.

Räthſel: Die Glocke.
Charade: Wallenſtein.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samſtag den 19. October 1822. Wilhelm Tell, hiſtoriſches Schauſpiel in 5 Aufzügen von Schiller. Zur Nachfeier des 18. Octobers, war das Stück gut gewählt, und dabei durch manche Abkürzungen des Dramas und früherer Vorſtellungen mit dieſer Nachfeier ſelbſt in größere Uebereinſtimmung gebracht. — Im Ganzen wurde es gut gegeben, was bei der Maſſe handelnder

---

*) Hier iſt wieder ein unüberſetzbares Wortſpiel zwiſchen Pelion und peel, Apfelſinen-Schale.

Personen allerdings zu rühmen ist. Indessen blieb auch hierbei Manches zu wünschen übrig. So ist, nach unserer Ueberzeugung, Wilhelm Tell die Rolle nicht, worin es Herr Henkel jemals zu großer Auszeichnung bringen möchte; es scheint, er folge darin irgend einem Vorbilde, und habe es darüber versäumt, den Charakter mit dem Gemüth zu erfassen, und wo dies nicht der Fall ist, da erbleicht auf der Bühne selbst der Glanz der Dichtung, und alle Declamation, alles Herausheben einzelner Situationen ist verlorene Mühe. Herr Rottmayer spielte den Melchthal in der ersten Scene mit vieler Wahrheit, aber weiterhin versank er in den gewöhnlichen Fehler eines zu sehr gesuchten Ausdrucks. Es ist hoch zu loben, wenn der Schauspieler über seine Rolle denkt, nur muß er bei der Darstellung uns nicht demonstriren wollen, daß er gedacht habe. Herrn Gröger (Rudenz) fehlte die rechte Mäßigung in Reden und Bewegung; seine Heftigkeit, sein rasches Wort war nur da richtig gewählt, wo er, bei Tells Schuß, nach lang verhaltenem Unmuth den Landvogt ermahnt von seinem grausamen Vorhaben abzustehen.

Sonntag, den 20. Des Königs Befehl, Lustsp. in 4 Aufz. von Carl Töpfer. Hierauf: Der Tausch, Oper in 1 Aufz. Musik von Herold. Auch diese dritte Vorstellung des genannten Lustspiels wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Man gibt ihm auf unserer Bühne einzeln und im Ganzen das eigenthümliche Colorit seiner Zeit und hierin hauptsächlich liegt ein besonderer Reitz, wozu sich dann noch die Lust gesellt, zu sehen, wie ein großer König wohlwollend in das Familienleben eingreift und seine Gemüthlichkeit auf vielfache Weise bekundet. Die Darstellung dieses Königs durch Herrn Weidner, des Baron Wendel durch Herrn Otto, des Majors durch Herrn Henkel, des Corporals durch Herrn Leißring, der Julie durch Dem. Lindner und der Frau Ordentlich durch Mad. Weidner sind Charakterbilder voll Leben und Wahrheit, die man stets mit Wohlgefallen betrachtet. Die kleine Oper: Der Tausch, war kein erfreulicher Tausch für den Kalifen von Bagdad, welchen man für heute angekündigt hatte.

Montag, den 21. (Zum Vortheil des Hrn. Kastner): Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Aufz. Musik von Wenzel Müller. Wir mögen Niemand zu nahe treten, dem eine Komik solcher Art, wie sie in dieser Oper zu Tage liegt, ergötzlich werden kann, ja, wir gestehen, daß uns dieselbe in vergangener Zeit ebenfalls komisch erschien; daß uns aber heute mancher unzweideutige Spaß unangenehm berührte; ob das in unserer Empfindung oder in der Art des Vortrags seinen Grund hatte, lassen wir dahin gestellt seyn — genug, daß ein großer Theil der Zuschauer seine Freude an der Sache hatte. Herr Kastner war als Taddädl wirklich komisch. Er spielte bei der musikalischen Akademie im Finale des ersten Acts Variationen von Pechatscheck über ein ungarisches Thema mit einer Virtuosität, die den Taddädls nicht eigen zu seyn pflegt. Herr Hassel war als Meister Simon auch recht brav, aber sein Entzücken bei dem Wiederfinden der verloren geglaubten Tochter ein wenig zu inbrünstig.

Dienstag den 22. Die Waise aus Genf, Drama in 3 Aufz. Nach dem Französischen des Victor von Castelli. Hierauf: (Zum Erstenmale.) Die beiden Wittwen, oder: der Contrast, Lustsp. in 1 Aufzug. Nach dem Franz. Das letztgenannte kleine Stück kann höchstens auf den Rang der Sprüchwörterspiele einigen Anspruch machen. Die Handlung beruht auf einer Briefverwechselung und erhält ihr eigenthümliches Gepräge durch den Contrast alterthümlicher und zeitgemäßer Gesinnung. Mad. Ellmenreich (Gräfin Lucretia), Dem. Lindner (Gräfin Albertine), Herr Otto (Baron Fliederstamm) und Herr Rottmayer (Baron Blumenau) waren die Darsteller, welche der leicht hingeworfenen Lebensscene einigen Werth in der Anschauung verliehen.

Mittwoch, den 23. war die Oper Tancred angekündigt; aber eine Unpäßlichkeit der Mad. Brauer gab uns dafür den Freischütz.

Donnerstag, den 24. Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Aufz. Musik von Wenzel Müller.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 29. October 1822. Die diebische Elster, Oper.

Mittwoch den 30. Das Kätchen von Heilbronn, Schauspiel.

Donnerstag den 31. Rothkäppchen, Oper.

Samstag den 2. Nov. Donna Diana, Lustsp.

Sonntag den 3. Aschenbrödel, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunſt, Literatur und Poeſie.

Nro 86. Donnerſtag, 31. October 1822.

Das groſſe Herz.

(Von Petrick.)

Groß iſt das Herz, das über einer Welt
Voll Dunkelheit im eignen Lichte glänzt,
Auf ſeiner Bahn ſich wandellos erhält,
Von nichts, als von der eignen Kraft begränzt.
Groß iſt das Herz, in deſſen Sonnenkreis
Das Leben friſch aus tauſend Knospen ſtrebt,
Durch ſeinen Strahl gelöſt vom Wintereis,
In neuen Blüthen, neuen Düften webt,
Und in der Hoffnung grünem Blätterſchmuck
Die goldne Frucht erzieht und pflegt und reift.

Das Göttliche.

(Von demſelben.)

Im Leben ſpricht das Göttliche ſich aus,
Das ſchaffend wohnt im heiligen Gemüth;
Gleich wie ſich aus der Blüthe drängt die Frucht
Mit goldnem Glanz das Auge zu ergötzen,
Mit Balſam den Verſchmachtenden zu laben:
So reift der Seele wunderbares Leben,
Das keimend ſich geregt in dem Gedanken,
Und aufgeblüht im ſeligen Gefühl,
Zur wunderbaren, wahrheitsvollen That.

Gebet.

(Von demſelben.)

Laß Ewiger, du Brunnquell aller Liebe,
Ein Kind mich ruh'n an deiner Vater-Bruſt!
Gieb mir des Kindes unſchuldsvolle Triebe
Und ſeinen reinen Sinn für Schmerz und Luſt.
Mag ſich der Geiſt in's Unermeſſ'ne wagen,
Mag denkend forſchen, wo die Zeit beginnt,
Und der Natur verhüllte Wunder tagen,
Das Herz, das Herz nur bleibe ewig Kind!

Der Schottiſche Freibeuter.

Unter der Regierung Karls des I., als die Straßenräubereien der Edlen in Schottland noch keineswegs unterdrückt waren, gehörte die Burg von Gilnockie, dem William Armſtrong, den man gemeinhin Chriſtie Will zu nennen pflegte. Er war einer der lezten, aber berühmten und beſungenen Freibeuter des Grenzlandes, ein Abkömmling jenes berüchtigten John Armſtrong, welchen Jacob der V. hinrichten ließ. Die in ſeiner Familie erbliche Neigung zum Raub und Plündern war mit den Beſitzungen derſelben das Erbe Chriſtie Wills geworden; er überließ ſich mit ſo wenig Rückſicht dieſem Hange, daß er endlich auf der That ertappt, bei einem Ueberfall auf engliſchem Gebiet ergriffen, und in das Gefängniß zu Jedburgh gebracht ward. Zufällig befand ſich eben damals der Lord Großkanzler Graf von Traquair in jener Stadt und fragte, da er Chriſtie Will kannte, ihn nach der Urſache ſeiner Gefangennehmung.

Die Schlauheit ſeiner Antworten und der Witz mit welchen er ſich aus dieſer Sache zu ziehn verſuchte, gefielen dem Grafen ſo wohl, daß er, ſein Anſehn für ihn verwendend, es dahin brachte, daß Chriſtie Will frei gelaſſen wurde. Dies erweckte die Dankbarkeit des wilden Menſchen ſo lebhaft, daß er dem Grafen ſeine Dienſte auf ewige Zeiten gelobte.

Einige Zeit nachher ſollte ein Proceß durch den Ausſpruch des Gerichts zu Edinburgh entſchieden werden, welcher für den Grafen von der höchſten Wichtigkeit war. Man konnte mit der größten Wahrſcheinlichkeit vorherſehn, daß die Stimme des Präſidenten, welche entſchied wann die übrigen gleich getheilt waren, hier den Ausſchlag geben würde. Die Meinung des Präſidenten war dem Vortheil Traquairs entgegen; es galt daher, ihn zu entfernen wenn jene Sache zum Spruch kam. In dieſer Verlegenheit wandte ſich der Graf an Chriſtie Will, der ſich ſogleich bereit erklärte, den

Digitized by Google

Präsidenten zu entführen. Auf sorgfältiges Forschen erfuhr er, daß der Präsident die Gewohnheit hatte, oft ganz allein auf den Sanddünen von Leith spazieren zu reiten. Er nahm die Gelegenheit wahr, ihn bei einer solchen Erholung anzureden, und in eine Unterredung zu verwickeln. Seine Unterhaltung war so anziehend, daß er den Präsidenten unbemerkt in eine abgelegene einsame Gegend brachte, wo er plötzlich auf ihn zuspringend, ihn vom Pferde riß, in einen weiten Mantel, den er schon dazu bereitet hatte, fest einhüllte, und dem entsetzten Manne, bei dem leisesten Widerstand, mit dem Tode drohend, ihn hinter sich auf sein Pferd befestigte, schnell dann mit ihm auf und davon reitend.

Auf Pfaden, welche nur Will und seines Gleichen kannten, durchkreuzte er das Land, und brachte seine eben so schwere als erschrockene Bürde nach dem alten Schlosse Graham. Das Pferd des Präsidenten, welches ohne seinen Reiter heimkehrte, gab indessen Veranlassung zu dem Glauben, daß es seinen Herrn in die See geworfen hätte; seine Freunde legten also Trauer an, und man erwählte einen Andern, seinen Platz im Gericht einzunehmen.

Indessen brachte der arme Präsident in den Gewölben jenes Schlosses eine schwere langweilige Zeit zu. Er war ohne alle menschliche Gesellschaft in der tiefsten Einsamkeit, ein Gefangener. Seine Nahrung ward ihm durch eine Oeffnung in der Mauer hineingeschoben, und nie hörte er den Laut einer menschlichen Stimme, als wenn ein Schäfer seinen Hund rief, den er Batty nannte, und eine weibliche Stimme die Katze mit dem Worte Maudge, herbeilockte. Der arme Gefangene hielt endlich dies für Geisternamen, und sich selbst in der Gewalt eines Zauberers.

Nach drei Monaten ward der Proceß zu Gunsten des Grafen entschieden, und Will erhielt Befehl, den Präsidenten von seiner Haft zu befreien. Deshalb trat er, als die Nacht herabgesunken war, in das Burgverließ, ergriff den schlummernden Präsidenten, hüllte ihn wieder in den Mantel, ohne eine Silbe mit dem erschrockenen Mann zu reden, brachte ihn auf dieselbe Art, wie er ihn entführt hatte, zurück nach dem Meeresstrande von Leith, und setzte den erstaunten Rechtsgelehrten auf denselben Fleck wieder nieder, wo er ihn überfallen hatte. Leicht kann man sich die Freude seiner Angehörigen wie die minder angenehme Ueberraschung des neuen Präsidenten vorstellen, als der verloren Geglaubte plötzlich wieder in der Versammlung des Gerichts erschien, seinen Rang und Würden zurückfordernd. Allgemein theilte das Volk seinen Glauben, daß ihn Zauberei entfernt habe, ja er selbst konnte nicht früher davon zurückgebracht werden, als bis späterhin auf einer Reise in Annandale seine Ohren wieder die Worte Batty und Maudge hörten, und jene Laute, die ehemals allein in seiner Einsamkeit sich tröstend ihm nahten, führten endlich zu der Entdeckung der ganzen Begebenheit, worüber man aber in jener gesetzlosen Zeit sich zu lachen begnügte, das Ganze nur eine schlaue Kriegslist nennend.

Noch einmal bewies Christie Will dem Grafen Traquair seine Treue und Anhänglichkeit mit Gefahr seines eigenen Lebens, trotz seiner rauhen Wildheit Dankbarkeit ausübend, und so eben deshalb nicht unwerth, daß die Balladen und Volkslieder der Gegend seiner mit einer Art von Achtung erwähnen. Der Graf von Traquair ein unerschütterlicher Anhänger seines unglücklichen Herrn Karls des I. wagte unerschrocken in dessen Dienst eben so wohl sein Leben als er sein Vermögen dafür aufopferte. Ein Packet bedeutender Papiere sollte dem König übergeben werden, und die höchste Vorsicht mußte bei dessen Uebersendung angewendet seyn. Schwer war diese Aufgabe zu lösen, da das Parlement alles anwendete, die Verbindungen des Königs mit seinen Anhängern in Schottland zu unterdrücken. Der Graf Traquair übertrug die gefährliche Botschaft dem Christie Will, welcher die Papiere getreu dem Könige überbrachte, und eine Antwort für den Grafen vom nicht geringerer Bedeutung erhielt. Aber das Parlement hatte indeß Wind von seiner Sendung erhalten, und Cromwell gab Befehl ihn in Carlisle aufzufangen.

Ohne Ahnung der ihm drohenden Gefahr kehrte Christie Will in der Stadt ein, seinem Pferde Erholung zu gönnen, und setzte dann ruhig seine Reise fort. Aber kaum hatte er die lange hohe und schmale Brücke betreten, welche über den Fluß Eden bei Carlisle führt, als er am andern Ende der Brücke Soldaten des Parlements erscheinen sah. Ein schneller Blick lehrte ihn, daß hinter ihm ebenfalls der Ausgang besetzt, und ihm jeder Rückzug abgeschnitten war. Selbst in dieser verzweiflungsvollen Lage gab der kühne Freibeuter sein Unternehmen noch nicht auf, sondern, schnell einen Entschluß fassend, spornte er sein Roß und setzte über das Geländer in die Fluth. Der Strom war hoch angeschwollen. Will sank unter — die Soldaten schossen auf ihn — noch einmal taucht er wieder auf, strebt sein Roß nach einer Sandbank zu lenken, um dort zu landen, aber umsonst, sein Reitermantel, vom eingedrungenen Wasser zu

schwer gemacht, zieht ihn zurück, da schneidet er den Gurt entzwei, der den Mantel fest hält; das erleichterte Roß macht eine verzweifelnde Anstrengung, und erreicht endlich glücklich das Ufer. In schneller Hast entflieht unser Held, von den Soldaten verfolgt, welche einige Augenblicke vom Erstaunen regungslos gefesselt standen, seine Kühnheit anstaunend. Will indessen war wohl beritten, und wußte den einmal errungenen Vorsprung glücklich zu benutzen, indem er seinen Verfolgern kühn mit seinen Waffen drohte, obwohl sie naß und folglich unbrauchbar waren. So erreichte er den Fluß Eske, stürzte sich zum zweitenmal in die Fluth und schwamm hindurch. Jetzt endlich, auf schottischem Grund und Boden, in Freundes Land sich befindend, hielt er an, wandte sich zu seinen Verfolgern, welche nun auch das Ufer erreicht hatten, und ganz nach der Sitte kecker Freibeuter forderte er sie lachend auf, herüberzukommen, ein Glas Whisky mit ihm zu leeren. Dann, nachdem er höhnend seine Feinde verspottet hatte, setzte er ruhig seinen Weg fort, und brachte die Papiere dem Grafen Traquair.

Paul Marron.

Eine Criminalgeschichte von Toulouse, aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

„Heute ist doch ein wahrer Unglückstag!“ — sagte der alte Marron zu seiner Frau. — „erst schneide ich mir in den Finger, und gleich darauf bricht meine beste Hippe an einem trockenen Zweige.“ — „Laß Dir das zur Warnung dienen und gehe nicht in die Stadt!“ gab ihm seine besorgte Gattin zur Antwort. — „Du weist,“ erwiderte Marron, „heute ist in Toulouse die letzte Auction von Blumenzwiebeln, und wenn ich nicht hinkomme, so bestehe ich den ganzen Winter über mit Schande vor meiner gnädigen Herrschaft. Die Frau Gräfin hat bisher alle Jahre zuerst die Marseiller Tazetten in Flor gehabt, alle Gärtner sind deshalb auf meine Kunst neidisch. Wenn sie in diesem Jahr zu ihrem Namenstage nicht so schöne Blumen aufweisen kann, als sonst, so möchte sie denken, ich wäre nachlässig geworden. Auch hat sie mir befohlen, ihr heute die Zwiebeln einzukaufen, und wo mein Geschäft mich hintreibt, da geh' ich!“ — Während der lebhafte Alte so sprach, hatte er seinen Sonntagsrock angelegt, um die Wanderung nach der Stadt anzutreten. „Du kommst doch vor Abend wieder?“ fragte die Frau.“ — „Mit Gottes Hülfe, ja! Sollt' ich aber wider Vermuthen aufgehalten werden, so muß Pierre Alles gut begießen. Leb' wohl, Margot! und quäle Dich nicht mit Grillen!“ — Frohen Muths ging Marron nach Toulouse. Es war ein schöner Morgen an einem der letzten Septembertage. Die Sonnenstrahlen spielten in den Tropfen des starken Thaues, welche an jedem Grashalm funkelten. Ein Nichtweg führte über blumenreiche Wiesen, auf welchen geschäftige Kinder Gratianen und Zeitlosen für den Markt pflückten. Den gemüthlichen Greis entzückte das reizende Gemälde, und er dachte freudig an sein eigenes Geschäft. Vertieft in seine Gedanken betrat Marron ein schwankendes Brett, das über einem Feldgraben lag. Er glitt aus und fiel, zwar unbeschädigt, doch merkte er, als er noch eine kurze Strecke gegangen war, daß er sich den Fuß vertreten hatte. Ein Jäger, der ihm begegnete, grüßte ihn freundlich, mit den Worten: „Das Gehen wird Euch sauer, Alter! haltet Euch nahe an die Landstraße; die Post aus Avignon muß um diese Stunde hier vorbeifahren, vielleicht nimmt Euch der Bursche mit, wenn ihr ihm ein gutes Wort gebt. Wo nicht, so drückt ihm diesen Laubthaler in die Hand!“ — „Mein Herr!“ sagte Marron, „Sie sind sehr theilnehmend; die Post darf aber keinen Fremden unterwegs aufnehmen, seitdem sich Gaillard's Räuberbande bei uns hat sehen lassen.“ — „Ich dächte doch, Euch säh' es Jeder auf den ersten Blick an, daß Ihr nicht auf Raub ausgeht!“ erwiderte der Jäger. — „Mancher Spitzbube sieht so ehrlich aus, wie Sie und ich; darum ist man gegen den bravsten Mann oft mißtrauisch. Aber gleichviel, die alten Beine werden mir wohl fortwelfen; zur Auction komm' ich doch früh genug.“

Das Gespräch war nun im Gange. Marron erzählte, daß er als Kunstgärtner auf dem Schlosse des Grafen d'Allinval, zwei Meilen von Toulouse, im Dienst stehe. — „Ist der Graf nicht Dragoner-Hauptmann?“ fragte der Jäger. — „Ganz richtig! Er ist jetzt mit seinen Schwadron abwesend, um auf Gaillard's Teufelsbrut Jagd zu machen. O, wir werden ihn wohl erwischen!“ — „Meint Ihr? Das Parlament soll einen Preis von 4000 Livres auf seinen Kopf gesetzt haben; Ihr hättet Lust, das Geld zu verdienen — nicht wahr?“ — „Ich mag das Blutgeld nicht; es würde meinen Kindern keinen Segen bringen. Sie mögen arbeiten und mit Wenigem zufrieden seyn, wie ich. Aber freuen muß es Jeden, wenn der Räuberhauptmann, der

so viel Angst macht, eingefangen wird. Ich habe noch besonders Ursache, das von Herzen zu wünschen." — „Hat Euch denn Gaillard so viel zu Leide gethan?" — „Unser Einer ist wohl vor ihm sicher; er beraubt nur die Reichen und Vornehmen. Aber die gute alte Frau Gräfin ist ganz außer sich vor Furcht. Seit ihr Herr Sohn das Schloß verließ, kommt kein Schlaf in ihre Augen. Herr, wenn Sie diese Aengsten mit ansähen! — gewiß, die Nachricht von Gaillard's Tode würde Ihnen so erfreulich seyn, als mir." — „Ihr scheint viel Anhänglichkeit für Eure Herrschaft zu haben." — „Wenn das nicht wäre, müßt' ich noch schlechter seyn, als Gaillard. Seit vierzig Jahren ist die Frau Gräfin der Schutzgeist ihrer Unterthanen. Als ihr Herr Gemahl noch lebte, ging es oft hart her auf dem Gute; er war streng, der Herr Marechal de Camp. Aber sie trat allemal dazwischen, wie ein guter Engel, und tröstete und gab, so viel sie konnte. Da ist kein Kranker, den sie nicht besucht, kein Armer, den sie nicht vor Noth bewahrt. Und sie, die so Vielen hilft, ist jetzt so traurig, weil sie die Rache der Räuber fürchtet, da der junge Herr Graf gegen sie steht. Auf drei Schlössern in der Nähe ist seit acht Tagen in jeder Nacht Feuer ausgebrochen, da muß ihr wohl bange seyn!" — „Die Sache ist allerdings bedenklich. Wenn Gaillard wüßte, was Ihr mir da erzählt, ich glaube, er nähme selbst die Mutter und das Schloß seines Verfolgers in Schutz." — „Was macht sich ein solcher Bösewicht daraus, ob eine gute Seele mehr oder weniger über ihn weint. Er soll rachsüchtig und grausam seyn, und zudem, wie könnt' er denn seine zahlreiche Bande im Zaum halten?" — „War nicht auch Cartouche zuweilen besserer Empfindungen fähig? Glaubt nur, mancher Räuber hat mehr Gewissen, als ein Parlaments-Rath. Hättet Ihr wohl das Herz, wenn Ihr von Gaillard für Eure Herrschaft eine Sicherheits-Karte erhalten könntet, sie dem Herrn Hauptmann zu überbringen?" — „Herr, Ihr treibt Euern Scherz mit mir. Wenn das aber möglich wäre, so wollte ich mein Leben daran setzen, und das Dokument mitten aus der Hölle holen!" — „Von Gaillard wäre für Euch — wie Ihr selbst sagtet — wegen Eurer Armuth nichts zu fürchten, wenn Ihr ihn aufsuchtet. Desto mehr aber von der edlen Gerechtigkeit, wenn Ihr zufällig mit einem Schreiben von Gaillard ertappt würdet." — „Je nun, dabei ist nichts zu wagen. Jedes Kind begreift, daß ich mit der satanischen Sippschaft kein Verständniß habe." — „Fürwahr, Ihr kennt nicht die Weisheit der Justiz. Wenn Gaillard uns hier im Gebüsche begegnete, und Euch die Sicherheits-Karte anvertraute, so würde sich daraus gegen Euch ein dringender Verdacht ausbecken lassen, der Euch noch vor Abend in den Kerker und bald vielleicht auf die Galeeren führen müßte." — „Herr! was sagt Ihr? Ein ehrlicher Greis von sechszig Jahren auf die Galeeren — das ist doch bei unserer trefflichen Justiz ganz unmöglich!" — „Ihr preiset sie, wie so Manche, bis Ihr sie kennen lernt. — Wohlan, es freut mich, daß ihr aus Liebe zu Eurer Herrschaft das Wagstück bestehen wollt. Unser Weg trennt sich hier, gebt Acht und benehmt Euch mit Klugheit; wenn auf Eurem Schlosse etwas vorfallen sollte, so ruft nur: Mit uns, ihr Teufelskinder! dann werden die Räuber schnell und ruhig abziehen." — „O Himmel! Ihr seyd kein Jäger, seyd Ihr Gaillard selbst?" — „Das kann Euch gleichgültig seyn. Hier ist eine Karte mit seiner Unterschrift; es ist ihm viel daran gelegen, daß der Hauptmann d'Allinval so bald als möglich diese Karte bekomme. Gaillard ist kein gemeiner Räuber, auch er hat eine Mutter beweint. Der Herr Graf mag seine Pflicht thun, aber die Alte soll ruhig seyn."

Bestürzt fiel Marron dem Fremden zu Füßen, der mit einer Hand ein Goldstück aus der Tasche zog, mit der andern dem Gärtner eine beschriebene Karte reichte. „Darf ich Euern Worten glauben?" rief dieser; „wenn Ihr die Wahrheit gesprochen habt, so verzeihe Gott alle Eure Verbrechen, zum Lohn dafür, daß die Angst einer Mutter Euer Herz rührt. Ich werde noch vor Abend die Karte besorgen." — „Nicht wahr, nun faßt Ihr schon eine bessere Meynung von dem berüchtigten Gaillard? Nehmt Euch nur in Acht, was sich auch ereignen könnte, vermuthen zu lassen, daß Ihr ihn oder einen seiner Genossen kennt, und vergeßt nicht die Losung. Jetzt müßt ihr eilen, um den Postwagen anzutreffen; nehmt diesen Louisd'or für Eure Bestellung, und wenn Ihr heute auf des Königs Gesundheit trinkt, so gedenkt auch des Mannes, der Eurer guten Herrschaft mehr Sicherheit für Leben und Gut verbürgt, als sein Parlament und seine Dragoner!" — Der Jäger verschwand mit diesen Worten im Gebüsch.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 87. Sonntag, 5. November 1822.

Das Mitleid.

(Von Luise Brachmann.)

Alle Mächte müssen dir sich neigen,
Hohe, heilge Geisterköniginn,
Mächt'ge Liebe! Reger Wünsche Toben,
Beß're Kräfte, die sich frei erheben,
Sinken dir zu Füßen dienstbar hin.

Du gebeutst! Und kühn mit Heldenfeuer
Stürzt die zage Vorsicht in Gefahr
Und der Ehrgeiz läßt sein Banner sinken,
Wo der Sehnsucht mächt'ge Sterne winken,
Bringt er dir sein Glück zum Opfer dar.

Wer dir dient, der kennt nicht heim'sche Erde,
Du erst zeigst sein zweites Vaterland,
Lächelnd thronst du auf der Größe Trümmern,
Deine zarten Blüthenlauben schimmern,
Wo vielleicht ein prangend Obdach war.

Was ist Schmerz? O tausend Tode bieten
Sich vergebens deiner lichten Spur,
Zu erringen dein beseligt Leben;
Nicht da, zagt vor irdischen Schmerzes Beben
Mehr die schwache, sterbliche Natur.

Einer nur, von allen mächt'gen Trieben,
In der Geister regen Menschenbrust,
Einer nur wird nimmer vor dir weichen,
Siegend trägt er deine hehren Zeichen
Einer gleichen Abkunft sich bewußt.

Nimmer wird dein süßer Frühling grünen,
Hast daraus den Bruder du verbannt,
Ruht dein Glück auf seinem Untergange,
Ewig tritt er mit der bleichen Wange
Dir entgegen, die sein Recht verkannt.

Magst du Klugheit, Stolz und Schmerz besiegen,
Nur den Himmelsgeist, das Mitleid nicht!
Einem Lichtquell seyd ihr beyd' entsprungen,
Eines wächst in's Andre fest verschlungen,
Und mit ihm verlischt dein Zauberlicht.

Paul Marron.

Eine Criminalgeschichte von Toulouse; aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Erstaunen und ein gewisses unheimliches Gefühl hatten den alten Marron so sehr ergriffen, daß er kaum im Stande war, seinen Weg fortzusetzen. Je mehr er indeß über den Vorfall nachdachte, desto unglaublicher schien es ihm, daß Gaillard oder einer von seinen Gefährten die Dreistigkeit haben könnte, ohne Veranlassung am hellen Tage ein solches Gespräch zu führen. Weit eher ließ sich vermuthen, daß ein junger Herr aus der Nachbarschaft, um ihn oder den Grafen d'Alinval zu necken, sich den Scherz ersonnen habe, ihm unterwegs solche Aufträge ertheilen zu lassen. Doch schien ihm auch wieder unerlaubt, die Karte nicht abzugeben. Indem er noch darüber nachdachte, erblickte er den Postwagen zu seiner großen Freude, weil seine Gemüthsbewegung und der vertretene Fuß ihm das Gehen sehr erschwerten. Der Postillion wollte sich aber nicht dazu verstehen, Marron mitzunehmen. Vergebens hielt dieser ihm sein Geldstück vor, mit einem derben Fluche fuhr er davon, und drohte mit der Peitsche. Da fing das Provenzalen-Blut des Alten Feuer, und laut schimpfend strengte er nun alle Kräfte an, um die Stadt zu erreichen.

Der Markttag hatte hier viele Bewohner der umliegenden Dörfer versammelt; besonders die Wirthshäuser in den Vorstädten waren sehr ange-

fällt. In einem derselben hatte Marron, nachdem er seine Geschäfte vollendet, sich bei einer guten Mahlzeit zur Ruhe gesetzt, als der Abend heran kam. Mit einem Freunde und Kunstgenossen, den er am Tische fand, sprach er der Weinflasche manchmal zu. Er zeigte, im Gange des Gespräches, diesem ein Gartenmesser von neuer Erfindung, welches er an demselben Tage von einem berühmten Messerschmidt gekauft hatte. Die auffallende Form des Messers, welche Jeder nach seiner Ansicht lobte oder tadelte, veranlaßte, daß es von mehreren Gästen genau betrachtet ward, und durch viele Hände ging. Unter dem Gewühl ab- und zugehender Marktleute trat unterdessen der Postillion ein, welcher am Morgen es Marron versagt hatte, auf dem Postwagen Platz zu nehmen. Kaum erblickte ihn der alte Gärtner, so überfiel diesen auf's Neue der Zorn. Mit Heftigkeit verwies er dem jungen Menschen sein Benehmen, und fand sich besonders dadurch beleidigt, daß er ihm mit der Peitsche gedroht hatte. „Es war Dein Glück, Du junger Laffe!" rief er ihm zu, „daß ich heute Morgen nicht mein Messer da bei mir hatte, sonst, wahrlich, wäre das nicht so ungestraft hingegangen. Du sollst wissen, Naseweis! daß ein alter Mann sich nicht wie ein Hund behandeln läßt!" — Der Postknecht entschuldigte sich mit seiner Pflicht, indem es ihm bei Strafe untersagt sey, einen Unbekannten auf der Landstraße mitzunehmen. „Und damit Ihr seht," setzte er hinzu, „daß ich nicht aus bösem Willen gehandelt habe, so laßt uns zusammen eine Flasche leeren, die ich zum Besten geben will. Lange kann ich mich aber nicht aufhalten, denn in einer halben Stunde fahre ich mit dem Postkarren allein zurück." — Marron gab ihm die Hand, und nachdem sie die Flasche unter lustigen Gesprächen geleert hatten, ließ er auf seine Kosten auch eine bringen. Sie besiegelten den Frieden so tapfer, daß Beide etwas berauscht wurden. Der Postillion erzählte nun, daß es ihm gar nicht gelegen sey, den Abend allein zu fahren, da vermuthlich Geld und Sachen von Werth abgeschickt würden. Man werde ihm zwar ein Paar Dragoner zum Geleit geben, die aber erst vor der Stadt zu ihm kämen. Der Wirth, welcher ein alter Freund Marrons war, fragte nun diesen: ob er noch den Abend nach Alinval zurückkehren wolle? welches er mit den Worten bejahte: „Ein rechtlicher Mann und ein armer Teufel, wie ich, geht sicher mitten durch eine Schaar von Räubern." — „Schade!" fiel der Postillion ein, „daß ich nicht dorthin fahre, sondern einen Umweg nach Villefranche nehme, wo ich dem Hauptmann der Dragoner einen Brief abgeben muß, den ihm der Herr Präsident noch in dieser Nacht bestellt wissen will." — Nun erinnerte sich Marron seines Auftrages an den Grafen, und ergriff die Gelegenheit, denselben auszurichten. Sogleich erbot er sich, mit nach Villefranche zu fahren, wenn ihm der Postillion versprechen wolle, ihn am andern Morgen von dort auch nach Alinval zu befördern. Der Letztere sagte ihm dies zu, und laut vor allen Gästen verabredeten sie, daß Marron vor dem Stadtthore den Postillion erwarten sollte. Dieser entfernte sich gleich, und kaum war eine halbe Stunde verflossen, so ging auch Marron mit dem andern Gärtner hinaus, nachdem er mit dem Wirth und mehreren Gästen sich ruhig und unbefangen unterhalten und seine Zeche berichtigt hatte.

Am folgenden Morgen ward ganz Toulouse durch die Botschaft erschreckt: daß die Post beraubt und der Postillion ermordet sey. Den Körper des Letzteren hatte eine Dragoner-Patrouille, drei Stunden weit von der Stadt, nahe bei Villefranche, mit durchschnittener Kehle und mehreren bedeutenden Wunden, in einem Graben entdeckt. Das Pferd war mit dem leeren Karren davon gegangen und von den Bauern im Dorfe Catanet aufgegriffen worden. Dem Criminal-Gerichte wurden mit der Anzeige dieser Unthat zugleich zwei Gegenstände übergeben, welche zur Ausmittelung der Thäter führen konnten. Bei dem Leichnam des Ermordeten hatte ein neues Gartenmesser von ungewöhnlicher Gestalt gelegen. Im Postkarren selbst war, im Stroh, ein mit Blut befleckes Schnupftuch, mit den Buchstaben P. M. gezeichnet, versteckt gefunden worden, an dem zu sehen war, daß man blutige Finger darin abgetrocknet hatte. — Das Gerücht, der Postillion sey von Gaillard's Bande getödtet, schien durch diese Umstände fast widerlegt. Die vielen Gäste, welche am Abend vorher die Abrede zwischem dem Erschlagenen und dem Gärtner Marron gehört, und das Messer dieses Letzteren gesehen hatten, verbreiteten überall den Argwohn: dieser müsse der Mörder seyn. — Der Greis war einige Stunden nach Tages Anbruch nach Alinval zurückgekehrt. Heiter und unbefangen hatte er seiner Frau und seinen Kindern bei dem Mittagsessen alle Vorfälle auf der Reise erzählt; nur die Unterredung mit dem fremden Jäger und die Fahrt nach Villefranche war dabei

verschwiegen worden. Bei der Gräfin hatte er sich gleich nach seiner Ankunft melden lassen, mit der Bitte: ihm in einer wichtigen Angelegenheit je eher je lieber Gehör zu geben. Er war beschieden worden, sich denselben Nachmittag wieder bei ihr einzufinden. Darauf hatte er seine Obst-Spaliere durchmustert, und war beschäftigt, einen Korb voll Trauben und Spät-Pfirsichen, den er der Gräfin auf das Schloß tragen wollte, mit Blumen zu belegen. In diesem Augenblick trat ein Offizier von der Marechaussee mit einem Commando in den Garten. Marron ging ihm mit Höflichkeit entgegen, fragte: ob er etwa mit seinen Leuten hier Quartier nehmen wolle? und verrieth nicht die mindeste Unruhe. Selbst als man ihm und seiner ganzen Familie Arrest ankündigte, verlor er nicht die Fassung, vielmehr beruhigte er die Seinigen. „Was auch dieses seltsame Benehmen veranlaßt hat," sagte er, „so weiß ich doch, es kann nur ein Mißverständniß hier zum Grunde liegen." — Der Offizier ließ sich durch die Ruhe und Folgsamkeit des Hausvaters bewegen, ihn und seine Angehörigen ohne Ketten nach Toulouse fahren zu lassen. In Marron's Wohnung wurden dann die strengsten Durchsuchungen gehalten, und seine Papiere nebst andern muthmaßlich zur Aufklärung dienenden Sachen mitgenommen.

Vor den Thoren der Stadt strömte eine Menge Neugieriger den Gefangenen entgegen. Haß und Abscheu waren auf allen Gesichtern zu lesen; Viele schimpften laut, und die Wache hatte große Mühe, thätliche Mißhandlung abzuwenden. — Der Thatbestand des verübten Mordes ward gleich zur vollkommensten Gewißheit gebracht. Der Gastwirth, bei welchem Marron und der Postillion sich getroffen hatten; der Gärtner und Freund des Angeschuldigten, in dessen Beiseyn Marron vor dem Thore auf den Postkarren gestiegen war; auch der Messerschmidt, welcher das bei dem Leichnam gefundene Messer genau als dasselbe bezeichnete, welches er Tages zuvor dem Gärtner Marron vom Schlosse Alinval verkauft habe — diese und mehrere unverdächtige Zeugen waren schon vernommen. Alle Aussagen stimmten so genau zusammen, daß es Jedem einleuchtete, Marron sey der Urheber, wenigstens Gehülfe des begangenen Verbrechens.

(Fortsetzung folgt.)

Charade:

Die erste Sylbe ist ein Band,
Lang viele tausend Stunden,
Und hat von jeher Land und Land
Auf's Innigste verbunden;
Du folgst ihr nach Dein Leben lang,
Oft mit verhängtem Zügel,
Und wallst auf ihr den Pilgergang
Bis zur dem Schlummerhügel;
Die beiden andern Sylben heißt
Wer stets das Rechte wählet,
Und wessen ruhig heller Geist
Die erste nie verfehlet;
Doch weil der Mensch so selten sich
Durch's Leben nicht geleitet,
So hat das Ganze längst für Dich
Die Arme ausgebreitet.

Räthsel.

Einförmigkeit ist mein Symbol
Gleich schnell mein Lauf von Pol zu Pol,
Es mag der Frühling Blüthen streuen,
Im Sommer heiß die Sonne glühn,
Der Herbst des Weinstocks Frucht erziehn,
Der Winter weiße Flocken schneien,
Nichts fördert schneller meinen Lauf,
Und Nichts hält ihn verzögert auf.
Doch pflegt man heftig mich zu schmälen,
So schuldlos ich auch immer bin:
Dem schleich' ich viel zu langsam hin,
Den Sorge, Furcht und Krankheit quälen,
Und Der schilt meine Flüchtigkeit,
Der in dem Taumel des Genußes
Des ersten heißen Bundeskußes
Der Auserwählten sich erfreut.
Oft muß ich laut mir fluchen hören
Von mir erfleht man Trost und Glück;
Man tödtet mich und unter Zähren
Ruft man mich reuevoll zurück;
Ich streue für die Zukunft Saaten,
Und der dieß Räthsel sich erdachte,
Benutzte mich, als er es machte,
Und Du verlierst mich beim Errathen.

Auflösungen des Blattes Nro. 85.

Charade: 1. Kirchhof.
2. Nachtlicht.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 26. October. Tancred, Oper in 2 Aufz., die Musik von Rossini. Diese Oper ist jetzt auf unserer Bühne aufs günstigste besetzt. Dem. Rotthammer (Tancred) hielt sich heute bei Weitem mehr, als bei der lezten Vorstellung (vom 6. October), innerhalb der Grenze des schönen Gesanges, und Mad. Brauer (Amenaide) zeichnete sich durch größere Sicherheit in Anwendung ihrer daselbst anerkannten Vorzüge ebenfalls vor jener Vorstellung aus.

Sonntag den 27. Saul, König in Israel, Melodrama in 3 Aufzügen, Musik von Ritter von Seyfried. Der erste und dritte Act haben wirksame dramatische Situationen; dagegen aber ist der zweite leer und langweilig: es ist darin nichts als ein Kommen und Gehen, Bestellen und Ausrichten, welches mit dem Knalleffect der Erscheinung eines Geistes zu gelegener Zeit endigt. Die sehr brave, charakteristische Musik, nicht der ungefügige, antik seyn sollende Dialog, weckt und leitet die Empfindung des Hörers und entschuldigt die Wiederaufnahme des Stücks in das Repertoir unserer Bühne. Herr Weidner gab den wilden, von dem Herrn verlassenen Saul mit gewohnter Energie. Warum aber hatte er eine so abschreckende Gesichtsmaske gewählt? — Herr Rottmayer glich dem geschichtlichen David an Gestalt, an Geist und Gemüth schien er ihm nicht gleichen zu wollen und Herr Heukel spielte mit dem Abner, statt ihn darzustellen. Wär es uns um das Tadeln zu thun, so könnten wir es mit Fug und Recht an vielen Mitspielenden üben, nur nicht an Dem. Lindner (Merob), welche auch undankbare Rollen, wie hier, mit Geist und mit Achtung gegen das Publikum behandelt.

Dienstag den 29. Die diebische Elster. Oper in 2 Aufz. Musik von Rossini. Herr Devrient sang den Fernando recht brav, jedoch — was in der Erinnerung an seinen Vorgänger in dieser Rolle, Herrn Pillwitz, einen natürlichen Grund hatte — ohne glänzenden Erfolg Ueberhaupt fehlte den mehrsten mitwirkenden Stimmen der rechte Klang. Herr Dobler (Podesta) allein war der Töne mächtig, die er vorzutragen hatte.

Mittwoch den 30. Das Kätchen von Heilbronn. Romant. Ritter-Schausp. in 5 Aufz nebst einem Vorspiel: Das heimliche Gericht von H. von Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein. Herr Heukel endigte heut mit der Rolle des Wetter von Strahl sein hiesiges Engagement. Er gehört zu denjenigen Schauspielern, welche Studium an ihre Rollen wenden, jedoch hauptsächlich durch glücklich erfaßte Aeußerlichkeiten ihre Darstellungen beleben. Sein scharfes, nur in dem Feuer gesteigerter Leidenschaft sich mit der Handlung verschmelzendes Organ ist in manchen edlen Charakteren dem Eindruck hinderlich, den seine angenehme Persönlichkeit bewirkt, und in Lustspielen vorzüglich den chargirten Situationen günstig, worin er oft reichen Beifall erndtete. Er ist uns, während drei Jahren seines Hierseyns, werth geworden und wir sehen ihn ungern scheiden. — Von der Vorstellung können wir nur Gutes sagen. Es folgte den einzelnen ausgezeichneten Leistungen kein lärmender Beifall; aber es herrschte von der ersten bis zur lezten Scene die gespannteste Aufmerksamkeit und eine so stille Theilnahme, durch welche das zahlreiche Publikum sich und die Darstellung ehrte. Hauptsächlich war es wieder Dem. Lindner (Kätchen), deren herrliches, schon früher gerühmtes Spiel, die Herzen und Augen Aller fesselte.

Donnerstag den 31. Rothkäppchen. Feen-Oper in 3 Aufz. Nach dem Franz. des Theaulon von Rhode. Musik von Boieldieu.

Theater-Anzeige.

Montag den 4. November 1822. Optisch-physicalische Unterhaltung des Herrn Olivier.

Dienstag den 5. Welche ist die Braut? Lstsp.

Mittwoch den 6. Moses, Oper.

Donnerstag den 7. Der Bräutigam aus Mexico, Lustsp.

Samstag den 9. Die Hochzeit des Figaro, Oper.

Sonntag den 10. (Zum Erstenmale.) Der Wunderschrank, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 88. Donnerstag, 7. November 1822.

Die stille Herberge.

(Von Serenus.)

Ich kenn' eine Herberg' im stillen Thal,
Unscheinbar von Außen, das Pförtchen schmal,
Doch schaust Du Dich recht darin umher,
Dann zieht es Dich nicht nach der Fremde mehr.

Der Wirth ist ein freundlicher alter Mann,
Er nimmt am Pförtchen die Gäste an,
Reicht auch zum Willkommen die dürre Hand
Dem Armen, der schüchtern noch ferne stand.

Bekannt ist das Häuschen nah' und weit,
Ein schattiger Garten liegt' ihm zur Seit',
Dort winken der Blumen und Kreuze viel,
Und trauliche Grotten, zum Schlummer kühl.

Viel Gäste treten da, groß und klein,
Ob niedrig, ob hoch, in die Herberg' ein,
Die schweigend den Garten hinunterzieh'n
Bei dunk'len Cypressen und Rosmarin.

Dort rieselt vom Felsen, silberhell,
Durch Blumen und Gräser, ein Doppelquell;
Und welcher Brunnen dem Pilger winkt,
Er schöpft aus der labenden Fluth und trinkt.

Der erste, man nennt ihn Vergessenheit,
Vertilgt aus dem Busen Schmerz und Leid,
Die zweite Quelle, der Friede genannt,
Erlöst von dem letzten drückenden Band.

Und wer nur gekostet den Trank, genaß
Von drückender Plage des Lebens, vergaß
Die Seufzer und Thränen und Schicksals-Fluch,
Der ihn auf des Ungemachs Klippen verschlug.

Der Wirth weis't jegliche Gabe zurück,
Doch lächelt Vertrauen aus seinem Blick;
Es darbt kein Pilger vor seiner Thür,
Der greisige Pförtner nimmt kein Gebühr!

Und kennt ihr den freundlichen Alten nicht,
Mit Silbergeleck' und bleichem Gesicht,
Der Labung und Ruhe dem Pilger bot,
Er nennt sich: Den Wirth zum Grabe — den Tod!

D'rum laß Du dem Leben seinen Lauf,
Geht aber der Mond am Himmel auf,
Und kommen die Sternlein allzumal —
Dann wanderst auch Du zum Wirth im Thal.

Paul Marron.

Eine Criminalgeschichte von Toulouse, aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Angeklagte mit größter Gemüthsruhe, ausführlich und bestimmt, über alle seine Verhältnisse Auskunft gegeben hatte, ward ihm die gewöhnliche inquisitorische Frage vorgelegt: Ob er wisse oder vermuthe, weshalb er verhaftet sey? — „Von Ihnen meine Herren!" war seine Antwort, erwarte ich die Lösung dieses mir unbegreiflichen Räthsels." — „Eure freche Halsstarrigkeit kann ich auf der Stelle beschämen!" — rief ihm der Instructions-Richter zu, indem er das mit Blut befleckte Messer empor hielt. — „Ihr habt gestern ein ähnliches Messer vom hiesigen Messerschmidt Barruel gekauft, wozu habt Ihr es gebraucht, und wo ist es geblieben?" — „Das von mir gekaufte Messer hat mit diesem große Aehnlichkeit; das meinige hab' ich aber noch gar nicht gebraucht, es muß in meiner Wohnung liegen." — „Wo und wann habt Ihr Euer Gartenmesser zuletzt gehabt und zuerst vermißt?" — „Gestern Abend, als ich bei dem Gastwirth Louis war, hatt' ich es noch. Vermißt hab' ich dieses Messer noch gar nicht; es muß sich in meinem Hause finden." — „Barruel's Aussage widerlegt diese Unwahrheit. Betrachtet dies Messer genau, es ist ohne allen Zweifel das Eurige. Erkennt Ihr nicht den fast

unmerklichen Sprung am Hefte, welchen Ihr gestern dem Verkäufer bemerklich machtet?" — „Ja, das ist wahr; aber wie kommt mein Messer in Ihre Hände?" — „Ihr erkennt also dieses Messer für Euer Eigenthum? — Der ersten Lüge seyd Ihr schon vollkommen überführt; hüthet Euch vor einer zweiten, wenn nicht die Folter auf der Stelle Euerm Gedächtniß zu Hülfe kommen soll!" — „Meine Herren! ich rufe den Himmel an, daß ich nicht von meiner Ueberzeugung abweiche, noch abweichen werde. Um des Himmels willen bitte ich Sie, mir zu sagen —." — „An uns ist das Fragen, an Euch das Antworten: Wessen ist das Blut, das an diesem Messer klebt?" — „Gott weiß es, er weiß auch, daß es mir unbekannt ist." — „Bedenkt Eure Worte. Habt Ihr Jemand das Messer geliehen, oder ist es Euch vielleicht entwendet worden?" — „Es muß so seyn!" — „Vor einem Augenblick habt Ihr betheuert, das Messer liege noch in Eurer Wohnung. Ihr habt es auch nicht vermißt, und Ihr könnt es doch nicht vergessen haben, da Ihr heute mit Arbeiten im Garten beschäftigt waret und gestern Morgen Euer gewöhnliches Messer zerbrochen ist." — „Diese Umstände sind richtig, ich weiß nicht, wie das Messer aus meinen Händen gekommen ist." — „Wenn ich Euch nun sage, daß dieses Messer auf dem Wege zwischen hier und Villefranche heute Morgen blutig gefunden worden, und zwar neben der Leiche des Postillions Antoine Bacher, der gestern Abend mit Euch von hier abfuhr und den Ihr unterweges ermordet und beraubt habt!" — „Heiliger Gott! Wie käm' ich zu einer so ungeheuern That? Ich, ein sechszigjähriger Mann, sollte den jungen, starken Kerl überwältigt haben?" — „Wo die Sache klar vor Augen liegt, kann es auf die Möglichkeit und auf die Veranlassung oder Absicht gar nicht ankommen." — „Der Himmel kennt meine Unschuld. Auch Sie, meine Herren, werden sich davon überführen, wenn Sie wegen des gefundenen Messers gegen mich Verdacht hegen. Wer eines solchen Verbrechens fähig ist, wird auch so klug seyn, das Werkzeug, welches ihn verrathen muß, zu entfernen." — „Die Vorsehung macht den Missethäter durch unbedeutende Spuren zu Schanden. Gewiß habt Ihr nicht gewußt, noch weniger es gewollt, daß dieses Messer bei dem Ermordeten liegen blieb. Ihr habt es bei der Anstrengung, den Körper auf die Seite zu bringen, in der Dunkelheit verloren." — „Meine Herren! Sie sind gelehrt und können meine Worte leicht zunichte machen. Aber ich bin ganz ohne Schuld, und wenn die Umstände auf einen Unschuldigen Verdacht bringen, so sind Sie dazu gesetzt, ihn zu schützen." — „Vergebens sucht Ihr ein ruhig prüfendes Gericht durch Ausflüchte und Redensarten von seinem Zwecke abzulenken. Wollt Ihr noch mehr Beweise, hier sind sie!" — Mit diesen Worten ward dem Angeschuldigten das gefundene Tuch gezeigt, und er befragt: was die Buchstaben P. M. bedeuteten? Er gestand sogleich ein, daß es sein eigenes Schnupftuch sey, bezeichnet mit den Anfangs-Buchstaben seines Namens: Paul Marron. Blutig sey es geworden, weil sein am frühen Morgen verwundeter Finger Abends wieder geblutet und er sich damit die Hände abgewischt habe. Diese richtige und natürliche Erklärung befriedigte nicht, weil man im peinlichen Verfahren gewöhnlich nur solche Thatsachen für gültig annimmt, welche die einmal ausgesprochene Ansicht unterstützen.

Marron wurde nun aufgefordert, Alles genau anzugeben, was seit dem Augenblicke vorgefallen sey, wo er neben dem Ermordeten auf dem Postkarren Platz genommen habe. Er sagte: daß er willens gewesen, den Dragoner-Hauptmann Grafen d'Alinval in Villefranche aufzusuchen, und nur in dieser Absicht mitgefahren sey. Unterweges hätte ihm der Postillion gesagt, daß er vor Gaillard's Bande nicht wenig besorgt sey, indem er im Karren ein Fäßchen führe, welches, nach der Schwere zu urtheilen, Gold oder Laubthaler enthalten müsse. Er selber sey deshalb furchtsam geworden, so daß Beide sich sehr gefreut hätten, als, noch auf der ersten halben Meile, die Dragoner-Eskorte sich zu ihnen gesellte. Diese habe aus drei Mann mit blauen Reiter-Mänteln bestanden, deren Anführer dem Postillion erst leise die Parole sagte, und dadurch sich mit ihm verständigte. In Begleitung der drei Reiter hätten sie die Fahrt nach Villefranche fortgesetzt, und alle Fünf unterweges sich über gleichgültige Dinge unterhalten. Im Laufe des Gespräches hätte der eine Dragoner versichert, der Graf d'Alinval, ihr Hauptmann, sey nicht in Villefranche, sondern am gestrigen Tage, mit Urlaub, nach dem Schlosse seiner Mutter gereiset. Ihm sey es nun leid gewesen, daß er nicht gerade nach Hause gegangen, worauf der Geleitsführer ihm erwiedert habe: daß er nur einem Queerwege folgen und eine Viertelstunde gehen dürfe, um auf die Straße von Toulouse nach Alinval zu kommen. Um ihm alle Besorgniß zu nehmen, sey einer der Dragoner mit ihm geritten, der ihn aber bald verlassen, nachdem Marron ihm versichert habe: daß

er jetzt, da der Mond aufgegangen, den richtigen Weg nicht verfehlen werde. Der Postillion sey mit den beiden andern Dragonern weiter gefahren, und er könne daher nicht wissen, was später mit ihm vorgefallen, da er schon diesseits des Dorfes Catanet von ihm gegangen sey. — Der Leichnam war zwar jenseits Catanet gefunden, aber noch vor diesem Dorfe, wie sich aus einer genauen örtlichen Besichtigung ergab, schien der Postillion ermordet und sein Fuhrwerk beraubt zu seyn, weil man hier im Sande Blut und einen abgerissenen Knopf fand, der an dem Ueberrock des Unglücklichen fehlte.

Dem Gericht schien diese Erzählung nur eine leere Ausrede, indem Marron keine hinreichende Ursache angab, weshalb er sich entschlossen hatte, in der Nacht den weiten Umweg nach Villefranche zu nehmen, statt gerade nach Alinval zu seiner Familie und seinen Geschäften zurückzukehren. Durch nähere Erkundigungen zeigte sich ferner, daß der Hauptmann d'Alinval nicht daran gedacht habe, Villefranche zu verlassen, und daß, aus einem Mißverständniß, die zur Eskorte der Post bestimmten Dragoner, statt Abends um acht Uhr, erst den folgenden Morgen um dieselbe Stunde in der Nähe von Toulouse eingetroffen waren. Der Postillion konnte also kein Geleit erhalten haben, und Marron's Vorgeben erschien abermals nur als ein Gewebe von Lügen. Sein Vertheidiger suchte zwar das Ausbleiben der Dragoner zu des Angeklagten Vortheil auszulegen, indem er zeigte, wie sich Alles natürlich erklären ließe, wenn man annähme, daß drei Räuber sich für Geleitsmänner ausgegeben, Marron weggelockt und nachher den Postknecht umgebracht hätten. Man verwies aber dem Sachwalter solche Hypothesen als höchst unwahrscheinlich und aus der Luft gegriffen. Der Parlaments-Präsident von Montercan, ein Mann von großem Scharfsinn und ausgezeichneter Menschenliebe, vertheidigte aber diese Ansicht selbst; meinte jedoch, Marron wäre mit den Räubern im Einverständniß, und fürchte sich nur, dies zu bekennen. Einem solchen Komplott stand aber die strenge Sittlichkeit entgegen, welche Marron von jeher bewiesen hatte. Alle Zeugnisse, welche über sein früheres Leben ertheilt wurden, konnten indessen aus Mitleid oder Parteilichkeit hervorgegangen seyn, da er bei seiner Herrschaft gut angeschrieben war. Auch fehlte es nicht an sogenannten Freunden, welche aus Angst, in die Untersuchung nachtheilig verwickelt zu werden, manchen Ausdruck und manche ganz unschuldige Handlung mißdeuteten. Die Richter legten auf solche Ausmittelungen ein großes Gewicht, und selbst unter Verständigen sah man auch hier die Erfahrung bestätigt, daß der Mensch nie dümmer ist, als in seinem Glauben an die Schuld Anderer. So galt Marron's frühere Unsträflichkeit bald für Heuchelei, sein jetziger Gleichmuth für Frechheit und Eigensinn. „Seine Lügen werden ihm nicht aushelfen" — sagte an der Tafel des Präsidenten ein junger Rath zur Gräfin d'Alinval, die ihren treuen Diener lebhaft vertheidigte — „es fehlt zwar noch das Geständniß des Inquisiten, gnädige Frau! aber, wenn man mich nur machen läßt, so werd' ich im nächsten Verhör auch dieses herausbringen. Ueberhaupt scheint es, da Alles so klar vor Augen liegt, nur eine überflüssige Förmlichkeit, welche jedenfalls durch die Folter leicht zu ergänzen ist. Dagegen entsteht eine höchst interessante Rechtsfrage: ob nämlich dem Mörder das Rad von oben oder von unten zuerkannt werden muß? Dieses wird nur davon abhängen, ob wir annehmen, der Mord sey aus Rache, wegen der vorhergehenden Beleidigung, oder aus Raubsucht verübt worden." — Der Präsident warf einen unwilligen Blick auf den vorlauten Sprecher, und sagte: „Laßt uns nicht die Unbesonnenheit wiederholen, welche den unschuldigen Calas als Mörder seines eigenen Sohnes auf das Schaffot brachte. Auch in der gegenwärtigen Geschichte ist und bleibt mir Manches dunkel."

Wenn man nicht wüßte, daß der Mensch von Natur ein raubgieriges Thier ist, so würde man doch Anlaß finden, es zu glauben, weil in den meisten zweifelhaften Fällen die grausamere Meinung so leicht den Sieg behält. Mehrere Wochen waren seit der Mordthat verstrichen, für die Neugier hatte die Begebenheit keinen Reiz mehr, und die Schuld und Verurtheilung des Angeklagten wurden fast nicht bezweifelt. Diese Ueberzeugung erreichte den höchsten Grad, als man bei weiterer Nachsuchung in Marron's Wohnung seine Brieftasche fand. In derselben waren, mit Bleistift geschrieben, die Worte zu lesen: „Mit uns, Ihr Teufelskinder!" und daneben lag eine mit dem Namen Gaillard unterzeichnete Karte, deren Inhalt den Genossen dieses berüchtigten Räubers jede Gewaltthat untersagte. Marron's Gegner, mit solchen Waffen versehen, triumphirten überall, während die geringe Zahl seiner Beschützer sich beschämt zurückzog, und selbst sein Vertheidiger alle Hoffnung für ihn aufgab.

(Schluß folgt.)

Theater-Nachrichten.

Ueber die Oper:

Cyrus in Babylon, von Rossini ꝛc.

theilt ein geschätztes Blatt folgenden Bericht aus Dresden mit. —

Schon die Ouvertüre — so schreibt der humoristische Correspondent — führt uns in jene südlichen Zaubergefilde, wo das ganze Daseyn des Menschen sich in süß hinschmelzende Klänge auflöst, und auf Wogen melodischen Perlenschaums wiegend getragen wird; schon in diesen Propyläen des memnonischen Tongebäudes ist einzig nur für das absolute Ohr gesorgt, so daß dessen reine Empfindung kein Gedanke stört. Der Dichter hat die genialische Eigenthümlichkeit seines Componisten lebendig erfaßt, sich ganz zu eigen gemacht; er ist, wie das immer so seyn sollte, der nicht zu unterscheidende Zwillingsbruder seines Musikers geworden; denn auch er stört und belästigt mit keinem Gedanken die Gehörgänge des Auditoriums; so tief ist seine Ehrfurcht vor der ungemischten Tonlust, die er durch trockne Verständigkeit nur trüben und zerstreuen würde. Daher ist sein Gedicht auch nicht die Grundlage dieser italienischen Opermusik, wie dieses die deutsche pedantische Kritik wohl verlangt, sondern eine freundliche Zugabe, ein conventionelles Beiwerk, damit die sonst unzusammenhängenden Arien, Cavatinen, Polonaisen, Duetts, Terzetts, Chöre, Märsche ꝛc. hintereinander von kostümirten Personen auf einem Theater abgesungen werden können. Eben so kommt man und geht, und kommt wieder und geht wieder ab, damit doch etwas auf der Bühne vorgehet und die Scene verwandelt werden kann, eben so sind auch Rezitative für die imposante Begleitung eines einzigen Violoncells gedichtet, damit sich die von Rouladen ermatteten Zuhörer und Sänger gehörig ausruhen können. So sehr nun aber der Dichter durch diese hochmusicalische Behandlung seines Stoffs das Lob jedes wahren Kenners verdient, so hat er dennoch nicht das Höchste geleistet, was die neue italienische Operntert-Kunst vermag. Seine Worte nämlich sind nicht immer absolute Klänge geblieben, sie geben doch noch zuweilen einen Gedanken; ja diese Gedanken — und das müssen wir höchlich in einer italienischen Oper tadeln — sind zuweilen dem, was auf der Bühne vorgeht, angemessen. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich nun das Genie Rossini's in seiner ganzen Größe, indem er diese Fehler seines Dichters zu undenkbaren Schönheiten anzuwenden weiß. Wo auch nur der geringste Sinn, der winzigste Gedanke in dem Texte ist, er weiß ihn durch der Töne süße Gewalt rein auszumerzen, so daß man von seiner Composition sagen kann, was unser Tieck von der Musik überhaupt sagt: „Gedanken stehen ihr zu fern." — Ein einziges Beispiel wird genügen. Am Ende des ersten Acts, als der Tyrann Belsazar den Cyrus in Ketten schlagen läßt, vergißt sich der Dichter und läßt den Chor die ziemlich angemessenen Worte sagen:

Già dell' alma al rio contrasto
Sdegno, tema, ardir infonde etc.

Wie herrlich aber weiß sich Rossini aus dieser Gedankenschlinge zu ziehen, die ihm der unvorsichtige Poet gelegt hat. Er opfert die Süßigkeit eines Actschlusses nicht auf, er läßt den bangen, bebenden und racheschnaubenden Chor im lustigsten Takt das freundlichste Liedchen singen, das Cyrus mit seinen Ketten, wie mit einem Triangel klingelnd, begleitet. Aber das sind nur Kleinigkeiten! Rossini hat in dieser Oper eine ganz andere Sonnenhöhe seines Genies erklommen, denn er läßt selbst die Melodie, seine sonst liebliche Führerin, hier weit unter sich zurück; Töne, nichts als Töne hört man, schwirrende, girrende, schreitende, gleitende, wallende, schallende, hallende Töne, und so entzückt ist man von ihnen, daß man den einen Lügner schelten möchte, der da sagt, dieser Cyrus sey eine Jugendarbeit des unsterblichen Meisters; obgleich dies keine Lüge ist, so wenig, als daß die paar Melodien, die in dieser Oper vorkommen, auch in den spätern Werken dieses Componisten zu finden sind. Was die Darstellung betrifft, so ist sie vollendet zu nennen, denn sie wurde ganz in dem Sinn des lieblich-süßen Nicht-Sinns, der diese Rossinische Oper nicht charakterisirt, angeordnet und vollführt. Um nur von der Hauptrolle zu sprechen, so wurde dieser persische Kriegsheld von unserer jungen und schönen Signora Tibaldi mit hinschmelzender Feldherrnkraft, mit glockenreiner Todesverachtung und mit sehr geschmackvollverziertem Durst nach Rache vorgetragen. Sie war der Mittelpunct, der Kern und Stern, um welches das musikalische Feuerrad Rossini's seine Töne und Tönchen, sein Kling und Klang und Sing und Sang, wie leichte Funken sprühete.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 89. Sonntag, 10. November 1822.

Paul Marron.

Eine Criminalgeschichte von Toulouse, aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Als bei dem nächsten Verhör der Angeklagte jedes Verständniß mit Gaillard bestritt, ward ihm die Brieftasche, und was sie enthielt, vorgehalten. Da stürzte der unglückliche Greis mit dem Ausruf: „O, mein Gott!“ sinnlos zu Boden. Als er wieder zu sich selbst kam, vermochte er lange kein Wort vorzubringen, und seine Verwirrung bewies allen Anwesenden die Macht des erwachten Gewissens. Er mußte die Brieftasche für die seinige erkennen, und gestehen, daß die merkwürdigen Worte darin von seiner Hand eingeschrieben wären, in der Absicht, sie bei seiner Rückkehr nicht zu vergessen. Nun erst erzählte er seine Unterredung mit dem Jäger auf der Wanderung nach Toulouse, und mußte auch berichten, daß dieser ihm einen Louisd'or gegeben, um die vorgefundene Karte an den Grafen d'Alinval zu bestellen. Auf die Entgegnung: warum er diese Karte, welche ihm, da Gaillard's Name darauf stand, höchst verdächtig seyn mußte, nicht der Polizei überliefert, sondern den ganzen Vorfall so lange verschwiegen hätte? wußte er sich nur damit zu rechtfertigen, daß er Alles nicht recht für Ernst angesehen. Dieser Ausrede widersprach aber der Umstand, daß er die empfangene Losung mit so vieler Sorgfalt in seinem Taschenbuch niedergeschrieben, die Brieftasche versteckt und seinen eigenen Hausgenossen die Begebenheit verheimlicht hatte. Mit den feierlichsten Schwüren betheuerte er seine gänzliche Unschuld und Unwissenheit. Ernstlich ward ihm aber bedeutet, daß von seinen vielfachen Lügen und Widersprüchen die Geduld seiner Richter erschöpft sey. „Nehmt mir das Leben, aber peinigt mich nicht länger, etwas zu gestehen, was mir nie in den Sinn gekommen ist!“ winselte Marron, während er mit heißen Thränen und zum Himmel empor gehobenen Händen auf die Kniee sank — „Gott! laß mich sterben, und erbarme Dich meiner unglücklichen Familie!“ — Bei diesen Worten verließ ihn die Sprache, und unter heftigen Krämpfen ward er in's Gefängniß zurückgetragen. Die Richter sahen aber in ihm nur einen grauen Bösewicht, der mit ihrem Scharfsinn ein Spiel wagte. Einstimmig ward nun auf die Folter von ihnen erkannt.

Als der Beklagenswerthe im Kerker aus seiner Erstarrung erwachte, überschaute er das Gräßliche seiner Lage und die Unmöglichkeit seiner Rettung. Es schien ausgemacht für seine Richter, daß er Gaillard schon früher gekannt haben müsse. Dieses einzuräumen, ohne über den Mord und die Beraubung etwas Näheres anzugeben, war ein Schritt mehr zum Verderben. Und wie sollte er über ein Verbrechen Auskunft geben, von dem er nicht das Geringste wußte? Wie denen die Wahrheit zeigen, welche sie nicht mehr erkennen konnten, weil sie ihren Behauptungen widersprach? Er beharrte bei dem Vorsatz, von der Wahrheit nicht abzugehen, und verließ sich auf die Vorsehung und ihre allmächtige Hülfe. Ein erquickender Schlaf belohnte seinen Entschluß.

(Schluß folgt.)

Charade:

Mein Erstes soll des Dichters Lied erheben,
Ihm ist geweiht der Leierklang;
Es ganz zu seyn, ist aller Wesen Streben,
Ihm tönt der Völker Lobgesang.
Und von despot'schen Sklavenketten
Kann schnell die eine Sylbe retten.

Mit Waffen angethan erscheint die zweite,
(Denn ohne sie fehlt ihr der Werth.)
Ein Druck der Hand erreicht in ferner Weite,
Was kühn das scharfe Aug' begehrt.
Und von despot'schen Sklavenketten
Konnt's einst ein ganzes Land erretten.

Ein schlichter Weber machte mich, das Ganze,
Den hoch geehrt der Musen Gunst;
Drum glänz' ich auch in Ruhmes Strahlenkranze
Hoch über welschen eitlen Dunst.
Und von des Auslands Sklavenketten
Konnt' ich die deutsche Kunst erretten.

Auflösungen des Blattes Nro. 87.

Charade: Wegweiser.
Räthsel: Die Zeit.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Freitag den 1. November 1822 gab ein Herr Olivier optisch-physicalische Unterhaltungen im Schauspielhause.

Samstag den 2. Donna Diana, oder: Stolz und Liebe, Schausp. in 4 Aufz. Nach dem Spanischen des Moreto von West. Die bedeutendste Rolle, von welcher das Stück den Namen trägt, wurde von Mad. Schultze mit Auszeichnung gegeben; wenn wir dies, in Bezug auf frühere Darstellerinnen derselben Rolle, hiermit gern anerkennen, so soll damit nicht gesagt seyn, daß die Leistung der Mad. Schultze unserer Ansicht des Charakters durchgehends entsprochen hätte. Dianens Männerverachtung hat ihren Sitz im Kopfe, nicht im Herzen und ist im Grunde nichts anderes als weiblicher Stolz, unterstützt von dem Bewußtseyn einer Persönlichkeit, die das Aeußerste gefahrlos wagen darf. Das süße Gefühl der Liebe, heimisch in jedem Frauenherzen, wohnt auch in Dianens Busen; aber sie betäubt es durch Sophismen, welche zugleich ihre Gespielinnen zu gleicher Unnatur aufreitzen sollen, damit sie um so sicherer stets neue Triumphe feiern kann. Diese erkünstelte Gefühllosigkeit muß bei dem ersten Widerstande in Nichts zerfallen, was der schlaue Perin, den wir heute wieder zu unserer großen Freude von Herrn Weidner dargestellt sahen, glücklich herausgefunden hat. Von dem Augenblicke an, als Don Cäsar mit derselben Waffe gerüstet, Dianen entgegen tritt, fühlt sie sich beengt, die Liebe erwacht; aber der Stolz versucht noch den ohnmächtigen Kampf, während jene stets höher auflodert und sich endlich gerächt findet in den Qualen der Eifersucht. Durch diesen flüchtigen Umriß der Rolle wäre dann bedungen, daß sie zu Anfang in einem minder ernsten, vielmehr in einem dem leichten Spott sich nähernden Tone gehalten und im Fortgang der Handlung bis zu einer gewissermaaßen tragischen Höhe gesteigert werden müsse. — — Mad. Schultze war in den ersten Scenen ganz; die reitzbegabte, jedes zärtliche Gefühl verhöhnende Fürstentochter; aber sie hätte es doch nicht verschmähen sollen, der Hoheit die Anmuth, der Würde die Feinheit beizugesellen. Im zweiten Act, bei Don Cäsars kurzem Selbstvergessen, war ihr Minenspiel vortreflich, in jedem Zuge ihres Angesichts mahlte sich der Jubel des Triumphs. Als hierauf Don Cäsar sich ermannt und sie sich getäuscht wähnt, hätten wir zur Bezeichnung des inneren Verdrusses eine edlere Gebärde gewünscht, als das Niederzucken der Arme mit geballten Händen. Von dieser Scene an traf Mad. Schultze sehr glücklich den Ton der steigenden Leidenschaftlichkeit, welchen die Rolle bis zum Schluß verlangt. Herr Rottmeyer bewährte als Don Cäsar den denkenden Darsteller; nur war er im Ganzen zu weich, nicht kühn genug. Wir sehen in seinem Spiel überall die Sorge durchschimmern, als könne der wohlberechnete Plan, die Spröde zu bekehren, mißlingen, und hätte Diana mit unsern Augen gesehen, so würde sie einer bitteren Demüthigung entronnen seyn.

Sonntag den 3. Aschenbrödel. Feenoper in 3 Aufz. Musik von Nicolo.

Montag den 4. gab Herr Olivier eine zweite Vorstellung seiner optisch-physicalischen Unterhaltungen.

Dienstag den 5. Welche ist die Braut? Lustsp. in 5 Aufz. von Johanna von Weißenthurn. Treten wir mit den festlichsten Gefühlen in eine Bildergallerie und finden gleich die ersten Säle voll von guten Stücken aus der niederländischen Schule, so verweilen wir, Kenner wie Nichtkenner, mit Entzücken darin und nennen sie Kunstwerke. Selbst, wer höhere Forderungen an die Kunst macht und in ihrem Allerheiligsten den Kelch einer reinern Begeisterung zu leeren versteht, freut sich, daß für eine stufenweise Abkühlung gesorgt ist, und man durch die Viehstücke, Bauernhochzeiten, Winterlandschaften u. s. w. unvermerkt wieder hinaus in's flaue, kühle, wirkliche Leben sich zurückfinden kann. Auf der Bühne nehmen wir's anders; mit Unrecht! Zwar lassen wir uns die Bauernhochzeiten und Viehstücke, die hier aufgeführt werden, nicht nehmen; aber wir haben denn doch ein böses Gewissen dabei und glauben uns entschuldigen zu müssen, daß wir unser Geld für Geschichten ausgeben, die wir in Stadt und Haus

umsonst haben. Das böse, wenn auch weite und leise Gewissen, rührt von unserm erweiterten Wissen, vom Lesen der Kritiken her. Seit die Schlegel und andere die Bühne geläutert haben, ist das Gewissen unsers Geschmacks etwas sublim geworden; wir möchten gern lauter festliche Gerichte haben, duftend von Nektar und Ambrosia. Die dampfenden Schüsseln mit Hausmannskost genießen wir zwar, aber mit Beklommenheit und innerm Vorwurf.

Wir? — Vielleicht fühlt sich der größte Theil des lesenden Publicums — das nichtlesende kommt gar nicht in Betracht — dabei ganz und gar unbefangen und unschuldig. Nun, dann sind sie auch nicht mitgerechnet; denn die Kritik berücksichtigt die Magen, die durch Erschütterung des Zwerchfells besser verdauen, und die gestandnen Herzen, die durch „liederliche Thränen" wieder oscilliren wollen, nicht. Wir sind der stumme Chor der Tragödie, die Bacchanten der Komödie; die auf der Bühne die großen Bilder des Lebens, wie im Hohlspiegel aufgefangen, zur Erbauung suchen, mit leisbesaitetem Gemüth seine Dissonancen sich lösen hören, und im Spiel des fremden Lebens unser eignes Herz und Schicksal verstehn; aber auch mit herzlichem, aufrichtigem Lachen die verkehrte Welt betrachten und am Reich des Teufels unsern Glauben stärken.

Wir verschmähen nun auch nicht die niederländische Malerei der Bühne, jene porträtmäßige Auffassung der Wirklichkeit; zufrieden, wenn nur zugehöriger Zeit wieder ein gebarnischter Geist über die Bretter schreitet; und mit Zauberstreichenden Blick durch Himmel, Erde und Hölle führt und das Gemüth zu lichtern und höhern Gefühlen stimmt. Für diese unsere bescheidene Ergebung läßt sich so sprechen. Sehen wir einen Bekannten, mit dem wir täglich umgehn, gut abconterfeit; wir bemerken immer einen neuen Zug, der uns im Leben verborgen geblieben; manche Falte seines Wesens geht uns auf. So zeigt uns auch die bewegliche Schilderei des gewöhnlichen Treibens, wie es vor uns gestellt wird, wenn der Vorhang vor dem Spiegel der Bühne aufgeht, vieles, was wir nicht beachteten, weil es in der Gewohnheit des Lebens zu nahe vor uns lag. Gewinnt auch der Geschmack diesmal wenig, so wird der Verstand doch belehrt, und da uns fast alle Tage auf-, mit- und vorgespielt wird, so müssen wir selbst aus den Alltagsintriguen und Alltagsmenschen durch Ernst und Ironie noch gesunde Nahrung ziehn.

Und sind unsere Theaterstück-Manufacturisten und Manufacturistinnen nicht tugendhaft und christlich? — Wird die Schwäche nicht verlacht, die Bosheit nicht entlarvt; siegt die Tugend nicht am Ende und bleibt der alte Gott nicht leben? wie der zürnende Schatten klagt:

„Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Aber nicht die Immoralität des Lasters, die Immoralität der triumphirenden Tugend ist das geheime Gift, das unsere meisten Trauer-, Ritter-, Schau- und Lustspiele einflößen. Die Bühne reicht es aber nicht zuerst; ihr reicht es das Leben, wo oben wie unten, in den großen Welthändeln wie in der engen Stille des bürgerlichen Verkehrs, dieselbe weinerliche, ekelhafte moralische Verkehrtheit herrscht. Gegen diese soll die Wissenschaft uns erst die Waffen der Ueberzeugung und die ächte Kunst die Vorbilder eines gesunden und schönen Lebens geben.

Kriminalprozesse und Sittengerichte werden auf der Bühne eben so anmaßlich im Namen der ewigen Gerechtigkeit gehalten, als meistens der Kriminalcodex und die Moral dazu gepredigt werden. Die Kritik hält nur auf dem erstern Lehrplatz Wache, und wischt der geschminkten siegenden Tugend die geborgte Farbe ab. Stücke vom gewöhnlichen Schlag mit ihrer hausbackenen Moral betrachten wir also wie jene Viehstücke und Bauernhochzeiten. Man kann nicht viel darüber kunstrichtern; man muß sie zur Unterhaltung sehn, das Beste herausnehmen und vergessen. Der Schauspieler thut das meiste dabei und mit Leichtigkeit. Denn Tiefe des Charakterstudiums wird nicht erfordert; die Leute laufen in allen Gassen. Wer sie nicht aufzufassen anstellig ist, ist für die Bühne verdorben oder für seine Rolle — zu gut.

In dem oben genannten Stück der Frau von Weißenthurn (die bereits 33 sterbliche Töchter der Bühne geboren und wenigstens noch einmal so viel darauf glücklich an reiche Männer gebracht hat) sind Lebhaftigkeit des Dialogs und artige Theatercoups zu loben. Das Stück ist nur zu gedehnt; so schlimmer, weil man mit der Exposition im ersten Auftritt den Knoten sich selbst schürzen und auch lösen kann. Eigentlich sollte das Stück heißen: wer ist nicht die Braut? Denn die Besorgniß mußte jeden aufmerksamen Zuschauer bis an's Ende spannen. Ach, die gute frische Emy blieb für diesmal sitzen! Freilich bei der

großen Geldspende bekam sie am Ende 30,000 Thlr., damit hat's weiter keine Noth! die lieben naiven Gurlys, wie Orest und Pylades, um das Glück der Ehe edelmüthig streitend und aufopfernd! Wie schön sagten sie ihren Ehestands-Katechismus her! Und die naive Nina mit ihrem grünen Herrn von Grünau! Die Paare verdienen einander und ihr Geld. An der Baronin Wendheim und dem Rath von Blümlein ist durchaus nichts mehr zu verderben und zu bessern. Die Wittwe Maria voll überschwenglichen Edelmuths läßt einige Thränen vergießen; sonst wird leicht geliebt und geheurathet, vergeben und vergessen. Der Advokat Wolf ist der Stellvertreter des Schicksals, Mittler und Versöhner. Von Blümlein hat auch seinen Schnitt bei dem Handel gemacht, alles ist glücklich — Jeder hat was bekommen und vor der Hand — geht man zu Tische. Nächstens wird Frau von Weissenthurn die Enkelchen spielen lassen. Alle spielten gut; mir that's weh, daß Dem. Lindner so edelmüthig und weinerlich seyn mußte. Ich habe sie nämlich schon in klassischen Rollen auftreten sehen.

Mittwoch den 6. (Zum Erstenmale wiederholt) Moses, oder: die Israeliten in Egypten. Oper in 3 Aufz. Musik von Rossini. Was Dichtung und Musik dieser Oper betrifft, so verweisen wir unsere Leser auf die letzte Nummer der Iris vom 7. d. Die darin enthaltenen Bemerkungen über Cyrus in Babylon von demselben Tonsetzer, paßt auch auf diesen Moses. Wir fügen nur hinzu, daß in Letzterem noch andere Ruhepunkte für die Singstimme gegeben sind, nämlich die bis zur Betäubung lärmenden Stellen der Instrumentalmusik, während denen der Sänger, da er doch nicht gehört wird, füglich schweigen kann und nur zu beobachten hat, daß er bei lichteren Momenten den rechten Ton giebt. — Dem. Rotthammer sang die Parthie der Elzia ausgezeichnet brav. Außerdem sind noch besonders die Leistungen des Herrn Nieser (Osiride) und des Herrn Dobler (Moses) so wie überhaupt die Präcision womit die Oper im Ganzen gegeben wurde zu rühmen.

Donnerstag den 7. Der Bräutigam aus Mexiko, Lustspiel in 5 Aufz. von H. Clauren. Der Bräutigam ist weit her; das Stück spielt aber in der Nähe, in Deutschland. Leichtes, gefälliges Machwerk. Der Bräutigam ist glänzend mit sieben Millionen jährlich; aber — so viel in unsern Theaterstädten namentlich (denn in allen neuern Stücken ist der Knoten schlechterdings schwer — schwer golden) das Geld gilt, er wird sich nicht halten, wenn das Spiel der Braut ihn nicht hält. Dem. Lindner war die Braut. Sie spielte „zu lieb!" So rief's im Parterre und in den Logen nicht bloß mancher männliche, sondern auch mancher weibliche Mund. Die deutsche Mimili kann nicht besser gespielt werden. Dem. Ursprich sprach diesmal mit gutem Bedacht etwas affectirt und geschraubt. Dafür verdient sie Lob. Nächstens werden wir sie ihre natürliche Sprache reden hören? — Zwei traurige Prospekte ließ das glückliche Hochzeitstrio übrig: die 50,000 Rthlr. werden für die Gräfinnen nicht auslangen. Noch eine Null! Herr Clauren. Was schadet's Ihnen und dem Bräutigam? Wir aber möchten nicht recht beruhigt nach Hause kommen, wenn das geringste Wölkchen am fernen Horizont dem Kleeblatt droht. Der Bräutigam aus Mexiko hat seiner Frau Mutter Wunsch erfüllt, und die Gräfinnen erhalten die ihrer würdigen Gatten. Als Ehesegen dient der Schrecken über den wahren jungen schönen Alonso. Ihr taktfest vornehmes Gefühl hatte sich gegen den Bedienten vorher mit keiner Sylbe verrathen. Herr Gröger (v. Lerchenthal) spielte mit zu viel Wahrheit. Ist der lustige Windbeutel nicht genug? Pfui! den Nasenknorpel muß er doch mitbringen. Uebrigens hat uns das Stück gut unterhalten; da es so gar viele schlechtere gibt, ist es eins von den besseren.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 12. Nov. 1822. Moses, Oper.

Mittwoch den 13. Die Waise und der Mörder, Melodrama.

Donnerstag den 14. Der Teufelsstein, Oper (Taddädi Hr. Walter.)

Samstag den 16. Titus, Oper.

Sonntag den 17. Der Wunderschrank, Lustsp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 90. Donnerstag, 14. November **1822.**

Paul Marron.

Eine Criminalgeschichte von Toulouse, aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

(Schluß.)

Um Mitternacht ward er plötzlich vom Kerkermeister aufgeschreckt, und durch mehrere finstere Gänge in die geheime Werkstatt geführt, wo die Priester der Gerechtigkeit die Wahrheit zu Tage fördern wollten. Schwankend stand der Greis zwischen zwei Henkersknechten, während ihm der Scharfrichter die Marter-Werkzeuge und ihren Gebrauch zeigte. „Zum letzten Mal" — hob der Richter an — „Paul Marron! beschwöre ich Euch, im Namen des Allwissenden und des Gerichts, das Euch schonen möchte, der Wahrheit und Eurem Gewissen die Ehre zu geben! Wollt Ihr von Eurem verstockten Sinn lassen und ein freiwilliges Geständniß ablegen?" — „Gott, welcher meine Unschuld kennt, wird mich stärken, wie er die heiligen Märtyrer mit Kraft erfüllt hat, in den Stunden ihrer Prüfung! Ich betheure es, daß ich nichts zu bekennen habe, und daß keine Schuld mein Gewissen belastet. Möge das Gericht bedenken, was es über mich verhängt!" So sprach Marron. — „Wohlan, Du Verhärteter! weil Du nicht hören willst, so geschehe, was Dein Trotz Dir bereitet!" rief erbittert der Richter. — Da rissen die Henker plötzlich dem Greise alle Kleider vom Leibe, nackt ward er auf eine Leiter fest geschnürt, und man begann, ihm Arme und Beine auszurenken. „Erbarmung!" schrie er, „um Gottes willen!" — Der Richter befahl, einzuhalten. Als sich der Greis ein wenig erholt hatte, fragte er: was sein Schicksal seyn würde, wenn er die Folter überstanden hätte? — „Ich bin nicht befugt," antwortete der Richter, „Euch hierüber zu belehren. Wißt indessen, Ihr werdet nach dem, was bisher ausgemittelt ist, mit einer außerordentlichen Strafe belegt werden, und Euer übriges Leben auf den Galeeren zubringen!" — „Und wenn ich jede Beschuldigung einräume?" fragte der Angeklagte weiter, — „Dann steht es bei des Königs Majestät, die Todesstrafe zu mildern, welche das Gesetz über Euch verhängt." — „Wenn ich mich auf Ihre Worte verlassen darf, so ist die Wahl nicht schwer. Also der Tod oder die Galeeren! Nun, mein Herr! ich danke Ihnen für die Belehrung. Und was wird aus meiner Frau und meinen Kindern?" — „Zum Lohn dafür, daß Ihr nicht länger mit der Wahrheit zurückhaltet, will ich Euch eröffnen, daß kein Verdacht Eure Familie trifft, und sie in Freiheit gesetzt ist." — Bei dieser Nachricht brachen Marron's Thränen auf's Neue hervor, aber es waren Thränen des Dankes und der Freude, mit welchen er die Rettung der Seinigen feierte, ohne an sein eigenes Schicksal zu denken. — „Schreiben Sie, mein Herr! Alles, was Sie wollen; von nun an werd' ich Ihnen in keinem Falle widersprechen!" sagte er mit edler Hingebung. — „Ich muß Euch vorher bedeuten, daß ein späterer Widerruf Euch nur schaden, aber durchaus nicht helfen wird!" — „Besorgen Sie nichts; bald wird in dieser Welt mir nichts mehr schaden!" — Der Richter schrieb nun aus mehreren unzusammenhängenden Aeußerungen eine Geschichte nieder, welche das Bekenntniß enthielt: daß Marron, theils aus Rache, theils aus Habsucht, den Postillion mit seinem Messer umgebracht, und die entwendeten Sachen in einen Mühlenteich unweit Catanet versenkt habe. Der Erzählung fehlte es nicht an seltsamen Widersprüchen; in der Hauptsache stimmte aber Alles mit den richterlichen Ansichten, und das konnte genügen. Den Wahrheiten verweigerte man Gehör, den Erdichtungen ward willig geglaubt, weil sie dem allgemeinen Wahn fröhnten. — Der erschöpfte Greis legte sich auf sein Strohlager, und der Richter erndtete große Lobsprüche dafür, daß er so thätig und geschickt die Fakta ausgemittelt habe, als er am Morgen das Protokoll vorlegte, worin das sogenannte freiwillige Geständniß eines so verruchten Bösewichts enthalten war.

So weit gediehen, nahm der Prozeß bald ein Ende. Vergebens suchte man zwar im Mühlenteiche bei Catanet, und nachher an mehreren andern Stellen, nach den geraubten Sachen. Es leuchtete aber von selbst ein, daß diese unterdessen entwendet seyn müßten. — Ueberzeugt, Marron stehe heimlich mit Gaillard in Verbindung, eilte man, ein abschreckendes Beispiel zu geben. Der Greis ward verurtheilt, von unten auf gerädert

und lebendig auf das Rad geflochten zu werden. Die Gräfin d'Alinval reiſete nun ſelbſt nach Paris, um des Königs Gnade für den Strafbaren zu erflehen. Vierzigjährige Unſträflichkeit und treue Dienſte lagen in der einen Wagſchaale, in der andern die ſchweren gerichtlichen Unterſuchungs-Akten, welche Marron als Mörder, Räuber und verhärteten Sünder unwiderleglich darſtellten. Die milde Geſinnung Ludwig des Funfzehnten mußte der Blutſtimme der Gerechtigkeit weichen. Er glaubte, die Juſtiz in ſeinem Lande müſſe gut beſtellt ſeyn, weil die Gefängniſſe und Galeeren überfüllt waren, und die Schlachtbank der Tournelle vollauf zu thun hatte *). — Die Gräfin war eine Milchſchweſter des Unglücklichen; um dieſes Verdienſtes willen — ſagte ihr der Juſtiz-Canzler — hoffe er durch ſeine Fürbitte, die er als ächter Hofmann nicht verſagte, einen ganz außerordentlichen Beweis der Allerhöchſten Gnade für den entſcheidenden Augenblick aufzuſparen. Den Willen des Herrſchers würde man dem Parlament zu Toulouſe kund machen. Mit dieſer ſchwachen Hoffnung mußte die Gräfin zurückreiſen.

Nach acht Tagen erhielt der Parlamentspräſident einen Kabinetsbefehl, des Inhalts: daß der Verbrecher aus beſonderer Gnade, ſtatt der ihm zuerkannten Radſtrafe, mit dem Beile hingerichtet, dieſe Milderung ihm aber erſt auf dem Schaffot bekannt gemacht werden ſollte. Alle Anſtalten zur Vollſtreckung wurden nun getroffen und ganz Toulouſe erwartete das blutige Schauſpiel, als einen Erſatz für die Angſt und Unruhe, welche die Räuber in der ganzen Umgegend verbreitet hatten.

Am Abend vor der Hinrichtung überbrachte die Poſt aus Bordeaux einen Brief mit tauſend Louisd'or, unter der Adreſſe des Parlaments-Präſidenten von Montereau. Zum größten Erſtaunen las er darin das Folgende:

„Mein Herr Präſident!

Ich hoffe, daß dieſer Brief früh genug kommt, um Sie und das Parlament vor einer That zu bewahren, die ſchlimmer iſt, als mein Verbrechen. Sie ſind dazu geſetzt, die Unſchuld zu ſchirmen, und ſtehen im Begriff, den Gärtner Paul Marron unſchuldig hinrichten zu laſſen! Der Raubmord, an welchem dieſer gar keinen Antheil hat, iſt von Dreien meiner Genoſſen verübt worden, deren ich mich ſchäme, weil ſie, wider meinen Willen, um mit einem Unbewaffneten fertig zu werden, ihn ermordet haben. Noch ſchändlicher iſt es, daß ſie das von ihnen in der Schenke zu Toulouſe am Abend vorher entwendete Gartenmeſſer abſichtlich neben dem Körper des Poſtburſchen hingelegt haben, um den Verdacht der That auf einen ſchuldloſen Greis zu wälzen. Mit dieſem Bedauernswerthen habe ich auf dem Wege nach Toulouſe zufällig ſelbſt geſprochen. Ich kannte ihn nicht; aber ſein Dienſteifer gefiel mir, und ich benutzte die Gelegenheit, den ſtolzen Einfall auszuführen, meinem Verfolger für das Leben ſeiner Mutter, um welches ihm, bei ihrer Reizbarkeit bange ſeyn mußte, volle Sicherheit zu gewähren.

Die Urheber des Poſtraubes werden die Landleute von Catanet in dieſen Tagen der Obrigkeit überliefern. Der Anführer bei dem Verbrechen, der viele Mordthaten auf ſeinem Gewiſſen hat, iſt überzeugt, daß ſeine Seele im Fegfeuer weniger ſchmachten werde, wenn ſein Körper auf dem Rade vermodert. Ich theile nicht ſeine Meinung, ſondern glaube, da kein Blut an meinen Händen klebt, und ich nur geraubt habe, als die Welt mich um meines Vaters willen (welcher auf den Galeeren ſtarb' weil er einen Scheffel Salz eingeſchwärzt hatte) ausſtieß, daß ich klüger thue, über das Meer zu entfliehen, und ein tüchtiger Landwirth zu werden. Was ich mitnehme, beträgt nicht ſo viel, als die beifolgende tauſend Louisd'or, die ich Marron zum Erſatz ſchicke, und ſie ihm mit dieſem Briefe an dem Tage auszuliefern bitte, wo ſeine Unſchuld anerkannt und ſein guter Name hergeſtellt wird. — Dem Hochpreislichen Parlament empfehle ich, die in dieſer Begebenheit gemachte Erfahrung nicht zu vergeſſen."

Der ehemalige Straßenräuber
Antoine Gaillard,
genannt das Teufelskind.

Die drei Räuber wurden gleich darauf verhaftet, und Marron's Unſchuld feierlichſt ausgeſprochen. — O, wie drängten ſich nun die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Gönner und Freunde! Im Triumph führte man ihn nach Alinval, bekränzte ihn und beſang ihn; die Schönen trugen Mode-Ketten à la Marron, welche noch nicht veraltet waren, als man ſchon ihn und ſeine Leiden vergeſſen hatte! — Noch ſchlimmer war es, daß man auch bald die große Warnung außer Acht ließ, welche dieſer Vorfall jedem Unbefangenen aufdringen muß: daß die öffentliche Sicherheit und die Unſchuld großen Gefahren ausgeſetzt ſind, wenn die Rechtsgelehrten nicht, wie die tüchtigen Männer in anderen Wiſſenſchaften, nach richtigen Grundſätzen und beſtimmten Wahrheits-Merkmalen, ſondern nach *ihrer* Ueberzeugung, aus unvollkommenen Anzeigen, über Leben, Ehre und Freiheit ihrer Mitbürger abſprechen, und die Rechtsregel vergeſſen: „Vor Gericht muß Jeder für unſträflich gelten, ſo lange das Gegentheil nicht klar erwieſen iſt."

---

*) Dieſes Criminalgericht wurde, wegen ſeiner Blutgier, in Frankreich ſelbſt mit dem Namen: „Les bouchers de la Tournelle" belegt.

Digitized by Google

Göthe und die Frösche.

Wien im October.

Für die Charakteristik einer Zeit, die eine offenbar hypokritische Physiognomie zeigt, die in der Religion, wie in der Politik, offenbar heuchelt und gar zu gern mit Tugenden prahlt, die ihr, bei Lichte besehen, in der That doch nicht eigenthümlich sind; für eine solche Zeit ist wirklich das leider! leider! leider! täglich mehr und mehr um sich greifende Unwesen, Göthe anzugreifen und mit (stumpfen!) Pfeilen zu verfolgen, höchst bedeutungsreich. Nachdem die Deutschen 50 Jahre lang gewohnt gewesen sind, bei dem Höchsten in ihrer vaterländischen Poesie, ja bei dem Gedanken an ihre literarische Cultur überhaupt, den Namen Göthe hellverklärt und im Glanze einer goldnen Lorbeerkrone strahlend zu denken, treten jetzt mit einem Male hier und da aus dem Dunkel einer crassignorirten Existenz Federn hervor, die dem alten Spruche gemäß, und wie weiland die Frösche:

— obgleich tief unten im Schlamm, so wagen sie's doch ihn zu schimpfen. —

etwas Rechtes gethan zu haben glauben, wenn sie nur, dem Zeitgeist fröhnend, mit frömmelnd-verdrehten Gesichtszügen ihr Dintengift auf den großen Dichterfürsten ausspritzen, ausrufend: hic niger est, seht, das ist ein rechter unreiner, unchristlicher, nichts Heiliges respectirender Götze, den Ihr da zu Eurer Schande anbetet! Aus einem Dichter, wie Göthe, in dem sich das ganze Menschenleben mit allen seinen Verzweigungen, Beziehungen und Tendenzen, wie in einem Spiegelbilde, hell und klar abspiegelt, sind dann gar leicht ein Paar Stellen herausgerissen, die zur Bekräftigung der wichtigen Neuigkeit dienen müssen, und so meinen dann diese Pygmäen, ihre Blasphemie stehe unerschütterlich fest. Andere Schriftsteller ergreifen diese Schmähtendenz, weil sie längst mit innerm Ingrimm bemerkt hatten, daß die undankbaren Deutschen über der unbedingten Bewunderung dieses weimarischen Poeten, ganz und gar die himmlischen, köstlichen „Productionen" ihres lieben Ichs vergäßen; Göthe, meynen sie in beleidigter Hoffarth, nur der vornehm-stolze Göthe, der uns eine seiner mittelmäßigsten Poesien in Taschenformat als Gegengeschenk für eines unsrer vortrefflichsten, wenn gleich nur aus dem Französischen übersetzten Lustspiele zu senden sich einstens nicht entblödet hat, nur dieser Göthe, meynen sie, ist die Schuld, daß man uns, trotz aller Selbstlobhudeleien, schon bei lebendigem Leibe vergißt, wenn man überhaupt je recht an uns gedacht hat. „Er werde dafür in Literaturblättern und Correspondenzen, und wo wir ihm sonst ankommen können, derb zerzaust, der Usurpator!" — So bildet sich denn das zweite Bataillon der „Frösche," die Göthe mit bitterm Gifte anquaken, und, die würdige Schaar würdig zu schließen, rangirte sich zu ihr das überall bereitstehende Häuflein, das Häuflein der Buchmacher, dem alle Modetendenz und jede Richtung des Tages gleichgültig ist, ist sie nur eben eine Modetendenz, und gibt sie Gelegenheit ein Buch zu machen, das einen Augenblick in den Salons besprochen wird, gleichviel wie? Ob dies Buch aus andern Büchern abgeschrieben oder übersetzt wird, — wie so eben der hinlänglich bekannte Herr Friedrich Glover eine bekannte Schmähschrift eines schottischen Kritikers über Göthe übersetzt und, als Buch fabricirt, herausgegeben hat — ob in dem Buche mehrere Zeitschriften, Kritiken ꝛc. geradezu abgedruckt sind, um nur ein vollwichtiges Buch zu machen, wie es in einer eben erschienenen Schrift fast allein der Fall ist — — das kümmert diese Herren nicht!

Schmachvoll in der That ist diese Tendenz! Entehrend ist sie, uns beschimpfend vor uns selber und noch mehr vor den Augen des Auslands! Man hat uns Deutsche von jeher, und gewiß nicht mit Unrecht, des Mangels an Patrietismus beschuldigt. In den Freiheitskämpfen gegen Napoleon und in der einstimmigen Vorliebe für Göthe und Schiller haben die Deutschen bewiesen, daß sie wenigstens einzelne Vereinigungspunkte für ihre Vaterlandsliebe haben. Jener existirt nicht mehr, und dieser, der ewig dauern sollte und wird, so lange deutsche Zungen deutsch reden, und so lange es eine gedruckt fortbestehende deutsche Literatur gibt, diesen suchen die literarischen Obscuranten zu untergraben, zu zerstören? Diesen Vereinigungspunkt deutscher Nationalliebe suchen sie, zum Hohn der Ausländer, uns zu rauben? Nein! das Ausland muß erfahren, und jeder Schrift- und Redeberufene muß sein Schärflein dazu beitragen, daß es das Ausland erfahre, mit welcher Verachtung die Bessern jene Schreier zurückweisen! — —

— — — — — — — — — — — — —

Kunstnachrichten.

In der letzten Kunstausstellung zu Paris zog Gerard's Bild, Corinna auf dem Vorgebirge Misenum, aller Blicke auf sich. Es stellt die begeisterte Improvisatorin dar, sitzend auf ei-

nem Felsen an der Küste, mit dem linken Arm die Lyra haltend, und einen Blick zum Himmel richtend, worin der dichterische Geist kräftig ausgedrückt ist. Die Nacht beginnt anzubrechen. Oswald und ein Albanier, nebst andern Personen horchen entzückt auf den Gesang der Dichterin. Diese Gestalten sind im Schatten. Auf Corinna allein fällt ein glänzendes Licht. Stellung, Gestalt, alles ist schön, nur vielleicht nicht die Züge, die schwerlich poetisch und idealisch genug sind, da der Künstler denselben einige Aehnlichkeit mit Frau von Stael zu geben gesucht hat. Prinz August von Preußen gab während seines Aufenthalts in Paris dem Künstler den ersten Gedanken zu einem Bilde, worin Frau von Stael als Corinna dargestellt werden sollte, ein Charakter, den sie mit so glühender Phantasie geschildert hat. Als das Gemälde vollendet war, schenkte es Prinz August der, wegen ihrer Schönheit einst so berühmten Frau Recamier, mit welcher er zu gleicher Zeit bei Frau von Stael in Copet sich aufgehalten hatte, und die jetzt abgeschieden von der Welt in der alten Abbaye aux bois, in der Mitte einiger bejahrten Nonnen lebt. Frau von Recamier schenkte dagegen dem Prinzen die Nachbildung eines Bildnisses der Frau von Stael, das Gerard nach deren Tode gemalt hatte. Das Original besitzt die Herzogin von Broglie. Eine verkleinerte Nachbildung der Corinna macht Gerard späterhin für den König von Frankreich.

Theater-Nachrichten.

Mlle. Catharina Canzi, deren reitzender Gesang dem hiesigen Publikum in vergangenem Sommer in Conzerten und Opern manchen genußreichen Abend verschaft hat, ist im August und September, zu der Zeit, wo der Großfürst Michael an dem Hofe zu Stuttgard zum Besuche war, in acht verschiedenen Opern daselbst aufgetreten, und mit lebhaftem Beifall gefeiert worden. Die einzelnen Berichte davon sprechen im Allgemeinen folgendes Urtheil über den Gesang dieser Künstlerin aus:

Stuttgart.

Von der Natur mit musikalischem Talent begabt, und in der Schule des berühmten Salieri gebildet, muß die liebliche Sängerin überall, wo sie sich hören läßt, gefallen und gefeyert werden. In der Singkunst thun Gefühl und Methode Alles; wo diese beiden wesentlichen Eigenschaften fehlen, hat auch das schönste Organ keine Bedeutung; nie wird es die Zuhörer hinreißen. Aber mit Empfindung und Methode wird auch eine Stimme, die nicht unter die ersten zu rechnen ist, mit ihr anfangen, was sie will. Mlle. Canzi hat sehr viel Gefühl, eine vortreffliche, ächt italienische, Methode, und eine sehr hübsche, wenn gleich nicht eine von jenen seltenen und glänzenden Stimmen, wodurch sich einst, im Vereine mit großen Talenten und einer vortrefflichen Schule, andere Sängerinnen in ganz Europa so berühmt gemacht haben. Bei ihr bewährt es sich besonders, wie sehr auf einer vorzüglichen Methode der Effekt des Gesanges beruht! Aber die Regeln derselben sind so fein, und beruhen auf so subtilen und gleichsam volatilen Beobachtungen, daß zu allen Zeiten nur die ersten Meister in der Kunst, geleitet durch ihren Genius, sie aufspüren und finden, die flüchtigen erhaschen und Andern wider mittheilen konnten. Wenn irgendwo ein berühmter Sänger oder Sängerin auftritt und das Publikum hinreißt, so fühlt sogleich Kenner und Nichtkenner, daß ihr Gesang ein ganz anderer, als der von gewöhnlichen Sängern ist, und daß Alles ganz anders, weit ansprechender, weit eindringender, weit edler, weit nachdrucksvoller und besonders mit weit mehr Licht und Schatten, was in der Malerei das clair-obscur heißt, und von so großer Wirkung ist, vorgetragen wird. Aber wo bei solchen Sängern das eigentliche Geheimniß ihrer vortrefflichen Methode sitzt, welches das Hauptprinzip derselben ist, und worin die einzelnen feinen Grundregeln dieses letztern wieder bestehen, das wird nicht nur das große Publikum nie erfahren, sondern auch selbst Kenner und sonst gute Sänger von Metier, die aber nicht in einer guten und vorzüglichen, Schule gebildet wurden, werden nie hinter dieses große Geheimniß kommen, aus dem nur allein der vortreffliche Gesang hervortritt. Es ist damit wie mit dem Winde. Du höreſt ſein Sauſen wohl, weißt aber nicht von wannen er kommt! L'arte, cho tutte fa, nulla si scopre! Und eben deßwegen sind vorzügliche Singmeister so seltene Erscheinungen bei uns und Leute von sehr großem Verdienste in ihrem Fache.

Wien.

Auf dem Theater an der Wien ist Shakespeare's: Was ihr wollt, nach Schlegel's Uebersetzung von Vogel für die Bühne, ziemlich getreu, eingerichtet, vor einiger Zeit gegeben worden; jedoch ohne Glück, wiewohl Einzelnes einigermaßen ansprach. Desto größeres Furore machte das (gymnastisch) romantische Melodrama: Timur, der Tartar-Chan, in drei Aufzügen, nach dem Englischen des Lewis, von Joseph. Die Musik von Ignaz, Ritter v. Seyfried. Dieses furiöse Schauspiel, bei welchem die hier anwesenden englischen Mimiker und die berühmte Kunstreitergesellschaft des Hrn. Turniaire mit Verwendung ihrer besten Kräfte wirksam waren, ist 30 Mal ununterbrochen fortgegeben worden, immer mit neuen Zwischenspielen zu Pferd und zu Fuß und musicalischen Entreacten ausgestattet. Alles ist hier auf kunstreiterische Evolutionen und überraschende Wagstücke abgesehen, und manche setzen wirklich in Erstaunen. Eine, bei Gelegenheit tartarischer Spiele ausgeführte Menuet zu Pferde, erst in der Folge eingeflochten, kann musterhaft genannt werden. Es galoppiren oft Schwadronen, so scheint es, über das Theater, und Pferde stürzen zu Ende der entscheidenden Schlacht mit ihren Reitern verwundet nieder, und sterben mit mimischer Virtuosität den Heldentod.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 91. Sonntag, 17. November 1822.

Charaktere aus Shakespeare's dramatischen Werken, nach Hazlitts Character's of Shakespeare's plays.

Von G. P. Berly.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt a. M. den 15. Novbr. 1822 von Herrn Pfarrer Kirchner.

Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß die Britten den größten ihrer Dichter, nachdem sie ihn lange nur instinktartig und aus Nationalstolz verehrt und gepriesen, erst in der neuesten Zeit, nachdem ihnen, sonderbar genug, Deutsche das Verständniß geöffnet, mit klarer Erkenntniß seiner hohen Vortrefflichkeit zu würdigen angefangen haben. Shakespeare war der Liebling seiner Zeitgenossen; sie wußten wohl, was sie an ihm hatten, und verstanden ihn besser, als die meisten, die späterhin ihr kritisches Vermögen an seinen Wundergebilden übten. Auffallend bleibt jedoch, daß Lord Bacon, der 10 Jahre nach Shakespeare starb, in keinem seiner zahlreichen Werke des großen Dichters auch nur mit einem Worte erwähnt. Im Jahr 1635 — also 20 Jahre nach Shakesprare's Tod — erschien eine Abhandlung von dem gelehrten Hakewill zur Widerlegung des Satzes: „daß die Natur altere und nichts Vortreffliches mehr zur Reife bringe." Der Autor führt in großem Triumph die Namen Ariost, Tasso und Spenser an, um zu beweisen, daß der Genius der Dichtkunst noch mächtig walte, sagt aber nichts von Shakespeare. Der puritanische Fanatismus, der bald darauf die Nation ergriff, und von 1640 bis 1660 die Musen verscheuchte, brachte auch Shakespeares Namen fast in Vergessenheit. Von 1623 bis 1709, also während eines Zeitraums von 86 Jahren, reichten vier Auflagen seiner Stücke, jede zu etwa 1000 Exemplaren, hin für den Bedarf des Publicums. Dagegen sind von 1709 bis 1795, mithin ebenfalls in 86 Jahren, 33 Ausgaben erschienen, welche über 30,000 Abdrücke verbreiteten, und seit 1795 verging kein Jahr, wo nicht neue Ausgaben die steigende Nachfrage bewiesen, so daß seitdem mehr als 100,000 Exemplare in Umlauf gekommen sind. So wuchs des großen Dichters Ruhm mit dem Fortgang der Zeiten, und die Ueberzeugung ist in unsern Tagen allgemein, daß er fortfahren wird gewaltig anzuwachsen, wie eine von den Alpen herunterrollende Schneelawine.

Zu Pope's Zeiten war der Geschmack des Publicums noch so durftig, daß der Dichter, als er 1725 seine Edition von Shakespeare gab, den Lesern einen Dienst zu erzeigen glaubte, indem er die nach seiner Ansicht vorzüglich schönen Stellen besonders im Druck auszeichnen ließ. Bald folgten der Ausleger und Kunstrichter unzählige, aber unter ihnen nicht ein ächt genialer, der den Geist Shakespeare's richtig aufgefaßt hätte. Mühsam nagten sie am Buchstaben, während des Inneren tiefe Bedeutung ihnen entging. Wo sie den Dichter beurtheilen, wo sie ihn gar meistern wollen, verrathen sie nur allzuhäufig Abwesenheit alles poetischen Sinnes. Selbst der sonst so bedeutende Johnson macht hierbei keine Ausnahme. Erst in der neuesten Zeit haben auch in England einige Stimmen Würdiges über Shakespeare vernehmen lassen. Die verehrten Zuhörer mögen aus dem fragmentarischen Auszug, welchen wir in freier Uebertragung mitzutheilen gedenken, beurtheilen, ob es sich wirklich so verhält.

Kritische Bemerkungen über Shakespeare's Werke können nicht füglich durch Neuheit Aufmerksamkeit erregen, denn seine Vorzüge sind nicht so zweideutiger Natur, daß nur gelehrte oder sehr scharfsichtige Augen sie aufzufinden vermöchten. Seine schönsten Stellen sind gerade die von allen Classen von Lesern, von Kunstrichtern aller Schulen bewunderten. Dennoch wird auch in Bezug auf sie noch manches Anziehende zu erinnern seyn. Man fühlt oft den tiefen Eindruck poetischer Gebilde, ohne sich Rechenschaft geben zu können, wie es der Dichter angefangen, uns in seinen Zauberkreis zu bannen. Wir wünschen dann wohl den Strom des Entzückens, das unser Herz schwellt, zurück zu verfolgen bis zu der entfernten Quelle, von wo er ausging. Ueberdem liegen in den Werken origineller Geister zahllose Schönheiten unter der Oberfläche verborgen, die sich nur dem warmen Bewunderer aufthun, tausend zarte Züge, dem gemeinen Auge unsichtbar. Nur wer in Demuth und Hingebung dem Genius gehuldigt hat, wer selbst unter dem Zauber ist, vermag seine Spur allenthalben zu finden.

Shakespeare war innigst vertraut mit dem materiellen Stoff aller Poesie, schönen Formen und

Bildern; die Natur in ihrer einfach-erhabenen Größe stand unausgesetzt vor dem Auge seines Geistes. Daher seine unzerstörbare Liebe zu Blumen und Gerüchen, dem Thau und dem Wasser der Quelle, sanften Lüften und Tönen, dem reinen Blaue des Himmels, waldiger Stille und Mondscheinbeleuchtung; er erkannte und durchschaute das räthselvolle Verhältniß der äußern Natur zu des Menschen Seele, ein Verhältniß, das mitten in seinen herbsten Scenen gleich dem Sonnenschein auf Felsen und Ruinen fällt — im beruhigenden Gegensatz zu allem Abstoßenden, uns erinnernd an das Daseyn reinerer Grundstoffe, die er allein aus seinem reichen Gemüth so überschwenglich und ohne alle Anstrengung hervorgerufen, mit den Leidenschaften in's Spiel gebracht und dem gemeinen Laufe der Dinge eingewoben hat. Er ist, sobald es sein Gegenstand fordert, voll scharfer Weltansicht und praktischer Weisheit, streut aber dabei, ohne das Ziel einen Augenblick aus den Augen zu verlieren, rund um sich her zauberhafte Töne und Gestalten, versetzt uns in Gegenden voll nie geahnter Blüthendüfte und belebt sie mit Wesen, tausendmal phantasiereicher, als wir sie bei andern Dichtern finden, die, um den Geschöpfen ihrer Einbildungskraft ideale Eigenthümlichkeit zu geben, der Charakterzeichnung entsagt und das gewöhnliche menschliche Treiben, als unpoetisch, von sich abgelehnt haben.

In Shakespear finden wir mehr ächte Lebensweisheit als bei allen Moralisten, ein tieferes Ergründen und Auffassen des Lächerlichen, als bei allen Satyrikern; er ist erfindungsreicher, pathetischer, kühner als die Dichter aller Zeiten. Dabei ist seine Produktionskraft in ihren Elementen so glücklich gemischt, er weis seinen hohen Flug so besonnen zu mäßigen, daß der strengste Leser nicht zu klagen vermag über Mangel an ernster Vernunft und der gefühlvollste nicht über Entbehren dichterischen Schmuckes und naiver Zartheit. Die ausgesuchtesten Bilder und Beschreibungen sind in solcher Kürze hingeworfen, mit so vielem feinen Geschick herbeigeführt, daß sie als wahre Zierden den Sinn nicht überladen. Obschon seine purpurne Segel Wohlgerüche aushauchen und das Schiff, das ihn trägt, aus lauterem Golde aufgebaut, tief in die Wogen taucht, so gleicht doch nichts der Schnelle und Sicherheit seiner Fahrt, sey es auf sturmvollem Meer oder ebenem Wasserspiegel. In der Fülle einer reichbegabten Natur reicht er nicht Blumen zu Kränzen gewunden und Früchte in Körben gesammelt, sondern beide, wie sie dem Boden entsprießen, in der thauigen Jugendfrische, während die Blätter, die sie verbergen, die weithinreichenden Zweige, der kräftige Stamm und die tiefen Wurzeln uns zugleich vor Augen stehen und den schöpferischen Genius bezeugen. Das Eigenthümliche in den Heldinnen der Shakspearschen Stücke ist, daß sie einzig um ihren Neigungen zu leben scheinen. Ihre Personen kümmern uns wenig, weil uns der anziehendere Blick in die Geheimnisse ihrer Herzen offen steht. Was ihnen begegnet, fesselt so ausschließlich unsere Aufmerksamkeit, daß wir kaum Zeit haben, ihnen verstohlen in's Auge zu sehen. Shakespear hat die wahre Vollendung weiblicher Charaktere getroffen: das Gefühl der Schwäche, gemildert und aufgehoben in kräftiger Leidenschaft.

Nach diesen allgemeinen Andeutungen kommen wir nun zu der angekündigten Mittheilung und wählen dazu die Vergleichung der Charaktere Macbeths und Richards des dritten. Die Hauptzüge in Macbeths Gemüthsart sind auffallend genug und scheinen auf den ersten Blick nur roh skizzirt. Sie behaupten sich aber mit unbedingter Wahrheit in dem raschen Lauf der düstern Ereignisse und bilden ein Wesen, durchaus verschieden von Richard, während beide Charaktere in gemeinen Händen nur eine Wiederholung derselben mehr oder weniger überspannten Idee geworden wären. Beide sind nämlich Tyrannen, Usurpatoren, Mörder, — beide nach Hohem strebend und voll Ehrgeiz, — beide muthig, grausam, verrätherisch. Aber Richard ist grausam von Natur, Macbeth wird es durch zufällige Umstände. Richard ist von Geburt an ungestalt an Körper und Seele und des Guten rein unfähig. Macbeth ist freisinnig, gesellig, großmüthig. Er wird zum Verbrechen gelockt, gereizt, hingezogen. Schicksal und Trug verschwören sich gegen seine rechtliche Gesinnung. Richard bedarf keines Antriebs; er durchläuft die Bahn der Ruchlosigkeit, weil sein unzähmbares Temperament ihn fortreißt, weil es ihm Wonne gewährt, die Saat des Uebels auszustreuen: Macbeth erschrickt vor dem Gedanken an Duncans Ermordung. Es kostet ihn Mühe, dazu zu schreiten und die Reue befällt ihn gleich nach der That. In Richard schlägt keine Ader des Mitgefühls, er weis nichts von den Banden des Bluts, er steht allein und ist nur er selbst. Macbeth ist dem Mitleid nicht verschlossen, es schmerzt ihn der Verlust seiner Freunde, er wird der Krone nicht froh, weil er stets an die Mittel denkt, die ihm dazu verhalfen. In Richard sehen wir einen verhärteten Bösewicht, rücksichtslos seine wohl überdachten Plane verfolgend. Nicht so in Macbeth. Der Aberglaube seiner Zeit, der rohe Zustand der Gesellschaft geben seinem Charakter eine wilde und fantastische Größe. Die wunderbaren Begebenheiten, deren willenloser Zeuge er ist, erfüllen ihn mit Staunen und Furcht; er weis nicht, ob er noch in der wirklichen Welt athmet. Er sieht, was sonst sterbliche Augen nicht berührt, und hört Töne, die sein Ohr noch nie vernommen. Alles stürmt in und außer ihm; seine Vorsätze stumpfen sich ab und brechen zuletzt an

mischtbaren Hindernissen; er ist das Spiel seiner mit dem Fatum im Bunde stehenden Leidenschaften. Richard ist kein Charakter, den eine lebhafte Einbildungskraft befeuerte oder irre führte; er weis, was er will. In seiner Brust ist kein Streit der Gefühle. In seinen weitgreifenden Planen bleibt er immer seiner selbst mächtig und benutzt jeden Anlaß zur Beförderung seiner lange genährten Absichten. Wenn er zuletzt fällt, so glauben wir ein Raubthier zu sehen, das in das Fangnetz gegangen ist. Dagegen begleiten wir Macbeth auf seiner verderblichen Bahn mit unnachlassender Theilnahme und vermögen nicht, ihm unser Mitgefühl zu versagen, wenn er in die rührenden Worte ausbricht:

„Ich habe lang genug gelebt! Mein Frühling
Sank bald in's Welken hin, in falbes Laub;
Und was das hohe Alter schmücken sollte,
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestreu',
An alles das ist nun gar nicht zu denken:
Statt dessen sind mein Erbtheil Haß und Flüche,
Nicht laut, doch desto inn'ger; Heuchelworte,
Ein leerer Munddienst, den das Herz mir gern
Verweigerte, wenn es nur dürfte. — —

Zum Schluß wollen wir noch aus Hazlitt's Bemerkungen über den Hamlet einige Züge anführen. „Hamlet ist nur ein Namen; was er sagt, nur aus des Dichters Einbildungskraft hervorgegangen. Ist seine Person, sind seine Reden darum weniger wirklich? Sie sind es so sehr, als unsere eigene Gedanken. Ihre Realität liegt im Gemüth des Hörers und Lesers. Wir sind Hamlet. In diesem Stücke weht prophetische Wahrheit, erhaben über die der Geschichte. Wer nur in der Welt nachdenkend und trübsinnig geworden ist, durch eignes oder fremdes Unglück; — wem die Wolke des Grübelns über dem Auge geschwebt; — wer dem Lichte der Sonne zuweilen aus dem Weg gegangen ist; — in wessen Brust der goldne Stern des Tags unter neidischem Nebel erblich; — wer in der Welt nur dumpfe Leere und getäuschte oder erstorbene Wünsche sieht; — wer einmal empfunden hat: „verschmähter Liebe Pein, des Mächt'gen Druck und die Schmach, die Unwerth schweigendem Verdienst erweist;" — an wessen Herz Trauer, gleich einem Wurme, nagt; — wessen Hoffnungen gewelkt sind in der Blüthe, unter dem herben Einfluß finsterer Gestirne; — wem es unwohl zu Muth ist, weil er das Unglück, wie ein Gespenst, in seiner Nähe wittert; — wer so recht fühlt, wie seine Kraft sich zwecklos aufzehrt; — wem das Universum unendlich, das eigene Selbst als Nichts erscheint; — der ist der wahre Hamlet!"

Charade:

Das Fahren auf den Flüssen und auf dem Meer
Gieng nicht, wenn meine Erste nicht war.
Was sind denn aber die andern Beiden?
Ach Gott! bei unsern betrübten Zeiten
Sieht's meistens leer darinnen aus,
Und klopft man an, so ist Niemand zu Haus.
Das Ganze ist ein häßlicher Mann,
Auf den man sich nicht verlassen kann.

Auflösung des Blattes Nro. 89.

Freischütz.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 9. November. Die Hochzeit des Figaro. Oper in 2 Aufzügen, Musik von Mozart.

Sonntag den 10. Der Oberst, Lustspiel in einem Akt, nach dem Französischen des Scribe, bearbeitet von Blum.

Ein artiges Stückchen, das durch seine Leichtigkeit sein Vaterland verräth; des einmaligen Ansehns werth, aber nicht der langen Rede. Gern übersieht man die kleinen Unwahrscheinlichkeiten, weil es rasch darüber hin geht. Das ganze Haus — es war Sonntag — kam in heitere Stimmung. Der weibliche Pseudo-Oberst führte seine Rolle durch die ergötzlichsten Verlegenheiten so lang mit vieler Noth durch, bis er an sich selbst in so wenig Augenblicken erfahren, daß die Husarenoffiziere, sie mögen wollen oder nicht, etwas mitmachen müssen und dem so gerechtfertigten Bontems auf der Stelle Hand und Herz reichend, Frau Hauptmännin wird. Vielleicht hätte Herr Rottmeier seiner ohnehin lüstigen Rolle aus eigner Machtvollkommenheit so viel, oder vielmehr um ein so weniges mehr Schwere zusetzen können als Dem. Lindner der ihrigen kecke Leichtigkeit. Auch das muthwilligste, keckste Mädchen wird sich in Mannskleidern verrathen; sie brauchen eben nicht so knapp anzuliegen. Von so größerer Wirkung werden die Verlegenheiten, besonders in Sachen der Ordonnanz, wo die Frau Oberstin (die das besser versteht) beispringen, einflüstern und corrigiren muß. Das Zwängende der Uniform hat außer dem ungewobnten Stand gerade, gewiß den so richtigen Takt der Dem. Lindner in der Auffassung des Temperaments verstimmt. Im Ueberrock, in Plumpbosen mit Stiefel und Sporn (so kann ja, zumal auf der Reise, ein Oberst erscheinen; auch lag das der Absicht der Verkleidung näher) hätten wir ein resolutes Mädchen gesehen, das sich's schon zutrauen konnte, den jungen Sausebraus unter den Pantoffel zu bringen.

Kleinen Dichtern kann der Schauspieler in der Zeichnung nachhelfen durch Kleidung, Ton u. s. w. Bei Shakespeare ist jeder Bediente ein individueller Mensch; da ist die ganze Aufgabe, ihn so

aufzufassen und darzustellen, wie ihn der Dichter haben will. Bei Ziegler, Holbein und Consorten hat der sinnvolle Schauspieler ein schwereres Geschäft; er muß durch sein Zuthun den Personen, wozu er sich hergeben muß, erst Individualität geben. Dann bewundern wir auch nur ihn. Dagegen ist nun die Manier etwas sehr bequemes; ein Polterer wird wie der andere, ein Liebhaber wie der andere gespielt, genug, daß er heute im Schlafrock, morgen im langen, kurzen Ueberrock und übermorgen im schwarzen, rothen, grünen Frack erscheint. So etwa, wie die feinen Herren und Damen im beliebten Journal des Luxus und der Moden; dieselben flachen Gesichter, nur andere Röcke und Hüte. Auf die Weise gerathen vorab die Liebhaber. Es ist aber auch keine Rolle schwieriger befriedigend zu spielen. Im Leben macht's Jeder, so gut er kann; gewiß aber keiner wie der andere. Auf der Bühne giebt es jetzt durchweg nur zwei Liebhaber, entweder der Windbeutel oder der Bruder Schmerzenreich. Bös ist keiner — denn das Herz regiert. Nur tritt gemeinhin dieser kleiner ab, als er aufgetreten — so sehr ist er zerschmolzen, wenn er auch am Ende glücklich wird; jener wird fast immer noch überwindbeutelt. Hr. Rottmeier ist bei anerkanntem Talent etwas in Gefahr, sich die eine und andere Manier anzugewöhnen. Besonders ist kein Bruder Hopsasa ihm lustig genug; mit Lichteseile überstürzen sich die Worte und der Puls galoppirt, als wäre statt Bluts Quecksilber im Leibe. Einem gesunden Menschen muß es angst und bang dabei werden — aus Sympathie.

Freilich, die Männer haben auch hier das böse Spiel allein; die Damen verstehen das von selbst besser; unter tausenderlei Gestalt, mit den feinsten Nüanzen des Blicks, der Bewegung, der Stimme lassen sie die Stereotypen immer von neuem um sich werben, und sind selbst immer andere.

Hierauf: Die Bürger in Wien oder: der Parapluiemacher Staberl. Eine Posse in drei Abtheilungen von Bäuerle, neu bearbeitet von H. Schmitt. Aber — waren das die lustigen Phaiaken? war das die Landwehr von 1809? — Nein. Die Wiener Posse muß man in Wien oder von Wienern sehen. Die ganze Gesellschaft war nun im Wienerschen nicht stark; selbst Staberl scheint näher dem Rhein als dem Flüßchen Wien, zu Haus. Die junge Welt sprach mit Recht hochdeutsch. Auch die zum viertenmal heirathslustige Madame Quinterl that's, wohl um sich zu verjüngen. Denn die flache neue Zeit verallgemeinert alles, selbst die Sprache. Die alten Leute sprachen jeder nach seinem Schnabel. Die Lisel bayerte etwas ihrem steifen Haus zu lieb, der aber sein tyrolisch ganz vergessen hatte.

Uebrigens wurde es nach den öftern Lacherplosionen mäuschenstill, wie im rührendsten Trauerspiel, d. h. man erbaute sich allgemein. Manche, die sich des Herrn Karl als Staberl erinnern, geben ihm den Vorzug eines ausdrucksvollern Mienenspiels, des ächtern Dialekts und der überraschenden Erfindung ex tempore. Die andern, (worunter auch Referent) hat Herr Walter befriedigt; so wie das ganze Haus gewiß gute Laune und gesunden Appetit nach Haus brachte. Und aufrichtig! — wollen wir denn mehr? —

Dienstag den 12. Moses. Oper in 3 Aufz. Musik von Rossini. Armselige Poesie! in der Finsterniß hebt's an und wenn man über'm Wasser drüben ist, hört's auf. Der Zauberstab der Poesie ist ein gemeiner Krummstab, ein hölzerner deus ex machina. Man könnte auf die Art eben so gut die Frankfurter Messe, oder eine Abc-schul-stunde zur Oper machen. Von den zehn Plagen Egypti wurden nur drei sichtbar gemacht; die andern hüpften, schlichen, brüllten ꝛc. in der Musik. Welche gestickte Hanswurstjacke! Bald Hirtenflöte, Heimchengezirp, Kukkuk; dann wieder Wagengerassel, Kirchweihtanz, bald etwas Schlittenwalzer, Psalter, bald wurden die Spritzen, bald die Trompeten probirt, ob sie oder die Mauern von Jericho stärker wären, bald u. s. w. u. s. w.

Wer diese Musik lobt, gleicht dem Tertianer, der schlechte Hexameter schön findet, weil er sie eben skandiren gelernt hat.

Mittwoch den 13. (Zum erstenmal wiederholt) Die beiden Wittwen, oder: der Kontrast. Lustspiel in 1 Aufz. nach dem Französ. — Hierauf: Die Bürger in Wien, oder: der Parapluiemacher Staberl. Posse in 3 Aufzügen ꝛc.

Donnerstag den 14. Johann von Paris. Oper in 2 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 19. November. Die unruhige Nachbarschaft. Op. (Taddädl: Hr. Walter.)

Mittwoch den 20. Mittel und Wege. Lustspiel. Hierauf: Der Kalif von Bagdad. Oper.

Donnerstag den 21. Das Leben ein Traum. Schausp. (Roderich: Hr. Finke).

Freitag den 22. (Zum Besten der Pensions-Anstalt) Axur. Oper.

Samstag den 23. Kabale und Liebe. Trauersp. (Ferdinand: Herr Finke).

Sonntag den 24. Der Freischütz. Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 92. Donnerstag, 21. November 1822.

Resignation.

Vorbei, ihr Lebensbilder!
Vorüber, Lust und Schmerz!
Des Lebens Kahn treibt milder
Und ruhig schlägt das Herz.

Wer aus dem Sturm gerettet
Sein bess'res Wesen hat,
Liegt nicht am Fels gekettet,
Obgleich die Fessel naht!

Es schwinden Diademe,
Es bleicht der Krone Glanz.
Vorüber all' ihr Scheme!
Laßt mir den Blumenkranz!

Viel Rosen mir im Herzen —
Umpflanzt mit Dornen — glüh'n;
Doch süß sind meine Schmerzen,
Weil schöner sie nur blüh'n.

Vorbei, ihr Lebensbilder!
Vorüber Lust und Schmerz!
Der Abend naht milder
Und brechend — siegt das Herz.

Die Wittwe und ihr Sohn.

(Erzählung aus dem Englischen des Washington Irwing.)

Während meines Aufenthaltes auf dem Lande kam ich oft in die alte Dorfkirche. Ihre dämmernden Gänge, ihre verfallenden Grabmähler, ihr dunkles Getäfel von Eichenholz, alles so ehrwürdig durch die Düsterheit des Alters, schienen sie zu einem passenden Sitze feierlicher Betrachtung zu machen. An einem Sonntage zumal herrscht auf dem Lande eine so heilige Stille, und es ist eine so gedankenvolle Ruhe über die ganze Natur verbreitet, daß jede unruhige Leidenschaft weggezaubert wird, und wir fühlen, wie jedes fromme Gefühl der Seele sich sanft in uns regt.

Der süße Tag, so rein, so still, so hell,
Der Hochzeittag der Erde und des Himmels.

Ich bin nicht, was man einen Andächtler nennt; aber in einer Dorfkirche, bei dem heitern Anblicke der Natur, erwachen in mir Gefühle, die sich sonst nirgend regen, und ich halte mich am Sonntage, wenn auch nicht für einen frömmern, doch für einen bessern Menschen, als an jedem andern Wochentage.

In dieser Kirche aber fühlte ich mich, durch die Kälte und den Pomp der armen Würmer um mich her, stets in die Welt zurück geworfen. Niemand schien die demüthige, in den Staub sich beugende Frömmigkeit eines wahren Christen so innig zu fühlen, als eine arme hinfällige Alte, die von der Last der Jahre und von Kränklichkeit gebeugt war. Sie verrieth nicht ganz niedrige Armuth, und man las in ihrem Aeußern noch Spuren eines würdigen Stolzes. Ihr Anzug, wiewohl sehr bescheiden, war im höchsten Grade reinlich. Man erwies ihr auch eine gewisse Achtung, da sie ihren Platz nicht unter den Dorfarmen nahm, sondern allein auf den Stufen des Altares saß. Sie schien aller Liebe, aller Freundschaft, aller Geselligkeit

abgestorben zu seyn, und nichts behalten zu haben, als die Hoffnung auf den Himmel. Wenn ich sah, wie sie ihre bejahrte Gestalt schwach aufrichtete und niederbeugte beim Beten, wie sie gewohnheitmäßig ihre Gebete hersagte, die sie aus ihrem Gebetbuche bei einer gelähmten Hand und ihrem schwachen Auge nicht lesen konnte, sondern offenbar auswendig wußte, so fühlte ich mich überzeugt, daß die stammelnden Worte dieses armen Weibes eher zum Himmel drangen, als die Antworten des Küsters, die schwellenden Töne der Orgel, oder der Gesang des Chores.

Ich wandre gern um Dorfkirchen, und diese hatte eine so angenehme Lage, daß sie mich oft anzog. Sie stand auf einer Anhöhe, um welche sich ein kleiner Fluß reizend wand, und dann durch freundliche Wiesenauen lief. Ringsum standen Eibenbäume, die beinahe so alt als die Kirche zu seyn schienen. Ihr hoher schlanker gothischer Thurm, gewöhnlich von Dohlen und Krähen umkreiset, erhob sich leicht über die Baumwipfel. Ich saß hier an einem stillen sonnigen Morgen, und beobachtete zwei Arbeiter, die ein Grab gruben. Sie hatten einen der entlegensten und vernachlässigsten Winkel des Kirchhofes ausgesucht, wo eine große Anzahl namenloser Gräber zu verrathen schien, daß hier die Dürftigen und Freundlosen eilig in die Erde geworfen wurden. Das neue Grab war, wie man mir sagte, für den einzigen Sohn einer armen Wittwe bestimmt. Während ich über weltlichen Rangunterschied nachdachte, der selbst noch im Staube des Grabes nicht aufhört, verkündigte das Geläute die Annäherung des Leichenzuges. Es war die Todtenfeier der Armuth, womit der Stolz nichts zu thun hatte. Ein schlichter Sarg ohne Bahrtuch, oder sonstige Bedeckung, wurde von einigen Landleuten getragen. In den Zügen des voran gehenden Todtengräbers las man kalte Gleichgültigkeit. Es war kein Scheintrauerer in dem Schmucke erkünstelter Betrübniß zu finden, aber eine wahrhafte Leidtragende schwankte kraftlos hinter der Leiche. Es war die bejahrte Mutter des Verstorbenen, die arme alte Frau, die ich auf den Stufen des Altares gesehen hatte. Sie wurde von einer geringen Freundin unterstützt, die ihr Trost zuzusprechen suchte. Einige Arme aus der Nachbarschaft hatten sich dem Zuge angeschlossen, und einige Dorfkinder liefen Hand in Hand, bald in gedankenloser Fröhlichkeit schreiend, und bald inne haltend, um mit kindischer Neugier die Betrübniß der Trauernden anzustarren.

Als sich der Leichenzug dem Grabe näherte, trat der Pfarrer im Chorhemd, mit dem Gebetbuche in der Hand, aus der Kirchthüre, und neben ihm der Küster. Die Begräbnißfeier war jedoch nichts als eine milde Gabe. Der Verstorbene war hülflos gewesen, und die Ueberlebende hatte kein Geld. Man schleppte sich durch die Feierlichkeit, aber kalt und gefühllos. Der wohlgenährte Geistliche bewegte sich nur wenige Schritte von der Kirchenthüre; seine Stimme ward am Grabe kaum vernommen, und nie hörte ich das Kirchengebet bei Leichenbegängnissen, diese erhabene und rührende Feierlichkeit, in eine so frostige Wortmummerei verwandeln.

Ich trat zu dem Grabe. Man setzte den Sarg nieder. Es stand darauf der Name und das Alter des Verstorbenen: „Georg Somers, 26 Jahr alt.“ Durch fremden Beistand unterstützt, kniete die Mutter am Kopfende des Sarges. Sie hatte ihre welken Hände gefaltet, als ob sie betete, aber ein schwaches Wiegen ihres Leibes und eine krampfhafte Bewegung ihrer Lippen verriethen mir, daß sie mit dem Schmerze eines Mutterherzens auf die letzten Ueberreste ihres Sohnes blickte.

Als die Feierlichkeit vorüber war, machte man Anstalt, den Sarg hinab zu senken. Es entstand nun jene geschäftige Bewegung, die der Regung des Kummers und der Zuneigung so peinlich ist; man gab Weisungen in dem kalten Tone der Geschäftigkeit, man hörte die Spaten in Sand und Kies fahren, und unter allen Tönen ist keiner so quälend für uns am Grabe unserer Lieben. Der geschäftige Lärm umher schien die Mutter aus ihrer schmerzlichen Träumerei zu erwecken. Sie erhob ihre starren Augen, und blickte mit einem matten Ausdrucke von Wildheit umher. Als die Todtengräber mit Stricken kamen, um den Sarg in's Grab hinab zu lassen, rang sie ihre Hände, und ließ ihren heftigen Schmerz ausbrechen. Ihre Begleiterin faßte sie beim Arme, um sie von der Erde aufzuheben, und flüsterte ihr Trost zu. „Nein! nein!“ sprach sie, „nehmt's Euch doch nicht so sehr zu Herzen.“ Die Mutter konnte nur mit dem Kopfe schütteln, und die Hände ringen, als wäre sie für jeden Trost unempfänglich gewesen.

Als man die Leiche in die Erde senkte, schien das Schwirren der Stricke sie mit dem heftigsten Schmerze zu ergreifen; als aber bei einem zufälligen Hindernisse der Sarg anstieß, brach die gänzliche Zärtlichkeit der Mutter hervor, als hätte

Demjenigen noch Leid geschehen können, der über alles Erdenwehe hinaus war.

Ich konnte nichts mehr sehen. Mein Herz schwoll hoch an; meine Augen füllten sich mit Thränen, und es war mir, als wäre es grausam gewesen, dieses Schauspiel der Mutterangst müßig anzustarren. Ich ging in eine andere Gegend des Kirchhofes, wo ich blieb, bis sich das Leichengefolge zerstreut hatte.

Als die Mutter langsam und vom Schmerze gebeugt, vom Grabe wegging, die Ueberreste von allem, was ihr theuer war, hinter sich ließ und in der Stille und Verlassenheit zurückkehrte, blutete mein Herz für sie. „Was sind die Trübsale der Reichen? dachte ich. Sie haben Freunde, die ihnen Trost geben, Vergnügungen, die ihnen Zerstreuung bringen, eine Welt, wo sie ihren Kummer vergessen. Was sind die Leiden der Jugend? Ihr aufwachsendes Gemüth schließt sich bald über der Wunde, die Schnellkraft ihres Geistes hebt sich bald über den Druck, ihre junge, biegsame Zuneigung schmiegt sich bald an andere Gegenstände. Die Leiden des Armen aber, der außer sich keine Linderung suchen kann, die Leiden des Bejahrten, dem das Leben höchstens nur ein Wintertag ist, und der keinen Nachwuchs von Freude erwarten kann, die Leiden einer alten, einsamen, verlassenen Wittwe, die den Tod eines einzigen Sohnes, des letzten Trostes ihrer Lebenstage, beklagt, dieß sind wahrlich Leiden, die uns fühlen lassen, wie wenig der Trost vermag."

Ich verweilte noch einige Zeit auf dem Kirchhofe. Ich begegnete auf dem Heimwege der Frau, welche die Wittwe unterstützt hatte. Sie kam eben aus der einsamen Wohnung der Mutter zurück, und ich erfuhr von ihr einige Nachrichten, die sich auf den rührenden Auftritt bezogen, wovon ich Zeuge gewesen war.

Die Aeltern des Verstorbenen hatten seit ihrer Kindheit in dem Dorfe gelebt, wo sie eine der freundlichsten Hütten bewohnten, und sich durch verschiedene ländliche Beschäftigungen und den Ertrag eines kleinen Gartens anständig und bequem erhielten und ein glückliches untadeliges Leben führten. Sie hatten einen Sohn, der die Stütze und der Stolz ihres Lebens seyn sollte. „O, lieber Herr," sprach die gute Alte, „er war ein so hübscher Junge, so sanftmüthig, so freundlich gegen Jedermann, so ehrerbietig gegen seine Aeltern. Es that einem so wohl, wenn man ihn am Sonntage sah, wie er seinen besten Staat anhatte, so schlank, so gerade, so fröhlich, und seine alte Mutter auf dem Kirchwege unterstützte. Sie ließ sich immer lieber von Georg führen, als von ihrem Manne, und die arme Frau hatte wohl Recht, auf ihn stolz zu seyn, einen hübschern jungen Menschen gab's weit umher nicht."

In einem Mangeljahr, wo es mit dem Ackerbau schlecht ging, ließ sich der junge Mensch zum Unglücke verleiten, bei einem Manne in Dienste zu gehen, der auf dem Flusse in der Nachbarschaft das Schiffergewerbe trieb. Er war nicht lange im Dienste gewesen, da wurde er beim Preßgang aufgegriffen und mußte mit auf die See. Seine Aeltern erhielten die Nachricht, daß man ihn weggenommen hatte, aber weiter konnten sie nichts erfahren. Sie hatten nun ihre Stütze verloren. Der Vater war schon schwach, und wurde so verzagt und schwermüthig, daß er sich bald in die Grube härmte. Die Wittwe war alt und schwach, konnte sich nicht länger ernähren und mußte mit Almosen unterstützt werden. Sie war aber noch immer beliebt im Dorfe, und man achtete sie, weil sie eine von den ältesten Bewohnerinnen des Dorfes war. Sie blieb in ihrer Hütte, wo sie so viele glückliche Tage genossen hatte, und lebte einsam und fast hülflos. Ihren nothdürftigen Unterhalt zog sie aus ihrem Gärtchen, das die Nachbaren zuweilen für sie bearbeiteten. Erst wenige Tage vor der Zeit, wo man mir diese Umstände erzählte, suchte sie einige Küchenkräuter zu ihrer Mahlzeit, als die Hausthüre, dem Garten gegenüber, plötzlich geöffnet ward. Ein Fremder war es, und er schien sich schnell und wild umzusehen. Er trug Matrosenkleidung, hatte ein hageres, todtenblasses Aussehn, als wenn er durch Krankheit und Mühseligkeit ganz herunter gekommen wäre. Kaum hatte er sie erblickt, da flog er auf sie zu; aber seine Schritte waren matt und wankend, er sank auf seine Knie nieder, und schluchzte wie ein Kind. Die arme Frau sah mit gedankenleerem und irrendem Auge auf ihn. „O meine liebe, liebe Mutter! sprach er. Kennt Ihr Euren Sohn nicht mehr, euren Georg?" Ja, es war nur noch ein Schatten von dem herrlichen Jüngling; er war durch Wunden, durch Krankheit und Gefangenschaft in der Fremde wie gebrochen, und hatte seine abgezehrten Glieder nach der Heimath geschleppt, um auf dem Schauplatze seiner Kindheit zu ruhen.

Ich will es nicht versuchen, eine solche Zusammenkunft umständlich zu beschreiben, wo Freude und Leid so gemischt waren. Er lebte noch, er war heimgekommen, er konnte sich ja wieder erho-

len, ihr Alter zu trösten und zu erfreuen. Seine Natur aber war erschöpft, und wenn noch etwas gefehlt hätte, das Werk des Schicksals zu vollenden, so würde die Verödung seiner väterlichen Hütte dazu hinlänglich gewesen seyn. Er streckte sich auf das Strohlager, wo seine Mutter manche schlaflose Nacht ihrer Wittwenzeit zugebracht hatte, und stand nie wieder auf.

Als die Dorfbewohner hörten, daß Georg Somers zurückgekommen wäre, drängten sie sich herbei, ihn zu sehen, und boten jede Erleichterung an, die ihre geringen Mittel geben konnten. Er war zu schwach, zu reden, er konnte nur mit Blicken danken. Seine Mutter war seine stete Wärterin, und er schien sich von sonst Niemand pflegen lassen zu wollen.

Die Krankheit hat etwas, das des Mannes Stolz bricht, das Herz sänftigt und es zu den Gefühlen der Kindheit zurückbringt. Wer selbst im reifern Alter krank und zaghaft sich abhärmte, wer auf langwierigem Siechlager verlassen und einsam in der Fremde sich abzehrte, hätte nicht an die Mutter gedacht, die seine Kindheit pflegte, ihm das Kopfkissen weicher machte und seiner Hülflosigkeit Beistand leistete? O es ist eine unvergängliche Zärtlichkeit in der Liebe einer Mutter zu einem Sohne, die über alle andere Neigungen des Herzens geht! Sie wird nicht erkältet durch Eigennutz, nicht entmuthigt durch Gefahr, nicht geschwächt durch Unwürdigkeit, nicht erstickt durch Undank. Jedes Labsal opfert sie seiner Bequemlichkeit, jedem Vergnügen entsagt sie, um ihn zu erfreuen; sie ist stolz auf seinen Ruhm, frohlockt über sein Glück, und wenn Trübsal ihn trift, wird er ihr theuer durch sein Mißgeschick; wenn Schmach auf seinen Namen fällt, wird sie ihn noch lieben und erfreuen, und wenn die ganze Welt ihn ausstößt, wird sie ihm die ganze Welt seyn.

Der arme Georg hatte es wohl erfahren, was es heißt, krank seyn und keine Pflege empfangen, einsam und gefangen liegen und keinen Besuch erhalten. Er konnte es nicht ertragen, wenn er seine Mutter aus dem Gesichte verloren hatte, und wenn sie sich entfernte, folgte ihr sein Auge. Sie saß oft stundenlang vor seinem Lager, und bewachte seinen Schlummer. Zuweilen sah man ihn auffahren aus einem Fiebertraum, und ängstlich aufblikken, bis er die ehrwürdige Alte erkannte, die sich über ihn herabbeugte, und er faßte dann ihre Hand, legte sie auf seinen Busen und entschlief ruhig, wie ein Kind. So starb er.

Als ich diese Leidensgeschichte vernommen hatte, war meine erste Regung, die Hütte der trauernden Wittwe zu besuchen, um ihr eine Geldhülfe, und wo möglich eine Erleichterung ihrer Lage, zu gewähren. Ich fand jedoch bei eingezogener Erkundigung, daß die gutmüthigen Landleute bereits alles gethan hatten, was die Umstände foderten, und da die Armen es am besten verstehen, einander zu trösten, so wagte ich es nicht, mich einzudrängen.

Am nächsten Sonntage, als ich in der Dorfkirche war, sah ich zu meiner Ueberraschung die arme alte Frau in dem Thore zu ihrem gewöhnlichen Sitze auf den Stufen des Altares hinabwanken. Sie hatte sich angestrengt, eine Art von Trauer für ihren Sohn anzulegen, und nichts konnte rührender seyn, als dieser Kampf zwischen frommer Zuneigung und der höchsten Armuth; ein schwarzes Band, oder so etwas, ein abgetragenes schwarzes Tuch, und sonst noch einige demüthige Versuche, durch äußere Zeichen jenen Kummer auszudrücken, der zu tief ist für äußeres Gepränge. Als ich auf die, mit Bildern gezierten Grabmähler, die glänzenden Todtenschilde, den kalten Marmorprunk, womit weltliche Größe prahlend den abgeschiedenen Stolz betrauert, hinblickte, und dann mein Auge auf diese arme Wittwe richtete, die von Alter und Kummer gebeugt, am Altare ihres Gottes saß, und die Gebete und Preisgesänge eines frommen, wiewohl gebrochenen Herzens ihm weihte, fühlte ich, daß dieses lebendige Denkmahl wahren Kummers mehr als alle übrigen werth war.

Ich erzählte ihre Geschichte einigen wohlhabenden Gliedern der Versammlung, und sie wurden vor Rührung bewegt. Man bemühte sich, ihre Lage zu erleichtern und ihre Betrübniß zu mildern. Nur auf wenige Schritte aber wurde der Weg zum Grabe ihr geebnet. An einem der nächsten Sonntage vermißte man sie auf ihrem gewöhnlichen Sitze in der Kirche, und ehe ich die Gegend verließ, hörte ich mit frohem Gefühle, daß sie ruhig ihren letzten Athemzug gethan hatte, und hingegangen war, ihre Lieben wieder zu sehen in jener Welt, wo man nie Leiden kennt, und wo Freunde nicht mehr scheiden.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.
Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 93. Sonntag, 24. November 1822.

König Lear und seine Töchter.

(Nach dem Englischen.)

Einst herrscht' mit hoher Fürstenpracht,
Lear, Britaniens König;
Es schien als sey auch seiner Macht
Das Glück selbst unterthänig.
Drei Töchter, sich an Schönheit gleich,
Ihm theurer als sein Königreich
Und was ihm Glück gegeben,
Verdankten ihm das Leben.

Da fiel's einmal dem König ein,
Die Töchter so zu fragen:
Am kindlichsten geliebt zu seyn,
Von welcher darf ich's sagen?
Denn meines Alters Lust seyd ihr;
Laßt hören, wer wird treulich mir,
Sprach Lear, von euch dreien
Die zartste Liebe weihen.

Worauf die Aelteste begann:
Mein Vater, Blut und Leben,
Will ich, wenn es dir frommen kann,
Mit Freuden hin dir geben;
Zu deinem Heil soll eh' mein Herz,
(Erduldet nur den kleinsten Schmerz
Dein Alter hier auf Erden)
Mir ausgerissen werden.

Und ich will, fing die Zweite an,
Das Schlimmste ohne Klagen,
Für dich, wenn es dir frommen kann,
Gern und geduldig tragen;
Und unermüdet Tag und Nacht,
Bis ich dir süße Ruh' gebracht,
Mit Fleiß und Lieb' erlernen
Den Unmuth zu entfernen.

Nun, sprach der alte König, ihr
Bringt Wonne meinen Tagen;
Was wird mein jüngstes Mädchen mir
Von seiner Liebe sagen? —
Cordelia sprach: ich liebe dich,
Wie es Natur, mein Leben mich,
Und Kindespflichten lehren;
Mehr kann ich nicht erklären.

Mehr lieben nicht, als Pflicht dir heißt,
Willst du, versetzt der König;
Wenn es sich ärger nicht erweist,
Merk' ich, du liebst mich wenig:
So meide denn mein Angesicht,
Als Kind erkenne ich dich nicht,
Auch sey von meiner Habe
Kein Theil dir, keine Gabe!

Und deiner Schwestern Kindessinn
Hat besser sie berathen;
Denn ihnen sey nun fürderhin
Mein Gut und meine Staaten,
Und meine Krone und mein Land,
Daß ich von lieber Kindeshand,
Bis ich von hinnen gehe,
Gepflegt mein Alter sehe.

Erfüllt sah bald das Schwesterpaar
Des Königs Schmeichelworte;
Cordelia verbannet war,
Aus väterlichem Orte:
Und wandernd durch das ganze Land,
Nicht Hülfe noch Bedauren fand
Die edelste Verbannte,
Wohin sie sich auch wandte.

Da lächelte im Frankenland,
Das Glück ihr endlich wieder:
Die tugendhafte Jungfrau fand
Theilnehmende Gemüther;
Und als sie Frankreichs König sah,
Da liebt' er bald Cordelia:
Zur Königinn erwählet,
Ward sie mit ihm vermählet. —

Der Vater lebte bis dahin,
Bei seinen andern Kindern;
Doch die verheißne Liebe schien,
Sich stündlich zu vermindern.
Am Hofe Regans mußt' Lear,
(Das Unentbehrlichste sogar
War lieblos ihm entrissen)
Auch sein Gefolge missen.

Von zwanzig Dienern, die bisher
Ihm zu Gebote stunden,
Hatt' sie erst zehn, und darauf mehr
Als drei, zu viel gefunden;
Hielt einen selbst für Ueberfluß,
Und ach, der gute König muß
Zuletzt auch diesen Einen
Und sein Geschick beweinen.

Ist dies der Dank, rief Lear aus,
Für alle meine Güte!
Bist du sobald in deinem Haus
Des alten Vaters müde?

Wohlan, ich weiche dann, und will
Bei meiner lieben Goneril
Beschließen dieses Leben;
Sie wird mein Leiden heben.

Nach ihrem Hof eilt er sofort,
Sein Leid ihr anzusagen;
Doch Goneril erwiedert dort:
Ich muß es recht beklagen,
Denn Trank und Speise sind verzehrt;
Doch in der Küch' nehmt unverwehrt,
Wenn ihr zu bleiben denket,
Was man da sonst verschenket.

Mit Thränen und mit Bitterkeit,
Sprach er: es mag mein Leben,
Und meine Unbesonnenheit,
Ein Beispiel jedem geben; —
Nach Ragans Hof kehr' ich zurück,
Ihr Herz wird durch mein Mißgeschick
In Mitleid sich verwandeln
Mich kindlicher behandeln.

Er eilt dahin; doch sie befahl
Vom Hof ihn weg zu treiben:
Warum, sprach sie, wollt' er einmal
Zur guten Zeit nicht bleiben!
Zurück zu Goneril er kehrt'
Wo in der Küche unverwehrt
Zu nehmen er gedenket,
Was man da sonst verschenket.

Doch erst schlug es der König aus,
Nun ward's ihm abgeschlagen:
Nie soll er, rief sie, in dem Haus
Mehr zu erscheinen wagen. —
So wandert er nun her und hin,
Doch hart blieb seiner Töchter Sinn;
Froh war mit Bettlers-Essen,
Der eine Kron' besessen.

Erinn'rung ließ dem armen Greis
Cordeliens Worte hören:
Daß sie nur so zu lieben weiß,
Wie's Kindespflichten lehren.
Was soll von ihr erwarten, — er,
Der sie mißhandelte so sehr? —
Sein Leiden wächst auf's Neue,
Zum Wahnsinn bracht' ihn Reue.

Und er zerriß sein Silberhaar,
Die hell gebleichten Locken;
Von Blut und Thränen nimmer war
Sein würd'ges Antlitz trocken.
Und Quell und Berg und Feld und Wald,
Wo seine Jammerklage schallt,
Sie schienen nur sein Stöhnen,
Sein Seufzen, nachzutönen.

So ging er auch durchs Frankenland,
Gestützt auf seinem Stabe,
Und hoffte aus Cordeliens Hand
Auf eine fromme Gabe:
Sobald hört' sie vom Vater nicht,
Da ließ nach treuer Kindespflicht,
Die Edle ohne Gleichen
Ihm Trost und Hülfe reichen.

Durch eine stattlich schöne Zahl
Von tapfern Edelleuten,
Ließ ihn der König, ihr Gemahl,
Nach seinem Hof begleiten;
Und edelmüthig rief er gleich
In seinem ganzen Königreich,
Die Ritter zu den Waffen,
Um Lear recht zu schaffen.

Nach England eilen sie sofort,
Cordelia an der Spitze;
Sie stießen beide Schwestern dort
Vom königlichen Sitze.
Doch ach, die holdste Königin,
Sank in dem Kampfe todt dahin!
Und Lear war Gebieter,
Trug seine Krone wieder.

Als er Cordeliens Tod gehört;
Wie sie im Kampf geblieben,
Weil es ihr Kindespflicht gelehrt,
Den Vater treu zu lieben:
Da sank er, sich der Schuld bewußt,
Hin an des edlen Kindes Brust
Um nie sich zu erheben —
Hin war sein frommes Leben.

Und von den Edlen in dem Land,
Ward nun den Schwestern beiden
Nach Recht einmüthig zuerkannt,
Die Todesstraf' zu leiden;
Dem Nächsten, der dem Stamm verwandt,
Gab man die Kron' von ihrem Land:
Solch' Ende allzeit finde,
Der Kinder Undanks-Sünde.

J. Schuster.

Räthsel.

(an Sie).

Willst du mir nur die Erste seyn,
So leist' ich gern die Zweite dir
Daß nie auch nur des Ganzen Schein
Mein Lieben treffe für und für.

Auflösung der Charade in Nro. 91.

Windbeutel.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 16. November. Der Teufelsstein, ein romant. komisches Volksmärchen mit Gesang in 3 Aufzügen. Von W. Müller.

Der Teufel, der hier sein Spiel treibt, ist ein erzguter Teufel. Dem ungarischen Ritter wird Tugend wie Erlösung nicht sauer — er braucht nicht einmal zu singen. Schauerlich wird's trotz

Donner und Blitz, trotz der hundertjährigen Geister, den Krambamboli etwa ausgenommen, keiner Seele. Das romantische Bangen kann sich gar nicht regen; so stark sind die lachenden Farben des Komischen aufgetragen.

Wir haben einen Schatz der herrlichsten Mährchen — ich nenne nur die einheimischen von den Brüdern Grimm gesammelten —, ein reiches Feld für Dichter, die Kühnheit und Lebendigkeit der Phantasie mit Tiefe des Gemüths und der Weltbetrachtung für die Oper zu vereinigen verständen. Welche Zaubergärten blühen unbesucht! welche Milchstraßen voll reichen Lebens liegen noch über unserm Horizont, wohin die kommenden Dichter Aug' und Ohr noch entzücken werden. Auch dieses Localmährchen ist nicht ohne Bedeutsamkeit, die aber durch die Planlosigkeit und Flachheit der Behandlung verwirrt und zerpflückt ist. Die lustigen Personen nehmen so breit und bequem den Vordergrund ein, und bordiren den romantischen Teppich so grell, daß man die eigentlichen Hauptpersonen durch alle Gefährlichkeiten ganz getrost bis zum glänzenden Ende fortspielen läßt. Sie sind so sehr in die Perspective gerückt und erscheinen so sehr als Lückenbüßer, daß man froh ist, wenn sie abtreten — sie, die doch eigentlich der Mittel- und Brennpunct des wärmsten Interesses seyn sollten und könnten. Abgesehn von der Musik — wie ließen sich Mozart und Müller vergleichen? — wie tiefer gedacht ist die Fabel, wie besser geordnet in der Zauberflöte! Dort ist das Erzötzliche des gemeinen Lebens nur eine parodirende Zugabe, der Schatten, welcher die höheren Gestalten in hellerem Lichte zeigt. Hier ist der Schatten die Hauptsache, aber nicht die Schatten; am wenigsten die wir heut declamiren hörten. Als Geister sind beide noch nicht oft aufgetreten, daher erlaube ich mir für ihre nächste Erscheinung — so bald fürchten wir sie jedoch nicht — folgende Winke.

Man braucht bei weitem weniger Geist, um einen Geist als ein lebendiges Wesen zu spielen — aber richtige Aussprache, die, selbst nicht zitternd, durch kalte Ruhe zittern macht; beinah keine Bewegung der Hand, besonders nicht nach dem Herzen, das ja zu schlagen aufgehört. Der Leib lebt nicht mehr; er ist nur noch der welke Träger des Hauptes, der nur die Wiederholung und das Spiegelbild des Leibes und gebannt ist, der klein Zeitlichkeit Beschauung zu fristen. Aus ihm dringt die feierliche Stimme und die hohlen Augen mahnen, in denen aber die Thräne versiegt ist. Zu rechter Zeit ein Heben der Hand, ein Nicken des Haupts thut dann eine so gewaltigere Wirkung.

Daß Dem. Urspruch diesmal noch nicht natürlich sprach, war natürlich. Aber dafür zischte und sudete sie (hole den Ring aus dem südenden Kessel — halten die Geister die etymologischen Zeitschriften der deutschen Gesellschaften?) mit rührender Emphase, obgleich das Echo ihres Mundes jedes Wort mit einem warnenden St! St! begleitete. Die Erscheinung der Hühner erregte in mir das Verlangen nach Aristophanes Vögeln. Könnten wir die Himmelskuckuksburg nach Göthe's Bearbeitung nicht einmal sehn? Daß wir nun die zwei Helden des Tags, Krambamboli und Taddädl, (Herrn Hassel und Walther), nicht besonders herausstreichen, geschieht, weil sie ihre in ihrem Fach anerkannte Meisterschaft behaupteten. So war auch Susanne das zierliche, schalkhafte, niedliche Kätzchen, das Madame Hofmann uns immer neu vorzuzaubern weis. Dem kleinen Pipi (Cath. Farnung) müssen wir noch doppeltes Lob spenden, einmal für sein geschicktes und ungezwungenes Spiel, und dann ein stilles für seine sinnige Patronin, die an eigenen Kränzen schon so reich ist.

Sonntag den 17. 1) Der Wittwer, ein Lustspiel in einem Aufzug von Deinhardstein. — 2) Der Wunderschrank, ein Original-Lustspiel in 4 Abtheilungen von F. von Holbein.

Ein Original-Lustspiel also: heißt das so viel, als die Erfindung ist weder aus Frankreich, noch England, noch Spanien, noch Dänemark gestohlen, so hat Deutschland nicht Ursach, auf diesen ehrlichen inländischen Pilz stolz zu seyn. Die Personen sind ganz ordinär; der einzige originelle Charakter von Adel mußte aus America geholt werden. Die kleine Emilie verliebt sich sterblich in ihren abgestandnen Vormund, der, durch die gar naive Liebeserklärung erschüttert, nach Jahren wieder zu überlegen anfängt, ob er denn überhaupt heirathen darf, soll, kann. Warum hat Hr. von Holbein unserm Vaterland ein solches Original nicht gegönnt? Sein Stück wäre gewiß originaler geworden.

Recipe: Beim ersten Aufzug des Vorhangs, was sonst vor seinem letzten Abrollen vorkommt, ein gesegnetes Paar, aber ohne Hochzeitsmienen; ein Heltikus mit einem Waldhorn; zwei Damen, die gern Männer hätten; item zwei junge Männer, die gern Weiber aus dem Stegreif hätten; eine dumme ehrliche Haut von einem Milchbruder; ein zudringlicher Allerweltsfreund, ein lebendiges Fremdenblättchen und Visitenkarte (wie er selbst sagt), ein rechter Spitzbube, aber ein gutes Herz, ohne Herz, als spiritus rector. — Eine saubere Cur- und Cour-Gesellschaft! Wer im ganzen Theater möchte sich einen davon zum Freund wünschen? Und man braucht weder ein Dichter noch ein Hans von Gleichen zu seyn, um Holbeins Damen zu verschmähn.

Ferner recipe: Ein Baum mit einer Bank auf einen Hügel, wo der schlaue Herr Onkel sein Schläfchen macht; davor einiges Gebüsch, hinter dem die Ehestandskandidatinnen; davor die Candidaten im Pistolen-Duell begriffen; Angst, Ohnmacht, Umarmung; dann ein gemeiner Gelegenheitsschrank; endlich die drei Ehepaare, die zusammenzukommen den Rührig brauchen u. s. w.

Diese pikanten Ingredienzien (Salz ist vergessen) drei Stunden lang mit gewöhnlichen Re-

densarten, zähen Späßen, Anekdötchen u. s. w. in vier Absätzen durcheinadder gerührt und — das Originallustspiel ist fertig.

Warm aufgetragen wird's ein nach Neuigkeiten heißhungriges, hastig verschlingendes Publicum zweimal in der Woche laben. Wer gesund ist und noch nicht in Pyrmont war, wird das erstemal sein Vergnügen sattsam dran finden.

Mit Mozartischen Würfeln kann man eine Compositien zusammenwürfeln; für Theaterstücke sind jedoch die Würfel noch nicht berechnet und beschrieben. Wenn wir so zunehmen im Geschmack, werden Schau-Trauer- und Lustspiele als Centones zu gleicher Zeit mit den Nummern aus der Lotterie gezogen werden. Gerade so werden ja auch die Schiffsladungen Gedichte bloß durch das Geheimniß der Reminiszenzfabricirt; fast allen fehlt der innere Bildungstrieb. Will nun einer der Poesiemacher gar originell sein, so schreibt er sich zu einem wunderlichen Versmaß als Form wunderliche Reime auf und setzt ungereimtes davor. Dem. Lindner spielte nicht die Wittwe und die Mathilde von Saalen; sie war beide leibhaftig. Sie greift ihre Rollen von der Wurzel, der Seele, aus und stellt so auch die unbedeutendste ohne Mühe und Reflexion mit veredlernder Wahrheit und sinniger Gewandheit dar. Eben so Herr Weidner; nur schade, daß manche seiner Rollen keine Seele haben. Hr. Brauer war wieder sehr grün. Ein deutscher Landedelmann kann bei aller Geradheit einer offenen ehrlichen Seele denn doch gerade stehen und braucht nicht eben so einförmig (burschikos wäre zu gut) tölpische Manieren zu haben. Immer dieselbe linkische Bewegung der Rechten, immer dieselbe Drehung des Kopfs mit der stieren ehrlichen Miene Dem jungen Engländer in Mittel und Wege wollten wir das schon nachsehen.

Dienstag den 19. Die unruhige Nachbarschaft, komische Oper in 2 Aufzügen nach Leopold Huber, von Hensler. Die Musik von Wenzel Müller. Johann der muntere Seifensieder — Seife konnte doch nicht wohl auf der Bühne gekocht, noch Lichter gezogen werden — erscheint hier als Schreinermeister Simon. Das ist doch eine ehrsame poetische Familie. Unter Gesang und den Reitzen häuslicher Noth lieben und leben sie mit frischen freudigem Gemüth.

Herzerfreuende Unmittelbarkeit des Daseins, wie labst du uns! Harmloses Lieben ohne Weinerlichkeit, ehrliche Thränen, liebliche musikalische Narrheit! das Stück wiegt zehn romantische Ritterstücke und zwanzig Rossinische Moses auf; niederländische Malerei und Musik, aber es ist Zusammenhang und Poesie darin. Gesunde Kost für gesunde Magen. Es wird vornehmer Ton die Nase dabei zu rümpfen; man will lieber mit Trillern und Rouladen gepeinigt, als wenigstens mit heiterer Stimmung nach Hause gehn. Sie spielten gut. Herr Hassel war Meister. Er verstand sich zu schminken. Taddädl und Franziska ein originelles Paar!

Mittwoch den 20. Mittel und Wege oder Still! ich weiß schon! Poße in drei Akten. Nach dem Engl. des Georg Collmann; frei von C. Lebrün. Die Schauspieler spielten alle con amore; besonders Hr. Weidner, der als Still! ich weis schon das Ganze erst zur Poße machte. Die jungen Leute erregen kein Interesse; die beiden Fräuleins sind sehr schlimm; die Mittel gemein und die Wege gewöhnlich. Hr. Grösser macht die patzigen Bedienten sehr gut.

Hierauf: Der Kalif von Bagdad. Eine komische Oper in einem Akt nach dem Französ. d. St. Just; die Musik von Bojeldieu. Wir haben sie nicht gut genug gehört, daher besser davon ein andermal!

Donnerstag den 21. Der Wunderschrank, Lustsp. in 4 Aufz. von Holbein; Hierauf Nummer 777, von C. Lebrün. Die Poße ist recht artig, nur könnten die zwei Glücklichen, Karl und Rosine, etwas mehr Witz und Noth haben. Aber Witz und das große Loos wäre wohl zuviel. Gerade die interessanten Personen ziehn mit langer Nase ab. Aus Verdruß müßte Hr. Vortheil die Putzig heurathen; sonst bleibt der Ausgang zu kühl. Denn das große Loos macht nur dem warm, der's bekommt; die andern schlägt's auch von der Bühne herunter nieder. Was Hr. Otto spielt, hat Art; er trifft den richtigen Takt immer, wenn er in seiner Rolle ist. Selbst in der gemeinsten spielt er mit Mäßigung und Gewandheit; eine gewisse Feinheit blickt immer durch.

Herr Düpre hat als Pfeffer die Erwartung übertroffen; Herrn Henkel kam er fast gleich. Dieser war mehr Neidhammel. Solche Schadenfrohs, die sich uneigennützig blos am fremden Schaden weiden, haben in der Welt reiche Weide, und daher sind sie meist etwas fett. Auch wußte Hr. Henkel mehr das Katzenmaul sich anzuschmüken, und der lauernde Blick am vorgeschobnen, knapp zwischen den Schultern behaglich sitzenden Kopf, den Hr. Düpre zu gerade trug, ist unentbehrlich. Die Jake ist nach Farbe und Schnitt vortrefflich gewählt. Der Pfeffer dürfte in keiner andern stecken.

Theater-Anzeige.

Montag den 25. November. Arur. Oper. (Zum Besten der Pensions-Anstalt.)

Dienstag d. 26. Das Vogelschießen. Lstsp.

Mittwoch den 27. Elisabeth. Oper.

Freitag den 29. Oratorium. (Zum Vortheil der Frau Wittib Schmitt.)

Samstag den 30. Kabale und Liebe. Trauerspiel. (Ferdinand: Herr Finke.)

Sonntag den 1. December. Titus. Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 94. Donnerstag, 28. November 1822.

Ahnung und Träume.

(Erzählung aus dem Englischen.)

Auf dem einsamen Pachthof zu Finaglen lebte vor manchen Jahren ein fleißiger Pachter mit seiner Familie. Nachdem er mehrere Kinder verloren, blieb ihm nur ein Sohn und eine Tochter übrig. Bei ihnen lebte noch eine Verwandte, eine Waise, welche der Pachter zu sich genommen hatte, sie hieß Matilda, ward aber im ganzen Hause „Cousine Mattie" gerufen.

Zu der Zeit, wo diese Geschichte beginnt, war der Sohn des Hauses Alexander, acht Jahr, Mattie sieben, und Flora, wie schon gesagt, die einzige Tochter, zwölf Jahr alt.

Wie sehr ist ein junges Mädchen in diesem Alter liebenswerth. Nichts ist so zierlich, so lieblich, so unschuldig, dabei zu gleicher Zeit so ausgelassen fröhlich, als solch ein sanftes, holdes Wesen. Die zärtlichen Neigungen, für welche die Natur sie bestimmt, beginnen, sich ihnen unbewußt zu entfalten, so daß jede schöne oder klagende Erscheinung in der Schöpfung, ihnen, wenn auch nicht eine tiefe, doch gewiß flüchtige Rührung verursacht. Sie haben eine Thräne für das weinende Lamm, für die welkende Blume, eben so für den wandernden Bettler, wenn sie sich gleich voll Furcht ihm nahen, aber das Kind einer armen verlassenen Frau, ist für sie vor allem andern der wichtigste Gegenstand. Wie oft hab' ich sie traurend auf das elende, kleine Geschöpf schauen sehn, dann wieder bittend zu ihren Angehörigen, die Gefühle ihrer Seele auf dem beweglichen Spiegel ihrer Gesichtszüge ausgedrückt. Ihr Herz ist gleich dem empfänglichen Wachs; der Eindruck, den sie jetzt erhalten, entscheidet oft für das ganze Leben. Holde Wesen, ihr stehet auf den Stufenleitern zu den Engeln hinan, uns mit den seligen Bewohnern jener schönen Gefilde fester zu verbinden. O wie sehr lieb ich ein reitzendes Geschöpf dieses Alters, die mit den weichen Kinderzügen schon ausspricht, wie sehr sie dereinst zu beglücken vermögen wird.

Gerade also in diesem Alter befand sich Flora auf Finagle, mit einem jeder zärtlichen Empfindung offenen Herzen, und einer so tiefen lebhaften Erinnerungskraft, daß alles, was sie jemals bewegt oder erregt hatte, treu in ihrem Gedächtnisse blieb.

Eines Morgens, da ihre Mutter bereits früh ihren Geschäften oblag, hörte sie, die noch mit dem Erwachen kämpfte, folgendes Gespräch der beiden andern Kinder, die in demselben Zimmer schliefen.

„Träumst Du wohl zuweilen, lieber Sandy?" —

„Was willst Du damit sagen, Cousine Mattie? Sandy versteht nicht recht, was das heißt, träumen!"

„Das will sagen, Du thust etwas, wenn Du auch die Augen fest zu hast." —

„O, auf die Art träume ich genug!"

„Erzähle es mir, lieber Sandy! dann will ich Dir auch einen Traum erzählen, den ich geträumt habe; erst vorige Nacht, und zwar von Dir."

„Nun denn, so höre. Sandy träumte, wie er mit einem großen Engländer focht; der große Schläger Robin Hood war es. Sandy schlug ihm das Schwert aus der Hand, schlug ihm ins Gesicht, auf den Rücken, bis er liegen blieb. Da kam wieder ein hochmüthiger Engländer, der kleine John, auch den schlug Sandy bis er todt liegen blieb, dann bestieg Sandy ein großes Roß, und gallopirte davon."

„Hattest Du denn ganz fest die Augen zu, als Du dies träumtest?" —

„Nein, Cousine Mattie, ganz fest nicht, ich war bloß so recht müde."

„O, Sandy ist ein kleiner Schelm, der gewacht hat; das ist kein rechter Traum; ich will Dir einen erzählen, der ist wahr; höre recht zu. Mir war, es kam eine schöne Frau zu mir, bot mir zwei Rosen an, eine rothe, eine weiße, unter denen ich wählen sollte. Ich nahm die weiße, da bat sie mich ängstlich, sie ja wohl zu bewahren, sie nie von mir zu lassen, hätte ich sie verloren, müßte ich sterben. Als ich aber zu Dir kam, ver

langtest Du meine Rose, ich verweigerte sie, Du aber schriest danach, sagtest, ich liebte Dich nicht mehr, da freilich konnte ich nicht länger, ich gab sie Dir, weinte aber sehr. Da erschien die Dame wieder, sagte mir sehr böse: „Hatte ich Dir nicht geboten, Deine Rose zu bewahren, Du hast nicht gehorcht; der Knabe, dem Du sie gegeben, wird dafür Dein Mörder werden. In vierzehn Tagen, von heute an, liegst Du im Sarge, die weiße Rose an Deiner Brust." — Da erzählte ich ihr, wie ich es nicht über mich vermocht hätte, Dir die Blumen abzuschlagen, dazu lachte ich aber nur, daß Du mich ermorden solltest, und versicherte ihr, Du wärest viel zu lieb, viel zu gut, weit — weit — besser!" Damit schluchzte die Kleine, warf ihren Arm um Sandy, der auch bitterlich weinte, indem er dazwischen rief: — „Deine Dame ist eine Lügnerin, Sandy wird Cousine Mattie nicht todtschlagen. — Wenn Sandy groß seyn wird, ein schönes Haus haben wird, dann soll Cousine Mattie bei ihm wohnen, dann wird er sie zeitlebens lieb haben, nie von sich lassen." Damit fielen sich die beiden Kinder aufs neue in die Arme, seufzten und weinten, bis sie endlich ermüdet wieder einschliefen.

Dieses kunstlose Gespräch machte einen tiefen Eindruck auf Floras gefühlvolles Herz. Ihrer Mutter große Schwachheit war, an Träume zu glauben; diesen Hang hatte Flora geerbt. Sie war daher erschreckt und bestürzt, als die kleine natürliche Mattie sagte, daß ihr Vetter ihr Mörder seyn würde, und daß sie bereits in vierzehn Tagen im Sarge liegen sollte: So, ohne ihre Mutter von dem zu unterrichten, was sie gehört, beschloß sie, wo möglich dem Uebel zuvorzukommen. Es war eines Sonntags Morgens, während Sandy angekleidet wurde, Mattie draußen war, als er zu großer Bestürzung Floras der Mutter den Traum der Cousine Mattie erzählte; indessen machte er eine so verwickelte Geschichte daraus, daß es durchaus unverständlich war, die Mutter gar nicht Acht darauf gab, sondern ihm bloß zu schweigen gebot.

(Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch-Literatur.

Der Herbst hat seine literarische Spende in gewöhnlicher Fülle gebracht. Für das gesellige Vergnügen, für die Frauen, für Liebe und Freundschaft, für die Vergißmeinnichtliebhaber, für die Cornelien und Penelopen, für die Gesellschaftstheater, kurz für alle Welt ist gesorgt. Nur ein alter Bekannter ist ausgeblieben und das ist recht Schade! Wir meinen den Tübinger Almanach für Damen, in dem man gewohnt war, freundliche Gaben von Göthe und Jean Paul zu finden. Der Almanac des Dames hat sich dagegen wie gewöhnlich eingestellt, gewährt aber keinen Ersatz für seinen deutschen Namensbruder.

In der großen Zahl von Gedichten, welche in den verschiedenen Taschenbüchern an's Licht des literarischen Tages getreten sind, wird man vergebens nach ganz vorzüglichen Ergüssen poetischer Geister forschen. Die Zeit der Voß'schen und Schiller'schen Musenalmanache liegt weit hinter uns und scheint nicht wiederkehren zu wollen. Der Verse, die keinen so hohen Anspruch machen, aber doch zart und lieblich genug sind, um alles Dankes werth zu seyn, findet man in ziemlicher Anzahl, aber die mittelmäßigen und unbedeutenden sind doch im Ganzen vorherrschend. Wir entsagen der verdrießlichen und allzuleichten Beweisführung der letztern Behauptung und wollen lieber einiges, was uns besonders angesprochen, mittheilen. Rückert, der diesmal die meisten Taschenbücher mit Beiträgen geschmückt hat, giebt in der Urania einen reichen Terzinen-Kranz, überschrieben „Edelstein und Perle". Ohrring und Busennadel einer schlafenden Schönen führen ein Zwiegespräch, erzählen sich ihre Geschichte, und der liebetrunkene Dichter hört alles mit an. Das geht so 13 bis 1400 Verse durch. Zuletzt spricht auch noch die Liebe und die Kerze mit. Ein reicher Schatz von Poesie wird aufgedeckt, mitunter etwas zu spielend, in Rückerts Manier, die ihre Freunde hat und sie verdient. Der Dichter sagt:

„Die Perle sprach mit einem Edelsteine,
Gleich hatt' ich beid' erkannt an ihren Stimmen,
Hatt' ich gleich reden hören nie noch eine.

Denn anders reden Perlen, welche schwimmen
Auf Meeresfluth, als die im eignen Lichte
Im dunkeln Erdschacht, Edelsteine, glimmen.

Da sprachen sie, was ich euch hier berichte."

so daß wir wohl thun werden, ihm, dem Unterrichteten, auf's Wort zu glauben. Die Dame erwacht erst ganz am Ende, klagt, es habe sie ein schlimmer Traum gestört:

„Da scheuten Perl' und Stein der Herrin Rache,
Daß nicht die Unart ihnen sie verweise,
Und keins von beiden that als ob es wache.

Sie aber doch, als ob sie ahne leise,
Was vorgegangen, nahm ein festes Kästchen,
Und schloß darin das edle Paar mit Fleiße.'

In einem Doppelgesang der Perle und des Edelsteins zeichnen sich folgende Terzinen ganz besonders aus:

„Wie dachten wir im Meer, im Erdschacht ferne,
Wo wir die Bande der Natur getragen,
Daß die der Kunst wir trügen hier so gerne.

Wie sollten wir den Banden uns entschlagen,
Wo ich, die Perle, nun mit Anmuth schiffe
Dahier um's Ohr im neuen Muscheiwagen.

Nicht fürchtend Scheiterung am holden Riffe,
Und ich, der Edelstein, planetisch kreise
Um dieses Busens Sonnen-Inbegriffe?"

Aus Rückert's Liedern, gleichfalls in der Urania, (die er besser bedacht hat, als das doch von ihm selbst redigirte Frauentaschenbuch) geben wir zwei der empfindungsvollsten:

„Ich frage meine Herzgeliebte,
Wie mancher wohl vor mir sie liebte,
Wie manchen sie vor mir geliebt;
Worauf sie mir zur Antwort giebt:
Wenn das, wie du mich liebst, ist Liebe,
Wenn Lieb' ist das, wie ich dich liebe,
So hab' ich keinen noch geliebt,
So hat mich keiner noch geliebt."

* * *

Sie sprach: Versagt ist mir ein glänzend Glück;
Doch wie mich jedes kleinste Flitterstück,
Das mir zum Schmuck, zum Spiel fiel in die Hand,
Freu'n kann, mein Freund, o wär es dir bekannt!
Wie eine Erstlingsblum' im Garten heut,
Und morgen einer Freundin Gruß mich freut;
Der Vogel, der mir guten Morgen singt,
Der Bote, der von fern den Gruß mir bringt;
Ob ich zur guten Stund' in gutem Buch
Fand einen meiner Seel' entschriebnen Spruch;
Und ob mein Inn'res sich in deinem Lied
Wie in dem Spiegel, der verschönert, sieht; —
Ein Wort, ein Blick, ein Hauch, ein Sonnenstrahl,
Die einzlen Freudenfunken ohne Zahl,
Sie alle samml' ich still an einem Platz,
Und stets im Wachsen ist mein kleiner Schatz.
Ich sprach, indem ich in den Arm sie schloß:
Du nennst die Schätze klein und fühlst sie groß.
Wer raubt dir das, was du so fühlest dein?
Wie freut es mich, davon ein Theil zu seyn!
Nie sey von unzufriednem Weltgewühl
Gestört dein schres Eigenthumsgefühl!
Weil eitle Größ' in Schutt und Trümmer fällt,
Bau ruhig dir aus Kleinem deine Welt,
Weil stillen Elementen nur, die nächst
Zusammentreten, jedes Ganz' entwächst!
So flicht der Himmel seinen ew'gen Kranz
Aus vieler unscheinbaren Sterne Glanz
So steht aus Demantsplittern wohl zuletzt
Ein Strahlenkranz zusammen sich gesetzt.
So webt aus einzlen kleinen Blumen nur
Auch ihren Frühlingsteppich die Natur.

Das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft bringt uns Hoffmanns letzte Arbeit: „Natura lastuosa," und in ihr noch manchen Funken des ihm eigenthümlichen barock-phantastischen Geistes. Die Gestalten, die in der wunderlichen Erzählung auftreten, sind allerdings ein wenig unnatürlich, und die Ehe des jungen Studenten mit der bejahrten Professorin etwas widerlich. Allein es lebt doch in dem Ganzen ein dichterisches Element und mitunter auch der Humor, der Hoffmanns Schriften so anziehend macht. Vielleicht ist es manchem Leser nicht unangenehm, eine leichte Skizze der Lebensverhältnisse des hingeschiedenen, so beliebten Erzählers hier zu finden, um so mehr, als er eben zu den Schriftstellern gehörte, die selten aus ihrer innern Gemüthsanschauung heraustreten.

Ernst Theodor Amadeus Hoffmann ward im Jahr 1775 zu Königsberg in Preußen geboren. Schon in früher Jugend galt er für einen schnell auffassenden Kopf, lehrsamen Clavierspieler und fertigen Zeichner. Sonderbar, daß er als letzterer schon damals am glücklichsten war in Karikaturen! Er studirte Jurisprudenz, begann seine praktischen Uebungen zu Glogau, ward später Referendair beim Kammergericht zu Berlin und im Jahr 1800 Regierungs-Assessor zu Posen. Hier gefiel er sich sehr, heirathete eine junge Polin und ward 1803 als Regierungs-Rath nach Warschau befördert. Mit Werner, dem mystischen Dichter und Convertiten, schloß er damals einen Freundschaftsbund, dem er späterhin nicht treu blieb. Der Sturm, der die preußische Monarchie im Jahr 1806 traf, zerstörte auch Hoffmanns sorgenfreie Lage. Er verlor Amt, Versorgung und Aussicht zu neuer Anstellung. Doch er wußte Unglück besser zu tragen als Glück. Er ging nach Berlin und ertheilte Musikunterricht. Im Jahr 1808 errichtete Graf Soden eine Bühne zu Bamberg. Hoffmann wurde Musikdirektor, mußte aber später auch den Regisseur und Theatermaler machen und sammelte Stoff für sein Werk: „Leiden und Freuden eines

Theaterdirektors.“ Die Unternehmung scheiterte. Hoffmann versank in tiefe Noth. Da schrieb er, um den dringendsten Bedürfnissen zu begegnen, seinen Kapellmeister Kreißler und die Betrachtungen über Beethoven. Später (1812. 1813) ward er Musikdirektor bei Seconda in Leipzig und Dresden, hielt sich aber da nicht lange. In den Tagen der Schlacht bei Leipzig lag er daselbst, von Gichtschmerzen zerrissen, der kümmerlichsten Noth neuerdings preisgegeben. Die Verbündeten siegten und Hoffmanns Stern ging wieder auf. Von seinem Krankenlager aus hatte er an den Fürsten Staats-Canzler nach Paris geschrieben und um Anstellung nachgesucht. Sie erfolgte 1814. Hoffmann ward Kammergerichtsrath zu Berlin, und durch Jean Paul ins literarische Publikum eingeführt, der Liebling der Lesewelt. — Er starb in seinem 47sten Jahr, 1822 den 25 Juny.

Auch die letzten Töne einer Dichterin gereichen dem Taschenbuch der Liebe und Freundschaft — dem rechten Platz dafür — zur besonderen Zierde. Louise Brachmann hat ihres brechenden Herzens Gefühle in zwei Gedichte ergossen, die wir zum Schluß noch mittheilen wollen.

Abschied.

Bange Ahnungsschauer beben
Durch mein Herz mit finstrer Macht;
Diesmal, mein geliebtes Leben
Kehrst du nicht mir aus der Schlacht!
Ach der Geist des Todes wehte
Durch den nachtlichstillen Hain! —
Blutig wird die Lagerstätte
Meines tapfern Helden seyn!

Doch ich will nicht ab dich mahnen
Sohn der Ehre, die dich ruft!
Geh' zu deinen heil'gen Fahnen!
Steige glorreich in die Gruft!
Geh den Pfad im Waffenschalle!
Doch Du gehst ihn nicht allein;
Wie das dunkle Loos Dir falle;
Wiss' es wird auch meines seyn!

Geh Geliebter! ich verschließe
Meine Klagen in mein Herz.
Dein getreues Bild versüße
Mir der langen Trennung Schmerz!
Könnt', o könnt' ich Dich begleiten!
Mit Dir theilen Freud' und Noth!
Könnt' ich siegend mit Dir streiten
Mit Dir sterben süßen Tod!

Ach umsonst! in öder Ferne
Hält mich herrschend das Geschick;
Nur vom blassen Glanz der Sterne
Fällt dein liebes Bild zurück.
Aber wenn mit düsterm Flügel
Dich des Todes Nacht umwallt,
Dann erscheine mir am Hügel
Deine holde Lichtgestalt.

Wie die Sonn' aus Abendgelde
Scheidend lächelt, steig empor!
Dann entzücke diese holde
Stimme noch einmal mein Ohr!
Senke Nacht sich trüb' und trüber
Froh an Deiner lieben Hand,
Engel, schweb ich dann hinüber
In dein selig Vaterland.

Gemilderter Schmerz.

Ach leben laß, nur leben den Geliebten!
Mein Gott, ob dann auch Trennungsschauer wehn,
Dann darf der Blick der sehnenden Betrübten
Dasselbe Licht, denselben Tag doch sehn. —

So lang das dunkle Thor noch nicht geschlossen,
Ist auch der Hoffnung kühner Flug noch frey;
In Thäler, wo Erinnerungsblumen sprossen
Trägt sie das Herz in holder Schwärmerey,

Und sagt: Sie kann, sie wird dir wiederkehren
Die sel'ge Zeit, wo dir sein Blick gestrahlt!
Gemildert sind der Trennung bittre Zähren,
Wenn drinn sich Morgenroth der Hoffnung mählt.

Ach wohl! noch trinkt desselben Lichtes Quelle
Mit ihm mein Aug'; ihn hüllt dieselbe Nacht;
Uns Beyd' umspielt des ird'schen Lufthauchs Welle
Uns Beyd' entzückt desselben Frühlings Pracht.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Ja in der Seelen stillem Zug begegnen
Auf jener Welten Bahn sich Blick und Blick;
Mit lichten Strahlen die hernieder regnen
Kommt Wonn' in der Getrennten Herz zurück

Und Treue lispelt aus dem Glanz der Sterne:
Dies war ein Blick von ihm, der in dein Herz
Süßstrahlend drang. — Vernichtet ist die Ferne
Und höchstes Lieben weiht ja erst der Schmerz.

B.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 95. Sonntag, 1. December 1822.

An den Mond.

(Nach Walter Scott.)

Heil dir umwölktes kaltes Licht,
Das blaß durch Sturmeswolken schwebet,
Heil dir, ob auch dein hold Gesicht
Verdüsternd Nebel nun umwebet!
Wie kann dein Auge still und rein
Wohl ungetrübt die Erde sehen,
Wie ohne Thräne Liche verleih'n
Der armen Welt voll Krieg und Wehen!

Wie einst an Gretas Rande nicht
Will klagen ich von Leid erfüllet,
Was damals trübte dein Gesicht
Hat Engelsschönheit mir verhüllet.
Und doch die neid'schen Schatten, wie
Sind sie dem Angedenken theuer!
Als Lieb' ich sang, da bargen sie
Furchtstillend meiner Wangen Feuer.

Da schwor ich, daß dein heitrer Strahl
Bestimmt nur wäre zu erhellen
Für Liebende ein einsam Thal,
Gespiegelt von crystallnen Quellen;
Und schlummernd in der Höhle Moos,
Und zitternd an des Fensters Latten,
Zu sagen, wie so schnell verfloß
Der Sommernacht geliebter Schatten.

Ahnung und Traum.

(Fortsetzung.)

Die nächste Woche erbat sich Flora Erlaubniß, einen Besuch bei ihrer Tante in Kirkmichael zu machen, aber Mattie mitzunehmen. Es kostete sie sehr viel Mühe, die Mutter zur Einwilligung zu bereden, welcher die Sache gar nicht behagte.

„Was nur dem Mädchen im Kopfe steckt, rief sie, sie ist wie bebext. Sonst kann ich sie gar nicht dazu bewegen, zur Tante zu gehn, jetzt aber besteht sie darauf, und will gar keine Gegengründe gelten lassen. Meinetwegen geh! besuche die Tante, allein die kleine Cousine bleibt da, die hindert Dich nur im Gespräche. Ohnehin ist es Sonntag, da mag ich euch nicht alle Beide missen."

„Aber, Mutter, sonst ist es Euer Geschmack, allein zu bleiben, oft Euer Befehl; nein, nein, geht Cousine Mattie nicht mit, bleib ich auch zu Hause, allein geh ich nicht."

„So bleibe die Jungfer Tochter und lasse uns nicht weiter darüber reden."

Jetzt nahm Flora ihre Zuflucht zu einem Mittel, welches selten das Herz einer zärtlichen Mutter verfehlt, sie brach in Thränen aus. Die gute Dame lenkte sogleich ein, indessen immer noch nicht mit dem besten Anstande. „Sah man jemals ein so eigensinniges Mädchen, das mault so lange, bis es seinen Willen hat. Geh in Gottes Namen nach Kirkmichael, nimm meinetwegen das ganze Dorf als Schleppe mit, wie es Dir gefällt! — Wüßt ich nur, was Dich forttriebe!" —

„Nein, Mutter, wenn Ihr böse werdet, will ich lieber meine Füße gar nicht mehr rühren; nur dacht ich, da Ihr mich das ganze Jahr arbeiten laßt nach Eurem Gefallen, könnte ich wohl einen Tag für mich haben, indessen, wie es Euch gefällt, ich will gar nicht mehr ausgehn, so lange ich unter Eurem Dache bin."

„Ruhig, Flora, mein Kind, wahr ist es, Du warst immer ein fleißiges, gutes Mädchen, hättest Dir weit mehr Freiheit herausnehmen können! — Glaube auch nur, wenn ich Dir etwas versage, geschieht es zu Deinem Besten. Also geh nur, Flora, geh, es ist mir ordentlich lieb, daß Du einmal die Tante besuchst; bleib ein auch zwei Tage da, mir ganz recht. Da fällt mir ein, wenn Du so ungern allein gehen willst, nimm doch Sandy mit, die kleine Mattie möcht ich gern behalten, damit ich doch einige Gesellschaft während Deiner Abwesenheit habe, es ist so ein kluges Ding, mit der sich ordentlich schon reden läßt."

Es paßte eben so gut in Floras Plan, wenn sie Sandy mitnahm, so daß sie also ganz zufrieden mit der Mutter Entscheidung war, und beide Theile sich sehr heiter trennten. Der Mutter Zweifel, ob auch Sandy so weit würde gehen können, ward von Flora nur obenhin beantwortet, obgleich sie im Geheim nicht wenig Furcht dafür hatte.

Der Verabredung gemäß brachen am nächsten Morgen die Reisenden auf, allein schon auf halbem Wege ward Sandy müde, und blieb endlich ganz liegen. Eine Strecke trug ihn Flora auf dem Rücken, allein da sie es nicht lange aushalten konnte, suchte sie ihn durch Bitten zum Fortgehn zu bewe-

gen; jedoch vergebens, er war nicht zum weitern Gehn zu bringen. Flora wußte durchaus nicht, was sie mit ihm beginnen sollte, bis sie auf ein Mittel fiel, daß einer erwachsenen Person Ehre gemacht haben würde. Sie brach ihm eine lange Ruthe vom nächsten Baum, indem sie ihm solche als ein schönes Reitpferd darstellte, sogleich schwang sich der kleine Eigensinn darauf, und galloppirte nun bald rechts bald links, bald rückwärts so unaufhörlich, daß er denselben Weg, den er vorher nicht machen zu können behauptete, nicht allein doppelt, sondern so schnell zurücklegte, daß Flora ihn zuletzt kaum im Gesicht behalten konnte.

Sie hatte, was sie auch erwartete, wenig Zerstreuung von ihrem Besuche, bloß die innere Zufriedenheit, ein schreckliches Uebel abgewendet zu haben, welches, wie sie glaubte, über dem Häuptern ihrer Lieben geschwebt hatte. Bei ihrer Rückreise, je näher sie der Heimath kam, je ängstlicher klopfte ihr das Herz. Als sie nun das Haus gewahrte, schaute sie ängstlich ob Mattie nicht in der Thüre stehen würde. Allein die Kleine war nicht zu sehn, überhaupt schien es ihrer aufgeregten Einbildungskraft, als herrsche eine Stille und Oede um die Wohnung wie nie zuvor. Die Kniee versagten ihr den Dienst zum weitern Fortgehn, sie setzte sich einen Augenblick, indem sie zu ihrem Bruder sagte: „Sieh, Sandy, es scheint mir alles so still, so einsam hier zu Haus, wenn nur alles wohl, niemand todt ist!"

„Was, Schwester Flora, ist eigentlich denn der Tod, Sandy kennt es noch nicht so recht."

„Du wirst es nur zu früh erfahren! — Der Tod, lieber Sandy, nimmt uns gewöhnlich das, was wir am liebsten haben, und wen er berührt, der ist kalt, stumm und bewegt sich nicht mehr."

„Ach, so wie die kleine Fliege neulich, die konnte nicht mehr stehen, nicht mehr flattern, die lag ganz still da. Ach, da ist der Tod sehr böse."

„Schwester Flora," setzte er nach einer Pause hinzu: „Nicht wahr, der liebe Gott hat alles gemacht?"

„Das versteht sich."

„Warum hat er denn den Tod gemacht? — wäre Sandy der liebe Gott, er würde ihn nicht leiden!" —

„Still! still! Sandy, Du weißt nicht, was Du sprichst, verstehst von diesen Dingen nichts."

„Gut, Sandy wird schweigen; aber wenn der Tod bei Cousine Mattie kommt, dann soll er Sandy auch erschlagen."

„Also Cousine Mattie ist Dir das Liebste auf der Welt?"

„Nein, nein, Schwester Flora!"

„Kleiner Schmeichler! ja, wenn ich nicht neulich hinter der Thür gestanden, als Du Mattie versichert, sie sey Dir das Theuerste!"

„Aber Sandy konnte nicht anders, Cousine Mattie sagt auch so!" —

Flora stand jetzt wieder auf, und ging mit großem Herzklopfen auf die Hausthür zu, als Mattie mit einem lauten Freudengeschrei dieselbe öffnete; sie hatte ihren Gespielen vom Fenster erblickt, ohne irgend Jemand im Hause ihre Entdeckung mitzutheilen, stürzte sie ihren Lieben entgegen, gab Flora einen hastigen Kuß, dann aber hing sie sich um Sandys Hals, indem sie laut rief: „Sandy, Männchen, bist Du wieder da?" und zärtlich ihre Wange an die seine lehnte. Er kramte nun aus, was er für seine Cousine mitgebracht, ein Bilderbuch und eine wilde Rose, die er unterweges selbst gepflückt; dies ward mit einer neuen noch herzlicheren Umarmung belohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Charade:

Die Ersten ziehn mit schwerem Flug,
Wohl auf, wohl ab, in Lüften.
Wohin Instinkt und Wahl sie trug,
Entstehen ihren Kluften.
Die Dritte ist wohl hart und schwer,
Und man erreicht sie nimmermehr.

Das Ganze blickt so schauerlich
Von Hügelshöhen nieder.
Um Mitternacht versammeln sich
Dort bange Geister wieder.
Nur grauser, kalter Grabesduft
Erfüllet dort ringsum die Luft.

Auflösung des Räthsels in Nro. 93:
Meineyd.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 23. November. Die Waise und der Mörder, ein Drama in drei Abtheilungen. Nach dem Französischen von J. F. Castelli. Musik von Seyfried.

Nur mit Enthusiasmus kann Referent von dieser Vorstellung sprechen. So vollkommen befriedigt hat er seit langer Zeit das Theater nicht verlassen. Es gibt bis jetzt wenig Opern und Melodramen, wo das ensemble der Aufführung den ganzen innern Menschen hinrisse und beruhigte, wo wir nicht den einen Sinn verschließen müßten, um dem andern wenigstens einen unverkümmerten Genuß zu lassen. Man muß abstrahiren von unmittelbar aufgedrungenen Eindrücken, um sich wählend andern hinzugeben. Dies's Wählen quält und alles Abstrahiren ist ein Zwang. Jedes ächte Kunstwerk soll aber als ein Ganzes zu allen unsern Seelenkräften sprechen und wo es nicht täuschen kann, den Sinn wenigstens nicht wecken, um ihn zu verletzen. Die Oper setzt beinah alle Künste in Bewegung; alle Pforten unsers Wesens schließt sie auf. Paradiese locken, Freudschlösser bauen. Die Grazien und selbst im zeitlosen Reich des Hades führen die Horen ihren Reigen auf. Terpsichore und Erato schlingen nach Euterpe's Flöte und Polyhymnia's Faden das gaukelnde Labyrinth der.

Bewegungen. — Thalia versagt nicht die umgekehrten Bilder ihres Spiegels und Melpomene ihren Medusenschild. Aber nur Apolls geliebteste Seher vermögen den verwirrenden Wetteifer der Schwestern zu ordnen, daß das Auge der Schauenden nicht verwirrt, das Gefühl gefoltert, die Phantasie beschwert, die Vernunft verrückt und das Gemüth durch das Ohr mit leerem Kitzel überreizt und verödet wird.

Wozu die vielen Worte? — Wenig Opern lassen uns das Haus durchaus erwärmt und doch mit klarem Geistesauge verlassen; noch weniger die meisten Melodramen, da in ihnen der rasche Gang der Handlung durch das lyrische Element der Musik verzerrt und so die Motive der Empfindung gedehnt und breit geschlagen werden. Heute brauchten wir nicht zu abstrahiren; wir konnten uns der Dichtung, der Musik und dem Spiel sorglos überlassen — wir wurden durch nichts enttäuscht.

Das schöne Stück, welches uns zu diesen Bemerkungen veranlaßt, ist kein Melodrama im gewöhnlichen Sinn; es wäre eher im Sinn der Griechen eine Tragödie zu nennen.

Die sinnvolle, tiefgegriffene Musik, welche uns in der Ouvertüre so richtig stimmt und in den Zwischenakten zu der festgehaltenen Erinnerung die Ahnung weckt, stimmt wie die feinste gegliederte Seelensprache in den Gang der Handlung ein und dient ihr bescheiden. Sie hilft aber nicht nach; sie spricht im Dialog ihren Antheil mit. Daß die Musik so vikarirt ist gerade das glückliche, von den übrigen Melodramen so vortheilhaft unterscheidende. Was der stumme Jüngling mit allen Worten nicht sagen könnte, sagt sie, auch dem Kinde verständlich.

Die Handlung ist einfach; aller fremde Schmuck ist streng geschieden. Viktorin — warum man seinen Namen französisch aussprach, wissen wir nicht; mit demselben Recht müßte man dies auch bei Regiment, General u. s. w. — ist der Strebepunkt des Ganzen. Und was ist denn das Beruhigende des Ausgangs? — Die Entdeckung des Mörders, der den Händen der Gerechtigkeit überliefert wird? Die Schuld, die wir qualvoll sich verbergen, verstockt durch neue Schuld sich vergeblich retten, endlich aber von der Vergeltung erreicht sehen? Freuen wir uns, daß wir erlöst werden von dem ängstlichen Anblick des Sünders, der mit banger Ahnung den leisen Tritt der Furien vernimmt und von der immer peinlicher gesteigerten Gewissensangst endlich durch die Gewißheit des verdienten Todes befreit wird oder daß Viktorin den langen Durst der Rache endlich kühlt? — Nein, was ganz anders.

Viktorin hat als Knabe in jenem Wald seinen Vater durch die Hand des Mörders verloren. Der Schreck, das Entsetzen nahmen ihm die Sprache. Tief hat in seiner kindlichen Seele die gräßliche Scene sich eingedrückt. Maurice hat den Hülflosen gefunden; er bringt ihn zu den seinigen, guten liebevollen Menschen; gibt ihm einen neuen Vater, eine Schwester, Freunde. Nur eine schwere Wolke hängt am heitern Himmel seines dankbaren Gemüths. Auf der weiten Erde hat er nur einen Feind; nur eine schwarze Seele befleckt das Paradies seiner Erinnerungen. Es ist ihm Religion geworden, an den lieben gemordeten zu denken; Religion, dem Mörder seine Sünde nachzutragen, der ja der Feind aller Menschen, dessen Vernichtung Reinigung seiner unschuldigen Welt seyn muß. Zu einer Rache der Art gehört hohe Reinheit und moralische Kraft. Je weniger er sich aussprechen kann, so tiefer wurzelt jeder Eindruck in dem verschloßnen Herzen; die Liebe, die er empfängt, gibt er treulich wieder und kann sich darin nicht genug thun; aber seit dem Augenblick er die Sprache verlor, ist doch der Hintergrund seines Innern verfinstert. Aufgeregt durch die Erinnerung an jenen Schreckenstag, und beglückt durch neue Beweise des lautersten Wohlwollens seiner Lieben, wird er an der Stätte seiner Racheandacht meuchlings angefallen, doch gerettet. Wer konnte das gethan haben? — er hat nur einen Feind, sonst kennt er keinen Bösen. Ungesehen von ihm hat sich indeß schon Reimbeau verrathen; die andern argwöhnen mehr und weniger. Der Genesene will am Freund seines Vaters sich erholen; er sieht den Bangen, zweifelt, sieht wieder — die Schrecken, die ihn zerknickten, kehren wieder — immer gewisser verfolgt und entlarvt er den einzigen Feind. Das Siegel, das seine Zunge gebunden, zerreißt; in dem furchtbaren Kampf ist auch seine Seele gelöst und die Erde entsühnt. Mit Recht ist das Verhältniß zu Friederiken geschwisterlich gehalten, ihre Neigung eine zarte Knospe. Es wäre eine schlechte Steigerung der reinen Theilnahme, wenn eine Verbindung mit ihr die Handlung schlöße; der wahre Eindruck würde so nur getrübt und verwischt werden. Das konnte unser Dichter verschmähen. Nur die neuesten Dichterlinge bedürfen solcher Zugaben, als da sind reiche Erbschaften, das große Loos u. s. w.; da ihre Personen für sich nicht interessiren, müssen sie brav Geld bekommen — und was macht auch interessanter? Dem. Lindner war Viktorin. Die Reinheit, Wahrheit und das Seelenvolle ihrer Sprache wußte sie heute ganz durch Mimik und Auge zu ersetzen. Wer las nicht in den Tiefen der tiefen Seele, wenn sie die innigste Dankbarkeit erfüllte, wenn jene schwere Erinnerung sie beschattete. Wie auf den Wogen der Musik, die jeden Pulsschlag verrieth, bewegte sie sich; auch ein Tauber hätte die Musik in sich vernommen, wenn er sie gesehn. Ihre Rolle kann nicht eingelehrt; frei will sie mit dem feinsten Takt gefühlt und so wiedergegeben seyn. Wie glücklich ihre Spannung, als sie Argwohn auf den Gesichtern liest, wie wahr die Hast, als die Entscheidung naht, das Entsetzen und die Seelenwehen der Wiedergeburt! Wem wurde der beklemmte Athem nicht frei, da sie ihr erstes Wort aussprach —

der Andacht! Gleich meisterhaft spielte Hr. Weidner den lichtscheuen, von der Verzweiflung zernagten, verstockten Mörder. Auch sein schwerstes Spiel war das Stumme; aber seine arbeitende Miene sprach. Hr. Weidner verräth den denkenden Künstler, aber nicht während des Spiels, das immer aus einem Guß ist; man denkt das erst nachher. Hr. Brauer spielte den Gärtner, wirklich unübertrefflich. Wie treuherzig und warm, wenn er ganz stolz von seinem Freunde sprach (die Wahrheit des Tons mußte rühren), mit wie ehrlicher Reue und Treue gelobte er, was er verdorben, wieder gut zu machen! Alle spielten gut und zusammen; ein schon oft wiederholtes Ausbleiben wurde augenblicklich bemerkt und still gerügt; daher schweigen wir davon. Dem Ursprach spielt im Affekt gut: für ruhige Momente bleiben wir bei'm alten Text: weniger Deklamation! Das ist eine fatale Angewohnheit. Sie könnte von Dem. Lindner noch viel lernen und noch mehr verlernen.

Hrn. Größer merkte man an, daß er den Obersten spielte. Er deklamirte den vornehmen Mann zu sehr und hätte in der letzten Scene mit Reimbeau allein mehr Feierlichkeit des Ernstes und der Verachtung äußern können.

Sonntag den 24. Der Freischütz. Op. in 3 Aufz. von Fr. Kind. Musik von C. M. von Weber.

Montag den 25. Arur, König von Ormus. Oper in 4 Aufzügen, übersetzt von Schmieder. Musik von Salieri.

Die Direktion verdient Dank, daß sie diese gediegene Oper so würdig uns wieder schenkte. Die Musik, ein breiter voller Strom ohne Wirbel und Stürze, begleitet in gehöriger Unterordnung die einfach verschlungene und doch lebendige Handlung. Der Text ist mit Fleiß gearbeitet und unterscheidet sich sehr von den neuern, wo Wort und Reim meist als bloße Füllsteine erscheinen.

Das Orchester that das seinige; die Chöre gelangen. Wir hoffen die Oper bald wieder zu sehn und bemerken nur einiges Wenige, was wir das zweitemal nicht wieder bemerken werden. Das zärtlich liebende Paar äußerte nur in der Musik seine Zärtlichkeiten; auf der Bühne stießen sie sich, auch den Zuschauer erkältend, ab. Das mußte den Eindruck des Ganzen lähmen. Man begriff gar nicht, wie Herr Rieser seine Gattin in ihrer Gegenwart mit Blick, Miene und Stellung so ganz und gar schonen; der Entfernten aber nicht süß und heiß genug gedenken konnte. Seine Liebe schien im Quadrat der Entfernungen zu wachsen, wie die Geschwindigkeit fallender Körper. Auf dem Scheiterhaufen gar, wo doch beiden doppelt heiß werden sollte, stellten sich beide voll Pflichtgefühl — gegen Arur, den legitimen Herrscher? — schlank und gerade, wie zwei beobachtete Schildwachen. Als Philemon und Baucis in Bäume verwandelt neben einander standen, reichten sie doch wenigstens, obgleich hölzern, einen umarmenden Zweig. Aber hier — wo das ganze Interesse davon abhängt — nichts, gar nichts! Herr Rieser (Tarare) trägt hierin auch die Schuld der Dem. Rothhammer (Astasia) mit; denn er sollte den Mann spielen. Außerdem schien er etwas heiser.

Die Stimme der Dem. Rothhammer ist beinah für die Zärtlichkeit zu scharf. Das fiel besonders in der Aria Nr. 3. „Mich verlieren? Uns zu trennen," auf. Ausgezeichnetes Lob verdient Hr. Brauer (Biskroma) wegen Spiel und Gesang; besonders gut gelang die Romanze Nr. 5.: „ich war im Römerlande." Herr Dobler (Arur) mußte, da die Liebenden weniger thäten, so mehr auf sich nehmen und das verdient Anerkennung. Das wahrsagende Kind hat von der Güte des Publikums seinen ermunternden Dank dahin. Sie geht mit ihrer Dem. Schwester schon in dieselbe Schule. Den Schulmeister möcht' ich tüchtig auszanken.

Dienstag den 26. Das Vogelschießen. Ein Lustspiel in 5 Abtheilungen, von Clauren.

Das Stück ist lebhaft und unterhält. Es wimmelt voll handgreiflicher Zoten. Das Aechtkomische bedarf aber dieses Surrogats nicht, welches Herr Clauren immer mehr absetzt. Leidet der ächte Humor Sperre? Das Paradies schütterte von unauslöschlichem Gelächter. Die Anspielungen auf die Zeit möchten immerhin ausbleiben; es ist etwas Bittres in dem Lachen. Ganz Posse, ganz Schelmerei wäre besser. Der Fürst ist zu fein und ernst für diese Philister. Herr Otto spielte ihn sehr wahr. Und Lottchen — wie kommt in den Krautgarten eine so herrliche Blume? den seltnen Seltings wünscht ich allen eine gleiche. Alle spielten gut; ich habe nicht Verdienstorden und bezeichnende Prädikate genug.

Mittwoch den 27. Jacob und seine Söhne. Musikal. Drama in 3 Abtheil. nach Duval, Musik von Mehül.

Theater-Anzeige.

Dienstag den 3. Dec. Die Rosen des Herrn von Malesherbes, Lustsp. Hierauf: Das Taschenbuch, Drama.

Mittwoch den 4. Die Schachmaschine, Lustsp. (Karl Ruff: Hr. Finke.)

Donnerstag den 5. Aschenbrödel, Oper.

Samstag den 7. Hamlet, Trsp. (Hamlet Hr. Finke.)

Sonntag den 8. Arur, Oper.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 96. Donnerstag, 5. December 1822.

Die drei Lieder.

(Aus dem Russischen.)

Singst Du ein Lied mir, ein fröhliches, Skald?
Sprach, sich umschauend, der mächt'ge Oswald.
Der Skald trat herzu, da die Worte er hört,
Im Arme die Harfe, am Gürtel das Schwerdt.

Wohl weis ich drei Lieder, das Eine sagt Dir,
Was sonsten geschehn, Du vergaßest es schier.
Du selbst hast's im finsteren Walde vollbracht;
Es heißt: meinen Vater hast Du umgebracht.

Noch weis ich ein Andres, voll Schrecken und Graus,
Im nächtlichen Sturme selbst dacht' ich es aus.
Vom Morgen zum Abend, stets sing' ich es Dir;
Es lautet: Kämpf', ruchloser Mörder, mit mir.

Schnell weg war die Harfe — entblößet das Schwerdt;
Und beiden die Wuth jetzt in's Angesicht fährt;
Es sprühten die Funken — dem Stahle entraubt:
Hin stürzte Oswald mit gespaltenem Haupt.

Erschall' denn mein letztes, mein lieblichstes Lied,
Dich werd' ich zu singen wohl nimmermehr müd';
Dich sing' ich der Helden mit fröhlichem Muth —
Es lautet; der Mörder liegt in seinem Blut.

Shukowsky.

Ludmila.

(Idylle aus dem Russischen.)

Greis.

Wen sendet Gott mir Einsamen daher?

Mädchen.

Fort in dem Dorf die Kirmeß zu besuchen,
Dil' ich aus jenem Thale her.

Greis.

Was willst Du denn hier im Gesträuche suchen?

Mädchen.

Mir fehlt ein reiches Band; drum wünscht' ich sehr
Nur ein'ge Blumen mir zu einem Kranz zu pflücken,
Um mich damit ein wenig auszuschmücken.
Dort ist Ludmila — eine Schönheit — wie man spricht —

Greis.

Du weißt, Ludmilens Nebenbuhlerin! wohl nicht
Wo Du jetzt bist?

Mädchen.

Nein!

Greis.

O! so blick zur Erd' herab:
Du pflückest Blumen von — Ludmilens Grab.

Dmitriew.

Freundschaft.

Bist Du mein Freund? — Drauf hast Du meine Hand!
Womit beweisest Du es, sprich!
Mein Leben selbst ließ ich für Dich!
Nicht doch! Nur leih' mir Geld? — Sehr gern, hast Du ein Pfand?

Ismallow.

Ahnung und Traum.

(Schluß.)

Mattie war von ihrer Mutter, der Tochter eines armen Pfarrers, sehr sorgfältig erzogen. Obgleich mit wenig Mitteln versehn, so hatten beide Eltern doch Kenntnisse genug, ihr eine sogenannte Bildung zu geben. Sie konnte, so jung sie war, lesen, singen, sogar auf einem kleinem Spinettchen sich recht hübsch einige leichte Arien begleiten; ihr dies zu lehren, war ein Lieblingsgeschäft ihres Vaters; allein der frühe Tod beider, des Vaters und der Mutter, hatte sie früh schon auf die kleine Hütte zu Finagle beschränkt, wo sie jetzt lebte, herzlich geliebt von allen, denn wer hätte auch der kleinen Grazie nicht hold seyn sollen, deren Aeusseres so liebreizend war, deren Herzensgüte aber noch bei weitem alles andere übertraf. Die Kleine erzählte in einem Athem ihrer lieben Flora alles, was indessen vorgefallen war. Zu Floras Freude, wenn auch sichtbarem Erstaunen, war gar nichts Ungewöhnliches geschehen, indessen war sie doch nicht eher ganz beruhigt, als bis sie die Hände beider ihr so theuren Eltern in die ihrigen drückte. Von diesem Tage an setzte sie weniger Vertrauen in Träume: denn die vierzehn Tage waren verflossen, Matilden war nichts Uebels wiederfahren, also das Ganze ohne Bedeutung geblieben. Doch aber, wider ihren Willen, behielt sie den Traum im Gedächtniß, erwähnte ihn zwar nicht, konnte ihn indessen durchaus nicht vergessen. Sie versuchte auch allgemach den Glauben ihrer Mutter an solche Dinge durch freigeisterische Bemerkungen zu erschüttern, allein dies war vergebens, hier kämpfte sie gegen einen Fels an, auch wurden ihre Waffen nicht von der Ueberzeugung geführt, sie hätte nur gern von ihrer Mutter die Richtigkeit solcher Gebilde bestätigen hören, um selbst nicht weiter zu schwanken; aber, wie gesagt, hier fand sie einen unerschütterlichen Glauben. Ihre Mutter behauptete, der Allmächtige habe nichts umsonst gemacht, wären also die Träume dem Menschen nicht wichtig, würde er sie nicht senden; sie fuhr fort: — „Wir lesen in der heiligen Schrift, daß schon in alten Zeiten Pharao und andre Leute nicht umsonst träumten, nein, im Gegentheil alles in Erfüllung ging, warum sollen sie jetzt weniger bedeuten? — Ehemals hatte man noch Wunder und Propheten, die Menschen zu warnen, jetzt sind es die Träume, auf die wir achten sollen, es ist eine Stimme Gottes, davon bin ich überzeugt." — Die arme Flora, die so gern zweifeln wollte, konnte diesen siegenden Gründen nichts entgegenstellen, sie schwieg also nachdenkend still.

Die Jahre entflohen! — Nie sah man die beiden Kinder getrennt. Sie lasen, sie schäkerten, sie beteten zusammen, sie trugen ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit kein Hehl, und liebkoseten sich ohne Zwang, beide schienen sie nur für einander zu leben. Da erlitt die Familie ein großes Unglück; die Schützerin, die Gattin, die zärtliche Mutter ward ihnen vom unerbittlichen Tode entrissen. Flora, die gerade achtzehn Jahre zählte, mußte nun die Sorge der Wirthschaft übernehmen, so ward diese Lücke wohl ausgefüllt, aber lange blieb dennoch in ihrem Herzen der Gram um die Gebieterin des Hauses wach. Uebrigens war alles wie es gewesen, die Liebe und Freundschaft, die schon lange in dieser Hütte ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, blieb auch dann noch heimisch, als die Mutter ihnen entrissen war. Besonders herrschte sie zwischen den beiden jüngern, die nun, da Flora sich viel in der Wirthschaft beschäftigte, immer mehr nur für einander lebten. Niemand legte dieser Neigung etwas in den Weg, Flora im Gegentheil gab ihr alle mögliche Aufmunterung, denn immer lebte noch die geheime Furcht in ihr, daß jenes nächtliche Gesicht in Erfüllung gehen möchte; davon hatte die unschuldige Flora keinen Begriff, wie Liebe tödten könne!

Matilda und sie, welche jetzt bei einander schliefen, verfehlten nie, sich am Morgen ihre Träume mitzutheilen. Unschuldige, reine Träume, wie ihre unbefleckte Brust sie hervorrufen konnte. Eines Morgens aber war Flora nicht wenig erstaunt, als sie sich von Matilden mit kummervoller Miene also anreden hörte.

„Ach welch einen schrecklichen Traum habe ich vergangene Nacht gehabt. Es war, als wenn ich Deine Mutter sah, die freundlich, liebevoll sich zu mir neigte, und schöner war, als ich sie je erblickt hatte. Sie drückte mich in ihren Arm, und weinte über mich, indem sie mir auftrug, sogleich dies Haus zu verlassen, vor allen aber ihren Sohn zu meiden, denn sonst würde er unausbleiblich mein Mörder werden, ja ich von heute an in der siebenten Nacht im Sarge liegen. Sie zeigte mir dann warnend etwas, was ich weder beschreiben noch einen Namen geben kann, nur weiß ich, daß Ge-

stalten mit blutigen Händen uns trennten, und ich, von Grausen erfüllt, nichts weiter mehr sah.

Flora, welche im tiefsten Herzen erbebte, konnte lange Zeit keine Antwort geben; ausser wiederholte Seufzer. „Gütiger Himmel! sagte sie endlich, was kann das bedeuten? Erinnerst Du Dich nicht, liebste Mattie, vor langer Zeit etwas Aehnliches geträumt zu haben!“ —

Mattie hatte es durchaus vergessen, aber Flora erinnerte sich nur zu wohl des ersten Traumes; doch der Gedanke, vielleicht vom Himmel ausersehen zu seyn, das Gräßliche zu hindern, tröstete sie. Sie entschloß sich sogleich, auf das Vorsichtigste zu handeln, so daß, als sie aufgestanden, ihr erstes Geschäft war, ihre Cousine zu bewegen, das Haus und ihren Bruder während der verhängnißvollen acht Tage zu verlassen.

„Unser Geschick, sagte sie, steht oft in unsern Händen, wir können es zum Guten und Bösen lenken, daher geh liebe Mattie, geh der Gefahr aus dem Wege.“ Mattie willigte zwar ein, aber nur, um Flora gefällig zu seyn, denn sie fürchtete Sandy so wenig, als die harmloseste Blume des Feldes. Sie ging also nach Kirkmichael, blieb die ganze Woche dort, kam gesund nach Hause, und beide Mädchen lachten herzlich ihrer albernen Furcht. Mattie dachte gar des Traumes nicht mehr, aber Flora behielt ihn wider Willen im Gedächtniß, denn beide Träume waren in einer Jahreszeit an einem Sonntage vorgefallen, nur den Zeitraum der sieben Jahre dazwischen. Alles dieses war zu sonderbar, um sich in dieser tief denkenden Seele ganz verwischen zu können.

Im zwei und zwanzigsten Jahre reichte Flora einem jungen Pächter ihre Hand. Sie blieb zwar in demselben Kirchspiele, allein doch zu weit entfernt, die väterliche Heimath oft zu besuchen, wovon auch bald eine schnell sich mehrende kleine Familie sie noch mehr abhielt. Mattie übernahm nun die Führung der Wirthschaft, welcher sie auch mit Hülfe einer Magd sehr gut vorstand. Vater und Sohn besorgten Feld und Wiesen, und der Abend vereinigte den kleinen Kreis, der nun, da er noch enger gezogen, sich um so inniger aneinander schloß. Flora sah sie, wie schon gesagt, äußerst selten, erfuhr auch wenig, was dort geschah. Eines Tages, wo ihr Mann zur Kirche gegangen war, sah er den Leichenbitter, auf seinen Stab gestützt, an der Kirchthüre stehn, der mehreren Eintretenden Trauerbriefe zutheilte, auch er sah bald mit großem Erstaunen sich eben so bedient, was war aber seine Ueberraschung, seine Bestürzung, als er folgendes las:

Sir, die Gunst Eurer Gesellschaft erbittet, um zwölf Uhr den nächsten Sonntag, als den Begräbnißtag meiner Nichte Matilda A — n, auf dem Kirchhofe zu C — r, Euer ergebener Diener

Fignale, den 12. April.

James A — n.

Denke Dir Floras Schmerz und Kummer, als ihr Mann mit diesem Briefe nach Hause kam. Sie mußte sich gleich zu Bette legen, wo die häufigen Thränen, die sie ihrer Jugendfreundin weihte, ihr ein heftiges Fieber zuzogen. Ihr Mann war äußerst besorgt um sie, da ihre Krankheit gleich eine gefährliche Gestalt annahm, wie dieses bei erregbaren Gemüthern oft der Fall ist. Schon die nächsten Tage ging es indessen besser, und sie war bald fähig, das Bett zu verlassen, und von nun an unaufhörlich beschäftigt, ihren Mann über jeden kleinen Umstand des Todes Matildens zu befragen. Sie erfuhr indessen wenig, weil der Pachter selbst nichts wußte, nur daß ihre Cousine an einem Sonntage gestorben sey.

Dieser Umstand rief der betrübten Flora sogleich beide frühere Träume ins Gedächtniß. Sie rechnete zurück, dachte nach, und überzeugte sich mit Graun und Entsetzen, wie bis zum Sterbetag ihrer Cousine gerade vierzehn Jahr verstrichen wären, seit sie den verhängnißvollen Traum zuerst gehabt habe. Einen Sonntag hatte sie zuerst die Warnungsstimme vernommen, sieben Jahr darauf, wieder an einem solchen Tage, beinahe dasselbe, und nun die letzten sieben Jahr verflossen waren, lag sie todt im Sarge.

In der That war alles so zusammenhängend, daß sie schauderte, aber kalt stockte das Blut in ihren Adern, wenn sie der Ursache ihres Todes dachte. Fest war sie überzeugt, ihr Bruder habe Mattie vergiftet oder irgend einen unmittelbaren Einfluß auf ihr frühes Ende gehabt, denn der Traum, der bis dahin so treu in allen Nebenumständen in Erfüllung gegangen war, er konnte hier nicht täuschen. Sie wagte nun nicht mehr, nach näheren Umständen ihres Todes zu fragen, aus Furcht, das Entsetzliche zu hören, aber dieser Kampf machte sie ganz tiefsinnig, so daß ihr Mann für ihren Verstand besorgt war.

Er mußte nun zum Begräbniß, allein die Besorgniß, Flora zu lange allein zu lassen, ließ ihn

nicht weiter als zum Kirchhof gehn, von wo seines Schwiegervaters Wohnung noch vierzehn Meilen entfernt lag. Bei seiner Zurückkunft konnte er der ängstlich harrenden Flora wenig mittheilen. Er erzählte, wie er den Vater nach der Ursache ihres Todes befragt, dieser ihm aber eine ausweichende Antwort gegeben habe, es habe ihm sogar geschienen, als wollte er gern vermeiden, davon zu reden. Wen er noch sonst angetroffen, die wären aber gänzlich unwissend darüber gewesen. Endlich stotterte Flora die Frage heraus, ob ihr Bruder sich bei der Feierlichkeit befunden habe, erhielt aber den Bescheid — Nein. — Mit diesem Nein erwachten alle ihre schlummernde Vermuthungen, sie fiel in ihre Melancholie zurück, und blieb die ganze Woche über in diesem dumpfen Tiefsinne.

Den nächsten Sonntag aber bezeigte sie ein so unwiderstehliches Verlangen, den Kirchhof zu besuchen, daß ihr Mann endlich einwilligte. Anfangs hatte er es, ihrer schwachen Gesundheit wegen nicht zugeben wollen, allein vielleicht, dachte er, brächte die Erschütterung eine heilsame Wirkung hervor. Er setzte sie also auf ein sanftes Pferd, brachte sie selbst bis zur Kirchhofsthür, wo er, ihrer harrend, blieb, und sie allein das Grab besuchen ließ, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen.

Als sie sich dem frischen Rasenhügel näherte, der neben ihrer Mutter aufgeworfen war, sah sie zwei alte Leute sitzen, die ihr wohl bekannt waren, und welche, wie sie bald hörte, von der Entschlafenen sprachen. Sie zog den Hut tiefer in das Auge, um nicht erkannt zu werden, kam unbefangen näher, setzte sich auf ein nahes Grabmal, wo sie sich stellte, als entziffere sie die Inschrift. Hier hörte sie folgende Unterredung, man kann denken, mit welchen Gefühlen.

„Ja, ja, sie war ein liebes, gutes Kind, freundlich und gut zu Armen wie zu Reichen, ach so schön, so jung! mein Herz blutet, wenn ich daran denke. Als der Deckel aufgeschoben war, die silbernen Buchstaben darauf sagten, ein und zwanzig Jahr alt, da schlichen mir Thränen über die alte gebräunte Wange, ich sagte zu mir selbst, da liegt eine Blume, in der Blüthe gebrochen. Aber Janet, waret ihr dabei, als der Körper geschmückt ward?" —

„Gesetzt nun, ich war dabei, was kann Euch das kümmern?" —

„Weil ich sagen höre, es sey niemand dabei gewesen, als Ihr und noch Jemand, den Ihr wohl kennt, ich aber nicht nennen mag. O sagt mir doch, war die Leiche schön, war nichts am Körper zu sehn, keine blauen Flecken, noch sonst eine Zerstörung?" —

„Und was würdet Ihr alter Thor denn daran gefunden haben? — Was habt Ihr für Vermuthungen? — Solche Dinge sind nicht für Eures Gleichen, noch solche Gegenstände für Eure Zunge gemacht, es weiter zu bringen. Was geschehen, kann nicht wieder gut gemacht werden. Die Todte hat überwunden — aber der Lebende, was wird aus dem werden! —

„Nicht, Janet, sie war ein gesunder, recht voller Körper, denn sie war bedeutend schwer, auch sah ich selten ein breiteres, tieferes Grab." —

„So haltet doch Eure alte, unnütze Zunge im Zaum. Hört, damit nicht jemand durch Eure Reden auf falsche Gedanken kommt; ich will Euch die Wahrheit entdecken, aber schweigt, denn leicht ist etwas gesagt, was besser wäre, es sey nie gesprochen worden. — Wohl mag der Körper schwer, der Sarg tief gewesen seyn, denn, Alter, neben ihr lag ein zarter Knabe, eine kleine blasse Blume, die kaum am Morgenstrahl sich aufgethan hatte, als sie schon mit der Brust, neben welcher sie ruhete, zugleich den leisen Athem aushauchte."

* * *

Alexander war verschwunden. Der alte Vater, der einsam zurückgeblieben war, sah ihn nicht wieder. Es ging ein Gerücht, Verzweiflung habe ihn fortgetrieben; der leichtsinnige Jüngling, der zu spät bereute, der armen Mattie nicht Gerechtigkeit erwiesen zu haben, dessen Vernachlässigung das treue Herz gebrochen hatte, wollte seinen Schmerz betäuben. Es hieß, er nahm Dienste bei den Truppen, welche nach Ostindien beordert waren. Todesverachtung und Tollkühnheit liessen ihn keine Gefahr scheuen. Als Major kehrte er nach Edinburgh zurück. Aber sein immer mehr verwilderter Sinn scheute dennoch das Wiedersehn der Heimath, und nur das Gerücht verkündete dem alten Vater Leben und Heimkehr des Sohnes. Aber dennoch breitete der alte Mann sehnsüchtig seine Arme nach dem Verlornen aus; da erhielt er plötzlich die Nachricht, der Major sey auf eine unbegreifliche Weise in den Grampian-Gebirgen verschwunden.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 97. Sonntag, 8. December 1822.

Menschenloos.

(Von Wyß.)

Hart sind deine Wechselloose,
Menschenherz, du armes Herz!
Ahnst du kaum den Preis der Rose,
Blühn dir Rosen allerwärts;

Doch, wenn endlich, ganz empfunden,
Ihre Herrlichkeit dich rührt,
Wird von nächt'gen Stunden
Schnell sie dir zum Nichts entführt.

Und die Rosen sind die Freude,
Sind der Jugend Liebesglück.
Endlich ganz erkannt du beide; —
Ach! da fliehn sie schon zurück.

Abschied.

(A. d. Spanischen.)

Ich hatte kaum die Herrliche gefunden,
Doch wagt' ich, bang' und schüchtern, es nicht wagen,
Ein leises Liebeswörtchen ihr zu sagen,
Da nahten schon der Trennung bittre Stunden.

Geleiten durft' ich sie zur Scheidestelle, —
In Purpurflammen sank der Abend; ferne
Aus Osten glänzten freundlich-mild die Sterne,
Und traulich rieselte die nahe Quelle.

Wohl such ich oft noch einsam jene Stelle,
Doch kalt und still umglänzt mich Sternenhelle,
Es flüstert keinen Liebesgruß die Welle.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 30. November 1822. Kabale und Liebe, ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Abtheilungen von Schiller. Diderot, der Adam und Stammvater des moralisirenden rührenden Drama's, ahnete wohl nicht, daß sein frostiger Hausvater in Deutschland einen solchen herzzerreißenden Enkel in der dritten Potenz bekommen würde, als dieses unser Stück ist. Das bürgerliche Trauerspiel wollte in Frankreich, wo das große bürgerliche Trauerspiel im Leben sich vorbereitete, nicht recht heimisch werden. Die Enge und Peinlichkeit des häuslichen Verkehrs wollte dem selbst im Unglück heitern Volk nicht zusagen; aber dem geduldigen, gemüthlichen Deutschland strömten jene Thränenbäche reichlicher und willkommen zu, und bildeten jene großen Sümpfe und Pfützen, die unsern Kunsthimmel so schwer und bang umqualmen.

Huc illae lacrimae!

Jene Siegwart-Burgheimische Sentimentalität ist nun freilich auch bei uns vorüber. Aus einem langen Friedensschlummer, den die Aurora einer langsamen friedlichen Fortbildung, vielleicht auch für die Kunst, mild umsäumte, wurden wir mit in den Strudel der großen Welthändel gerissen; der stille Sinn aus seinem sich zerarbeitenden Innern rauh nach außen gekehrt. Ueber zwanzig Jahre lang mußten wir viel leiden und suchten Trost in den Zerstreuungen der Bühne, die von fleißigen Händen immer mehr bedacht wurde. Ach! es waren bloß Zerstreuungen — wenig Sammlung, wenig Heiterkeit. Neues, Neueres und Neuestes wollten wir haben und so schwoll und schwillt das Repertorium des Theaters zu dem vollständigsten Verbal- und Realkericon an. Unsere Bühne ist ein Kauffahrteischiff, daß die fünf Welttheile verbindet und alle augenfälligen Raritäten von Mensch und Vieh zu Markt bringt, daher meist tief im Wasser geht und in unsere einheimischen Ströme nicht weit hinauf einlaufen kann. Bei der Anarchie unserer Literatur überhaupt und der Armuth der dramatischen insbesondere schwimmt der flüchtige Kiel, von der aura popularis getrieben, nach allen Richtungen der Windrose richtungslos, um einzunehmen und den dumpfen übersättigten Müssiggang zu reizen. Doch genug von diesem Preambel des Unmuths! —

Heute sahen wir also: Kabale und Liebe, ein Stück, das, wie A. W. Schlegel sagt, „schwerlich durch den überspannten Ton der Empfindsamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern kann.“ Als unser großer Schiller — vor dem wir in Demuth unser Haupt neigen — zuerst in seinen Räubern mit gigantischer Kraft wider alles Bestehende seiner Zeit gerungen, suchte

er, selbst erschüttert, mit der Wirklichkeit wieder anzuknüpfen. So entstanden sein Fiesko für die vornehme, Kabale und Liebe für die bürgerliche Welt. In beiden liebäugeln Himmel und Hölle auf's grellste; aber auch der Himmel der Liebe ist schwül und wirbelnd, besonders im letztern. Eher ein Fegfeuer. Gerade die Scenen der ätherischen Leidenschaft gleichen jenen versengten Wüsten, wo die fata morgana bunt am glühenden Himmel gaukeln, und wo ein fallender Regen plötzlich ein Paradies von Blumen weckt, das aber bald wieder welkt; die gemeinen Scenen, wo die Verruchtheit sich spreizt, hingegen sind die erfrischende Oase; ohne sie würden wir Krämpfe fühlen und den Athem nicht bis zum Ende behalten. Die idealisirende Reflexion, welche das Werk erfunden, hat es auch ausgeführt. Daher denn auch der Contrast der Charaktere, die von den äußersten Enden der Natur, nicht aus der phantasirenden Anschauung geschöpft, sondern vom überlegenden Gedanken gewebt sind, und einen Abgrund, theils von schwärmerischer Hoheit, theils von großartiger Verworfenheit durchblicken lassen. Daher die pomphafte Rhetorik der Sprache, die ideebelebend der Phantasie schmeichelt, aber das Herz zerreißt. Nur der unreife Geschmack kann sich an diesen Meteoren des Dialogs erbauen; nur ein noch verschlossenes Herz ungekränkt diese anatomischen Präparate der Empfindung betrachten. In jener Zeit der Sentimentalität, — und was ist Sentimentalität anders als das Spiel der geirrten Reflexion mit mißverstandenen Gefühlen? — als der wachsende Volksverstand sich gegen manche drückende Albernheiten des Herkommens auflehnte und ohne Thatkraft das Gefühl zu Hülfe rief, mußten diese Werke aus Schillers Sturm- und Drang-periode eine gewaltige Wirkung thun. Aber die Größe der Idee darin hatte nicht angezogen; über den Schlacken der Empfindelei war das wahrhaft poetische Gold übersehen worden. Nun hat die Zeit uns zeitiger gemacht; aber statt der Tiefe der Empfindung sucht der Verstand eine unerquickliche Universalität und das sache Herz — Zerstreuung!

Die Verehrung unseres großen Dichters, der, ungeblendet durch den Beifall seiner Jugendversuche, rastlos der Meisterschaft nachstrebte, und das Spiel einiger ausgezeichneten Schauspieler haben das Stück auf der Bühne bis jetzt erhalten. Dazu kommt, daß gastirende Schauspieler auf diesem halsbrechenden Tummelplatz voller Holper und Abgründe ein Paradepferd reiten und sich absetzen lassen. Das unterhält auch. Der heutige Komödienzettel erregte wohl nicht uns allein Besorgniß, und das Vorurtheil, Hr. Finke sey seiner Sache entweder sehr gewiß — das schadet auch dem besten — oder er nehme Rolle und Publikum zu leicht, sich selbst aber zu schwer. Unglücklicher konnte er nicht debütiren. Schon um der Zuschauer willen und weil er seinen Vortheil versteht, besteigt selbst der fertigste Kunstreiter das feurigste Roß zuletzt. Die Rolle des Ferdinand gleicht aber dem geflügelten feuerschnaubenden Pegasus, der nur die wenigen Tragödienspieler vom großen Styl trägt, die andern aber aus Schonung nicht erst in die Luft hebt, sondern gleich absetzt. Sich zu empfehlen ist dann die größte Empfehlung bei'm Publikum, wenn man nicht das erstemal sein Talent verkannt und andere glänzende Seiten hat, wie Herr Finke wirklich. Davon unten; zuerst die Schattenseite.

Nur wenn die Hauptpersonen mit derselben innern Glut und Kraft, die den Dichter durchmannten, ihre Rollen ausfüllen, wird die Darstellung des unserer Empfindung entfremdeten und bizarr spannenden Stücks genießbar, ja sie kann so genußreich werden. Ferdinand muß nicht allein sich durch innere Schwere halten, damit die Phrasen, die er ausströmt, ihn nicht umblasen; er muß auch die stralende Sonne im Reich der Liebe seyn. Er muß erklären die hohe Krisis des Empfindeleifiebers der liebekranken Luise; sein Auftreten muß das girrende Täubchen beleuchten und in unsern Augen gesund machen. Hr. Finke trat auf mit schwerem Degen und glänzendem Helm — aber so ordinär und mit so falsch betonter Rede, daß man glauben mußte, das Mädchen habe sich bloß in die Uniform vergafft. Er zerfetzte nicht die Leidenschaft, wovor Hamlet die Schauspieler warnt, er flickte die schon zerfetzte zusammen. Schneiderarbeit! Seine Miene, seine Haltung, sein ganzes Wesen äfften seine Worte, die wie auf der Schaukel fuhren. Mehr kann ich darüber nicht sagen; so etwas muß man selbst hören und fühlen. Gar leicht kommt einem Ferdinand wie ein angeschoßner Renommist vor, der auch einmal in der Liebe renommirt und, eifersüchtig auf ein Kalb, zur Suite sich und sein Mädchen vergiftet. In der siebenten Scene des ersten Akts, wo er mit seinem ernsten Vater spricht, erschien er etwas als Kind. Das Helmaufsetzen machte einen lächerlichen Effekt. Ein Hut und ein etwas leichterer Degen hätten's auch gethan. Die letzte Scene im zweiten Akt, worin (wie Tiek in Phantasus erzählt) der Berliner Fleck so erschütternd war, ließ uns sehr lau. In der Duellscene mit dem Marschall mußte Ferdinand wüthender, rascher sprechen — er ließ dem Kalb, dem ja dran liegen mußte, zu Wort zu kommen und die ganze Intrigue zu erklären, zu viel Zeit. Die Katastrophe war vollends verfehlt. Wie barsch und ganz ohne den tiefen Seelenschmerz, so namenlos betrogen zu seyn! Kurz, man glaubte ihm kein Wort. Dem. Lindner spielte die Luise

„Ein stilles Veilchen auf der Maienwiese
„Im frohsten Lenz dem Opfertod geweiht"

aber ihr Ferdinand war keine Sonne und daher glänzte die Thränenperle in ihrem Kelche nicht vom Regenbogenglanz; ſie ſtand gedrückt und wehmüthig unter dem wolkenſchweren Himmel. Daher ſpielte ſie auch am beſten im elterlichen Hauſe wenn der Geliebte nur ihrer Phantaſie gegenwärtig war. Aus demſelben Grund hob ſich auch der Triumph ihrer beherzten Unſchuld gegen die Lady Milford nicht genug heraus; ſchon ihr Auftreten verdunkelte dieſe; daher der Adel ihrer Worte ſie nicht mehr als Siegerin erklären konnte. Die büßende Magdalena hatte etwas zu lang mit der Bekehrung gewartet. Daher auch ihr: „Tugend, ich werfe mich in deine Arme“ ganz ohne allen Eindruck ließ. Sonſt ſpielte Mad. Elmenreich mit lobenswerthem Fleiß und dem Aufwand aller Mittel, welche die Zeit erlaubte. Ihre erſte aufrichtige Buße wird ſeyn, daß ſie der Mad. Schulz künftig dieſe Rolle überläßt.

Der Dem. Lindner ſelbſt wären vielleicht folgende Bemerkungen erwünſcht. Es ſind freilich nur Gewichte auf der Scrupelwage; allein darauf wägt man ja auch nur Goldſtücke.

Ihr Spiel in den drei erſten Akten war vortrefflich, ſo lang das Helldunkel ihrer ungewiſſen Zukunft ſie umzog; nur hätte ſie das Thränenlächlen, das ihr ſo zu Gebot ſteht, mehr zeigen dürfen. Sie ließ es an den Silberblicken der Hoffnung fehlen, namentlich gleich in der Stelle, wo ſie ſagt: „Auch will ich ihn ja jetzt nicht, mein Vater. Dieſer karge Thautropfen Zeit — ſchon ein Traum von Ferdinand trinkt ihn wollüſtig auf.“ In der ſchrecklichen Scene, wo Wurm den Brief diktirt, iſt der ſinnigen Schauſpielerin ein großer Spielraum für Mienenſpiel und Bewegung gelaſſen. Das Kupfer nach Ramberg's Zeichnung im eilften Jahrgang der Minerva ſtellt die Scene dar, wie Mad. Schirmer in Dresden den Moment auffaßte. Durch Wurm's Eile ſind die Muſik- und Notenbücher vom Tiſch heruntergeworfen worden. Darauf kniet Luiſe in der Verwirrung und ſchreibt ihr Todesurtheil. Sehr gelungen war der Ton und die ſchmerzliche Gebärde, womit Dem. Lindner Wurm's Antrag wegſtieß. In den zwei letzten Akten mußte ihre Stimmung entſchiedener, feſter ſeyn; kein Schwanken der Stimme mehr; ſie iſt nun von allem Zweifel los. Hr. Otto ſpielte den Präſidenten durchdacht; nur nicht ſpitzig genug. Sein Ton war zu bieder. Hr. Weidner ſpielte den Stadtmuſikanten in ſeiner Meiſterweiſe; er wird aber ſelbſt zugeſtehn, daß ſeine Rolle der wenigſten Kunſt bedarf. Hr. Urſpruch ſpielte den Wurm zu gut; das war ſein Fehler. — Hr. Leißring machte den Kammerdiener des Fürſten ſehr brav. Wir haben ihn noch keine Rolle verderben, viele ausgezeichnet ſpielen ſehn und müſſen die Beſcheidenheit loben, mit welcher er ſich in Nebenrollen unterordnet. Sich in's Ganze zu fügen, wiſſen nicht alle. Hr. Düpre machte den Hofmarſchall von Kalb nicht ſonderlich; die Aufgabe iſt aber auch ſehr ſchwer, wenn man die Karikatur nicht übertreiben will. Der hüpfende Tritt, das Liſpeln reichen nicht aus, für die höfiſch-geſchmeidige Marionette.

Sonntag den 1. December. Titus, heroiſche Oper.

Montag den 2. Doctor Stakelbein oder fünf Bräutigams um eine Braut, in 2 Aufzügen. Die Poſſe iſt pudelnärriſch und gerbt das Zwerchfell. Derber Spaß und harmloſe Luſtigkeit, ſeyd uns willkommen! Je ernſter der Menſch iſt und je Ernſteres er erlebt hat, ſo mehr labt ihn der luſtige Gnom mit ſeinen keck und ſorglos umherſprühenden Augen. Tauſendmal beſſer, als die pinſelhaften Rührungen, als die ekelhaften Lüſternheiten hinter loiſchem Schleier. Der kalte deutſche Michel hat's hinter den Ohren; er iſt ein verſchlagener Schalk und hat Humor in der Noth. Wir freuten uns heute, wie der ſpaßhafte Hausknecht Toms — weiter bringt's die luſtige Perſon bei uns nicht; was drüber iſt, kommt vom Ausland — ſein Interregnum ſo königlich verwaltete. Der deutſche Jüngling und ſeine Frau Mutter ſtanden erbaulich daneben. Toms heilte alle Gebrechen und führte als aktiver Narr, der ſich weniger zum beſten gibt als er andere zum beſten hat, alles auf's herrlichſte hinaus, und das, bis auf einige Batzen, ganz uneigennützig. Er heirathete nicht einmal die Köchin, obgleich beide einige Liebe verriethen. — Alles lachte herzlich; die Gallerien unverholen und mit innigem Behagen, das Parterre — (die Logen waren leer) — etwas ängſtlich und vornehm zum Lachen ſich herablaſſend. —

Das macht die Bildung! Wir haben nur dann den Muth uns zu äußern, wenn die Morgen- und Abendblätter den guten Ton vorgeweht haben. Es gehört hohe Durchbildung zu dem Muth, unbefangen und ſorglos ſeine Rührung wie ſeine Luſt zu äußern ohne Autorität. Wo ſteht aber etwas von Dr. Stakelbein geſchrieben? —

Hierauf: Der Dorfbarbier, komiſche Oper in zwei Aufzügen. Wär es nicht beſſer geweſen, namentlich für unſern ſcheidenden Gaſt, die Oper voraus zu ſchicken? Hr. Walter kam vom Gaul auf den Eſel. Vielleicht geſchah's, uns die Trennung zu erleichtern. Im erſtern Stück war er das fac totum; hier nur Appendix. Da die Trauer in Karlsruh aufhört, geht Hr. Walter ſchon wieder und wir ſind nun ohne Staberl, Tadädl, Adam und Maskarill. Als er am Ende, dankbarlich wie ſich's gebührt, herausgerufen wurde, erſchien er ohne das große Barbiermeſſer im Adamshabit und dankte — ſonderbarer Kontraſt! — mit ſeiner Stimme gerührt dem edlen Publikum. Wir erzählen das, weil viele, die ſich dazu rechnen, fehlten. Dieſe Rührung machte ihm Ehre; er hat Achtung vor dem Publikum; das vielleicht ein treuherziges Späßchen erwartet hatte. Die Komiker ſind nur ſelten, für uns nur Zugvögel. Unſere Helden mögen durchgehen, hätten wir nur einen ſtändigen Narren. Denn ſpielen auch alle übrigen Perſonen

Digitized by Google

ſchlecht, die Liebhaber als hätten ſie das Aſthma, die Helden wie Mignon Tancred, die Fürſten wie Bediente u. ſ. w. wenn wir nur immer einen Narren, einen luſtigen, witzigen neckiſchen Narren hätten, der mitſpielte, genug für uns; das wäre das Weltgemälde, das ſich poetiſch ſelbſt ironiſirte!

Dienſtag den 3. 1. Die Roſen des Herrn von Malesherbes, ein ländliches Gemälde von Kotzebue überſetzt. Die Franzoſen haben außerdem mehre Gemälde aus dem Leben berühmter Literatoren und Staatsmänner, wie z. B. Mr. Moliere et hes amis, la Mort de Kleber u. ſ. w. Neuerdings haben wir auch von München aus ein vaterländiſch biographiſches Stück, Aventin, erhalten, das wir wohl einmal ſehen möchten. Bei den Roſen heute waren einige wenige Stacheln zu viel und viele zu wenig. Die wenigen waren die Reime, die — jedoch ſelten — etwas zu ſpitz im Dialog hervorſtachen; die vielen waren wo anders d. h. das Haus war leer. Hrn. Malesherbes ſchien die Einſamkeit doch etwas zu einſam, obgleich er im negligé ſpielte. Suſette entzündete ſelbſt dem alten Weiſen den Blick und der glückliche Peter war leichtfüßig aber kernhaft.

Hierauf: Das Taſchenbuch, Drama in drei Abtheilungen; von Kotzebue. Zwei Stücke von Kotzebue und das Haus leer! „Es kann ja nicht alles ſo bleiben!“ In dem Taſchenbuch ſteht gar nichts Unſaubres. Kommt lieber hieher als zum Rehbock und derlei ſchielenden Satyrſpielen. Die Anekdote iſt unterhaltend dramatiſirt. Auch wurde allgemein gut geſpielt. Hr. Düpre ſprach nur manchmal etwas undeutlich.

Mittwoch den 4. Die Schachmaſchine, ein Luſtſpiel in 4 Abtheilungen nach dem Engliſchen von Beck. Von Shakeſpeare, als ſeinem höchſten Gipfel, fällt das engliſche Luſtſpiel immer tiefer in Schlamm und Seeſalz. So ſehr zeigen ſich auch dort die Krankheits-Symptome des Zeitalters und man muß denken, daß die Flachheit und Zerſtreuungsſucht mit neuem und immer neuem dort eben ſo zu Hauſe ſind als, wie Schlegel ſagt, „die weichliche Sentimentalität im Privatleben dort häufiger iſt, als die bewunderungswürdige politiſche Größe und Energie der Nation ſollte vermuthen laſſen.“ In den ältern Stücken weht friſche Luft, muthwilliger, geſunder Humor; webt reiche Intrigue und tiefe redliche Weltanſicht. In den neuern von der ſpätern Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts an gottloſe Nüchternheit, erkaltender frivoler Witz, des ab- und ausgelebten Weltmanns troſtloſe Weltanſicht. Unſer Stück gehört zu den Erzeugniſſen dieſer Zeit, aber als eine der rühmlichſten Ausnahmen. Ein wackeres Stück!

Der Gedanke iſt vortrefflich, einen Jüngling darzuſtellen, der von Herzensgrund aus die Flauheit und Langeweile der umgebenden Welt faßt und, um in der Zeit einige Freude zu ernten, alles auf den Kopf ſtellen möchte. Angſt wird uns bei ſeinen leichtfertigen Streichen weder um ihn, noch um die andern, an die er ſtößt; denn er iſt gutmüthig. Er iſt ſehr leichtfertig dargeſtellt, aber liebenswürdig durch Humor und bei weitem nicht ſo ſchlimm als ſein Onkel. Sophie, ſein nicht recht durchgezeichnetes Pendant, mag ihre liebe Noth mit ihm haben. In der Rolle hätte Hr. Finke zuerſt auftreten ſollen; ſein Philoſoph hatte uns überredet, er ſey auch im Stande, den Ferdinand zu ſpielen. Zu ſpielen, ja. Als Ruf aber leibte und lebte er. Wenn wir den Hamlet und Sigismund von ihm geſehen haben, wollen wir unſer vorläufiges Urtheil über ſeinen Beruf zum Tragödienſpieler beſtimmter ausſprechen. Ein Erntefeld iſt ihm eigen. Nur wenigen gelang, wie Schröder, faſt alles. Ausgezeichnet ſpielten die Hrn. Otto und Düpre und Dem. Lindner; gut Hr. Schulze, Hr. Brauer, Hr. Urſpruch, Mad. Eimenreich, Dem. Urſpruch. Mußte aber Hr. Brauer mit ſeinem Federhut, wie mit einer Siegesfahne, in den dritten Stock klettern? —

Donnerſtag den 5. Aſchenbrödel, Oper in 3 Aufzüge, Muſik von Nicolo.

Räthſel.

Mit Raum und Zeit vergleicht mich, wer mich kennt;
Ich habe keinen Anfang und kein End',
Ich bleibe immer Eins und ungetrennt;
Ich bin das Kleinſte auf der weiten Welt,
Und dennoch mancher ſehr viel auf mich hält,
Ihr ſehet mich des Tags ſchier ohne Zahl
Und nennet mich faſt nicht ein Einzigmal.
Ich bin kein Schlüſſel, der an Schlöſſer taugt,
Doch werd' zum Schließen ſtündlich ich gebraucht.

Auflöſung der Charade in Nro. 95.

Rabenſtein.

Theater-Anzeige.

Montag den 9. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Finke) Der Bethlehemitiſche Kindermord, Luſtſp. (Klaus: Hr. Finke) Hierauf: Der Schauſpieler wider Willen, Luſtſp. (Pfifferling: Hr. Finke.)
Dienſtag den 10. Eliſabeth, Oper.
Mittwoch den 11. Des Königs Befehl, Luſtſp. Hierauf: Adolph und Klara, Oper.
Donnerſtag den 12. Capitain Belronde, Luſtſp. Hierauf: Band und Halstuch, Luſtſp.
Samſtag den 14. Axur, Oper.
Sonntag den 15 Johanna von Montfaucon, Schauſp.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 98. Donnerstag, 12. December 1822.

Der Gefangene.

(Aus dem Russischen.)

Singe, sing' ein Lied
Kleine Lerche mir,
Flatternd jetzt im Lenz
Auf der Laube dort.

Im Gefängniß saß
Einst ein Jüngling fest,
An die Aeltern schrieb
Dieser einen Brief.

Und die Lerche bat
Der Gefangene:
„Trage diesen Brief
Meinem Vater hin.

Und der Mutter, Ach! —
Sie sind weit von hier!“ —
In dem Briefe schrieb
Der Gefangene:

„Lieber Vater hilf,
Hilf, o Mutter mir,
Macht doch Euren Sohn
Aus dem Thurme los.

Kauft ein gutes Mut,
Kauft doch Euren Sohn,
Euren Einzigen
Aus dem Thurme los.“

Doch der Vater schlug,
Und die Mutter auch,
Und der ganze Stamm
Seine Bitt' ihm ab.

„Nein, kein Räuber soll
Schanden unsern Stamm,
Nie hat unser Stamm
Einen Schelm erzeugt.“

Singe noch dein Lied,
Kleine Lerche, mir:
Flatternd jetzt im Lenz
Auf dem Laubendach.

Im Gefängniß saß
Noch der Jüngling fest,
An sein Mädchen jetzt
Schrieb er einen Brief:

Und die Lerche bat
Er zum zweitenmal,
Trage diesen Brief
Meinem Mädchen hin!

Und im Briefe schrieb
Der Gefangene:
„Liebes Mädchen, Du!
Meine Trauteste!

Bist Du, wie vorhin
Mir noch immer hold?
O so rette doch
Deinen Treuesten!

Nett ein zimmes Blat,
Das Du sonst geliebt!“
Und den Mägden rief
Flugs das Mädchen zu:

„Ach! ihr Mägde! eilt
Meine Trauteren,
All, ihr Mädchen, kauft,
Meine Theuren, eilt:

Nehmt die goldenen
Schlüssel hin, und schließt
Mir die strotzenden
Erzbeschlagenen

Truhen auf.
Nehmt des Geldes genug:
Eilt und kauft mir flugs
Meinen Liebsten los!“

Der Weihnachtsabend.

Es war ein unfreundlicher Decemberabend einzelne Sterne blinkten traurig am finstern Himmel, ein scharfer Wind zog pfeifend durch die Luft, die Lichter in den Christbuden erloschen — und wer nur irgend konnte, eilte so schnell als möglich unter Dach und Fach zu kommen.

Die weithintönende Thürschelle des Kommerzienrath Ballenschen Hauses erklang. — Der Hausknecht öffnete, und ein schöner junger Mann, dem Ansehen nach ein Fremder — trat eiligst ein, mit bescheidener Höflichkeit fragend: ob er sich im Hause des Kommerzienrath Ballen befinde? — Nach einem kurzen Besinnen bat der Fremde den Hausknecht, ihn bei dieser als den jüngern Kaufmann Balduin aus Nürnberg zu melden. Der Hausknecht kam bald darauf mit der Nachricht zurück, daß sein Besuch sehr angenehm seyn werde. —

Der junge Balduin ward in ein geräumiges Zimmer gewiesen, dessen helle Erleuchtung durch einen schön gemahlten Lichtschirm sanfter gemacht wurde. Eine ehrwürdige Matrone — durch den, dem Alter selten beiwohnenden Ausdruck der Freundlichkeit um ein Zehntheil verjüngt, kam ihm einige Schritte entgegen, und bewillkommte den Sohn eines alten sehr hochgeachteten Freundes, mit Würde und Herzlichkeit. Sie bedauerte es, daß ihr Eidam und ihre Enkelin um eine Stunde später das Vergnügen haben würden, einen so seltenen und werthen Gast zu begrüßen, doch hoffte sie, ihr Außenbleiben werde nicht länger dauern, und wenn anders der junge Mann sich indeß mit der Unterhaltung einer alten Frau begnügen, und ein Täßchen Thee annehmen wollte, so würde sie es zu schätzen wissen.

Balduin nahm dies Anerbieten freimüthig und dankbar an, und nachdem der Thee bestellt worden war, und die Matrone sich wieder in ihren Lehnstuhl verfügt hatte, setzte er sich dicht an ihre Seite. —

Dem Gespräch ward von Seiten der Großmutter mit genauen Erkundigungen nach dem Befinden und Ergehen der Eltern des jungen Balduins, die Bahn gebrochen. Der Gefragte antwortete zur höchsten Zufriedenheit der Fragerin, welche alsofort ihm ihr höchstes Bedauern bezeigte, daß er vielleicht durch dringende Handelsgeschäfte veranlaßt, in der übelsten Witterung des Jahres, und vollends zu einem Zeitabschnitt, den jeder Familiengenosse wohl am liebsten im eigenen Hause, und unter den Seinen zubringe — eine so weite Reise habe unternehmen müssen. — Balduin antwortete: was das Erstere anbelange, so sey er durch die Vollkraft der Jugend, und eine jeder Art der Verzärtelung fremde Erziehung, in den Stand gesetzt worden, den Launen, wie dem Wechsel der Witterung Trotz bieten zu können; und was das Zweite anbetreffe: so werde er sich zwar wohl besonders auf den vorseyenden heiligen Abend in den Kreis seiner Familie wünschen, allein die schönste Heimath, so wie die Fähigkeit, das Christfest — und überhaupt jedes Fest von hoher Bedeutung wahr und würdig zu feiern, trage ja doch jeder bessere Mensch in der eigenen Brust, und unbeschränkt durch Außendinge, in alle Gegenden der Welt — auf alle Lebensverhältnisse über. —

Die Ankunft des Thees entnahm der Großmutter die Verlegenheit, auf das Gesagte antworten zu müssen. Obgleich sie nicht alles verstanden, so hatte es ihr doch gut gefallen. — Wenn auch nicht mit der Grandezza unserer Damen, so doch mit der würdevollen Sicherheit der geübten Hausfrau, kredenzte sie den feinen Thee, pries den dabei befindlichen Zwieback als das gesundeste Gebäck an, und wollte eben dem erwärmten Balduin die dritte Tasse aufnöthigen, als die Hausthürschelle abermals ertönte. — „Sie kommen!" sagte die Großmutter vergnügt; doch nur das Hausmädchen kam, welches die Nachricht brachte: der Herr Kommerzienrath habe sagen lassen, Mama dürften mit dem Essen nicht warten, sie würden im Kränzchen bleiben, und schwerlich vor zehn Uhr widerkommen. „Hm! hm, das ist doch recht übel!" sagte die Großmutter betroffen, indem sie ihren Gast fragend dabei ansah; doch als sie in seinen Zügen keiner Verstimmung begegnete, und sein offnes Auge mit gleicher Freundlichkeit blickte: ward sie schnell zu folgenden Worten ermuthiget: „Nun wie wäre es wohl, wenn Sie, lieber Herr Balduin, diesen Abend bei mir verlebten? — Kann ich Ihnen gleich keine Ihrem Alter angemessene Unterhaltung gewähren: so wird doch das Bewußtseyn, daß Sie einer alten Frau einige ihrer Lebensstunden versüßen, Sie nicht ohne alles Vergnügen lassen." —

Es lag so etwas Rührendes, sanft Verzichtleistendes in dem Tone und den Worten der Matrone, daß Balduin tief davon ergriffen ward, ihr mit Ehrerbietung die Hand küßte, und dabei versicherte, daß sie ihn sehr glücklich durch diese Erlaubniß mache. — Die Großmutter bat nun um Entschuldigung, daß sie ihn auf ein Viertelstündchen verlassen müsse, und entfernte sich. — Balduin sah sich allein. Indem er seine Umgebungen betrachtete, fiel ihm doch die ganz besondere Einrichtung des Zimmers auf. Eine gediegene Wohlhabenheit, welche in ihrem verjährten Bestehen auf sicherem, festen Grunde ruhte, und es verschmähete, sich gleich dem erst jung gewordenen Reichthum mit den Flittern der Pracht zu schmücken, hatte ihren Stempel hier überall aufgedrückt. — An den

Wänden hingen einige schön getuschte Parthieen in stark vergoldeten Rahmen; die grüne Seide der Fenstergardinen wallte lang bis auf die Erde hernieder, und gab dem Zimmer das Ansehen einer großen Zelle. An der einen Wandseite stand ein kleines, aber sehr schön gearbeitetes Clavier; eine Guitarre lag darauf, durch deren Saiten ein Notenblatt geschlungen war. Balduin nahm es näher in Augenschein, es war ein Winter-Liedchen; Noten und Text von einer Frauenzimmerhand geschrieben, klein, zierlich, doch eine geübte Schreiberin verrathend. Nahe dem sammetüberzogenen Lehnstuhl der Großmutter stand ein kleines, nett gearbeitetes Spinnrad von Ebenholz der aus dem silberweißen Flachs gesponnene Faden war so fein und eben gerundet, daß er eine Meisterin in dieser ländlichen Kunst bekundete. — An einem Fenster stand ein Nähtischchen, auf welchem einige Bücher und weibliche Handarbeit lagen. Jetzt nahm er den Lichtschirm, ein Meisterstück dieser ganz eigenen Abart der Malerei — in Augenschein. Ein dunkles Kloster ragte hoch über ein Gebüsch finsterer Tannen und Fichten hervor. Die Fenster des Klosters waren erleuchtet, die ergriffene Phantasie glaubte die Töne der Mette zu vernehmen. — Aus zerrissenen Lichtwolken strahlte der Vollmond, und warf sein lächelndes Bild in den Spiegel eines Flusses, an dessen Ufer ein einsamer Pilger wallte. — Die müde, gebückte Gestalt richtete den Blick nach dem Kloster, als erwarte sie von seinen gastfreien Bewohnern die gewünschte Aufnahme. — Man sah, ein klares, sanftes Gemüth hatte dies Bild entworfen, eine sichere Hand es ausgeführt. — Der schmerzstillende Geist der Einsamkeit wehete den Beschauenden an. — Balduins Aufmerksamkeit begegnete nun keinen neuen Gegenständen mehr, als noch eine Kleinigkeit, welche ihm im Mißverhältniß mit Allem, in diesem Zimmer Gesehenen zu stehen schien, seine Betrachtung auf sich lenkte. — Auf dem modernen Nähtischchen stand eine kleine geflochtene Geldschwinge, die durch ihre Schwärze und Veraltung schon ein halbes Jahrhundert gelebt zu haben verrieth, und welche gegenwärtig nicht zu ihrer eigentlichen Bestimmung, sondern zum Behälter des Nähzeugs gebraucht ward. Indem sich nun Balduin im träumenden Gedankenspiel den elfenbeinernen Fingerhut auf die Spitze seines kleinen Fingers setzte, und sich dabei Herminens vermuthlichen Rosenfinger dachte, trat die Großmutter herein. Sie entledigte sich des ansehnlichen Schlüsselbundes, und sagte lachend: „Sie betrachten da wohl Herminens elegantes Nähzeug? — Das gute Kind! Die kleine Schwinge da hat manche fleißige Stunde meiner Mädchenjahre, und dann auch von Herminens Mutter gesehn, und darum hält die treue Tochter das unscheinbare Geräth noch immer hoch und in Ehren! — Es ärgert mich doch in der Seele, daß grade heut mein Schwiegersohn eine Ausnahme von der Regel macht, und im Kränzchen bleibt! — Sehen Sie, lieber Herr Balduin, es ist die einzige öffentliche Gesellschaft, die er besucht; und ausschließen konnte er sich von dem Mittwoch-Kränzchen nicht. Vorher ist Conzert — dann Spiel und Ball. Gott sey Dank; Unsere Hermine ist nicht so tanzwüthig und vergnügungssüchtig, als daß sie in den Vater dringen sollte, sich Gewalt anzuthun, und nach dem Conzert noch dort auszuhalten. Doch heut müssen ihm die jungen Herren stark zugesetzt haben." Balduin entgegnete bescheiden: daß wohl ein mäßiger Tanz zu den unschuldigsten Vergnügungen der Jugend gerechnet werden dürfte. — Die Großmutter erwiederte mit einigem Hohn: „Mäßig? Ja, du lieber Gott! Jetzt ist die wahre Mäßigkeit zu Hause! Was wird getanzt? Ich frage Sie, lieber Herr Balduin, was? — nichts wie die rasenden Walzer, nach derem Schluß die Tänzerinnen so braunroth aussehen, als kämen sie eben vom Erndtefelde. — Ueberhaupt — es mag wohl ein gewöhnlicher Fehler des Alters seyn, die eigene Jugend hervorzuheben, und den Verfall der Sitten zu betrauern — aber gewiß ist es ein recht verzeihlicher! — Wenn man bedenkt, in welcher Eingezogenheit und Stille, Ordnung und Regelmäßigkeit, sonst die Töchter gebildet wurden, und man sieht das jetzige Treiben; so — so — Werden nicht jetzt die Mädchen so erzogen, als säßen alle Männer mitten im Goldlande? — Und zu welcher Zeit bedurften sie wohl dringender strenge und sorgsame Wirthinnen als jetzt, wo der harte Druck der Zeitumstände, dem Reichern wie dem Aermern Einschränkungen und Entsagungen zur Pflicht macht? Doch wer ist Schuld daran als die Männer? — Sonst — eine treue Mutter — eine gute Wirthin, das waren Ehrentitel, vor denen sich Alt und Jung ehrfurchtsvoll beugte: jetzt — eine Mutter, welche um ihres kranken Kindes willen vom Ball zurückbleibt, wird mit Achselzucken eine liebe Einfalt gescholten; eine rothe Hand, die nach Arbeit aussieht, wird verspottet, und je mehr Müßiggang das schneeweiße, pflaumenweiche Patschchen verräth, je mehr wird es gehätschelt und geküßt." —

Balduin konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. — Er sagte begütigend: es dürfe aber auch nicht unbeachtet bleiben, wie der Zeitenstrom auf seinen Wellen neben vielen Uebeln auch manches Gute, und darunter auch Gelegenheit zu höherer Ausbildung des weiblichen Geschlechts, und die daraus hervorgehende größere Würdigung desselben, herbeigeführt habe. — „Ausbildung? höhere Würdigung?" wiederholte die Großmutter: „Ach lieber junger Mann, glauben Sie einmal

einer alten Frau, die Erfahrungen hat: das iſt die Sprache aller Männer vor der Hochheit; nach derſelben — da ſieht es überhaupt um die ganze Würdigung mißlich aus — und ſie zeigen dann noch ganz den alterthümlichen Geſchmack. — Hände, welche geübt ſind, Jabots recht fein und nett zu plätten, zieht der Mann denen vor, die nur Clavier zu ſpielen verſtehen; und eine Suppe, die ihn nach gethaner Arbeit ſtärkt: iſt ihm lieber als ein Gedicht, bei welchem er ſchläfrig wird. — Doch Eins kann bei dem Andern beſtehen; das ſehe ich an Herminen. Es mag wohl nicht recht ſeyn, das eigne Kind zu loben, allein was wahr iſt kann man ſagen, auch ſoll es nur als Beweis für meinen Satz gelten. — Sehen Sie lieber Herr Balduin," hier rückte die Großmutter vertraulich näher, und legte ihre dürre Hand auf die volle des Jünglings: „wie mein Schwiegerſohn als Freier in mein Haus kam, da ſah ich es nicht gern, daß ſich das Herz meiner Tochter ihm in Liebe zuwandte. — Zwar wußte man dem jungen Mann gerade nichts ſchlechtes nachzuſagen, allein ich hatte mir den Mann, den ich einmal das einzige, wohlgerathene Kind anzuvertrauen gedachte, dennoch anders gewünſcht. — Er war ein Weltmann. Nur an den drei erſten Feiertagen ging er in die Kirche, und bei dem Amen heraus. Er hielt ſich ein Reitpferd — ſpielte jeden Abend auf der Reſſource ſein hohes l'Hombre, und machte oft auf dem Comtoir Feierabend, wenn die Sonne noch Mittag zeigte. — Kind, Kind! ſagte ich zu meiner Tochter, als er um ſie angehalten hatte, und ſie mir mit Thränen ihre Neigung geſtand: wird das auch gut thun? — Aber — welche Einwürfe wären der Liebe unbeſiegbar? — Es war mir nicht entgangen, daß die hübſche Bildung meiner Tochter, und daß ſie fertig franzöſiſch ſprach und mit einer angenehmen Stimme im Conzert ſingen konnte, ihm wohl noch höher galten, als ihr ſanftes, frommes Engelsgemüth. — Den Tag vor der Verlobung ſtellte ich ihr noch einmal Alles vor; doch als ich ſie feſt entſchloſſen fand, ſagte ich: nun denn in Gottes Namen! Ich will deine Mutter, und nicht deine Tyrannin ſeyn. Ein Herz voll Liebe und Geduld vermag viel. Gebe Gott, daß dein künftiger Mann deine Tugenden, du aber nicht ſeine Fehler annehmen mögen! — Ich ging in mein Kämmerlein, und empfahl die Liebenden Gott. Der Höchſte erhörte mein Gebet, und die jungen Eheleute bauten den Himmel mit einander. — Die junge Frau ſchuf durch Wirthlichkeit, Sanftmuth und Klugheit, ihrem Mann das Haus zu einem Paradieſe, und als vollends Hermine geboren ward, da vergaß er l'Hombre, Reſſourcen und Reitpferd, und der Gedanke an Weib und Kind machte ihn zu einem fleißigen Arbeiter und treu in ſeinen Berufspflichten." — Die Großmutter ſeufzte hier, und nach einer kurzen Pauſe, in der ſie betrübt vor ſich hinſah, fuhr ſie fort: „Lieber Gott: warum iſt denn das Glück ſo vergänglich? — Meine Tochter ſtarb im zweiten Wochenbett, und an ihrem Sarge empfand mein Schwiegerſohn zum erſtenmal den Werth der Religion. Er fühlte, er müſſe ſie wiederfinden, und dieſe Hoffnung machte ihn fromm. — Jetzt drang er in mich, mein Haus zu verkaufen, und zu ihm zu ziehen. Lange ſträubte ich mich dagegen, denn ich dachte: in einem Jahre denkt er wohl anders, und wieder aufs Heirathen. Allein ich irrte. Nun machte ich Bedingungen: ich behielt mir meinen Antheil an Herminens Erziehung vor. Mein Schwiegerſohn — dem ich eine Frau erzogen, die ihn beglückt hatte, ging Alles ein, und ſchenkte mir volles Vertrauen. Ich zog alſo zu ihm. — Mit den Jahren ward ſein Schmerz ſanfter, und obgleich er der gewohnten, ſoliden Lebensweiſe treu blieb: ſo zeigte ſich doch ein leiſes Erwachen der ehemaligen Weltluſt, in der Art, wie er Herminen zu bilden bemüht war. Ich ließ ihn gewähren — hielt mich an ſein Verſprechen, und wirkte im Stillen fort, und wir lebten ungeſtört in Friede und Einigkeit mit einander. — Mein Schwiegerſohn bildete für die Welt — ich für das Haus. Er hielt ihr zehn Lehrmeiſter, ich unterrichtete ſie ſelbſt, und Herminens künftiger Gatte wird ſich an den Früchten dieſer Doppelſaat ergötzen. — Sehen Sie, ihre Hände haben dieſen Lichtſchirm gemalt, und jene Wandſtücke getuſcht; doch eben dieſe Hände haben auch dieſes Garn geſponnen, und jenes Hemd genäht. — Dem Vater lieſt ſie die Literatur-Zeitung vor — mir eine religiöſe Betrachtung. — Dem Vater ſingt ſie zum Flügel Rombergs Geſänge, und zur Guitarre Lieder von Göthe; mir ſpielt ſie auf jenem Clavier, und oft mit naſſen Augen — ein Morgenlied; und des Sonntags — da ich die Kirchenluft nicht mehr gut vertrage — ein Hauptlied, was zum Evangelio paßt. — Mit dem Vater geht ſie auf die Promenade und ins Conzert, mit mir in die Küche und Vorrathskammer. Mit dem Vater ſpricht ſie italiäniſch, mit mir wiederholt ſie Bibelverſe. — Und ſo iſt denn bei dieſer Erziehung ein Mädchen aus Herminen geworden, welches ſeinen Cotillon ſo gut als Eine zu tanzen verſteht, das aber auch nicht erſchrickt, wenn das Waſſer zu ſieden beginnt, und nicht, gleich jener Dame, die Mücken neben dem Flachsfelde für das davon abgehende Werg anſieht." —

Hier endigte die Großmutter ihre Erzählung.

(Fortſetzung folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

No. 99. Sonntag, 15. December 1822.

Trost.

(Von Serenus.)

Dem Geiste der Zerstörung nachzutrauern,
Sucht stillgebeugt der Wand'rer ihre Spur,
Und ihn durchbebt mit tausend Ahnungsschauern
Das Lebewohl der sterbenden Natur.

Wenn Alles flieht und welkt und Alles schwindet,
Was einst mit warmem Pulsschlag uns umgab,
Und Alles die verborg'ne Fessel bindet,
Und wiederum versinkt in's alte Grab,

Dann bricht die Wehmuth aus in laute Klage:
Mäht Alles, was noch kaum zum Saamen reift,
Die Sense des Saturns mit einem Schlage,
Wenn sie die Saaten unsres Lebens streift?

Liegt so, wenn wir den Pilgerlauf vollendet,
Das Menschenleben da vor unserm Blick?
Läßt dann für uns, wenn sich die Hore wendet,
Das abgestorb'ne Leben nichts zurück?

Kein freud'ger Aufblick für die freie Seele,
Wo dann, wie hier kein Sternenbild uns lacht?
Gleicht denn das Leben einer Felsenhöhle,
Wo nur der Eingang hell, dahinten Nacht?

Nein! Schau' nur auf! Dort kommt dahergezogen
Am Horizont der Mond im stillen Lauf,
So geht, nach den bedräuten Schicksalswogen,
Ein Sternbild über unsrem Daseyn auf!

Und wer sich selbst im Leben nicht verloren,
Wird heiter in das Licht hinüberzieh'n!
Das wahre Glück wird wieder neu geboren!
Der Saame sinkt, im Lenze neu zu blüh'n!

Der Herr zerstört, um wieder zu gestalten!
Die Ruhenacht, die jetzt das All umhüllt,
Wird den verborg'nen Saatenkern entfalten,
Bis daß aus ihm an's Licht die Blüthe schwillt.

Und ob Dich Nacht und Leiden auch umfangen,
Denk, daß die Hoffnung, die den Zweifler weckt,
Der Ew'ge, der über uns heraufgegangen,
Noch heller strahlt wenn Nacht die Erde deckt!

Der Weihnachtsabend.

Die Großmutter ahnete in ihrer Erzählung nicht, wie sehr hoch gespannt das Interesse ihres Zuhörers dafür sey, der ihr in einigen Worten seine volle Achtung auszudrücken suchte.

Jetzt kam das Hausmädchen den Tisch zu decken, und hinderte durch ihre Gegenwart die fernere Unterhaltung solcher Art. Doch als das ungleiche Paar bei Tisch saß, und der, obzwar sehr mäßige Genuß der starken Weinsuppe den Geist der Großmutter belebt hatte: da suchte sie die Unterbrochene Vertraulichkeit wieder herzustellen, indem sie sagte: „Heut mache ich eine Ausnahme, und wage es mit einem halben Gläschen Wein; wir müssen doch die Gesundheit ihrer lieben Angehörigen trinken!“ — Drauf stieß sie auf das Wohl der wertheſten Eltern mit Balduin an, der in Erwiderung zuerst sie selbst — dann den Commercienrath und die holde Hermine hoch leben ließ. — Nach einem Weilchen brachte die Großmutter ihm das Glas wieder, und sagte mit schalkhafter Miene: „Was trinken wir denn nun? Etwa die Gesundheit einer lieben Braut?“ — Balduin versicherte erröthend, daß er so weit noch nicht sey. — „Aber doch auf dem Wege nach diesem Ziele?“ fragte die Großmutter weiter. Balduin verbeugte sich schweigend. Sie nahm es für ein Ja. — „Nun so gebe Ihnen Gott das Glück einer zufriedenen und einigen Ehe. Dies ist das höchste, irdische Glück! Glauben Sie es mir. Ach! und die Wahl wird oft so schnell getroffen — man läßt sich von Außendingen bestimmen. Der Mann ist in dem Falle immer besser daran als das Mädchen. Er wählt — und ist gleichsam der Schöpfer seines Schicksals. Die liebe Eitelkeit macht ihn oft blind dafür, wie wenig er für sein wahres Glück gesorgt habe. — Er erträgt mit Geduld die Fehler der Frau, die er sich selbst unter tausend Besseren gewählt hat. Dem Mädchen bleibt nur die bittere

Reue, glückversprechende Anträge abgewiesen, und den angenommen zu haben, der ihren Lebensweg bepflanzt. — Oft nähert sich auch den armen Geschöpfen der Wolf im Schaafspelz. — Ich trage jetzt um das Glück meiner Enkelin schwere Sorge." — —

Die Großmutter besann sich hier ein wenig, ob sie fortfahren dürfe? — Aber der junge Mann mit dem Zutrauen erregenden Gesicht ihr gegenüber, war ja — nach ihrem Verstehen — ein halber Bräutigam; er schenkte ihr volle Aufmerksamkeit — das Vergnügen, welches ihm ihre Erzählungen gewährten — schwebte so sichtlich auf den lächelnden Lippen — sie folgte dem mächtigen Zuge. — „Mehrere Anträge" — so fuhr sie fort: „denn Sie müssen wissen, lieber Herr Balduin, Hermine ist achtzehn Jahr alt, und nicht häßlich, und mein Schwiegersohn ein reicher Mann — wurden ohne alle Umstände abgelehnt, weil weder des Mädchens Neigung, noch des Vaters Wünsche sie unterstützten; allein — da hat sich jetzt ein Mann gefunden, ein sogenannter Hausfreund — der in der Ausdauer seiner Bemühungen, des Vaters Achtung und das Wohlwollen der Tochter erlangt hat. Mit diesen hofft er nun noch weiter zu kommen. Mir will er jedoch nicht gefallen; und ich denke mit Kummer daran, daß jede kommende Woche mir vielleicht die Verbindlichkeit auflegen könnte, in ihm den Verlobten meiner Enkeltochter zu lieben. Wenn Sie mich fragen, was ich gegen ihn habe? — so kann ich darauf: Viel und Wenig, antworten. Es ist ein junger angenehmer Mann, der sein gutes Auskommen durch einen einträglichen Posten hat; ein anständiger Mann, der Jedem seine Ehre gibt, und sie also auch zurück empfängt. — Ueberall geliebt und gern gesehen. — Aber — er wechselt zweimal im Jahre die Wohnung und den Bedienten; läßt nur zwei Kleider bei demselben Schneider machen, und das fremdeste Damengesicht ist ihm immer das schönste. Auch ist er spottsüchtig, und macht oft das Heiligste zur Zielscheibe seines Witzes. Herminen schmeichelt er unablässig, und wäre das Mädchen nicht die Bescheidenheit selbst, so hätte er ihr schon längst den Kopf verdreht. — Doch ihre wahrsten und höchsten Vorzüge scheint er kaum der Beachtung werth zu halten. Es ist fast derselbe Fall wie damals mit meinem Schwiegersohn, und wenn sich dieser entschließen sollte, Herminen dem jungen Manne zu geben, und mir Anzeige davon machte, könnte er mir nicht mit Recht auf meine Einwendungen antworten: dieselben Gründe hätten Sie vor zwanzig Jahren beinahe abgehalten, mir ihre Tochter zum Weibe zu geben — — und — sind wir nicht glücklich gewesen? — Doch lieber Herr Balduin, Sie vergessen über meinem Geplaudere das Trinken! Also" — sie schenkte ihm ein, und neigte ihr Glas an das seinige — „Herminens Glück!" — „Herminens Glück!" widerholte er anklingend, und in seinem Herzen tönte dieser Wunsch noch stärker. —

Schwerlich wird wohl oft einem jungen Manne von fünf und zwanzig Jahren, die Unterhaltung mit einer Frau von mehr als fünf und sechszig so anziehend und wichtig seyn, als die mit der ehrenwerthen Großmutter unserem Balduin war. Dieser Abend — er hatte viel entschieden, und erfolgreich knüpften sich an ihn, und seine Unterhaltung, die Ereignisse der folgenden Tage.

Als Balduin am andern Tage spät erwachte, überreichte ihm sein Bedienter eine Einladungskarte vom Commercienrath, welche schon sehr früh abgegeben worden war. — Balduin besorgte erst einige dringende Geschäfte, und ging gegen Mittag dahin. Er fand in dem Commercienrath einen höchst liebenswürdigen Mann, mit einem Anstrich von Jovialität, der ihn sehr wohl kleidete; dieser hingegen erstaunte, in dem Sohne seines alten Freundes dessen getreues Abbild zu erblicken, und drückte ihn zu wiederholtenmalen mit rührender Freude an seine Brust. Eine frohe, mit dem ältern Balduin verlebte Jugend — die lebhafte Erinnerung an manche Stunde unschuldiger Ausgelassenheit, trat bei dem Anblick des jüngern in sein Gedächtniß zurück, und bewegte sein Herz in Wehmuth und Vergnügen. Er machte dem jungen Manne Vorwürfe, daß er die Wohnung im Gasthof der in seinem Hause vorgezogen, und sagte: dies Vergehen einigermaßen zu vergüten, sey nur dadurch zu bewirken, daß er ihn so oft als möglich während der Zeit seines Aufenthaltes in L*** besuche. —

(Fortsetzung folgt.)

Göthe's Büste von Tieck.

Ist es Apollo? Es strahlt aus den Augen sonnige Klarheit,
Süßer, ambrosischer Hauch weht von den Lippen mich an!

Mehrlich.

Schillers Büste von Dannecker.

Hoheit ruht auf gedrungener Stirn des begeisterten Denkers,
Während mit freundlichem Mund Liebe der Mus' er erklärt!

Nehrlich.

Charade:

An S. und C. —

Habt Ihr schon je ein zartes Bild gesehn,
In dem sich frommer Sinn und keusche Lieb' vereinen:
So müßt ihr gleich mein Erstes kennen und verstehn! —
Und hat Ihr jeh zwei lichte Engels-Augen weinen;
Auf Dornen ohne Murren, ohne Wanken,
Je eine Pilgrimm gehn, umringt von Tod und Graus,
So sprecht, (der Himmel liegt in dem Gedanken,)
So sprecht die erste Sylb nur aus! —

Wenn Euch mein Zweites nun erscheinen soll:
So schaut hinaus in grauer Vorzeit Tagen.
Des Tempels kühne Brüder haben es getragen:
Der keuschen Reinheit würdiges Symbol! —
Wie alles Schöne sinkt, so ist auch dies gefallen.
Am Markttag seht Ihrs jetzt die müß'gen Bauern tragen,
Wenn ob des großen Werths die trunknen Lippen lallen! —

Sagt, habt Ihr nie mit freudigem Beben
Auf seiner kühnen Fahrt dem Ganzen nachgeblickt? —
Sagt, hat Euch diese Dichtung nie beglückt,
Entflammt' in Euch ein kraft'ges Thaten-Leben?
Ihr sahd auf Seitlahaid, Ihr sahd an Worms Gestaden
Den Recken überall stark, kühn und wohlberathen.

Frik. —

Auflösung des Räthsels in Nr. 97.

Das Punctum.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstags den 7. December 1822. Hamlet, Trauerspiel von Schakespeare, bearbeitet von Schröder.

Der Vergleich wäre schwach, wenn wir sagten, der Hamlet nach der Schröderschen Bearbeitung sey ein Riesenbaum, eben noch markvoll, dem die schönsten Stammäste, dem die oberste Blüthenkrone abgehauen worden und der dazu nach abgesägter Wurzel auf dem breiten Stammblatte stehe. Besser, eine jugendliche Heroengestalt, die eben noch, trüben Anstrich im ganzen Wesen, kräftig athmete, nun aber vor unsern Füßen liegt, der Arme und des Kopfs beraubt. Die abgeschnittenen Arme liegen am Rumpf, der in seiner Haltung den Rythmus seiner Lebensbewegung noch verräth. Wir erbauen uns an der Betrachtung des Torso; die schöne Gliederung der Theile hält uns fest, so daß wir eben nicht nach dem Eindruck des Ganzen eilen. Am Ende erst — vermissen wir das Ende, das Haupt, aus dem der Nimbus der Seele über den Leichnam ausgegossen werden sollte.

Am Shakespearischen Hamlet selbst haben manche und bedeutende Kunstrichter den Ausgang als kahl und erstorben getadelt — wie wir darzuthun uns bemühen wollen, mit großem Unrecht und gänzlicher Verkennung der Bedeutung dieser Tragödie. Die aufmerksamen und sinnigen Zuschauer aber, die von der heutigen Aufführung des, obwohl sehr zugerichteten, Hamlet im Ganzen bis zum Ende mit uns gespannt und festgehalten, durch den Schluß aber verletzt wurden, werden uns nachsehen, wenn wir etwas weitläuftiger über dieses so oft und viel besprochene Meisterwerk reden, unsere gemeinschaftliche Verletzung zu rechtfertigen suchen und das Verlangen, den ursprünglichen Hamlet nach Schlegel oder nach der von Franz Horn in Berlin abermals versprochenen Bearbeitung künftig zu sehen.

Hamlet wird oft als die Schicksalstragödie κατ' ἐξοχήν aufgestellt, worin die alte Frage nach der Bestimmung des Menschen beantwortet werde; die Frage, deren Antwort kein sterbliches Ohr vernommen, deren Deutung kein Auge gesehen hat. Er ist, wie ein ächt-christlicher Kritiker, dem wir viel verdanken, sich ausdrückt, die ewige Tragödie der Welt, in welcher Christus gekreuzigt und Barrabas losgesprochen; doch durch die Auferstehung des Heilandes milde Beruhigung hervorgebracht wird. Aber jene Frage wird in jeder ächten Tragödie als ein besonderes Räthsel gelöst; jener Vorabend des Weltgerichts wird von jedem geweihten Dichter darin gehalten, und die Versöhnung des Irdischen mit dem Himmlischen (freilich nicht als Dogma für den Verstand), nur im beweglichen Bilde bewährt. Auf flüchtige Augenblicke lüftet sich der Schleier der großen Mutter Isis, die war, ist und seyn wird; bleibt die vor uns gekauerte Sphinx des geheimnißvollen Menschenschicksals liegen, um sich wieder in den Abgrund zu stürzen, wenn der sterblichen Seher Einer eins ihrer Räthsel gelöst hat.

Und so ist nun jener Ausspruch über den Hamlet nicht zu verstehn, als läge die ganze Parabel des menschlichen Daseyns vor unserm Geistesauge; es ist nur eine kleine Kurve, die aber nach beiden Seiten den Blick in's Unendliche führt. Denn der Umsturz eines vor kurzem noch so glänzenden Throns, der gänzliche Untergang eines hinsiechenden Herrscherhauses ist es nicht, was als Begebenheit der Weltgeschichte uns hier erschüttert; es ist die Betrachtung unsers allgemeinen Looses, die sich uns demüthigend aufdringt und in der wahren Demuth wieder ermuthigt. Jene beiden großen Gegensätze der Welt, Natur und Menschheit, Schicksal und Bewußtseyn, breiten sich hier wie ein großes Gedankenschlachtfeld mit schwer herabhangenden Wolken vor uns aus — in dessen dröhnendes Getümmel wir selbst mitgerissen werden.

Was ist nun das Schicksal, mit dem wir spielen und matt werden?

Welches ist das sittliche Bewußtseyn, das wir ihm entgegensetzen, ohne es bewältigen zu können?

Jedem von uns ist ein größerer oder kleinerer Kreis beschieden, den er durchlaufen muß. Einmal hereingetreten in diese Welt der Erscheinung aus jenem stillen Geisterreich, sieht sich jede Kreatur in der tausendfältigen Beschränkung der Natur. Ist doch unser Geist, das Ich und Du, selbst hier abhängig von dem feingegliederten Getriebe der Muskeln und Nerven, womit das Gerippe umsponnen ist. Gerade unter dieser Sonne, auf dieser Erde, gestern und nicht heute, unter diesen Menschen, von diesen Eltern sind wir an diese Küste geworfen und eingefügt worden in die mannigfach sich drehenden Kreise immer größerer Gesellschaften, deren Wesen in bestimmter zeitlicher Fortgestaltung und uns mehr oder weniger bewußt ist. Daß wir einzelne nun gerade dieses Temperament, diesen Körper und keinen andern, als das Kleid des Geistes, angezogen haben, daß wir unter diesen Umständen und keinen andern geboren sind, das ist das von uns selbst verschuldete Schicksal, das uns zukommt und fortreißt. Denn das Eintreten in die Zeitlichkeit ist zugleich das Austreten aus dem Paradies; und die Welt mit ihrer Lust, die Schlange, die uns hereingelockt. Eine Welle im unendlichen Meer treiben wir mit fort und suchen die Bilder der Erinnerung für die Wiederkehr. Doch — so umfassend auch unser Bewußtseyn, so mächtig auch unser Wille ist — der große Verschlang schlürft auch uns hinweg, glücklich, wenn ungetrübt wir Himmel und Erde wiedergestrahlt haben.

Oft kehrt der gute Engel, der segnend an unserer Wiege stand, ganz in uns ein, daß wir, wie vom reinsten Feuer geläutert, zu den herrlichsten Entschlüssen aufglühn, die trefflichsten Handlungen beginnen. Als reine Geister fühlen wir uns geschärft gegen jeden stumpfen Widerstand von außen und erhoben über dieses Land der Verbannung; dessen Schwere aber bald sein herbes Recht geltend macht.

Statt eins zu bleiben mit uns, spalten wir uns selbst entzwei — wir zweifeln. Lebe wohl dann! jeder reine Enthusiasmus, jede heilige Liebe, jede That voll Saft und Mark, wenn die Berechnung des reflectirenden Verstandes unser Innerstes erkältet und aufrührt; wenn der breite, wüste Strom des alltäglichen Lebens mit seinen Meinungen und Bedenklichkeiten uns hin- und herreißt und matt macht. Aber wir erheben uns nur über diesen allgemeinen Schmerz durch den Blick auf's große Ganze der Welt, auf die ewige Schädelstätte, den großen Aschenhaufen, aus dem der Phönix der Schönheit immer verjüngt aufsteigt, durch die Manie der Himmlischen: daß das Schöne vergeht, daß das Unsterbliche stirbt! Denn „alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, das Gras verwelket; denn des Herrn Geist wehet drein. Ja, das Volk ist das Heu. Das Heu verdorret, das Gras verwelket, aber das Wort unsers Gottes bleibet ewiglich." Im schnellen Wechsel von Lust und Schmerz, unterthan dem bedingenden Zwang des Bedürfnisses und dem Gewirr einer an sich werthlosen Geschäftigkeit, gelangweilt durch die zögernde Minute und fortgeschwemmt durch den nächsten sinnlichen Einfluß gingen wir, wie Pindar singt, der Schatten Träume, unter, ohne Sammlung, ohne Trost, wenn nicht zwei himmlische Führer den Vorhang wegrissen vor des großen Ganzen urkräftiger Bewegung und uns wiederfühlen ließen die Göttlichkeit, aus der wir stammen. Es ist die Wissenschaft, die als ihr letztes Ziel uns die Erhabenheit des Charakters (der, wie der trockne Aristoteles sagt, schöner ist als der Abend- und der Morgenstern) und die Kunst, die uns die schönen Lebensbilder zur Heimkehr aufstellt. Aber beide geben nur Stückwerk! Die tragische Kunst in ihrer wahrhaft religiösen Würde zeigt uns einzelne Gruppen, gerundete, in sich zurückkehrende Tänze aus dem ernsten Spiel des Lebens. Jedes Kunstwerk ist ein geschlossenes organisches Ganze und nur der fähig, es zu genießen oder gar zu erklären, der seinen Bildungstrieb erspäht, der den Standpunct gewonnen hat, von wo aus alle Fäden des Gewebes laufen und der Plan des Labyrinthes übersehbar ist.

Hier nimmt Ref. den Faden, den er fallen ließ, wieder auf und fragt: welches ist nun der Standpunct für unser Stück, wie Shakespeare es dichtete? Wir stehen vor einem Riesenwerk, einem wunderbaren Münster. Welche Größe des Baues, welche Mannigfaltigkeit von verschlungenen Einzelnheiten, die für sich nichts, durch die Beziehung auf einander unermeßbar sind und aus einem seltsamen Gewirr räthselhafter Zierrathen sich zum sprechenden Symbol aufthürmen und den Schauer des Erhabenen in jedem Betrachter zurücklassen, er mag das Ganze begreifen oder nicht. Selbst in seiner Verstümmelung hat dieses Werk eine magische Gewalt auch über die Menge, wie über die Gebildeten — es ist ein unergründliches, aber doch immer offenes Buch, wie die Natur selbst. Zur Sache!

Im alten Dänemark ist eine unselige That geschehn. Ein König, allgeliebt als Landesvater, bewundert als Held, ehrwürdig als Gatte, als Mann auf dem Thron, ist durch seinen ihm ganz unähnlichen Bruder heimlich vergiftet worden. Der Verbrecher, ein aufgedunsener Lüstling, sucht auf dem verwaisten Thron, in den raffinirtesten Zerstreuungen die Rachegeister einzuschläfern und heirathet ohne Verzug seine königliche Schwägerin, ein oberflächliches Weib, deren innere Mittelmäßigkeit der Glanz ihres ersten Gemahls bisher verborgen. Die so hastige zweite Vermählung seiner Mutter mit seinem Oheim, „diesem geflickten Lumpenkönig," verletzt den Prinzen Hamlet, „den schwächern

Sohn eines ſtärkern Vaters,“ einen Jüngling von vorzüglicher Bildung, reinen adligen Sitten, eher zur Contemplation als zum raſchen Handeln geneigt. Er iſt noch in den Jahren, wo das Herz anfängt feſter zu werden und der vergleichende Geiſt aus der Betrachtung des Weltlaufs ſich erſt eine Anſicht bildet und mündig wird. Das iſt die Zeit, wo ein unverdorbener Jüngling mit ſtreng verſchloſſener Wärme, ſeiner Selbſtſtändigkeit bewußt, ſich mit heiligem Ernſt und jungfräulichem Blick umſieht; die ſittliche Beurtheilung iſt noch rein in ihm, aber ſtreng; er hofft, Großes zu wirken — aber was wird er, abgeſtoßen und abſtoßend, bald immer mehr gewahr? — Statt der klaren, lebenswarmen Vernunft engherzige Verſtändigkeit; ſtatt freien Selbſtgefühls gekrümmte pfiffige Halbſchelmerei, ſtatt offenen Vertrauens den Rath krummer Wege, ſtatt der Anerkennung des Verdienſtes, der Entſchiedenheit belohnte Halbheit nach dem Motto: mundus vult decipi, ergo decipiatur — und ſo kommt es, daß alle Jünglinge, die nicht verwahrloſt und in der Geburt oder durch Erziehung verdumpft und abgeſtumpft ſind (leider! die meiſten ſind ſo glücklich, dieſen bittern Seelenſchmerz behaglich zu verſchlafen) zum *bewußten* Leben zuerſt mit dem *Haß* gegen das Alltägliche und Schlechte erwachen, ihre Flegeljahre — bei uns auf der Univerſitat — mit Tadeln und Verwerfen des Beſtehenden und Wirklichen, das ſie noch nicht genug kennen und mit Phantaſiren zubringen; das Herz kühlt ſich und iſt in Gefahr, ſich ſtolz zu verſchließen. — wenn nicht reine *Liebe* zur Geliebten die Verirrten zurückführt und mit der Welt und ihrem Lauf verſöhnt. So kommt es denn auch, daß Menſchen, die nie reine Liebe ſuchten und fanden, mit der Welt in unbehaglichem Streit leben und ſich ſelbſttäuſchend die lange Weile damit vertreiben, daß ſie ihren *Witz* — wenn ſie welchen haben — gleichſam ex officio an Gott und Welt *wetzen*.

Auch *Hamlet* liebt ein blühendes Mädchen und die Leere in ſeiner Bruſt wäre ausgefüllt. Da ſtirbt ſein Vater, mit dem er ſich nicht vergleichen kann. Aber ſeine Mutter, die er bisher mit kindlicher Ergebung geliebt, vergißt ſo ſchnell den Unvergleichlichen und ſtürzt — faſt eh' die Schüſſeln vom Leichenſchmaus kalt geworden — ſie, die über die Raſchheit der Leidenſchaft weit hinaus iſt und an der Erinnerung zehren könnte, ſich wegwerfend an einen verſunkenen Affen von einem König, in ein faules blutſchänderiſches Bett.

Claudius hat den Thron beſtiegen, das Volk erträgt's gedankenlos. Der Himmel, ſo ſcheint's Hamlet, ſollte über dieſen Wechſel einſtürzen; aber ein Tag vergeht um den andern; die ſtumpfe Gewohnheit läßt alles bei'm Alten. Der Wegwurf ſeiner Mutter giebt den erſten Riß in ſein Innerſtes; die Verkennung des Höchſten, das Vergeſſen des Preiswürdigſten reißt ihn weiter bis zur Zerrüttung. „Gebrechlichkeit, dein Nam' iſt Weib!“ hat ſeine eigne Mutter ihn eben gelehrt. Da zweifelt er auch an ſeiner Geliebten — und die Fackel der Liebe, die ihm das leere Leben erfüllen, das verwirrte aufhellen ſollte, löſcht aus und glimmt ſtinkenden Qualm. Die reiche Welt wird ihm öde; öder ſeine Bruſt. Die reiche, weite Erde iſt ihm ein ſumpfiger Garten, wo Kraut und Unkraut wüſt in Samen ſchießen und wüſt vergehen. Mit dem hohlen Blick des Zweifels ſieht er das ekle Treiben der Welt und die fröhliche Phantaſie ſeiner Jugendträume, die reinen Impulſe ſeines frühern Enthuſiasmus geben ſeiner *grübelnden* Reflexion nur reichern Stoff für eine vernichtende Vergleichung mit der Wirklichkeit. Je mehr ſein Herz erſtarrt, ſo thätiger zerarbeitet ſich ſein ſkeptiſcher Geiſt, die Widerſprüche des Daſeyns zu reimen und die aufgelöſten wieder zu verwirren. Der Zwang am Hof, wo ſeine tiefe Trauer gleich anfangs Argwohn erregt, die Niederträchtigkeit ſeiner Umgebung miſcht Bitterkeit in ſeine Wehmuth und bieten ſeinem haltloſen Witz ein reiches Jagdrevier. Die einzige treue Seele, der er glaubt, *Horatio*, iſt mit weiſem Vorbedacht vom Dichter als ein ſchlichter beſonnener Mann dargeſtellt, aber ohne Feuer in ſeinem Wollen, ohne Reichheit in ſeinem Thun. Fähig, mit Gleichmuth die Stöße wie die Schmeicheleien des Geſchicks zu *dulden*, nur bei Leibe! kein *Poſa*, iſt er das einzige Labſal für das kranke Herz des Königſohns, nur geſchickt zu warnen, nicht anzutreiben. In *Hamlets* Herzen ſind aber alle Stacheln zur That ſchon ſtumpf, eh' er nur dazu aufgefordert wird. Was iſt ihm die Ausſicht auf den Thron? Was Ruhm und Ehre — da er nur die Würmer an dem Helden Mahl halten ſieht?

Da erſcheint ihm als ein Bote, bevollmächtigt vom Himmel, der Geiſt ſeines Vaters und fordert ihn feierlich auf zur *Rache*. Rache wird nun ſein einziger Gedanke; aber auch nur ein Gedanke, der mit dem Geiſt verſchwindet. Die Erſcheinung des Geiſtes, die auch für andere ſichtbar iſt, ſoll bloß die unabwendbare Nothwendigkeit der That bezeichnen, geſchehe ſie willkührlich oder ohne Wahl. Hamlet iſt in ſeiner Skepſis ſo weit gekommen, daß er ſeinen eignen Sinnen mißtraut und er, der beſtimmbar durch die unmittelbare Gegenwart der Eindrücke gelobt hat:

„Dein gedenken?
Ja, Du armer Geiſt, ſo lang' Gedächtniß hauſt
In dem zerſtörten Ball hier. Dein gedenken?
Ja, von der Tafel der Erinnerung will ich
Weglöſchen alle thörichten Geſchichten,
Aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder.
Die Spuren des Vergangnen, welche da
Die Jugend einſchrieb und Beobachtung;
Und Dein Gebot ſoll leben ganz [illegible]
Im Buche meines Hirns, unvermi[illegible]
Mit minder würd'gen Dingen“

meint er doch die Mahnung könnte ein Blendwerk des

Digitized by Google

Teufels für seine irren Sinne seyn und daher sucht er eine andere Gewißheit. Durch das Schauspiel will er das Gewissen des Erzbers psychologisch prüfen. Auch so untrüglich belehrt kann er auf der Seite zu Horatio doch nur sagen: „ich wette Tausende auf das Wort des Geistes.“ Er übertreibt mit allem Aufwand der Phantasie die Gräuelthat, kokettirt wohl auch mit sich selbst, indem er das Verdienstliche und die Größe der That sich vormalt — aber vor lauter Wählen und Bedenken bleibt's bei Vorwürfen. Bald ist der Ort, bald die Gelegenheit nicht recht.

Nun,
Sey's viehisches Vergessen oder sey's
Ein banger Zweifel, welcher zu genau
Bedenkt den Ausgang — ein Gedanke, der,
Zerlegt man ihn, ein Viertel Weisheit nur
Und stets drei Viertel Feigheit hat — ich weis nicht,
Weßwegen ich noch lebe, um zu sagen:
„Dieß muß geschehn;“ Da ich doch Grund und Willen
Und Kraft und Mittel hab, um es zu thun.

Wie die Gedanken mit ihm spielen, so wechseln auch seine Entschlüsse. Kleinmüthig klagt er über seinen ihm übertragenen Beruf, die Welt, die aus den Fugen, wieder einrichten zu müssen; bald brütet er sich wieder über die Tiefe seiner Plane. In der Noth hilft ihm die Unbesonnenheit, wenn seine Plane scheitern, stößt ihn der Zufall höhnisch fort. Wie stumpf ist er in seinem höchsten Moment, als er hinter den Tapeten den Polonius ersticht für den König.

„Was eine Ratte? todt für' nen Dukaten.“

Königin: Weh mir! was thatest Du?

Hamlet: Fürwahr, ich weiß es nicht; ist es der König?

Wie hetzt er sich selbst auf, als er der Mutter den Spiegel zeigt, damit sie ihr Innerstes erblicke. Er redet Dolche; der wiederkehrende Geist muß ihn mahnen schonend gegen sie zu seyn. Dann ist er so schwach, unter dem seichtesten Vorwand, sich nach England schicken zu lassen; listig entgeht er der Schlinge und schickt schadenfroh die gleißnerischen Buben in's Verderben. Wie gleichgültig ist er bei Ophelia's Bestattung und verhöhnt die Phrasen des Laertes, indem er sie überbietet. Immer näher rückt die verderbenschwangere Stunde. Er hat sich längst verrathen. Es ist hohe Zeit — die bangen Sünder ziehn mit ihren dienstfertigen Gehülfen das Netz zusammen, das ihn und sie in den Abgrund zieht.

Es ist von dem Dichter dafür gesorgt, daß die tiefe Melancholie des Stücks, wo fast alle Personen krank sind, uns nicht ansteckt. Hamlet ist zugleich die tragische und die lustige Person, der Narr, der sich selbst zum Besten hat und das thatlose Hinbrüten, das Verzehren seiner selbst auf's bitterste persifflirt. Und mit welchem scharfen Witz weiß er unter der Larve der Tollheit die Schalheit seiner Umgebung zu salzen!

Ja, Hamlet ist schwach und feig! Aber es ist nicht die natürliche Feigheit als Temperament — dann wär' er verächtlich und könnte sich die innige Theilnahme nicht erhalten, die wir bis zu seinem Untergang mit ihm haben — sie rührt von seinem ängstlichen moralischen Bestreben her, über seine Handlung sich reflektirend klar zu werden. Was gibt uns überhaupt sittlichen Muth? Was jenes Selbstvertrauen, das mit religiöser Demuth so wohl besteht? — Nur der festeste Glaube an die sittliche Weltordnung, an die unsichtbare Kirche, als deren Glieder wir uns ewig fühlen und hienieden allein persönliche Würde haben. Dieser Glaube fehlt ihm; aber so tief liegt er in der Menschenbrust, daß er, diesen tiefsten Grund der Seele, mit Gründen und Schlüssen auf's gewissenhafteste zu stützen sucht. Selbstgefällig unterhält er sich mit der Rache, die er in des Himmels Namen nehmen soll; aber bald stört ihn sein Zweifel an der sittlichen Welt, von der sie allein geboten würde. Geübt muß sie werden; da ist keine Ausflucht. So erfolgt sie denn ohne sein Zuthun durch den Drang der Umstände, die er selbst herbeigerufen; aber „sie geschieht nun ohne Werth, zur unrechten Zeit, auf unrechte Weise, sie zerstört die Verbrecher, aber auch den Thäter, der nun, was er am wenigsten gedachte, blindes Werkzeug geworden, weil sich sein eigenes Leben im Zwiespalt schon verzehrt hatte; sie zerstört endlich was sie erhalten sollte.“ So der selige Solger in der vortrefflichen Recension der Schlegel'schen Dramaturgie in den Wiener Jahrbüchern der Literatur.

Aber über dieser Sündflut, die nun „wie Aeschylus sagt, die Schrift menschlicher Thaten, wie mit einem Schwamme hinweggewischt hat,“ geht der Bogen der Versöhnung auf; der alte Königsstamm ist erloschen; auf die öde Stelle tritt nun ein lebensfrischer Held — Fortinbras, der uns schon als ein Mann voll Thatkraft angekündigt und von Hamlet selbst zur Nachfolge empfohlen ist. So hat diese grause Schicksalstragödie nicht den verletzenden Ausgang, den mehre neuere Schlächter- und Henkerstücke haben, wo es, wie in jenem Liede, heißt:

„Sterben muß uns Mann und Maus“

Hamlet darf nicht leben bleiben; er ist zerrüttet für diese Welt und kann nur drüben geheilt werden.

Shakespeare bearbeitete sein Stück nach einer alten Novelle mit so anscheinender Kunstlosigkeit, daß es einem englischen Garten gleicht, den die Natur selbst nach ihrer Laune hat wachsen lassen. Die Oekonomie des Theaters und das Bedürfniß einer leichtern und gedrängtern Uebersicht der Hauptmomente bewogen die meisten Bearbeiter mehr einen französischen Garten daraus zu machen. Wie Göthe verfahren haben wollte, kann, wem dran liegt, in Meisters Lehrjahren nachlesen. Er nimmt den Horatio zu wichtig. Die schon erwähnte Bearbeitung von Franz Horn, die den 29. Juli 1817 mit dem Ver-

liner Schauspielhaus als Handschrift verbrannte, möge mit dem neuen Bau uns wieder und im Druck geschenkt werden! Auch ohne die geistreichen Angaben in seinen „freundlichen Schriften" läßt schon der Umstand etwas Vortreffliches erwarten, daß dieser Vertraute des großen Britten bei treuem Fleiß aus Achtung vor dem hohen Genius uns so lange warten läßt. Er hat die Katastrophe zu verklären, mit Musik beschlossen die in das Ohr des sterbenden Hamlet eine Ahndung der höhern Klarheit, der er bald theilhaftig wird, bringen soll; und für uns mit. Ein würdiges Geschäft der Tonkunst, und eine große Aufgabe für einen musikalischen Dichter! Unsere Bearbeitung mag einmal als Nothbehelf gut gewesen seyn; sie läßt den Hamlet leben und macht die ganze Katastrophe mit einigen Bechern Weins ab. Wie kahl! Hamlet steht da, wie ein beschämter Knabe, der die heiligsten Gelübde auf sich genommen; die That, die die Vorsehung selbst ihm anbefohlen, vielfach beschwagt hat und nachdem der Zufall sein Amt versehen, verdienstlos und zum Hohn gerettet wird. Da steht er der Schmerzenssohn — und der Vorhang fällt. — Auch hat die Schröd. Bearbeitung den Fehler, daß sie nicht allein ganze Scenen, die Hamlets Gemüthsstimmung motiviren, erbärmlich beschnitten und durcheinander geworfen, sondern auch einzelne Stellen ganz flach übersetzt hat. Hamlet's Rolle darf so wenig als möglich beschnitten werden. Es kommt hier oft auf eine Sylbe an. Für vieles nur eins! So fiel uns sehr auf, wie in der zweiten Scene des ersten Akts die Königin zu ihrem Sohne sagt:

Thou know'st, 'tis common; all that live, must die,
Passing through nature to eternity.
Haml. Ay, madam, it is common.

Hier ist common zweideutig; das erstemal heißt's allgemein; Hamlet denkt aber an etwas ganz anders und sagt seiner Mutter bitter: ja, es ist gemein.

Nun von der Darstellung.

Referent sah vor einigen Jahren zu Berlin Herrn Wolf, den Prototyp aller deutschen Hamlete. Hr. Finke (Hamlet) scheint ihn auch gesehen und mit Aufmerksamkeit gesehen zu haben. Obgleich wir ihm nicht nachsagen können, was der Wachtmeister in Wallenstein's Lager:

Wie er sich räuspert, wie er spuckt,
Habt ihr ihm trefflich abgeguckt,
Aber u. s. w.

so zweifeln wir doch, ob Herr Finke tief in den Charakter des Hamlet eingedrungen — oder es fehlt ihm an der produktiven Einbildungskraft, um ihn aus einem Guß darzustellen. Loben müssen wir seine Mäßigung und daß er heute seine Lehre an den Schauspieler: „fägt auch nicht mit den Händen durch die Luft," treulich selbst befolgte.

Herr Finke stürzte bei der Erscheinung des Geistes mit rückwärts gebogenem Oberleib zusammen und blieb so die ganze Anrede hindurch liegen; bis er sich losriß, um ihm zu folgen. Falsch. Nur die Männer, welche die Tapferkeit in den Beinen haben, strecken beim Schrecken diese vor; die andern halten Brust und Hand vor. Hamlet ist vorbereitet auf die Erscheinung; es ist sein Vater. Wolf trat einige Schritte zurück; dann bog er sich mit eingesunkenen Beinen vor und fiel bei den Worten: „Fürst, Vater," ganz auf sie nieder. Wir schreiben aus Lichtenbergs, dieses feinen Beobachters, Briefen aus England an Boyé die Stelle ab, wo Garrick als Hamlet in unserer Scene beschrieben wird.

„Auf einmal, da Hamlet eben ziemlich tief im Theater, etwas zur Linken, geht und den Rücken nach der Versammlung kehrt, fährt Horazio zusammen. Sehen Sie, dort kommts, sagt er und deutet nach der Rechten, wo der Geist schon unbeweglich hingepflanzt steht, ehe man ihn einmal gewahr wird. Garrick, auf diese Worte, wirft sich plötzlich herum und stürzt in demselben Augenblick zwei bis drei Schritte mit zusammenbrechenden Knien zurück, sein Hut fällt auf die Erde, die beiden Arme, hauptsächlich der linke, sind fast ausgestreckt, die Hand so hoch als der Kopf, der rechte Arm ist mehr gebogen und die Hand niedriger, die Finger stehn aus einander und der Mund offen. So bleibt er in einem großen aber anständigen Schritt, wie erstarrt, stehen, unterstützt von seinen Freunden, die mit der Erscheinung bekannter sind und fürchteten, er würde niederfallen; in seiner Miene ist das Entsetzen so ausgedrückt, daß mich, noch ehe er zu sprechen anfing, ein wiederholtes Grausen anwandelte. So spricht er endlich, nicht mit dem Anfang sondern mit dem Ende eines Athemzugs und bebender Stimme: Angles and ministers of grace, defend us! Der Geist winkt ihm; da sollten Sie ihn sich von seinen Freunden, die ihn warnen nicht zu folgen und festhalten, losarbeiten sehen, immer mit den Augen auf den Geist, ob er gleich mit seinen Gefährten spricht. Aber endlich, da sie es ihm zu lange machen, wendet er auch sein Gesicht nach ihnen, reißt sich mit großer Heftigkeit los und zieht mit einer Geschwindigkeit, die schaudern macht, den Degen gegen sie: by heaven j'll make ghost of him, that leds me, sagt er. Das ist genug für sie; alsdann legt er den Degen gegen das Gespenst aus: go on j'll follow thee: so geht der Geist ab. Hamlet steht noch immer still, mit vorgehaltenem Degen, um mehr Entfernung zu gewinnen, endlich da der Zuschauer den Geist nicht mehr sieht, fängt er an ihm langsam zu folgen, sieht zuweilen still und geht dann weiter, immer mit ausgelegten Degen, die Augen starr nach dem Geist, mit verwirrtem Haar und noch außer Athem, bis er sich ebenfalls hinter den Scenen verliert."

Gegen die Betonung des Herrn Finke haben wir viel einzuwenden; man meint er ſkandire lauter jonicos a minore. Davon abweichend ſprach er den berühmten Monolog: „Seyn oder Nichtſeyn" bis zu der Stelle „ſchlafen! vielleicht auch träumen", richtig, nämlich beſchaulich; dann aber hätt' er lebhafter werden können. Am beſten war er in der letzten Scene des dritten Auftritts: „Jetzt könnt' ich's füglich thun" u. ſ. w. Gegen Güldenſtern war er in den erſten Scenen zu treuherzig; er hält ihn ja gleich anfangs zum Beſten. Im Kabinet der Königin war uns Wolf's meiſterhaftes und kühnes Spiel noch zu lebhaft in der Erinnerung. Er ſetzte ſich nämlich mit auf den Stuhl ſeiner Mutter, nahm ihre Hand oder umſchlang ſie — furchtbarer Kontraſt der Kindlichkeit und der zermalmenden Strafrede! das konnte Herr Finke für ſich und die Königinn nicht wohl wagen? Der Geiſt ſpielte gut. Warum nicht im Harniſch? das Herablaſſen des Bildes iſt ſtöhrend. Der Geiſt konnte vor ihm aufſteigen. Das Spiel des Königs (Hrn. Weidners) hatte die meiſte Einheit. Aber warum ſah der Uſurpator ſo abſchreckend aus? wie konnt' er ſo die Königin gewinnen? Er mußte huldvoller lächlen — er lächelte aber gar nicht. Sonſt war jedes Wort, das Herr Weidner ſprach, wohl erwogen; beſonders erſchütternd ſprach er den Monolog: „O ich fürchte, fürchte, Hamlet argwohnt meine That" ꝛc. Das Schauſpiel im Schauſpiel hätte beſſer bloß als Pantomime gegeben werden mögen. Sie vergaßen, auch für uns zu ſpielen. Oldenholm war ganz der devote, der Zeit dienende Halbſchelm; der alte Geck hätte ſich mehr herausnehmen dürfen. Laertes Rolle iſt gewaltig beſchnitten; er konnte ſich daher nicht recht als galant-homme zeigen. Die Wahnſinns-Scene gelang Dem. Lindner vortrefflich, beſonders wirkte ihr Lächlen. Güldenſtern (Herr Größer) deklamirte die Erzählung von Ophelia's Tod mit wahrhaft lächerlichem Pathos. Warum blieb die herrliche Todtengräberſcene weg? Es wären gewiß keine Todtengräber zu finden, die ſo gut in Barbara ſchließen konnten.

Sonntag den 8. **Don Juan.** Oper in zwei Aufzügen. Muſik von Mozart.

Montag den 9. (Zum Beſten des Herrn Finke.) Zum erſtenmal: **Der Bethlehemitiſche Kindermord.** Dramatiſch-komiſche Situationen aus dem Künſtlerleben, in zwei Abtheilungen.

„Dramatiſche Situationen" klingt beinah komiſch. Man muß ſie ſehen; ſie unterhalten recht gut. Wir zweifeln, ob Klaus wirklich ein Maler ſey. So ſchlenkert kein Maler mit Händen und Füßen. Wie viel Kleckſe muß die Leinewand abkriegen! Referent kennt viele Maler und darunter recht lebhafte und phantaſtiſche Menſchen. Ein ſolcher Windflügel iſt ihm aber noch nicht vorgekommen; ja, er behauptet, daß alle Maler etwas Stätes und Geſetztes in der Haltung ihres Körpers und beſonders in der Bewegung der Hände haben. Das bringt ſchon ihre Beſchäftigung mit ſich. Die ſichre Führung der Hand, die feine und gemeſſene Bewegung, wozu ſie von früh an geleitet werden, muß ſich in ihrem ganzen Weſen feſtſetzen. Da bei dieſer ſtätigen Arbeit ihre Phantaſie in der lebhafteſten Bewegung iſt, ſo ſind durch eine natürliche Aſſoziazion wiederum ihre lebhafteſten Vorſtellungen von keiner allzuſtarken Geſtikulation begleitet. Hr. Finke warf ſich aber mit Händen und Füßen in der Stube herum, wie ein junger politiſcher Kannengießer, der Welten zertheilt. Denn das ſind doch die lebhafteſten und unmanierlichſten Menſchen. Herr Haſſel und Herr Otto kopirten beſſer. Die Kinder ſpielten recht artig; Mina Schulz hat ein ſchönes Organ. Einige Bewegungen waren für ein Kind zu verſchränkt.

Hierauf: **Der Schauſpieler wider Willen.** Ich glaube gern, daß Herr Otto in dieſer Rolle Schauſpieler wider Willen war; ſie iſt zu ſchlecht für ihn. Ich bedaure den Künſtler, der ſich zu ſolchem Zeug hergeben muß. Herr Finke wäre auch zu bedauern, wenn er nicht mit Willen geſpielt hätte. Referent hat gegen ſolchen Firlefanz, wie der Schauſpieler wider Willen, Widerwillen und zwar ſtarken. Wird die Bühne nicht genug entweiht? Was ſollen ſolche Fratzen, beſoffene und ekelhafte Krüppel auf der Bühne? Wer ſie darzuſtellen Virtuoſität hat, mag ſie wo anders zeigen.

Selbſt auf den Gallerien lachten nur wenige.

Dienſtag den 10. **Eliſabeth.** Oper. Muſik von Roſſini.

Mittwoch den 11. **Des Königs Befehl.** Luſtſpiel. Hierauf: **Adolph und Klara.** Oper.

Donnerſtag den 12. **Capitain Belronde.** Luſtſpiel. Hierauf: **Band und Halstuch.** Luſtſpiel.

Theater-Anzeige.

Dienſtag den 17. December. **Die Reiſe nach Dieppe.** Luſtſp. Hierauf: **die Talentprobe**, Luſtſp.

Mittwoch den 18. **Othello**, Oper.

Donnerſtag den 19. **Herbſttag**, Schauſpiel.

Samſtag den 21. **Eliſabeth**, Oper.

Sonntag den 22. **Zriny**, Trauerſpiel.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunſt, Literatur und Poeſie.

Nro 100. Donnerstag, 19. December 1822.

Der Weihnachtsabend.

(Schluß.)

„Aber Sie Tauſendſaſſa!" ſagte der Commercienrath: „was machen Sie für Streiche? — Kaum angekommen, ſtiften Sie ein Unheil an, und Ihren erſten hier verlebten Abend bezeichnet eine wichtige Eroberung. Wie ſoll das weiter werden? — Meine gute Schwiegermutter, die eben nicht freigebig ihre Gunſt verſchenkt, iſt ſo ſehr von Ihnen bezaubert, daß ich heut blos darum habe eine Stunde auf das Frühſtück warten müſſen, weil ſie gar nicht fertig werden konnte, Herminen Ihre guten Eigenſchaften zu rühmen." — Balduin verſicherte hoch erröthend: in der Geſellſchaft dieſer würdigen Frau den Abend höchſt genußreich verlebt zu haben, und der Commercienrath wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

Jetzt ließ ſich ein Geſchäftsmann melden. Der Commercienrath entſchuldigte ſich bei Balduin, und bat ihn, die Großmutter zu beſuchen, bei welcher er Herminen finden würde. Balduin eilte raſch die Treppe hinan; auf der Thürſchwelle hörte er ſchon das leiſe Summen des Rädchens, begleitet von einer ſchönen, geſangreichen Stimme, die vorlas. Er pochte — trat ein, und Hermine ſaß ſpinnend, ein Buch auf dem Schooße, neben der Großmutter. —

Wäre Balduins Phantaſie nicht ſeit geſtern durch die Erzählungen der Großmutter und durch die Schöpfungen von Herminens Hand, auf ein intereſſantes Weſen vorbereitet geweſen: ſo würde ihn die unbeſchreibliche Lieblichkeit dieſer Geſtalt, die Holdſeligkeit in dieſem reizenden Geſicht noch mehr überraſcht haben. So fand er nur ein ſchönes Gedankenbild in noch ſchönerer Wirklichkeit, und ward befriediget ohne geirrt zu werden. —

Hermine — mehr klein als groß — mehr zart als füllreich, würde ſchwerlich zu einer Juno gepaßt haben; aber wahrlich! der jüngſten der Grazien ſtand ſie an ſiegendem Leibreiz nicht nach. Eine liebende demüthige Seele athmete aus jedem ihrer freundlichen Worte, und Balduin ward es wohl ums Herz, wie einem, den die Frühjahrsſonne anlächelt. —

Die Großmutter begrüßte ihn wie einen alten Bekannten; auch Hermine war vertrauter mit ihm, wie noch mit irgend einem Manne. Sein Vater war ja der Herzensfreund des ihrigen — und er ſelbſt Bräutigam, ſo hatte ihr die Großmutter geſagt.

Im Laufe der folgenden Tage, deren mehrſte Zeit Balduin im Hauſe des Commercienraths verlebte, ward es ihm klar, daß der Juſtiz-Aſſeſſor Steuer der von der Großmutter geſchilderte Freier Herminens ſey. — Schon nach dem Zuſammenſeyn der erſten Stunde ſtimmte er dem Urtheil der alten Frau über dieſen Mann bei; doch traute er diesmal der eignen Wahrnehmung nicht ganz, weil wohl auch ein befangener Sinn ihn hindern konnte, den Aſſeſſor im wahren Lichte ſeiner Verdienſte zu erblicken. Er ſuchte durch freundliches Hervorſuchen ihm das unfreiwillige Unrecht zu vergüten.

Hermine benahm ſich gegen den Bewerber mit der Ungezwungenheit einer vieljährigen aber ruhigen Freundin; ſie behandelte ihn achtungsvoll — doch nicht wie eine Liebende. Das entging Balduin nicht, und oft wollte es ihm bedünken, als töne etwas Zarteres, Schöneres aus Herminens Stimme, wenn ſie ſich zu ihm wendete. — Am Tage vor Weinachten ward Hermine zu ihrem Vater gerufen. — Sie kam etwas bleich zur Großmutter zurück, und antwortete auf deren ängſtliche Frage: ob etwas vorgefallen ſey? „Der Aſſeſſor hat den Vater um die Erlaubniß gebeten, mir ſeine Hand antragen zu dürfen." — „Das Gott erbarm! Nun, und der Vater?" fragte ſie ängſtlich. — „Der Vater hat dem Aſſeſſor geantwortet," erwiderte Hermine, „daß er mit mir ſprechen wolle, und ihm in meinem Namen die Entſcheidung nach Verlauf von vierzehn Tagen verſprochen. Wahrſcheinlich (fuhr ſie ſtockend fort)

— fürchtet der Aſſeſſor in dem jungen Balduin einen Mitbewerber, und eilt daher, ſich meiner zu verſichern.“ — „Ja, da haſt Du recht Minchen!“ ſagte die Großmutter ſeufzend. „Ach, wollte Gott, daß dem ſo wäre! Allein dieſer Edelſtein iſt verſagt.“ — Ein paar Thränen benetzten Herminens Arbeit. — „Kind weine nicht,“ fuhr ſie fort: „Du brichſt mir das Herz! Ueberlege Dir die Sache von allen Seiten, ehe Du Ja oder Nein ſprichſt. Ziehe Deinen Verſtand zu Rathe, aber gönne dem Herzen auch eine Stimme. Nur dann, wenn beide einig ſind, kannſt Du froh Verlobung halten. — Ich kann nicht viel dazu ſagen, denn Du weißt es Herminchen, ich habe etwas gegen den jungen Mann. Aber Gott kann ich bitten, daß er Dich erleuchten möge, auf daß Du Dich für das Beſte entſcheideſt.“ — Nach dieſen Worten küßte ſie den Liebling, und eilte in ihr Schlafzimmer. —

Hermine weinte ſich ſatt. Seit einigen Jahren war ſie auf dieſen Augenblick vorbereitet. Noch vor acht Tagen wäre ſie, ohne grade Liebe für den Aſſeſſor zu empfinden, nicht zweifelhaft geweſen, ob ſie ſeinen Antrag annehmen ſollte. Allein ſie fühlte, daß ſeit dieſer Zeit eine Veränderung mit ihr vorgegangen ſey. — Die Gefühle der Achtung und Freundſchaft, welche für den Aſſeſſor in ihrem Herzen ſprachen, dünkten ihr nicht mehr ausreichend zum höchſten Glück der Ehe. Seine Talente verloren etwas von ihrem Schimmer, und alle Huldigungen, welche er ihr, geleitet von Geſchmack und Geiſt, dargebracht, verſchwanden in ihrer Erinnerung, in der nur ein tief durchdringender Blick Balduins, mit dem er ſie geſtern verlaſſen, haftete.

Der kurze Tag entſchwand, beladen mit manchen verſtohlenen Seufzer der armen Hermine. Der Abend führte die Hausfreunde herbei. Beide wurden vom Commercienrath eingeladen, den morgenden heiligen Abend bei ihm und ſeiner Familie zu verleben; ſie ſagten zu. —

Am andern Morgen ward Hermine abermals zu ihrem Vater gerufen. Sie weilte länger als geſtern bei ihm, und kam endlich mit glühendem Geſicht, und Augen die in Thränen ſchimmerten, zu ihrer Großmutter. „Mein Kind,“ rief dieſe beſtürzt, „ſage was iſt Dir? Der Vater — er will Dich doch nicht zwingen? Das wolle doch Gott verhüten!“ Hermine ſetzte ſich auf ein kleines Fußbänkchen, und verbarg das roſige Geſicht in den Schooß der Großmutter. „Der Vater,“ ſagte ſie endlich mit leiſer Stimme, „hat mir entdeckt, daß Herr Balduin in der Abſicht hier ſey, meine Liebe zu gewinnen; und — ſollte ihm dies Beſtreben gelingen, den ſeit langen Jahren genährten, aber ſehr geheim gehaltenen Wunſch unſerer Väter durch eine Verbindung mit mir zu erfüllen. Er iſt heut bei dem Vater geweſen, und hat ihm geſagt: daß, ſeitdem er mich geſehen, dieſe Verbindung auch der Wunſch ſeines Herzens geworden ſey. Nur wolle er mich nicht in Verlegenheit ſetzen, da er nicht wiſſen könnte, ob ich ſchon — er meint vermuthlich den Aſſeſſor — gewählt habe. — Er hat alſo den Vater gebeten, meine Geſinnungen über dieſen Punkt zu erforſchen. Den Tag nach dem Neujahr nöthigen ihn ſeine Verhältniſſe, wieder von hier abzugehen, und bis dahin muß alles entſchieden ſeyn.“ —

Die Gluth der froheſten Ueberraſchung röthete der Großmutter Geſicht. „Seh ein Menſch an!“ ſagte ſie faſt zitternd; „und mir ſagt er, er habe eine Braut! Liebe Hermine, das iſt Gottes Finger! Hätte der Aſſeſſor nicht ſo lange gezögert, ſo wäre der gute Balduin zu ſpät gekommen. — Er ſitzt im Regimente, und lenket Alles wohl! — Auf ſolch eine Weinachtsfreude habe ich heut nicht gerechnet. Nun ſoll aber auch Alles prächtig hergehen! Denn — über's Jahr biſt Du doch nicht mehr bei uns.“ — Bei dieſer Vorſtellung vergoß ſie Thränen, und eilte, Vorkehrungen für die Feier des Abends zu treffen.

Der Commercienrath liebte es, Geburts- und Feſttage im Kreiſe ſeiner Familie und Hausgenoſſen, nur vergrößert durch wenige Freunde — ſo feierlich als möglich zu begehen. Die Tafel, der Wein, der Anzug, auch der ſeiner Untergebenen — alles mußte an ſolchen Tagen das Gepräge der Feſtlichkeit tragen, und in dieſem Punkt traf ſein Geſchmack mit dem der Großmutter auf das genaueſte zuſammen.

Der Abend näherte ſich allmählich. — Schon ward es ſtiller auf den Straßen — die Gewerke, die Läden wurden geſchloſſen, in den Häuſern entzündeten ſich nach und nach helle Lichter. — Während der Commercienrath noch allein auf dem Comtoir verweilte, um die Weihnachtsgeſchenke für ſeine Buchhalter und Diener, anſehnliche Geldrollen, hervor zu ſuchen und zu ordnen, um ſie Herminen übergeben zu können, die dann zu dieſen Geſchenken noch nette Arbeiten ihrer Hände fügte, und ſie dadurch bei weitem verſchönte und erhöhete, — beſorgte die Großmutter heut ſelbſt

Digitized by Google

den Tiſch. Sie legte das ſchönſte Damaſt-Gedeck, ein wahres Meiſterſtück der Webekunſt, auf. Dann fügte ſie mit eigener Hand die bunt gemalten Lichter in ſchwere ſilberne Armleuchter, und ſetzte das feinſte Porzellan auf. — Hermine ſollte ihren Platz zwiſchen beiden Freiern erhalten, und damit kein Irrthum entſtehen könne, ſchlang ſie ein roſenfarbenes Band um die Serviette dieſes Couverts, und ſetzte zum Ueberfluß ein kleines Weinglas mit Herminens Namen davor. — Der große, vergoldete Pokal fand ſeinen Platz vor dem Teller des Hausvaters; die der übrigen Tiſchgäſte wurden mit zwar ſchönen, aber kleinen Gläſern verſorgt. — Jetzt war alles fertig, und nun hörte man auch ſchon die Tritte ſämtlicher Comtoirbedienten auf der Treppe. Bald nach ihnen erſchien der Aſſeſſor und Balduin, zuletzt folgte der Commercienrath.

Die Suppe ward aufgetragen. Die Großmutter wies jedem ſeinen Platz an. — Als Hermine das Band um ihre Serviette löſen wollte, fand ſie auf ihrem Teller einen Muſen-Almanach. Das Etui deſſelben verbarg ein Sonnet, deſſen Inhalt in zarten Bildern und ſchönen Wendungen die Empfängerin zur Erhörung ſtill glühender Wünſche zu bewegen ſuchte. — Hermine war keinen Augenblick über den Geber und Verfaſſer ungewiß. Als ſie das Gedicht las, richteten ſich alle Blicke neugierig auf die Erröthende, und ſie lächelte mit den übrigen dankbar und freundlich den Aſſeſſor an. — Das Eſſen war vorüber; der Punſchnapf dampfte; heitere Geſpräche flogen um den Tiſch — dem Commercienrath war ſeit langer Zeit nicht ſo wohl geweſen. Das Gefühl ſeiner Behaglichkeit löſte ſich endlich in Worte auf. „Das Weihnachtsfeſt,“ ſagte er, „war mir von jeher ein wahres heiliges Feſt, ein Familienfeſt — das Feſt der Menſchheit! Wie ſehr habe ich daher immer an dieſem Abend den Einſamen, Vereinzelten bedauert, der die reinſte Freude entweder in die eigene Bruſt verſchlieſſen und zurückdrängen, oder ſie in einem Kaffeehauſe, in der Geſellſchaft roher Wüſtlinge, wo nicht gar gefühlloſer Religionsſpötter verbergen muß. Schmerzlich wird er das Glück des Familienvereins vermiſſen, und kein lärmendes Gelage kann ihn jemals dafür entſchädigen. — Dieſe Feier rührt mit ihren Forderungen immer das Herz des beſſern Menſchen.“ —

„Wie Sie es nehmen wollen,“ antwortete der Aſſeſſor, der heut mehr als gewöhnlich getrunken hatte. „Die Freude iſt rein göttlicher Natur! Frei iſt die Himmliſche, und nicht gebunden an Zeit noch Raum. Sie lächelt uns, wenn wir es am wenigſten erwarten, und entzieht ſich uns, wenn wir am ſicherſten auf ſie rechnen. — Sie ſenkt ſich ſo gut auf die Kinderſtube, wie auf den Billardſaal herab, und wenn wir Erwachſenen am Weihnachtsabend Herz und Augen öffnen, um ſie im bunten Flügelkleide zu begrüßen, ſo erblickt man nicht ſelten die alte Dame Langeweile im ſteifen Schlepprock, welche von der Leichtfertigen aufgefordert worden iſt, uns ſtatt ihrer Geſellſchaft zu leiſten.“ —

Die Großmutter ward dunkelroth, und rückte geärgert auf ihrem Stuhle hin und her. Hermine ſah verlegen vor ſich nieder, und Balduin erwiderte in der ſchönen Wallung des gerechten Unwillens: „Ich kann Ihrer Meynung nicht ſeyn, Herr Aſſeſſor! Wenn die Eltern es verſtanden, den Kindern die Weihnachtsgabe nur als Sinnbild der höheren, durch welche einſt Gott das Menſchengeſchlecht ſo hoch würdigte, darzureichen, — wenn ſie wußten, das Gemüth des Kindes dadurch zu heiligen, ſo zittern gewiß die ſchönen Empfindungen durch das ganze Leben, und noch im morſchen Körper des Greiſes und der Matrone ſpricht an dieſem Abend der reine Geiſt der Kindlichkeit an. — Wenn wir in ſpäteren Jahren auch nicht in derſelben Stärke die Freude fühlen, die uns begeiſterte, wenn wir die liebende Mutter die Lichter des Chriſtbaums anzünden ſahen, ſo werden wir alsdann durch die beglückende Erkenntniß entſchädigt, wie ſehr uns der Vater im Himmel lieben müſſe, der uns einſt ſo überſchwenglich ſegnete. Und hätte uns ein hartes Schickſal auch die theuerſten Güter unſers Lebens geraubt, und uns den Schmerz in den ſchrecklichſten Geſtalten gezeigt, o ſo wird dennoch ein Strahl die dunkle Seele erleuchten, gleich dem, der einſt die Gefilde Bethlehems erhellte. Und führt uns der innere Hoffnungsglanz nicht auch zum Erlöſer, der ſeinen verwaiſeten, zurückgeſetzten, leidtragenden Kindern die ſeligſten Verheiſſungen gegeben hat?“ —

Dem Commercienrath rollte eine Thräne in den erhobenen Pokal. Auch Hermine trocknete die naſſen Augen, und ſuchte Balduins Hand, um ſie zu drücken. — Es war gut, daß der Aſſeſſor abgerufen wurde, weil ihn jemand in einer dringenden Angelegenheit zu ſprechen verlangte — denn ſeine Verſtimmung war ſichtlich.

Als die Familie vom Tiſch aufgeſtanden war, näherte ſich Balduin Herminen, und fragte freundlich: ob ſie ihm erlauben würde, die gewohnte

Digitized by Google

Sitte zu ehren," und ihr ein kleines Geſchenk zu überreichen, dem nur allein ihre gütige Geſinnung gegen ihn einigen Werth beilegen könnte. Bei dieſen Worten überreichte er ihr ein Päckchen. — Hermine verbeugte ſich, trat ans Licht, und fand das zierlichſte niedlichſte Nähkäſtchen. Alle darin enthaltenen mannigfaltigen Geräthſchaften waren von Gold; der Fingerhut in Form eines kleinen Bienenkorbes, dem Sinnbild des Fleißes. — Die Großmutter beſah und lobte jedes einzelne Stück, und ſetzte dadurch den Geber in peinliche Verlegenheit. Hermine endigte dieſe dadurch, daß ſie ſich dankend zu ihm wendete und ſagte: ſie behalte ſich die ihren Freunden ſchuldige Revange bis zum Neujahrs-Heiligen Abend vor. —

Die acht Tage waren ſchnell verronnen; Hermine hörte mit unbändigem Herzpochen zu, wenn Balduin von ſeiner nahen Abreiſe ſprach. Allein ſie wollte ſich nicht ſelbſt zuvorkommen, — ſie hatte ſich ihr Ziel ſchon geſteckt. —

In der Dämmerungsſtunde des Sylveſter-Abends ſiegelte ſie eine ſchön geſtickte Brieftaſche ein, deren eine Seite ein Lorbeerkranz, durchflochten mit einigen Vergißmeinnicht, und dem darunter ſtehenden Wort „Sängerlohn" ſchmückte; die andere aber in der regelmäßigſten Stickſchrift die Worte zeigte: „der Freundſchaft und Achtung Andenken." Dieſe ſandte ſie dem Aſſeſſor. — Er hatte Herminen verſtanden, denn er ließ ſich für dieſen Abend entſchuldigen.

Als kurz darauf Balduin mit trübem Geſicht — er hoffte nicht mehr — in das Zimmer der Großmutter trat und Herminen allein fand, kam dieſe ſchwankenden Schrittes auf ihn zu und ſagte: „Ich bin Ihnen noch die Erwiederung Ihres Geſchenkes ſchuldig. Wenn man dem Schickſal nachahmen will, ſo muß man jede Gabe gleichmäßig vergelten, und ſo biete ich Ihnen denn Gold um Gold und" — leiſer fügte ſie hinzu: „Liebe um Liebe." — Bei dieſen Worten ſteckte ſie einen einfachen Goldring an ſeinen Finger.

„Gott im Himmel! verſtehe ich Sie, theure Hermine?" rief der Entzückte; und ſie legte ſich vertrauensvoll an das reine Herz des Jünglings.

Der Vater ſegnete in ſprachloſer Rührung den Bund der geliebten Kinder, und die glückliche Großmutter hatte ihr heißes Dankgebet noch nicht geendet, als ſchon die letzte Jahresſtunde verhallt war.

Der Menſch im Spiegel.

Wer biſt du, Form, die mir entgegenſchimmert,
Die ſtill und klar vor meinen Blicken ſchwebt?
Biſt du mein Ich, und wirſt auch du zertrümmert
Du Himmelskraft, die in mir denkt und lebt?

Wird das Gemüth, das in mir thront und waltet,
Das heiß und ſtark die ganze Welt umſchlingt,
Die Phantaſie, die glühend ſich entfaltet,
Und Seligkeit auf ihren Flügeln trinkt,

Mit dir begraben, räthſelhafte Hülle?
So war ich bloß Erſcheinung in dem Raum?
So bleibt mir nichts mehr? nicht der ernſte Wille?
So war das Daſeyn nur ein ſchöner Traum?

Doch wie das Bild, das mir das Glas entrückte,
Auch ohne dieß lebendig in mir lebt,
Weil ich mich ſchon getreu in ihm erblickte,
Und treu es noch vor meinen Sinnen ſchwebt,

So wird der Menſch, der einſt in tiefen Gründen
Sich in den Quell der Liebe hat getaucht,
Das Urbild ſeiner Seele wiederfinden,
Das heil'ge Weſen, das ihn angehaucht.

Mc.

Einige Beiträge

zur Beurtheilung der Tragödie Hamlet von Shakſpeare, mit Zuſammenſtellung der Urtheile von Göthe, A. W. Schlegel und Solger, und einigen Bemerkungen über die hieſige Darſtellung vom 7. December 1822.

(Dieſe Beurtheilung Hamlets, von einer andern Feder, iſt uns faſt zu gleicher Zeit mit der in unſerm vorigen Blatt abgedruckten eingeſandt worden, und wir theilen ſolche mit Vergnügen unſern Leſern mit.)

Hamlet — eins der bewunderungswürdigſten Trauerſpiele des großen Shakſpeare, vielleicht des genialſten und religiöſeſten dramatiſchen Dichters aller Zeiten. Eine entſetzensvolle That, der älteſte Todſchlag, ein Brudermord iſt in einem Königshauſe verübt worden, die unnatürliche Triebfeder iſt Herrſchſucht und ſinnliche Wolluſt. Der unruhige Geiſt des gemordeten Vaters, der ſchlafend in ſeinen Sünden dahingerafft wurde, erſcheint dem Prinzen Hamlet und gibt ſeiner Ahnung in herzzerſchneidenden Tönen Gewißheit. Nun weiß er es, „daß einer lächeln kann,

und immer lächeln, und doch ein Schurke ſeyn?" — und das verführte verbrecheriſche Weib iſt ſeine Mutter! Die wunderbar erhaltene ungeheure Bothſchaft, für eine Menſchenſeele kaum zu faſſen, preßt ſeiner zerknirſchten Bruſt den Seufzer aus:

Die Zeit iſt aus den Fugen — wehe mir,
Daß ich geboren bin, ſie wieder einzurichten!

Dieſer charakteriſtiſche Schluß des erſten Akts wird von Göthe (Wilhelm Meiſter) richtig für den Schlüſſel zu Hamlets ganzem Betragen erklärt. „Mir iſt deutlich, ſagt Göthe, daß Shakſpeare habe ſchildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt." — Aber den Charakter, oder vielmehr die Charakterloſigkeit Hamlets ſcheint Göthe nicht ſo richtig aufgefaßt zu haben, wenn er fortfährt: „Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in ſeinen Schooß hätte aufnehmen ſollen; die Wurzeln dehnen ſich aus, das Gefäß wird zernichtet. — Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen, noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer; das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern das, was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird, ſich immer erinnert, und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden."

Hören wir dagegen A. W. Schlegel in ſeinen trefflichen dramaturgiſchen Vorleſungen: „Ueber Hamlets Charakter kann ich nach den Abſichten des Dichters, wie ich ſie verſtehe, nicht ganz ſo günſtig urtheilen, als Göthe thut. Es iſt wahr, er iſt ein Geiſt von hoher Bildung, ein Prinz von königlichen Sitten, mit dem feinſten Sinn für Schicklichkeit begabt, edlen Ehrgeizes, empfänglich, der Begeiſterung für fremde Vortrefflichkeit, die ihm fehlt, in hohem Grade offen. Die Rolle des Wahnſinns ſpielt er mit unvergleichlicher Ueberlegenheit, indem er die Leute, die ihn ausſpähen, eben dadurch von ſeiner Geiſtesverwirrung überzeugt, daß er ihnen ihre Wahrheiten ſagt, und ſie mit dem ſchärfſten Witze verſpottet. Aber bei ſeinen ſo oft gefaßten, und immer unausgeführten Vorſätzen iſt die Schwäche ſeines Willens offenbar: er läßt ſich nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn er ſagt, es gebe keine größere Unähnlichkeit als zwiſchen ihm und dem Hercules.*) Nicht bloß die Nothwendigkeit treibt ihn zu Liſt und Verſtellung, er hat einen natürlichen Hang dazu, krumme Wege zu gehen; er heuchelt gegen ſich ſelbſt; ſeine weithergeholten Bedenklichkeiten ſind oft nur Vorwände, um ſeinen Mangel an Entſchloſſenheit zu verkleiden," Gedanken, wie er zu einer andern Zeit ſagt, „die nur ein Viertel Weisheit und drei Viertel Feigheit in ſich haben *). Hamlet hat keinen feſten Glauben, weder an ſich, noch an irgend etwas: von Aeußerungen religiöſer Zuverſicht geht er zu ſkeptiſchen Grübeleien **) über; er glaubt an das Geſpenſt ſeines Vaters, wenn er es ſieht, und ſobald es verſchwunden, wird es ihm beinahe zur Täuſchung. Er iſt dahin gekommen, zu ſagen, „nichts ſey an ſich weder gut noch übel, nur das Denken mache es dazu." Der Dichter verliert ſich mit ihm in den Irrgängen des Gedankens, worin man weder Ende, noch Anfang findet. — „Nur Noth und Zufall," heißt es an einer andern Stelle, „können ihn zu raſchen Streichen treiben."

So urtheilt Schlegel über die moraliſche Bedeutung Hamlets. Jeder aufmerkſame Leſer und Zuſchauer wird dieſe Bemerkungen zutreffend finden, und mit den einzelnen Zügen und Aeußerungen im Verfolge der Handlung belegen können. Zuerſt die tiefe Rührung und Gewißheit beim Erſcheinen des Geiſtes; (ſollte man das Niederſchreiben in die Schreibtafel nicht aber auch für einen feinen Wink des Dichters halten?); die Umſtändlichkeit des Eides der Begleiter an der Stelle wo er verſchwand; der berühmte Monolog „Seyn oder Nichtſeyn;" die Behaglichkeit, womit Hamlet in dem feinangelegten Wahnſinn, deſſen Witz und bitteren Spott verweilt und die Zeit vertändelt (dieſer Zug iſt wichtig; die Wirkung iſt um ſo tragiſcher, als der Contraſt zwiſchen Wort und That, die Verwandtſchaft ſeiner Witzreden mit der Feigheit, als eine pſychologiſche Erſcheinung, die der Dichter zu ſeinem Zweck ſchon benutzet, ſtärker gehoben wird; — wir kommen darauf zurück); die Scene, wo er zaudert, den von Gewiſſensangſt gefolterten und zu beten verſuchenden König zu durchbohren, nicht aber aufſpart, wie er vorgibt, der dem Mörder vorgehaltene Spiegel, das Schauſpiel, mehr aus Hamlets unſeliger Zweifelſucht, als aus löblicher Behutſamkeit veranſtaltet; das Geſpräch mit der Mutter, wobei der Geiſt wieder erſcheint, deſſen Mahnungen er gleich mit einer Selbſtanklage zuvor-

---

*) In Schröders Bearbeitung findet man ſtatt dem Hercules, einen Pygmäen. Schröder hat überhaupt unbegreiflicherweiſe den Charakter Hamlets, der Dichtung durchaus entgegen, zu heben verſucht.

*) Es iſt dieß die 4te Scene des 4ten Akts, wo er, als er nach England ſoll, dem jungen Helden Fortinbras von Norwegen auf ſeinem Durchzuge begegnet. Der Monolog, aus welchem dieſe Stelle iſt, verbreitet viel Licht über die innerliche Zerrüttung Hamlets, der darin zuletzt noch ausruft: „O von Stund an trachtet nach Blut Gedanken, oder ſeyd verachtet." In einem früheren Monolog, nach Entlaſſung der Schauſpieler, zu Ende des 2ten Acts, ſpricht er ſich noch ſchärfer über ſeine Halbheit aus.

**) Solger rügt mit Recht die Stelle in Schlegels Beurtheilung, die lehren ſoll, daß eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menſchlichen Vorausſicht erſchöpfen will, die Thatkraft lähmt, — da ſeine Betrachtungen auf ſein Inneres gehen.

kehrt der Leichtsinn in seinem Abgang nach England, wobei er mit der Gefahr spielt und kühn seines Gegenstandes Meister zu seyn vergibt, kann die Feigheit in Erpressung des königlichen Schreibens und im Unterschieben eines falschen, wodurch er die beiden Höflinge, seine Begleiter, statt seiner in den Tod sendet, wobei er noch eine tückische Schadenfreude, wie vorher bei Ermordung des Oberkämmerers Polonius (Oldenheim bei Schröder) an den Tag legt: die Art seiner Rückkehr, das Verweilen auf dem Kirchhofe, und das Zusammentreffen daselbst mit Laertes am Grabe Ophelien's. — Dieser unglückliche Prinz erscheint wie ein verwegner Schlafwandler in seinem gränzenlosen Vergessen und Leichtsinn, und als der unglückseligste tiefsinnige Traurige, in einer Seelenzerrüttung, die wir nicht so recht bemitleiden können, wie Göthe thut. — Endlich: sein Zweikampf mit Laertes und das Ende, da er von ihm tödtlich verwundet, unbewußt mit derselben vergifteten Waffe dem tückischen Laertes, und nach entdeckter zufälliger Vergiftung der Königin, auch dem meuchlerischen Könige den Tod gibt. Als todte Leiche wird er noch das Werkzeug des gerechten Himmels; unwürdig sehen wir ihn nun als Maschine durch den Zufall und in einem Zustande der Nothwehr krampfhaft die That vollführen, zu deren bewußtem Vollstrecker ihn die Vorsehung bestimmt hatte. — Selbst sein eignes trauriges Ende bringt ihn nicht zur Selbsterkenntniß; und auch Horatio, sein erbetener Apologist versteht die Schickung noch nicht. Während er schon nach der Engelschaar horcht, welche die Seele seines sterbenden Freundes aufnehmen soll, legt ihm Shakspeare, dem tieferen Beobachter verständlich die Worte in den Mund, in welchen der Dichter beschließend die ganze Fabel mit Hamlets Vergehen zusammenfaßt:

Und laßt der Welt, die noch nicht weiß, mich sagen,
Wie alles dies geschah, so sollt ihr hören
Von Thaten, fleischlich, blutig, unnatürlich,
Zufälligen Gerichten, blindem Mord,
Von Toden, durch Gewalt und List bewirkt,
Von Planen, die verfehlt zurückgefallen
Auf der Erfinder Haupt: dieß alles kann ich
Mit Wahrheit melden — — —

Denn von Planen, die verfehlt zurückgefallen auf der Erfinder Haupt ist nicht allein des Königs und Laertes Tücke, ist die Geschichte Hamlets und seiner in feiger Säumniß fortleidenden Rache ein tragisches Bild, der ernste Hauptinhalt dieses in seinen Theilen gehaltvollen, wie im Ganzen tiefphilosophischen Drama's. Daß diese Haupthandlung der Rache ins Stocken geräth, sonst der dramatischen Regel zuwider, dient gerade hier dem tragischen Zweck des Dichters.

„Weniger Schuldige oder Unschuldige" beschließt Schlegel über dieses Werk, „werden in den allgemeinen Fall mit verwickelt. Das Schicksal der Menschheit sieht da, wie eine riesenhafte Sphinx, die jeden, der ihr furchtbares Räthsel nicht zu lösen vermag, in den Abgrund des Zweifels hinabzustürzen droht." So endet dieses Schauspiel. Tief ergriffen sieht der Zuschauer und ruft mit dem rückkehrenden Hoden Fortinbras: *)

— — O starker Tod!
Welch Fest gebt vor in deiner ew'gen Zelle,
Daß du auf einen Schlag so viele Fürsten
So blutig triffst! — —

Es ist der mächtige Eindruck, den ungeheure blutige Weltbegebenheiten und verwickelte Verbrechen verursachen, wenn sie überraschend an dem Zeitgenossen vorübergehen. Wir thun tiefe Blicke in den Abgrund der Schwäche und Verderbniß des menschlichen Herzens und stehen zuerst verwirrt in einem Labyrinthe von Vergehen und Frevein, das nur ein Dämmerlicht der ewigen Wahrheit beleuchten will. Zur Selbsterkenntniß geleitet, greifen wir in den eigenen Busen und verehren im Staube die ewige Gerechtigkeit; nur in der religiösen Zuversicht finden wir endlich die Würde der Natur, von deren Verletzung uns ein erschreckend wahres Bild vorgehalten wird.

Wem diese innerliche Befriedigung bei diesem Dichterwerk zu Theil wird, dem ist nicht erst verständlich zu machen, warum Shakspeare in seiner sprechenden Charakteristik der menschlichen Leidenschaften und Schwächen und in der Erhabenheit seiner Ideen von der göttlichen Weltordnung einen solchen Eindruck auf die Gemüther macht, und, mit am füglichsten um dieses Werkes willen, der religiöseste dramatische Dichter genannt zu werden verdient.

Diese allgemeine religiöse Ansicht führt zu einer noch tieferen philosophischen (oder theosophischen) Bedeutung des Charakters von Hamlet, auf welche, soviel Schreiber dieses bekannt ist, zuerst und bis jetzt allein Solger in seiner gediegenen Recension über Schlegels dramaturgische Vorlesungen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (7r Bd. S. 131—134) öffentlich aufmerksam gemacht hat. Wir finden in Hamlet einen Spiegel für den natürlichen Menschen, unter welcher Benennung wir die noch mit der Schwachheit oder Weichlichkeit und dem Hochmuthe behaftete menschliche Natur (hauptsächlich unserer neueren schon in den Tagen Shakspeares im Verstandesleben befangenen Zeit) verstehen. Solgers Urtheil ist dieses. „Der Werth des Handelns und seine wahre innere Bedeutung, so scheint es uns, liegt in dem Bewußtseyn, mit welchem wir handeln; der Mensch muß wissen, was er thut. Wer unbewußt das Rechte trifft, oder in Unschuld höherer Wei-

*) Solger, von welchem weiter unten, macht zu dem Schluß der Tragödie die schöne Anmerkung: „der gänzliche Untergang des Königshauses am Schlusse ist unvermeidlich, und jede Aenderung hierin dem Sinne des Ganzen (wie oben entwickelt) nachtheilig, und Fortinbras muß auftreten, recht um die öde Stelle zu bezeichnen, wo das Schicksal der Menschheit, wie Aeschylus sagt, die Schrift menschlicher Thaten wie mit einem Schwamme hinweggewischt hat, aber uns auch zugleich den Anblick eines neuen, frischen, thatkräftigen Lebens zu geben."

sung folgt, dem gehört seine That kaum zur Hälfte an, er ist ein Werkzeug fremder Mächte; nur wenn wir uns unsern Vorsatz als pflichtmäßig, als edel, als groß vorstellen, können wir uns für ihn begeistern und ihn ganz zu dem unsrigen machen. Selbst die höhere Mahnung, wie Hamlet sie durch den Geist erhält, kann nur den Werth der That für sich und in Beziehung auf unsere Verhältnisse feststellen; soll der Mensch sich nicht durch blinden Fanatismus treiben lassen, so muß er dennoch alles erst bei sich selbst und durch sein eigenes Bewußtseyn zur Reife bringen. So ist Hamlet gesinnt, und besonders deßhalb erscheint er uns als höchst gebildet, edel, mit einem Worte als ein sogenannter vorzüglicher Mensch in dem ganz gewöhnlichen Sinne. Wer nun seinen Vorsatz so betrachtet, der hält nothwendig sich selbst hoch, daß er ihn gefaßt hat, oder dazu erkohren seyn kann, mit sich selbst zu liebäugeln. Schon hier liegt in dem Gefühl des eigenen Werthes, sey es auch noch so wahrhaft, die davon untrennbare Schwäche. Nun aber zeigt die Betrachtung, zumal wenn der Augenblick, der den Entschluß fordert, heranrückt, eben so nothwendig auch die andere Seite, die alle menschliche Dinge haben. Der Zweifel tritt ein, und nicht sowohl Zweifel an dem Werthe der Handlung selbst, als die geheime Furcht, durch die vielseitige Bedeutung, welche die That durch die Ausführung sogleich annimmt, den so zu sagen noch jungfräulichen moralischen Werth, den man sich vorgespiegelt, zu verlieren. Das ist moralische Feigheit, nicht die äußere, gemeine, die man auch dem Hamlet nicht zuschreiben darf, wenn nicht alle höhere Theilnahme an ihm verschwinden soll. Eben die feine, sittliche Selbstliebe, welche vorher die Nothwendigkeit und den Werth der That ausmalte, muß nun dienen, ihre schlimmen Seiten zu übertreiben; die Schwäche dagegen muß sich selbst einbilden, Weisheit zu seyn, und dringt sich dazwischen immer wieder die Forderung der Ausführung auf, so muß sie zugleich sich selbst als Alterweisheit schmähen und verspotten." „Sein angenommener Wahnsinn dient ihm kaum zur Hälfte als Mittel, seine Feinde zu hintergehen; weit mehr entsteht er aus dem innern Bedürfniß sich selbst zu parodiren." — „Daß alles im Innern des Gemüthes der Hauptperson vorzugehen scheint, macht den Geist nichts desto weniger unentbehrlich. Er muß uns die beständig sich aufdringende Nothwendigkeit der That sich verhalten; sie ist durch ihn als etwas absolut Gegebenes gegenwärtig. Mitten im Grübeln werden wir immer zum Schrecken erinnert, daß der Mord des alten Königs das einzige bleibt, was nicht wegzugrübeln ist, und je schwankender sonst alles wird, je mehr erinnern wir uns, wie wunderbar die Unthat für sich selbst zeugt."

Die Charakteristik der übrigen Personen des Trauerspiels ist, größtentheils mit Wenigem, kräftig und bestimmt gegeben. Das verbrecherische Königspaar ist mit wenigen Zügen des Meisters würdig gezeichnet. Den nagenden Gewissenswurm tragen sie unter ihrer irdischen Pracht, — nun faßt sie auch des Schicksals eiserne Hand und zieht sie wie vermöge eines beschleunigten Gewichtes immer näher, näher dem jähen Abgrunde. Mit kräftigem, schauerlich schönem Pinsel gibt der Seelenmaler die vergebliche Reue des Königs, die Verzweiflung der Königin, die folgenden erschütternden Stöße des Schicksals: der träumende, wahnsinnige, lauernde Hamlet, immer gefährlicher, Polonius Tod und Opheliens erschütternder Wahnsinn, Laertes Rückkehr und der Aufstand, Hamlets Rückkehr, Opheliens Tod und Begräbniß, der verfehlte Giftbecher und Laertes Tod — bis das Maaß der Verbrechen voll ist. Vorher scheidet sich noch das Paar an der Klippe des Sohnes, in ihr siegt das Mutterherz, er bleibt verstockter Bösewicht. — Polonius ist der alte Schwätzer und allzugeschäftige Geheimerath, wie ihn Hamlet bei der Ermordung spöttisch bezeichnet. — Ophelia, ein melancholisch-sentimentales Bild, eine einsame zarte Blume, die der große Sturm mit zerknickt. Sie hat sich unvorsichtig über ihren Stand hinausgeträumt und büßt die unbezwungene Leidenschaft hart. Das Recht der Liebe, von welchem das Recht der Krone nichts weiß, wird erst im Schmerz der Seelenzerrüttung an Opheliens Sarge von den Lippen der Königin bekannt.

Der Süßen Süßes; lebe wohl! — Ich hoffte
Du solltest meines Hamlets Gattin seyn.
Dein Brautbett dacht' ich süßes Kind zu schmücken,
Nicht zu bestreun dein Grab.

Die psychologische Wahrheit der Wahnsinnsscenen ist berühmt. Dieser Wahnsinn wird dem Zuschauer ein kräftiges Gewicht in der Zornschaale des Königspaares, das sich diesem erschütternden Schauspiel nicht entziehen kann. Die spielende Ironie des Schicksals, die tiefere Bedeutung des rührenden Contrastes mit der Verwechslung des Vaters und Geliebten, das echt weibliche Gepräge des Wahnsinns und seine sinnliche Seite, wo er in Volksliedern die im Busen verschlossenen Träume bräutlicher Erwartung verräth, sind bewunderungswürdige, schaurige und ergreifende Züge und von der größten Wirkung. — Schlegel nimmt sich Hamlets gegen diejenigen an, welche denselben einer unnatürlichen Härte und Kälte gegen Ophelien zeihen, an deren Unglück er doch selbst schuld sey. Wohl gibt, wie Schlegel erwiedert, seine Gleichgültigkeit den Maaßstab seiner innern Zerrüttung; doch scheint Polonius Recht zu haben, der seine Liebe ein Strohfeuer nennt, (ob die Fassung des Liebesbriefes nicht auch darauf hindeuten mag?); und das ungeheure Pathos Hamlets an ihrem Grabe, wenn es wahr wäre, was indessen im Sinne des Dichters zu bezweifeln erlaubt seyn wird, würde ihn seiner Zerrüttung ungeachtet hart anklagen, da er doch augenscheinlich von der Mutter die Veranlassung nimmt, an dem ganzen Ge-

schlechte zu verzweifeln. Nirgends wird aber Ophelie seiner Liebe unwürdig geschildert.

Die richtigere Würdigung dieses Trauerspiels, welche unserer Zeit aufbehalten war — wer will dabei in Abrede stellen, daß die Nachwelt an den Erzeugnissen des mächtigen Genius noch immer zu forschen haben wird — muß den Wunsch recht dringend machen, daß die verfehlte Schröderische Uebertragung bald in ganz Deutschland und auch hier von einer wirklichen, zweckmäßig abgekürzten Uebersetzung, etwa von der Schlegelschen (der es freilich bei anerkannter Trefflichkeit doch hie und da an shakspeareschem Marke gebricht) verdrängt werden möge.

Die hiesige Darstellung vom 7. December, zu Ehren des Gastes Herrn Finke, welcher den Hamlet darstellte, entsprach selbst nicht den prosaischeren Anforderungen Schröders. Sie war gut bis auf die Gastdarstellung. Es verräth allerdings viel Selbstvertrauen, in einer der schwersten Rollen, ohne sich innerlich des Erfolgs versichern zu können, vor einem fremden, nicht als ungebildet bekannten Publikum aufzutreten. Man scheint Hamlet als eine sehr dankbare Rolle für Gastdarstellungen zu betrachten, weil sie viele plausible Stellen und Situationen darbietet, die sich dem Anschein nach ganz leicht vortragen lassen; aber man sollte bedenken, daß das Publicum doch auch eine Art Sphinx ist, und daß man, je größer das Räthsel ist, das man sich ausersehen, um so tiefer fallen muß; dieses schwere Räthsel aber ist warlich der Mensch, und ein Glück, daß unser Gast nicht vor der Sphinx des Oedipus gestanden. — Ein anderes ist seine Rolle auswendig lernen, ein anderes sie studiren, ein anderes sich mit Gefühl und Begeisterung in sie hinein verwandeln. Herr Finke erreicht noch nicht Herrn Henkel, dessen Spiel auch nicht vollendet zu nennen war. — Sein Hauptfehler ist Mangel an Natur, viel Deklamation und leeres Pathos. Um das allgemeine Urtheil zu belegen: die Scenen zu Anfang mit dem Geist waren ganz unwirksam; sein Entsetzen mußte die Erscheinung des Geistes heben. Das Pathos nach dem Schwur war durchaus nicht an seinem Ort. Besser ging die Scene mit Polonius. Der Monolog: „Seyn oder Nichtseyn" wurde verfehlt; er wollte natürlich sinnend erscheinen, das Sinnen war aber zuerst weichlich, dann unbedeutend, statt dumpf hinbrütend. Die Worte zu Ophelien: „geh' in ein Nonnenkloster," dürfen nicht weich und mitleidsvoll tönen. Beim Schauspiel blickte er von der Seite Opheliens ganz unverstellt zum König hinüber. Besser noch gelang das Gespräch mit der Königin und einige leichtere Scenen. Bei mittlerer Statur mußte er doppelt auf das Imponiren des äußeren Anstandes bedacht seyn. — Der König und die Königin wurden durch Herrn Weidner und Mad. Elmenreich gut gegeben, von ersterem vorzüglich die Stelle, wo er in seiner Gewissensangst zu beten versucht, von letzterer die Scene mit ihrem Sohn Hamlet. Dem Kunsturtheil des Herrn Weidner wollen wir noch zu bedenken geben, ob er nicht besser den König als „lächelnden" Bösewicht darstellen würde, wie ihn Hamlet abconterfeyt und mehrere Stellen des Originals andeuten, wodurch die Rolle vielleicht mimisch noch effectvoller wird. In der neuen Besetzung des Oldenholm (Polonius) durch Herrn Leißring bestätigte sich das vortheilhafte Urtheil der Iris vom vorigen Sonntag. Auch Herr Rottmayer spielte seine neue Rolle als Laertes vorzüglich. Ophelie wurde in anerkannter Vorzüglichkeit von Dem. Lindner dargestellt. Ihr Spiel ist sinnig; in den Wahnsinnsscenen ergreifend. Mit erschütternder Wahrheit sehen wir die sonst geregelten Bewegungen der Gefühle verworren unter einem Schleier, das Gesicht ist zu dem einen Ton des sanften Wahnsinns eines zarten weiblichen Wesens erstarrt, ohne häßliche Verzerrung, ohne widrig in der Zerstörung zu seyn. Das Auge ist erstorben, nur die Gesichtszüge zeigen wechselnd die vorübergehenden Eindrücke und Gefühle, wie in einem umflorten Spiegel vorbeiziehend. Die einfachen Bewegungen, der irre Blick, das Thränenlächeln, das scheue Umschauen, das kalte Schaudern des Scheinerwachens und Uebergehens von Traum in Traum, alle die einzelnen Züge, welche sich nicht beschreiben lassen, kurz die ganze Darstellung war ein lebendiges ergreifendes Bild, worin sich die ausgezeichnete Künstlerin bewährte. — Einen fatalen Eindruck mußte aber das Beklatschen dieser beiden Scenen auf jeden fühlenden Zuschauer machen. Jeden Beifall können doch die Hände nicht ausdrücken, oder es muß bei Manchem eine eigne Art von quecksilberner Rührung geben, die übers Herz weg gleich in die Arme läuft und spektakelt. — Erfreulich dagegen war es, daß dießmal nicht, wie einige frühere Male, ein unverständiges Gelächter bei mehreren warlich mehr ernsten als spaßhaften Scenen des Trauerspiels überhand nahm. Auch war das Theater noch ziemlich besucht, welches wir nicht allein dem Gast zuschreiben wollen. Es kann sich nicht fehlen, daß der bessere Geschmack bei unserem für die wahre Kunst im Ganzen empfänglichen Publikum wieder die Oberhand gewinnt, wenn man hoffen darf, daß die Theaterdirection, sobald das Personale wieder gehörig besetzt ist, frühere Zeiten, die noch wohl im Andenken sind, wieder herzustellen und wo möglich zu überbieten sich angelegen seyn lassen wird, woran nach einigen dankenswerthen Vorgängen nicht zu zweifeln ist.

Mr.

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Poesie.

822.

Reich.

ummern.

aus Andros, Sulli

)

das Volk der
liegt zwischen
ein. Seitenast
üden gränzt
Monti della
Sulli so-
eie Griechen,
rschaft unab-
und 10,000
Berg Sulli
hat von drei
iem einzigen
, Tripa ge-
igt wird.

mina waren
e seine Herr-
schloß sie zu
urch Treulo-
Anführer der
Leute gefan-
ier ansehnli-
vom Capitän
Sullioten ver-
Berg einge-
Capitän Gia-
daß, wenn
wolle er ihm
dern ihn zum
Provinz ma-
ihn in Frei-
hen, um seine
r Einwohner
nd die Waf-
auf diese Art
führen könne,
e, den Frie-

Griechinnen aus Andros

Griechin aus Mytilene

Griechin aus

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

№ 101. Sonntag, 22. December 1822.

Skolion.

„Die Urkraft ist die Fluth,
Es glänzt, wie Flammenglut
In dunkler Nacht,
Des Goldes Pracht"
(Pindar.)

Die goldumrandete, die reine Quelle
Hat weise Männer uns zum Mahl geführt, *)
Drum ziemt es, daß sich Lied dem Wein geselle,
Doch sagt mir, wem des Tages Ruhm gebührt.

Ist gleich der Myrthenkranz ans Schwerdt gehangen,
Harmodios nicht, Aristogeiton nicht,
Die oft mit Recht schon freie Männer sangen,
Den größern Helden wählet das Gedicht.

Wer wühlt mit Donnermacht in tiefen Wogen,
Wer ist's der schnelle Flammen aufwärts blitzt,
Wer hat des Mondes Horn herabgezogen,
Wer ist's der Regen an die Wolken spritzt?

Das Meer verschmähn die durst'gen Feuer, trinken
Mit Gier der Rache der Barbaren Blut,
Die hohen Mondgekrönten Masten sinken,
Die Wog' erdrückt des Türken stolze Wuth.

Und unbetastet von den wilden Gluthen,
Die er beherrscht, schifft mit der kleinen Schaar
Miauly frei, ihm bahnen sich die Fluthen
Der See, die eben noch im Kampfe war.

So lang' ein Spiegel ist der Sonn' im Meere,
So lange Sonne wärmt die kalte Fluth,
Sey hochgerühmt der jungen Freiheit Ehre,
Sey laut gepriesen des Miauly Muth.

*) Die Gesellschaft welcher dieser Hochgesang mitgetheilt wurde, feierte ihr Stiftungsfest bei gastlichem Mahle.

Griechenland und das türkische Reich.

Fortsetzung der Aufsätze in frühern Nummern.

(Hierbei ein Blatt in Steindruck; Griechinnen aus Andros, Gulf Argentiera, Mitylene, Samos und Scio vorstellend.)

Der Berg Sulli, von welchen das Volk der Sullioten den Namen erthielt, liegt zwischen Janina, Narda und Prevesa, und ist ein Seitenast der Kerauischen Gebirge; gegen Süden gränzt dieser Berg an Gebirge, welche auch Monti della Chimera genannt werden. Auf dem Sulli sowohl, als in der Chimära lebten freie Griechen, die sich mitten unter der Türkischen Herrschaft unabhängig zu erhalten gewußt hatten, und 10,000 Mann ins Feld stellen konnten. Der Berg Sulli ist eine natürlich starke Festung, und hat von drei Seiten senkrechte Felsen. Auf einem einzigen schmalen Wege steigt man zum Gipfel, Tripa genannt, der von drei Thürmen vertheidigt wird.

Schon dem Ali Pascha von Janina waren diese freien Griechen verhaßt, weil sie seine Herrschaft nicht anerkannten, und er beschloß sie zu vertilgen. Im Jahre 1792 hatte er durch Treulosigkeit den Capitän Giavella, einen Anführer der Sullioten, mit etwa 70 Mann seiner Leute gefangen genommen, und zog nun mit einer ansehnlichen Armee gegen die Tripa, welche vom Capitän Bogia, einem andern Anführer der Sullioten vertheidiget wurde. Nachdem er den Berg eingeschlossen hatte, ließ der Pascha den Capitän Giavella vor sich bringen, und sagte ihm, daß, wenn er ihn zum Besitz des Berges helfe, wolle er ihm nicht allein das Leben schenken, sondern ihn zum Beluck-Baschi (Gouverneur) der Provinz machen. Giavella antwortete, sobald er ihn in Freiheit setze, wolle er nach dem Berge gehen, um seine Partei und wenigstens die Hälfte der Einwohner zu bewegen, sich ihm zu unterwerfen und die Waffen gegen Bogia zu ergreifen; daß er auf diese Art des Pascha's Truppen in Tripa einführen könne, wobei die Gegenpartei froh seyn würde, den Fre-

den zu gewinnen, ohne zu fechten. Der Pascha fragte welche Sicherheit er für die Erfüllung seines Versprechens geben könne? Giavella antwortete, daß er ihm seinen einzigen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren, der ihm theurer als sein eignes Leben sey, als Geißel übergeben wolle; halte er sein Versprechen nicht, so könne Ali seinen Sohn tödten. Giavella ließ dem zu Folge seinen Sohn vom Berge herabkommen, sobald er aber selbst sich dort in Sicherheit befand, schrieb er dem Pascha folgendes.

„Ali, Pascha, ich freue mich, einen Verräther getäuscht zu haben. Ich bin jetzt hier, mein Vaterland gegen einen Räuber zu vertheidigen. Mein Sohn wird sterben, aber ich werde ihn als ein Verzweifelter rächen, ehe ich selbst falle. Leute, die urtheilen, wie ihr Türken, werden sagen, ich sey ein grausamer Vater, der seinen Sohn der eigenen Sicherheit opfert. Ich antworte: nehmt ihr das Gebirge ein, so würde mein Sohn, meine ganze Familie und alle meine Landsleute getödtet werden; dann könnte ich seinen Tod nicht rächen. Siegen wir, so kann ich andere Kinder haben. Will mein Sohn, so jung er ist, sich nicht willig für das Vaterland opfern, so verdient er das Leben nicht; er verdient nicht mein Sohn zu heißen. Komm, Verräther, ich dürste nach Rache. Ich bin Dein geschworner Feind."

Capitän Giavella.

Ali ließ den andern Tag den Berg stürmen, wurde aber so kräftig zurückgeschlagen, daß die Sullioten sein ganzes Heer zerstreuten, sein Gepäck eroberten, sich darauf mit ihren Alliirten in der Chimära vereinigten, eine offene Schlacht in der Nähe von Janina gewannen und den Pascha zu einem schimpflichen Frieden zwangen. Giavella hatte in der Ueberzeugung, daß sein Sohn getödtet wäre, wie ein Verzweifelter gefochten, eine unglaubliche Menge Feinde erlegt, und wurde mit Wunden überdeckt todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Sein Sohn lebte gleichwohl noch und wurde nach dem Frieden ausgeliefert.

Dieser Friede wurde bald vom Pascha gebrochen, worauf ihn die Sullioten zweimal schlugen und dadurch immer größeren Ruhm erwarben. Bis zum Jahre 1803 führten sie, mit kurzen Unterbrechungen, einen eilfjährigen Krieg mit Ali Pascha, und legten Gesinnungen an den Tag, die man von Räubern, wie manche sie nannten, nie erwarten könnte. Aber sie waren auch keine Räuber, sondern ein kleines selbstständiges, freies Volk, das sich mit den tyrannischen und treulosen Nachbaren im Naturstande befand und bei der Vertheidigung des Vaterlandes gegen die Uebermacht grausamer Feinde nicht immer das Römische oder ein anderes Recht vor Augen haben konnte. Der Pascha von Janina verschwendete Geld, Bestechungen, Drohungen, Ränke und Niederträchtigkeit, um zu seinem Zweck zu kommen und lange widerstand ein kleiner Haufe roher, aber hochgesinnter Kinder der Natur seiner Politik und seiner Macht. Alt und Jung war bei den Sullioten beeifert, das Vaterland zu vertheidigen; selbst Weiber zogen in den Krieg und fochten an der Seite ihrer Männer. Eine solche Amazone wurde von einem Türken gefangen genommen, und mit gebundenen Händen hinter seinem Pferde nachgeschleppt. Als sie dieß eine Zeitlang ertragen hat, fleht sie ihn um Mitleid an. Er läßt sich bewegen und bindet sie los: indem er aber wieder aufsitzen will, durchsticht sie ihn mit ihrem Taschenmesser und eilt mit dem Pferde zurück. — Keine unter allen hat sich in der letzten Zeit mehr hervor gethan, als Chaïdo (die Einnehmende, Schmeichelnde). Oft hat man sie in den Gefechten neben und vor den Männern gesehen. Ihr Schuß traf eben so richtig, ihr Fuß war eben so fest. An ihren Fingern trug sie drei Siegelringe von Türken, welche sie erschlagen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Will dich die Welt mit ihrer Lust erfreun,
So ladet sie dich in mein Erstes ein.
Im rauschenden Gewühl, in wogendem Gedränge,
Erfreut dein Aug' sich gern an bunter Menge.

So wie an Farben mancherlei und bunt,
Ist auch mein Zweites oft verschieden.
Auch dir mein trauter Leser ist es kund,
Hats gleich der Himmel dir noch nicht beschieden.
In Eh'; — in Freundschaft; — Liebe guter Seelen
Stellt sichs von selber ein, — und kann nie fehlen.

Mein Ganzes ist im Grunde nur das Ende
Und ist tagtäglich in der Schneider Hände. —

Fritz. —

Auflösung des Räthsels in Nr. 97.

Siegurt.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 14. December 1822. Johanne von Montfauton, Schsp. in 5 Aufz. von Kotzebue.

Sonntag den 15. Der Freischütz, von Kind; Musik von Maria von Weber.

Diese vom deutschen unter der Asche fortglimmenden Selbstgefühl hochgepriesene, viel be- und gesungene, alle Morgen und Abend tausendfältig besprochene und stets bei vollgedrücktem und entzücktem Haus allstimmig genossene erste deutsche Original-Oper sahen auch wir bereits zum viertenmal oder vielmehr ich, der Referent. Das Wir ist bei'm Appll! nicht der pluralis majestatis; eben so wenig soll damit eine Allgemeingültigkeit des Urtheils unvermerkt erschmeichelt werden. Vielmehr vermeiden wir das scharfe Ich aus demselben Grund, warum es in Staatsbefehlen mit Recht souveräne Fürsten gebrauchen. Als eine Stimme unter Gleichen bieten wir unser unmaßgebliches Urtheil der freien Urtheilskraft unserer Leser an, und nennen uns, im Vertrauen auf allmählige Befreundung mit den Edleren, auf eine freilich persönlich und theilweis wechselnde Uebereinstimmung der Ansicht, Wir. Auch ohne die mancherlei Striche und Streiche, die aus mancherlei wohlerwogenen Rücksichten, uns nicht ganz geben lassen — halten das eigne Gewissen, etwas Gutmüthigkeit — die eigentlich zum Kritiker verderben — und ein etwas gemilderter Ernst der Weltbetrachtung die Zügel sehr knapp. Sonst möchten wir anders daher fahren; besonders wenn wir nicht gedruckte Kritiken, sondern welche ex tempore zu halten hätten. Aber welch' ein erst zu bahnender Weg aus dem Kopf auf's Manuscript! welch' ein nur zu sehr gebahnter, verwarnter, verzollter, vom Manuscript aufs Blatt! Welch' ein harter, lärmender Streit zwischen dem Kopf und dem Herzen, dem Dichter und Schauspieler, ihren offenen und verkappten Advocaten unter dem Präsidium eines so engen Gewissens! Eine Kritik nun lesen, kritisiren, auch wohl sich drüber ärgern ist süß — aber bitter, sie oft nicht bitter zu machen, zumal über viele Opern. Viermal also haben wir den Freischütz schon gesehen; aber die Kritik müssen wir in petto behalten. Sie wird mild durch's Liegen. Wir beschränken uns hier darauf, die jedesmalige Richtung unserer Aufmerksamkeit mit flüchtigen Strichen anzugeben, und danach einige Präliminarartikel aufzustellen, die wir bei der Beurtheilung der Oper überhaupt bei unserer Jury voraussetzen müssen.

Wir bemerken noch, daß wir die beiden ersten Male der Aufführung des Freischützen nicht mit dem ferusten Gedanken an unsere jetzige, gewissermaßen berufsmäßige kritische Thätigkeit beiwohnten; und daß wir auch jetzt bei etwas bedeutenderen Stücken, die wir zum erstenmal sehen oder doch durch die Lektüre noch nicht kennen, mit ungetheilter Seele uns dem Totaleindruck hingeben. — ———

Dieser war nun also das erstemal durch die vielversprechende Ouvertüre, und die Neuheit der Scenen spannend, durch die gespannte Erwartung lebhaft, aber verworren, durch die Musik nie erschütternd, oft leicht schmeichelnd, für das Auge unterhaltend, für die Phantasie zu schwach und für den Einheit suchenden Gedanken

so toll und dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Der Ausgang schiebt unsere Erwartung ein ganzes Jahr vor den Anfang zurück. Aber für den schwachen Max und die Beatrice Agathe wurde uns gar nicht bang; die werden sich die Zeit mit Sentenzen vertreiben.

Bei der zweiten Aufführung suchten wir durch das Labyrinth der Bilder und Töne den ariadneischen Faden festzuhalten — d. i. das Substrat, das Gerippe des Ganzen — die sogenannte Fabel. Die Novelle aus dem Gespensterbuch von Apel und Laun war uns bekannt. Das Originelle, was durch den Dichter hinzugekommen, ist sehr wohlfeil. Wie Kind in der Vorrede sagen konnte, er wolle andere Dichter zu ähnlichen Versuchen reizen, klingt sonderbar gutmeinend.

Bei der dritten Aufführung beschäftigte die Frage: wie ist die Dichtung angelegt; welche Momente sind herausgehoben und welche Gelegenheit ist dem Komponisten gegeben, seine Kunst zu üben?

Bei der vierten: Beachtung der Ausführung im einzelnen. Dies ist, wie der Logiker sich ausdrückt, ein progresiver Gang der Untersuchung; gemeinhin schlagen die Beurtheilenden den regressiven ein, bleiben aber bei dem musikalischen Bestandtheil, als dem ersten und letzten, stehen. Soweit die Einleitung der Einleitung in eine etwas ausführlichere Darstellung der Erfordernisse einer guten Oper nach Dichtung, Plan, Text und Musik, und zugleich in eine Jeremiade über die vielen schlechten Opern, in denen wir wahrhaft ertränkt werden. Heute leidet's der Raum nicht. Nächstens über die Wahl des Sujets der Oper und ihr eigentliches Gebiet, das aber noch nicht besonders angebaut ist. Rossini u. a. gießen über jedwedes Gericht ihre musikalische Brühe — Elisabeth! Othello! O Rossini, quousque abutere patientia nostra?

Samiel und Caspar waren auch diesmal die erquikkendsten Personen. Herr Nieser hat eine undankbare Rolle, nur seiner vortheilhaften Gestalt und seinem schönen Gesang verdankt der arme Max das Interesse, welches man an ihm nimmt. Dem. Bamberger (Agathe) trug ihre Parthie mit Anmuth und Gefühl vor.

Dienstag den 17. Die Reise nach Dieppe, Lustsp. in 3 Aufz. Nach d. Französ. von Wichmann.

Das angenehm unterhaltende Stückchen wurde rasch und von allen brav gegeben. Die Personen sind nicht sehr witzig, aber es ist Witz in der Situation, die recht natürlich sich lange verwickelt hält und dann anziehend löst. Ich weis nicht, ob in den Boulevards in Paris am 25. Februar das Laubholz noch so grün in Blättern steht. Uns stört's nicht; aber man ist ja sonst in den hors d'oeuvres so genau. Hr. Meuler, der so vortrefflich Bäume malt, könnte da bald abhelfen. — Hierauf:

Die Talentprobe, Lustsp. in 1 Akt. von Gubitz.

Die Talentprobe wird auf Kosten des Herzens gehal-

ten und hat als Luſtſpiel etwas Widriges. Nur das ausgezeichnete Talent der Schauſpielerin muß uns mit der Tochter verſöhnen. Der arme Mann aus Amerika wird mit Vorſtellungen und Krankheitsberichten der deutſchen Theaterwelt und Geſellſchaft empfangen, und nachdem genug mit ihm geſpielt iſt, gerührt. Könnte die Rührung der Tochter nicht auch ein bloßes Spiel ſeyn? Darum hätte die Nothwendigkeit, den Alten nur ſo gewinnen und umſtimmen zu können, beſſer motivirt und die Talentproben mehr Bezug auf das Intereſſe der Handlung haben müſſen. So wäre die Luſt reiner geworden. Dem. Lindner bewährte ihren ausgezeichneten Beruf zur Bühne durch den ſichern Wechſel der verſchiedenſten Rollen; ihr Mundus war ein allerliebſter kecker Fuchs. Die Schauſpielerin machte ſie recht boshaft nach; gut. Aber ob Gubitz auch will, daß eine vierte Perſon von unten mitſpielt und den Lachton dazu anwiehert?

Mittwoch den 18. Eliſabeth, Oper in 2 Aufz. Muſik von Roſſini.

Donnerſtag den 19. Der Herbſttag, Luſtſpiel in 5 Aufz. von Iffland.

Dieſer Herbſttag, der an Blumen nicht überreich, für den Haus- und Lebensbedarf manches moraliſche Körnlein bringt, dauert für die Jahrszeit über die Gebühr. In ſeinen Schwächen und Tugenden iſt dieſes Familien-Stück ächt deutſch. Obgleich es trotz des unaufhörlichen Auf- und Abtretens die drei Einheiten des Ariſtoteles — die der Handlung am wenigſten — genau beobachtet; in Paris hielt es kein Zuſchauer aus. Wir aber haben Geduld; ja ſelbſt im Theater lernen wir ſie.

Mit dem Licentiaten Wanner ſcheint und verſchwindet die erwärmende Herbſtſonne; ohne ihn wäre der Tag höchſt flau und kühl. Herr Weidner gab ihn vortrefflich. Der ehrliche Sonderling, der joviale Junggeſelle, der bis an's Ende in der Erinnerung an ſeine Jugendfreundſchaft, bei ſeiner Flaſche und mit ſeinem Jupiter Burſch bleibt, aber mit der Reife des Geſchäfts-, und doch einer gewiſſen Feinheit des Lebemannes, wurde uns mit erquickender Wahrheit dargeſtellt. Herr Weidner übertrieb keinen Zug und veredelte den alten Senior, der nun für ſeine Mitmenſchen Tage lang ſich unter Akten vergraben kann und auf dem Kiſſen ſeiner abgenutzten Federn mit gutem Gewiſſen hinüber zu ſchlummern gedenkt, aber ſein Herz nicht verwelkt von der Selbſtſucht des Hageſtolzes, für zwangloſen Genuß friſch gehalten hat. Gewöhnliche Schauſpieler können die Naſe nicht kupfern, den Ton nicht barſch, das Pedal nicht gebrechlich genug machen. Herr Weidner ließ ſeinen Wanner nicht lächerlich werden; er wurde mit jeder Scene liebenswürdiger. Seine erſte Erſcheinung, da er eben von den Strapazen der Reiſe ankam, zeigte den Sonderling am grellſten; richtig! Das Geſicht echauffirt, daher auch die Naſe rother; die Beine unſicherer; der alte Burſch ſichtbarer. Nachher tritt er ſchon ſicherer auf; gegen die Großmutter zeigt er die holdſeligſte Altjunggeſellen-Galanterie, und verräth manchmal darüber wegeilend, als ſchäme er ſich, ein ächt empfindſames Herz. Vielleicht hätte Herr Weidner einige Reminiſcenzen aus dem Fechtboden in den Geſtikulationen mit dem Stock anbringen können, z. B. in der Erzählung, wie er rückſichtslos ſeine Prozeſſe für Wittwen und Waiſen führe, bei den Worten: „da geht's durch und durch.“ Iffland führte dabei mit ſeinem Stock einen Kernſtoß, der ſitzt. Die Duellſcene gelang beſonders; Herr Weidner ſpielt fort, auch wenn er nicht ſpricht. Die Klagen der alten Großmutter, die man recht gern daher wackeln ſah, paſſen wohl auch auf 1822; aber das ganze Stück macht die Jahrszahl zu einem ſchreienden Anachronism. 1799 muß es heißen. Wir ſind ganz andere Menſchen. Ifflands Perſonen müſſen durchaus im Koſtüm ihrer Zeit und in ihrer Zeit ſpielen, wie ſie auch den ruhigen Kanzleiſtyl ihrer Denk- und Sprechweiſe führen. Im Jahr 1822 hätte Wanner bei Gelegenheit des Revolutionsweins, der ihm nicht mundet, nothwendig ein vergleichendes Klagelied über die heutigen Studenten anſtimmen müſſen. Fritz hätte ihm auch nicht gefallen können; denn der müßte jetzt ein Altdeutſcher ſeyn u. ſ. w. Kurz, das achtzehnte Jahrhundert weht uns aus jedem Wort entgegen.

Alle ſpielten gut. Herr Größer mußte nur in der Scene, wo Lechner ſeine von Marien anders verſtandene Galanterie erzählt, kaltblütiger ſpielen und nicht über Lechner entrüſtet ſcheinen; das gilt ja ſeiner Schweſter. Peter erwarb ſich allgemeinen Beifall; beſonders gelang ihm die Miene, als er nach dem Bild der Zimmermannstochter hinlangte, um doch auch zu ſehn, wer den zahm gemacht habe. Er zuckte nur zu oft mit den Augenbraunen; das machte den ſchlichten Peter zu oft pfiffig ausſehn. Auch Dem. Urſpruch ſpielte Marien gut; man merkte ſogar, daß ſie in der Stadt geweſen und Romane geleſen. Andreß mußte ſchon bei'm Hereintreten den Bedientenrock ausziehn. Den konnte er auch auf den Boden werfen, wie er ſagt. Er hatte aber keinen an; daher meinte man, der Ueberrock mache ihm jetzt nur zu warm. Der Rock iſt ja ein Symbol für den Dienſt und muß daher livreemäßiger ausſehn.

Theater-Anzeige.

Montag den 23. December. **Der Bräutigam aus Mexico**, Luſtſpiel.

Mittwoch den 25. **Muſicaliſche Academie**, zum Vortheil des Herrn Kapellmeiſter Guhr.

Donnerſtag den 26. **Die Schweſtern von Prag**, Oper. (Criſpin: Herr Finke).

Freitag den 27. **Der Freiſchütz**, Oper.

Samſtag den 28. **Mittel und Wege**, Luſtſp. Hierauf: **Der Obriſt**, Luſtſpiel.

Sonntag den 29. **Othello**, Oper.

(Hierbei eine Tafel in Steindruck.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunst, Literatur und Poesie.

Nro 102. Donnerstag, 26. December 1822.

Requiem.

Alle die hier einsam blühten,
Langsam, still in sich verglühten,
Sich nach Lieb' und Freundschaft sehnten,
Dauernd Glück zu gründen wähnten —
Die der Blüthen keine fanden,
Die sich Kränze niemals wanden,
Und am Busen der Getreuen
Nimmer durften sich erfreuen —
Aufgezehrt von heißem Sehnen,
Aufgelöst in stillen Thränen,
Seh'n sie in des Sarges Hüllen
All' ihr Sehnen sich erfüllen.

Die ihr trüb begonn'nes Leben
Wie ein Dunstbild sah'n verschweben;
Die in nächtlich düstern Stunden
Trostvoll keinen Stern gefunden;
Die gesengt nur von der Sonne,
Nie erquickte Schattens Wonne,
Und mit schweißvoll, blut'gen Händen
Fruchtlos sah'n ihr Mühen enden —
Ob auch immer fehl sie rangen,
Etwas werden sie erlangen,
Wenn sie ledig aller Bande
Schlummern auf des Friedhofs Lande.

Auch die nimmer fehl gerungen,
Denen alles hier gelungen,
Die belohnt von Dankes-Blicken
Konnten Elend oft erquicken;
An der Brust der treu Geliebten
Biedermannes Pflichten übten,
Und im Blühen holder Sprossen
Noch ein Leben froh genossen —
Fanden sie auch viel hienieden,
Eins ward ihnen nie beschieden,
Konnten Ruhe nimmer finden,
Als in Grabes stillen Gründen.

Griechenland und das türkische Reich.

(Fortsetzung von Nr. 101.)

Der Pascha erfuhr eben so oft die Tapferkeit der Sullioten, als er Gelegenheit gehabt hätte, ihre Seelengröße zu bewundern, wenn der Barbar dessen fähig gewesen wäre. Er schickte einmal zum Dimos Zervas und bot ihm achthundert Beutel und Ehrenstellen, wenn er und die Seinen die Partei ihrer Landsleute verlassen wollten. Hierauf antwortete ihm Dimos Zervas:

„Sehr geehrter Pascha! Schicke mir nicht Dein Geld; es ist soviel, daß ich es nicht einmal zählen kann; dennoch werde ich dafür keinen Stein meines Vaterlandes und noch weniger das Vaterland selbst verkaufen. Was aber die Ehrenstellen betrifft, welche du mir versprichst, so ehren mich meine Waffen, deren ich mich zur Vertheidigung meines Landes bediene."

Darauf wollte Ali den Sullioten verschiedene Striche Landes abhandeln; sie aber ließen ihm sagen: „Wir sind keine Kaufleute, wir gewinnen durch Gewalt, und werden nur der Gewalt weichen." Er drohte mit zwanzig tausend Mann anzurücken, worauf sie entgegneten: „Wir wünschen, daß du lebest und kommest."

Eine langwierige Belagerung stellte sie dem furchtbarsten Feinde, dem Hunger bloß. Alle Mühlen waren von dem Feinde genommen und sie mußten das Korn, welches ihnen blieb, mit Steinen zerstampfen, wodurch es sandig und beinahe ungenießbar ward. Noch immer ertrugen sie alles Ungemach und trotzten dem Feinde. Endlich gelang es dem Ali Pascha Uneinigkeit unter ihnen zu stiften und mehrere Verräther zum Uebertritt zu bewegen. Traurig ist es, unter diesen eben den Sohn Giavella's zu bemerken, für den der großmüthige Vater in den Tod ging.

Der geschmolzene Rest der Sullioten, einen Mönch, Samuel, der sich selbst das jüngste Gericht nannte, an der Spitze, vertheidigte die

letzten Posten mit nicht genug zu erhebendem Heldenmuthe. Der alte Dimos Dracos und Dimos Zeras wehrten sich, wie Löwen, bis sie sich aller Nahrungsmittel beraubt, endlich zu capituliren gezwungen sahen. Noch immer waren sie dem Ali furchtbar genug, um ihnen einen freien Abzug zu gestatten und was an Munition zu Sulli übrig war, von ihnen zu erkaufen.

Der Pascha ernannte drei Türken zu Commissarien bei der Uebernahme des Pulvervorraths. Wegen der Bezahlung waren bereits Geißeln gewechselt, auch hatte man das Hauptmagazin, welches ungefähr 375 Okken enthielt, schon übergeben. Bei der abgelegenen Wohnung Samuels lag nur noch ein kleiner Vorrath von 25 Okken. Auch diesen verlangte man. Nach langen Weigerungen ging er endlich mit den Türken und drei Sullioten dahin. Man hörte sie innerlich streiten. Samuel schoß sein Pistol ins Pulver und sprengte sich, seine Begleiter und die Türken in die Luft. Nur der Wächter an der Thür kam, wiewohl verstümmelt, mit dem Leben davon.

Der bis dahin nur verhaltene Zorn Ali's brach jetzt, da er nichts mehr von den Sullioten zu fürchten hatte, in helle Flammen aus, und er beschloß, sie wo möglich alle zu vertilgen. Diese, auf die Capitulation vertrauend, zerstreuten sich hier- und dorthin. Doch begaben die Meisten sich nach Parga; diejenigen, welche man einzeln auffing, wurden grausam gemordet. Die Qualen, welche man ihnen zufügte, waren unsäglich. Man schüttete Einigen Pulver in die Ohren und zündete es an. Ungefähr hundert von ihnen, welche bei dem Kloster Sallonga, vier Stunden nordwärts von Preveza, sich angesiedelt hatten, überfiel man, unter dem Vorwande, daß die Position zu fest sey, und einen neuen Vereinigungspunkt darbieten könne und machte sie nieder. Neun und dreißig Weiber und Kinder, einige mit Säuglingen an der Brust, stürzten sich von den Felsen herab und zerschmetterten. Eine Wittwe mit zwei mannbaren Töchtern versperrte sich in ein Haus, wo sie einmüthig den Tod erwählten, indem sie sich die Brust mit Pulver verbrannten, auf das sie sich warfen, und so unter großen Qualen nach einigen Tagen starben. Nach diesen Ereignissen fing man an zu fürchten, auch Parga gewähre keine Sicherheit mehr, worauf sich etwa 1700 Sullioten nach Korfu begaben, wo das Gouvernement sie aufnahm. — Dreihundert Sullioten, welche unter Anführung eines Verräthers zum Ali übergegangen waren, befanden sich noch in seinem Dienste. Er hatte sie bisher verschont, um auch andern Ueberläufern Muth und Lust zu machen. Jetzt bedurfte es dessen nicht mehr und er wollte sich ihrer daher entledigen. Da sie indessen frühzeitig seine bösen Absichten merkten, so ergriffen sie die Flucht nach Thessalien hin, wurden jedoch bei der Brücke Korak von mehreren Tausend Türken eingeholt und umzingelt. Bei dem Gefechte, was hierauf entstand, brannten sie nur einmal ihre Flinten ab und fielen sodann verzweifelt mit dem Säbel in die Feinde, deren sie viele erschlugen. Von ihnen entkam zwar Niemand, allein die Feinde haben Bericht von ihrer Tapferkeit und ihrem Tode erstattet.

An diese Züge aus der Geschichte der Sullioten, welche mit einer Frischheit an die Zeiten des Leonidas erinnern, als ob der Verlauf von Jahrtausenden nichts an dem alten Volkscharakter verwischt hätte, reiht sich zuletzt folgende Begebenheit aus dem gegenwärtigen Befreiungs-Kampfe dieses Volks. — Mehrere öffentliche Blätter theilten solche, vor wenige Wochen, aus einem Briefe von Sulli mit:

Churschid Pascha hatte, um uns einzuschließen Tahir Pascha und den Selictar des verstorbenen Ali Tebelen zurückgelassen. Wir schlugen sie aus dem Felde und vernichteten sie; 1200 Ungläubige lagen erschlagen an den Ufern des Glychys (Acheron.) Da erschien plötzlich am Fuße unserer Gebirge Omer-Vrione mit 15,000 Mann. Wir griffen ihn an, wir drangen muthig auf ihn ein, aber umsonst; wir mußten uns in unsere Berge zurückziehen. Dis machte uns sehr betrübt und es ahnete uns, daß unser Untergang nahe sey. Da entschlossen wir uns einmüthig, unsere Weiber und Kinder umzubringen und uns verzweiflungsvoll in den Feind zu stürzen, um ein ehrenvolles Ende zu finden. Aber Gott hat uns von diesem verzweifelten Entschluß abgewendet. Als unsere Weiber erfuhren, was vorging, traten sie zusammen und beteten zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß er uns von unserm schrecklichen Vorsatz abbringen möge. Dann riefen sie uns zu: „Ihr treulosen Männer! Warum wollt Ihr uns ermorden? Wann haben wir uns je geweigert, Euch Eure Gewehre laden zu helfen, wenn Ihr in Euern Verschanzungen kämpftet? Wie oft haben wir uns nicht mit dem Schwerdt in der Hand mitten in den Feind gestürzt? Statt uns zu ermorden, gebt uns Waffen, und wir werden von der Hand des Feindes zu sterben wissen." Diese Rede änderte unsern Vorsatz. Wir wählten unter den Weibern 800 der tapfersten aus und gaben ihnen Waffen; die Zahl der Männer war 3000. Am andern Morgen zogen wir gegen die Ungläubigen, den Namen Gottes und der hei-

ligen Jungfrau anrufend. Gott der Herr war mit uns und ſtärkte unſere Kraft, ſo daß wir die Türken ſchlugen und weit von Suli verjagten. In dieſem Treffen fochten die Weiber mit Flinten und Schleudern bewafnet und machten 250 Gefangene. Wir, unſererſeits nahmen den Ungläubigen 1100 Gefangene und 4 Feldſtücke. Von uns fielen 167 unſerer Brüder und 17 Weiber.“

(Fortſetzung folgt.)

Eliſabeth Kikuta.

Eine Erzählung aus der polniſchen Geſchichte.

(Von C. F. Schweizer.)

Während der tapfere Ladislaus *) Lokietek im blutigen Kampfe mit den Kreuzfahrern täglich neue Lorbern erfocht, und mit ſiegendem Schwerdt dem Gebiete der ſtolzen Ritter Gränzen gab, bildete ſich ſein Sohn Caſimir, ſpäter der Große genannt, am Hofe ſeiner Schweſter Eliſabeth, Gemahlin des Königs Carl von Ungarn. Er ſtand unter der Aufſicht eines polniſchen Edelmanns, Topor benamt, der in der Vertheidigung des Vaterlandes grau geworden war, und mit einem ſanften Charakter ſtrenge Sitten verband. Da er die Wahrheit liebte und in dem jungen Prinzen den künftigen Herrſcher einer freien Nation ſah, ſuchte er dieſe Tugend ihm vor allen anderen eigen zu machen. „Wahrheit,“ ſagte er oft, „leite dich und alle deine Handlungen, ſo wirſt du nie den Weg der Tugend, des Rechts verlaſſen. Ein Monarch muß die Wahrheit lieben, frühe ſein Ohr an ihre Stimme gewöhnen, ſonſt iſt er nur eine gekrönte Puppe, der Großen Sclave, den Armen Tyrann.“ Caſimir achtete den ehrwürdigen Greis, denn die Tugend hat eine ſympathetiſche Kraft, welche ein unverdorbenes Herz leicht feſſelt, gute Anlage bildet und weitet.

Der Prinz, ein ſchöner Jüngling, reich an Herz und Seele, gefiel allen die ſich ihm näherten, und ward von Allen geliebt.

König Carl, ein treuer Freund ſeines Vaters, bat ihn oft ſich bei den Rathsverſammlungen einzufinden, aber die Lehren Topors hielten ihn meiſtens davon ab. Der Stolz der ungariſchen Magnaten, war im Widerſpruch mit der einfachen Denkungsart des Greiſes; in Felician Meretch, dem Erſten des Reichs, ſah er nur einen falſchen Rathgeber, einen niedrigen Hofmann, der ſich durch Schmeichelei und elende Ränke der Liebe des Monarchen zugeeignet hatte, und ſtolz, voll Verachtung auf alles blickte, was außer den Bezirken ſeiner Größe lag. Selbſt der Königin, in der er ſeine größte Feindin ſah, begegnete er oft hochmüthig. Seine Tochter, nämlich, die ſchöne und tugendhafte Clara, wollte er auf den Thron von Ungarn erheben; die Heirath des Königs mit Eliſabeth vereitelte dieſen Plan, und der ehrſüchtige Satrape mußte ſich begnügen, ſeine Tochter als Geſellſchafterin der Königin zu ſehen. —

Caſimir liebte das ſchöne Geſchlecht, aber, treu den Ermahnungen des ehrwürdigen Topors, blieb er treu dem Grundſatze: Nichts iſt heiliger als Unſchuld und Wehe dem, der ſie beleidigt.

Die Reize Clarens hatten das gefühlvolle Herz des Prinzen gefeſſelt; die Gelegenheit, ſich oft mit ihr zu unterhalten, hatte ihn mit ihrer ſchönen Seele und ihrem vortrefflichen Herzen bekannt gemacht und Liebe in ſeinem Buſen erweckt. Es war ſeine erſte Liebe. Dieß iſt genug um ihre Stärke zu erkennen zu geben. — Große Seelen ſind voll großer Leidenſchaften, welche gleich einem ſtürmiſchen Meere alles vernichten, was ſich ihnen widerſetzt, was ſie nicht mit ſich fortreißen können. — Der Verſtand und die Zeit allein vermögen ihren Strom zu hemmen. Verſtand hatte Caſimir von der Natur erhalten, und des weißen Topors Lehren griffen weit der Zeit vor, und ſo blieben lange die Empfindungen des Herzens in dem Bezirk die Pflicht. —

„Wer von dem Himmel zum Beglücken von Millionen beſtimmt iſt,“ ſagte oft der Greis, „muß eigenes Intereſſe vergeſſen, und in der Erfüllung ſeiner Pflichten ſeine Glückſeligkeit ſuchen.“ —

Kein Kampf iſt gefährlicher, als der Kampf mit ſeinen Leidenſchaften, aber auch kein Sieg iſt erhabener als der Sieg ſeiner Selbſt.

Caſimir liebte Clara; ihre Blicke ſagten ihm Gegenliebe zu. Eines Abends warf er ſich an die Bruſt ſeines Freundes: „Laß uns fliehen von hier, Topor, oder ich werde nie Euer König.... Ich habe deine Lehren vergeſſen — meine Liebe Claren entdeckt. Sie iſt die Seele meiner Seele, und wenn ich ſie nicht beſitze, wird mein Leben nur eine Reihe kummervoller Tage enthalten.

„Schäme dich Prinz!“ ſagte Topor, und es röthete Unwillen ſeine Stirn, „dein Vater ſtellt ſein Leben jeden Tag der Gefahr aus für ſein Volk und

---

*) Ladislaus König von Pohlen, Lokietek (auf deutſch Ellenlang) wegen ſeinem kleinen Wuchs benannt, ſtarb 1333.

Digitized by Google

ſein Land, und du biſt von einem Mädchen beſiegt, welche nie die deine werden kann, untergräbſt die Hoffnungen deines Volkes, durch eine thörichte Leidenſchaft.“ —

„Wie, iſt Clara nicht werth, Königin von Polen zu ſeyn?“ rief Caſimir, „wer kann mir ſie zu lieben verbieten?“

„Du ſelbſt, Prinz, du ſelbſt, wenn du deiner Pflicht gedenkſt, von deren Achtung das Schickſal deiner künftigen Unterthanen abhängt.“ —

„Aber glaubt ihr denn, mein Weib würde den Scepter führen? Nur über mein Herz wird ſie herrſchen, nie über mein Volk. Ich beſchwöre dich, rathe mir, wie ſoll und wie kann ich mein Glück mit dem Wohl der Nation verbinden, an dem Buſen meiner Geliebten und Gattin, und zugleich in dem Herzen meiner Unterthanen leben?“

„Jüngling, belohnſt du ſo meine Anhänglichkeit? Erfüllſt du ſo dein Wort? Wie oft haſt du mir verſprochen nie dich von deinen Leidenſchaften leiten zu laſſen; und eine, eine Leidenſchaft beherrſcht dich ganz und du opferſt ihr deinen Ruhm, dein Vaterland. — Mit der Tochter eines ſtolzen Ungarn, deſſen Handlungsweiſe dir ſo niedrig ſchien, willſt du dich vermählen? Durchblicke doch den Zuſtand deines Vaterlandes, bedenke, 30,000 Polen ſchmachten in der Gefangenſchaft des Herzogs von Litthauen, deine Vermählung mit Anna der Tochter Gydymins ſoll ihnen die Freiheit, ſie dem Vaterlande wiedergeben, und du willſt ſie fern von der lieben Heimath, im Kummer und Elend ſterben laſſen; einen neuen Feind deinem Vaterlande geben; für ein Mädchen, deſſen Schönheit nur zu bald verblühen, und deren kurzer Beſitz vielleicht deine Liebe in Gleichgültigkeit verwandlen wird? — Zwei Wege ſind vor dir, wähle: entweder entſage deiner Liebe, für die Liebe und den Segen deines Volkes, — gieb am Grabe ſtehenden Greiſen ihre Söhne, unglücklichen Waiſen ihre Väter wieder, dem Vaterland Vertheidiger und einen mächtigen Bundesgenoſſen, oder lade auf dich die Seufzer aller dieſer Unglücklichen, den Fluch deines Vaters, deines Volkes und der Nachwelt.

Du ſiehſt mich zu deinen Füßen, ein ſiebenzigjähriger Greis beugt das erſtemal in ſeinem Leben ſeine Knie vor einem Sterblichen, ſein graues mit Narben bedecktes Haupt vor einem Jüngling, der ſich der Tugend, ſeiner Pflicht entreißen will. Laß mich nicht ohne Hoffnung .... fürchte Thränen deinen Unterthanen zu erpreſſen — die Thränen des Volkes finden Gehör vor Gott!“

Du haſt mich beſiegt, rief Caſimir, verzeihe edler Greis dieſen erſten Fehler meines Lebens, und ich werde die Ruhe des Herzens wiederfinden. Die Ruhe des Herzens, ohne Clara? O könnteſt du meine Schmerzen fühlen, begreifen. Von Clara ſich losreißen, von dieſem Engel meines Glückes — meiner einzigen Hoffnung! O wie hart iſt das Loos eines Monarchen! welches Opfer muß ich dem Zufall bringen, der mich zum Herrſcher beſtimmt hat; warum bin ich nicht eines armen Landmanns Sohn, Ruhe der Seele wäre mein Reichthum, ein Gut das vielleicht kein Monarch beſitzt!“ —

Dennoch verſprach der gefühlvolle Jüngling ſeine theuerſten Empfindungen dem Glücke ſeiner künftigen Unterthanen zu opfern. — Topor war gerührt. Der Anblick des unglücklichen Jünglings, ſchien ihm den errungenen Sieg vorzuwerfen, aber der Gedanke an das Vaterland beruhigte ihn; denn ſein Wohl iſt dem Edlen theurer, als alles Glück, das ihm fremd iſt. —

Topor und Caſimir beſchloſſen ſobald wie möglich nach Polen zurückzukehren.

Die Königin Eliſabeth war mit der Liebe ihres Bruders vertraut. Da ſie ihn liebte und von ſeinen feſten Grundſätzen überzeugt war, fürchtete ſie nichts von dieſer Leidenſchaft, und ahndete nicht die ſchrecklichen Folgen derſelben. Der Vorſatz Caſimirs, Ungarn zu verlaſſen, ſchmerzte ſie ſehr, noch mehr aber das Schickſal der liebenden Clara, der die Abreiſe ihres Theuren kein Geheimniß bleiben konnte.

Meretch erſpähete das Geheimniß dieſer Liebe, und entwarf einen Plan, den ſelbſt die Hölle nicht erfunden hätte. Lange ſchon wollte dieſer Nichtswürdige Carl von dem Thron ſtürzen, um ihn entweder ſelbſt zu beſteigen oder den Prinzen Johann von Bayern durch die Vermählung mit ſeiner Tochter darauf zu erheben. Die Liebe Caſimirs gab ihm Gelegenheit durch allerlei ſchändlich erdachte Lügen die Verſchwörung, an deren Spitze er ſtand, zu erweitern.

Clara, die Unglückliche, erfuhr von der Königinn und in Gegenwart ihres vor Schmerz ſtummen Geliebten die nahe Abreiſe deſſelben, ſank unter dem Drange der bitterſten Gefühle bewuſtlos an ſeine Bruſt, und kam nur zum Leben, um in ein heftiges Fieber zu verfallen. —

(Schluß folgt.)

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Wenner.

Digitized by Google

Iris.

Unterhaltungsblatt für Kunſt, Literatur und Poeſie.

Nro 103. Sonntag, 29. December 1822.

Eliſabeth Kikuta. (Schluß.)

Ihr gefühlvoll und traurig ſcheinender Vater, eilte ihr zu Hülfe, dankte in den verbindlichſten Worten der Königin für ihre gütige Sorgfalt und mütterliche Pflege, drückte ſeine Tochter an die Bruſt, liebkoſte und beruhigte ſie, als wiſſe er die Urſache ihrer plötzlichen Krankheit nicht. —

Da ihn die unglückliche Clara das erſtemal in ihrem Leben, ſo zärtlich ſah, und ſie der treuen Liebe Caſimirs gewiß war, hoffte ſie nach der Trennung, deren Beweggründe ihr die Tugend zu ehren gebot, durch den Troſt ihres Vaters und in der Erinnerung an ihren Geliebten leben zu können. — O wie bald ſchwand dieſe Hoffnung in dem Dunkel gerechter Verzweiflung. — Kaum war Meretch mit ſeiner Tochter allein, ſo ſtieß er ſie von ſich und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: Alles iſt mir bewußt, Pflichtvergeſſene, verworfene Tochter, du liebſt den polniſchen Prinzen, deſſen Schweſter dir den Thron raubte; haſt du meine Befehle vergeſſen? Aber dieſe unſinnige Liebe, wird die Stunde der Rache beſchleunigen. Ich gebe dich vor meinen Freunden für entehrt aus; zittre, wenn dir ein Wort entfährt, welches meinen Plänen widerſpricht. —

Es läßt ſich leicht empfinden, welche Gefühle ſich des Herzens der unſchuldigen Clara bemächtigten, als ſie der Vater durch dieſe wenigen Worte, in ſeine Entwürfe einweihte, vor denen ſelbſt die Hölle ſchaudern mußte. — Aber wie erſchrack ſie als auf ein gegebenes Zeichen etliche zwanzig Verſchworne durch eine Seitenthür eintraten, in deren Gegenwart der elende Meretch vor ihrem Bette niederkniete und weinend ihre Hand ergriff. Seht, ſagte er, meine Tochter — entehrt von dem Bruder Eurer Königin, welche meine unſchuldige Tochter ſelbſt ſeiner verwerflichen Leidenſchaft überlieferte. Verzweifle nicht geliebte Clara, deine Schande ſoll gerächt werden, ſieh unſre Freunde, unſere Rächer!

Die unterdrückte Unſchuld antwortet nur mit Thränen, auch Clara weinte — und bekräftigte hierdurch die Ausſagen ihres Vaters, deſſen teufliſche Seele ſich ihres Siegs erfreute. —

Das Laſter benutzt jeden Augenblick. — An demſelben Tage war ein Hoffeſt — und ſchon war die königliche Familie verſammelt, als man Felician Meretch meldete, welcher an der Spitze der Magnaten die Glückwünſche der Nation abzuſtatten verlange *).

Meretch mein Freund! ſagte der König — ich erwarte ihn. —

Der Elende hatte die Maſke abgeworfen, — ſtürzte wüthend an der Spitze der Verſchwornen in den Saal, und auf die Königin zu. . . . Stirb! Verführerin meiner unſchuldigen Tochter. Dein Bruder hat ſie entehrt. — Stirb . . . . Carl und Caſimir ziehen ihre Schwerter. — Meretch verliert die Faſſung nicht — der König tritt zwiſchen ſeine Gattin und den Verräther — wird verwundet — und der der Königin zugedachte Todesſtreich ſchlägt ihr nur den rechten Arm ab. Caſimir entwaffnet den Sohn des Verräthers. — Die treuen Ungarn und Polen eilen zu den Waffen — und umringen die königliche Familie — Verwirrung und Schrecken füllt das Schloß. —

Clara, die unglückliche Clara ſtürzt in den Saal, bleich wie der Tod, und ruft mit dem Schmerz der Verzweiflung: „Ihr ſeyd betrogen! Mein Vater, o warum muß ich es ſagen, hat Euch hintergangen, Eliſabet und Caſimir ſind unſchuldig.“ —

Kaum hatte ſie dieß geſagt, ſo ſinkt ſie durchbohrt von dem Schwert ihres Vaters. — Caſimir opfert dieſen Wüthrich ſeinem Schmerz — ſtürzt neben die Leiche ſeiner Geliebten und bittet die Verſchwornen ihn zu tödten. — Lebe, theurer Caſimir — meine Liebe, rein wie meine Seele, erfleht es von dir. — Rette deine Schweſter — Geliebter meines Herzens, o wie glücklich bin ich — ich ſterb in deinen Armen, und mein Tod verſöhnt mich mit dem Geiſte meines Vaters. —

Welcher Anblick! die Verſchwornen erzittern, werfen ihre Waffen weg, und bitten um Gnade. Clarens Bruder nimmt ſich das Leben aus Verzweiflung über den Tod ſeiner Schweſter. Eliſabeth mit Blut bedeckt, umfaßt mit ihrem linken Arm ihre ſterbende Freundin und Blut und Thränen miſchen ſich. —

Dieſe ſchreckliche Begebenheit füllte mit Trauer ganz Ungarn, und gab der Königin Eliſabeth den Beinamen Kikuta, welches im Alt-Slaviſchen: ohne Arm, bedeutet. —

Caſimir verließ den Hof ſeiner Schweſter, an dem er ſo viel erlitten hatte. — Das Herz ſeiner geliebten Clara nahm er als trauriges Andenken in einer Capſel verwahrt, mit in ſein Vaterland. — Clara war die *erſte* Geliebte dieſes großen Königs und ſeine *letzte*. — Er erfüllte den Wunſch ſeines Volkes, den Willen ſeines Vaters; vermählte ſich mit der Tochter des Herzogs von Litthauen. Es war aber keine Clara, und ſeine Ehe, nur ein trauriges Bild der Pflicht eines Herrſchers. —

C. F. Schweiger.

---

*) Der Ungariſche Geſchichtſchreiber Pray und die Polniſchen Dlugoſz und Naruszewicz bezeugen, dieſer Vorfall hätte ſich am 18. May 1330 ereignet. —

Wilhelm Herschel.

(Geb. zu Hannover den 15. Nov. 1738 gestorben in England den 27. August 1822.

Dieser in seinem 84ten Jahre unlängst in England verstorbene berühmte Astronom war ursprünglich ein deutscher Musiker. Als ein armer junger Mensch der gar nicht ahnete, was in ihm lag, und auf den in seinem deutschen Vaterlande kein Mensch achtete, war er mit seinem Instrument und einigen Notenbüchern im Jahr 1759 nach London gezogen, wo er öffentlich Musik machen half, — bis er allmählig durch seinen Genius von dieser Musik zu jener Harmonie des Sphären gehoben wurde, über welche er seitdem die Wissenschaft mit so wichtigen Entdeckungen bereichert hat. Dr. Miller, einer von seinen Beförderern und Jugendfreunden, giebt in seinem Werke, history of Doncaster, nähere Nachricht über das Debüt des unsterblichen Herschels in England, deren Mittheilung wohl viele unserer Leser interessiren möchte.

Miller war der Erste, der dem jungen Herschel, der noch mit der Hoboe umherzog, aus dem Dunkel half. 1760 reisete er, Miller, mit einigen Offizieren der Durhammer Miliz zu Pontefrakt. Die Offiziere erzählten ihm, sie hätten bei ihrer Regimentsmusik einen jungen Hoboisten, der erst wenige Wochen in England sey und doch das Englische so frischweg spräche, wie ein Eingeborner. Wenn er ihn kennen lernen wolle, so möge er mit ihnen nur aus dem Speisesaal ins Nebenzimmer kommen — wo eben die Musiker waren und Tafelmusik machten; der junge Mensch solle ihm obendrein mit einem tüchtigen Sole traktiren. Miller that es, und Herschel brachte sein Hoboensolo vom alten Giardini mit so schönem Ausdruck heraus, daß man erstaunte. Nachher nahm Miller Herscheln bei Seite und fragte ihn, ob er sich auf längere Zeit beim Regimente engagiert habe? Nein, gab er zur Antwort; ich diene von Monat zu Monat.

Kerlchen, laß sie laufen! sagt' ich zu ihm, fährt Dr. Miller fort. Komm du, und lebe mit mir! Ich bin ein einzelner Mann: wir wollen schon mit einander auskommen! du siehst mir darnach aus, als hätt'st du Kopf, und wärest für was Besseres gemacht! —

Herschel ließ sichs gefallen und zog mit mir nach Doncaster, erzählt M. weiter. Meine Wohnung bestand damals freilich nur aus zwei niedrigen Stuben, meinen damaligen Umständen gemäß: aber das fehlte ihr doch nicht, was Herschel am liebsten war — eine hübsche Bibliothek. Swift wurde bald sein Lieblingsautor, und es ist zum Erstaunen, daß ein junger Deutscher so bald in die schönen Eigenheiten unsrer Sprache eindrang, um grade diesen schwierigen Schriftsteller verstehen und lieb gewinnen zu können.

Es fand sich eine gute Gelegenheit, Herscheln in Mr. Copley's Konzerte zu bringen, und ich benutzte sie. Herschel trat mit Konzerten von Corelli, Geminiani und Avison, so wie mit den Solos in Händels Werken auf: und nie sind wohl diese Stücke mit keuscherem Sinn und dem Geiste ihrer Verfasser angemessner vorgetragen worden, als von Herschel geschahe. Nun verbreitete sich sein Ruhm; von allen Seiten erbot man sich ihm zum Scholaren, zu Wake-

Nach einiger Zeit hatte der alte Orgelbauer Schnetzler*) für die Halifaxer Kirche eine neue Orgel erbaut; sie sollte mit einem Oratorium vom seel. J. Bates eingeweihet werden. Herschel und noch sechs andere bewarben sich um den neuen Organistendienst. Sie sollten Probe spielen; über die Reihe entschied das Loos: Herschel erhielt Nummer drei. Der Spieler Nummer zwei war M. Wainwright — hernach Doctor W., von Manchester, ein Mann von so flinken Fingern, daß, während er spielte, der ehrliche alte Schnetzler trippelnd Kirch' auf Kirch' ab lief und immer seufzete: Geh zum Teufel! zum Teufel geh! läuft mir der nicht über meine Klaves, wie eine Katze? wie sollen denn meine armen Pfeifen ansprechen?

Während M. Wainwright sich noch abarbeitete, stand ich mit Herscheln auf einem Chorflügel. — Ich fragte ihn, was er sich für Glück verspreche, wenn er nun auf die Orgelbank käme? Ich weiß nicht, antwortete Herschel; daß das aber ein Satan ist gegen den ich mit meinen Fingern nichts ausrichte, das hat seine Richtigkeit! mit diesen Worten schwang er sich auf die Orgelbank und die Sache ging los. Klang das doch nicht anders, als ob mit den sämtlichen angezogenen Registern auch alle Ströme des Wohllauts losgelassen wären, und diese sich nun, von Herscheln geleitet, in den vielgestaltigsten Wellen in die Kirche ergössen. die Wirkung, die es that, war ganz eigen, setzte in Erstaunen — ich konnte sie mir nicht erklären. Nachdem nun Herschel auf diese wunderbare Weise ein Weilchen präludirt hatte, spielte er den hundertsten Psalm, so fromm, so kirchenmäßig, daß er allen, die ihn hörten, recht erbaulich in die Seele drang. Besonders war nun dies der Fall beim alten Schnetzler, der vor Freuden fast außer sich kam, daß Herschel sein Werk so voll und so prächtig zur Sprache zu bringen wußte. Er rief einmal über das andere aus: das ist mir ein Mann! das ist der rechte, und kein anderer! der wird meine Pfeifen zu Verstande kommen lassen!

Nachher fragte ich Herscheln, wie es ihm gelungen sey gleich Anfangs einen so überwältigenden Effekt hervorzubringen? Sagte ichs nicht, antwortete er, daß ich mit den Fingern gegen meinen Vordermann wenig ausrichten würde? aber, aber . . . Hier zog er ein paar Stückchen Blei aus der Tasche und demonstrirte fort: Das hab' ich auf den untersten Clavis gelegt, und das, eine Oktav höher. Indem ich nun die Harmonie immer im Verhältniß dazu bearbeitete, bekam ich eine Fülle der Accorde, wozu es schien, als brauche man vier Hände! — —

So weit Miller! Herschel bekam den Dienst, und wurde dann als Organist und Musikdirektor nach Bath berufen, (1766) wo sich nun seine Liebe zur Mechanik und Astronomie immer mehr entwickelte, bis die wichtige Entdeckung des Planeten Uranus, welche er in der Nacht des 13. März 1781 mit seinem selbst verfertigten 20 füßigen Teleskop gemacht hatte, die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London veranlaßte, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen und der König in folgenden Jahre ihn unter seinen besondern Schutz zu nehmen sich bewogen fand. Herschel verließ nun Bath, seine Organistenstelle und seine musicalischen Instrumente, und zog nach Slough bei Windsor, wo eine Sternwarte und ein Haus für ihn eingerichtet wurden, die er bis an sein Ende bewohnte.

Um übrigens das Feine und Sichere jener oben angeführten musikalischen Speculation recht bestimmt vor's Auge zu bekommen, so wie, um sich das Erstaunen der Zuhörer zu erklären, erinnern sich unsre Leser, daß die Orgeln in England fast sämmtlich ohn Pedal sind, daß ihnen mithin das Prächtigste und Mächtigste unsrer Orgeln abgeht; daß nun aber Herschel durch jenen lustigen Einfall eben das bewirkte, was wir bewirken, wenn wir bei pathetischen Sätzen beide Füße auf der Hauptnote des Grundbaßes ruhen lassen und die vollstimmige Harmonie beider Hände so führen, binden und in einander schlingen, wie sie es jetzt zwar leider selten hören, aber in manchen schönen, musterhaften Präludien von Seb. Bach und Händel lesen und selbst versuchen können.

Anfrage und Bitte.

(Eingesandt.)

Parturiunt montes —

Literarische Blätter sind wie Postwagen zu betrachten, mit denen man, ohne sich selbst von der Stelle zu bewegen, beliebige Gegenstände nach weit entfernten Ländern ausschicken und dafür andere ohne viele Mühe aus der Ferne herbeirufen kann. Den Ideentausch zu erleichtern, und auf diese Weise richtige Erkenntnisse allgemeiner zu verbreiten, das ist vielleicht ihre würdigste Bestimmung. In schwierigen, zweifelhaften Fällen, wüsse man sich an sie, wie an einen Mann von bewährter Erfahrung, vertrauensvoll wenden, und Rath erholen können. Wie es so viele Anzeige- und Bekanntmachungsblätter giebt für das Geschäftsleben, so seyen sie — auch das Geringfügigste nicht verschmähend — für den geistigen Verkehr Intelligenzblätter im eigentlichen Verstande.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, soll hier ein hochwichtiger Fall vorgetragen und um Erleuchtung gebeten werden.

In Schillers „Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" findet sich folgende Stelle:

..... „Aber hier unterstützt sie (die Bühne) die weltliche Gerechtigkeit, nur — ihr ist noch ein weiteres Feld geöffnet. Tausend Laster, die jene ungestraft duldet, straft sie; tausend Tugenden, wovon jene schweigt, werden von der Bühne empfohlen. Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion. Aus dieser reinen Quelle schöpft sie ihre Lehren und Muster und kleidet die strenge Pflicht in ein reizendes, lockendes Gewand" u. s. w.

Bei einer durch eine Gesellschaft von Freunden vorgenommenen Uebertragung dieser Stelle in eine fremde Sprache zeigte sich nun eine Schwierigkeit. Der Satz: „Hier begleitet sie die Weisheit und die Religion" war nämlich von Mehreren so verstanden worden, als seyen die Weisheit und die Religion die Begleiterinnen, die Bühne hingegen der begleitete Theil. Andere nahmen die natürlichen dem Sinne entsprechende

rühmen dürfe? — Möchte doch irgend ein Erleuchteter der Mühe werth finden, in diesen Blättern die richtige Bahn zu bezeichnen und mit wenigen Worten andeuten, wie dieser Satz zu verstehen sey. Einer ganzen Gesellschaft still-bescheidener Dank wird ihm dafür zu Theil werden.

Charade:

Weil er mich Erstes erfand, fühlt' Marter am Zweiten Prometheus;
Kühn aus dem Ganzen erweckt heute noch mich sein Geschlecht.

Auflösung der Charade in Nro. 101.

Saatband.

Chronik der Frankfurter Nationalbühne.

Samstag den 21. December. Zwei Worte, oder das Abentheuer im Walde, Oper in 1 Aufz. Musik von d'Alayrac. Hierauf: Der Calif von Bagdad, Oper in 1 Aufz. Musik von Bojeldieu.

Sonntags den 22. Zriny, Trauerspiel in 5 Aufz. von Theod. Körner.

Dieses in der Anlage höchst einfache, nicht durch Neuheit und Spitzfindigkeit der Verwicklungen gewinnende Stück beweist, daß ein wahrhaft tragischer Stoff ohne Schicksalsspuk und Ahnungsjammer, ohne den Reiz der Intrigue und die Mannigfaltigkeit streitender Motive, ohne den Witz gesuchter Situationen und die reiche Dialektik der Leidenschaften, mit einfacher Gruppirung, in epischer Ruhe auseinander gelegt, durch feste Erhabenheit der Idee, Zeichnung großer Charaktere in einer großartigen Aufforderung der Umstände und Energie der Diktion höchst anziehend und erschütternd seyn kann. Es wäre zu wünschen, daß so erhebende Gemälde aus der Heldengeschichte, die nur für den Moment der Erzählung, für die Ruhe der plastischen und zeichnenden Darstellung geeignet scheinen, von Dichterheroen in dramatisches Leben gesetzt und uns vorgestellt würden. Als vollendetes Vorbild dazu wäre die Belagerung von Numancia des Cervantes zu nennen. Leonidas in den Thermopylen, Winkelried bei Sempach, die Pforzheimer Bürger bei Wimpfen, Palafox in Saragossa müßten, geschickt und mit Kraft behandelt, von der Bühne herab energisch wirken. Wie viele Stoffe bietet hier die deutsche Geschichte von den frühesten Zeiten an, die aber meist vergraben in den Bibliotheken noch auf ihre Erweckung in ausführlicherer Erzählung warten!

Stücke wie Zriny hauchen stärkenden männlichen Athem. Wie die wortkarge, aber vielsagende Grabschrift der dreihundert Sparter: „Wanderer, melde in Sparta, daß wir hier liegen, seinen Gesetzen gehorsam" mit Schauer der Bewunderung übergießt, so hier die Katastrophe.

Es ist schon viel darüber gesprochen worden, daß Körner mehr Talent zur lyrischen als dramatischen Dichtung

ihn zum

Frankfurt a. M. Herausgegeben von Joh. Friedr. Mumer.

H. Otto ist ganz der Mann, um den Zriny würdig — aber er schien — freilich nur dem aufmerksamen Zuhörer, der viel vom Zriny verlangt — der Verse nur ganz gewiß; daher denn auch seine Sprache manchmal am unrechten Ort etwas eilendes, polterndes hatte. exempla sunt odiosa. Wir erinnern nur an eine mit falscher Hast gesprochene Stelle im 11ten Auftritt des zweiten Akts:

„Drum traut er uns und unsrer Felsentreue."

Die vier ersten Worte scandirte er wie einen Choriambus mit scharf betontem uns, wo der Hauptakzent doch auf traut liegt. Der schöne Monolog: „da liegt die arme Stadt!" ging uns ganz verloren. Wo das Gedächtniß nicht störte, spielte Herr Otto vorzüglich; und darum bedauern wir, daß nicht alles aus einem Guß war. Es kommen sehr viele lange Stellen im Stück vor, voll Reflexionen über Gefühle und allgemeine Betrachtungen, die ein sinnvoller Akteur oft wie weise Sprüche mit aller Erhebung, öfter mildernd und ruhig vortragen muß. Dagegen wurde oft gefehlt. Herr Weidner (Soliman) ließ nichts zu wünschen übrig. Das Wesen des energischen, menschenverachtenden Despoten stellte er, aufgeregt bis zum Wahnsinn und wieder still brütend in der Abspannung, sehr gelungen dar.

Hr. Rottmaier spielte im Ganzen heldenartig, fest und mit innerer Sicherheit. Auf zwei Stellen müssen wir jedoch aufmerksam machen, wo sein Spiel einige alte Verirrungen zeigte.

„Ja, alter Held, ich liebe Eure Tochter!
Zwar hab' ich nichts als dieses treue Schwerdt,
Und wenig Ruhm ererbt' ich von den Vätern;
Doch hab' ich oftmals Euer Wort gehört,
Ein Heldenarm dürfe nach Kronen greifen —
Es fehlt an Muth, es fehlt an Kraft mir nicht" u. s. w.

Die drei ersten Zeilen ohne ruhige Feierlichkeit, zu hastig; die letzten mit dem alten schleifenden weinerlichen Ton und doch in gespreizter Stellung; gerade als ob er sagte: ja, ja; gelt, ich hab' dein Wort behalten? ich hab' aber auch Courage, bei meiner Treu! Dasselbe gilt von den Worten, womit er seine Tropheen dem Vater bringt: Hier, alter Held, ich hab' mein Wort gelöst. — Rühmen darf sich der Held, nicht prahlen. Besonders die falsche Bewegung des Kopfs mit erhobener Stirn: gelt, ich bin ein Kerl? — Uebrigens war sein Spiel recht lobenswerth; besonders gegen das Ende in der Scene mit Helene. Diese befriedigte uns heute nicht ganz. Es liegt ein Widerspruch in diesem Charakter, der durch das Spiel schwer gehoben wird. Helene reflektirt am meisten über die Schönheit des Lebens und der Liebe. Sie hat sich also über ihr Gefühl mit dem Gedanken erhoben. Diese Erhebung giebt eine Spannung und einen Muth, der mit ihren Klagen schlecht zusammenbesteht. Gerade im Moment der höchsten Liebe ist ein edles Mädchen der höchsten Aufopferung mit und für ihre Lieben fähig; wieviel mehr, wenn sie mit so vollem Bewußtseyn fühlt und auf eine so erhebende gemeinschaftliche Probe gestellt wird. In solcher Noth wird der Weiber Muth schärfer als der der Männer; mit freudigem Trotz stürzen sie, ohne Klagen über verlorenen Genuß, mit dem Geliebten in den Tod. Im Anfang dürfte Helene zagen; aber mit aller Anstrengung kommt sie erst darauf ihrem Juranitsch nachzusprechen:

„Die ew'ge Liebe ist das ew'ge Leben."

In der Todesweihe wandte Dem. Lindner sich weinend von Juranitsch weg gegen den Vater hin; weinen mag sie aber sich nicht wegwenden. Die Aktion muß hier die Dichtung mildern. — Die türkischen Feldherren gingen aus der Begrüßungs- in die Choristenstellung über. Die Hände warm zu halten? Asi war besonders ein Eisenfresser. — O wenn doch die Türken keine Hände hätten!

Beim Sturm von Sigeth ging's arg her; die Kanonen kamen zu spät; so ging's denn Bart an Bart, Klinge auf Klinge; der etwas zu früh springende Pulverthurm that dem Gemetzel keinen Einhalt, endlich blieb ein einziger Türk übrig — und der zweifelte noch, ob er sich nicht auch dazu legen sollte.

Montag den 23. Der Bräutigam aus Mexico, Lustspiel in 5 Aufz. von Clauren.

Mittwoch den 25. Musikalische Academie, zum Vortheil des Herr Capellmeister Guhr, worin der Idomeneus von Mozart, in drei Abtheilungen; ein Violinconzert von Spohr, gespielt von Herrn Capellmeister Guhr; und von einem Kinde von 9½ Jahren, — der Fräulein Delphine von Schauroth — Rondo brillante von Hummel mit ausgezeichnetem Talente auf dem Clavier vorgetragen wurde. —

Donnerstags d. 26. Die Schwestern von Prag. Musik von Wenzel Müller. — In diese spaßhafte Lachoper mit artiger Musik wird gewöhnlich „Kind und Gesind" geschickt. Kinder waren genug da; aber mehr Erwachsene und für die ist auch die musikalische Posse.

Hr. Finke machte als überbeweglicher Schneider seine Bocksprünge sehr gefährlich; als Bedienter ließ er den Schneider nicht durchsehn und als Schwester von Prag verdiente er den Vorzug vor Hrn. Hill, weil er mehr Fistel und weniger Bart hat. Nur geht über dem Singen Hrn. Finke die Komik aus. Hr. Hassel war unstreitig Matador selbst nach dem Urtheil derer, die sich von Lux dieser Rolle noch erinnern. Er sang gut, besonders das Wachtstubenlied und stellte den Hans, der mit seiner Dummheit fortkommt, in jedem Betracht unvergleichlich dar. Unauslöschliches Gelächter über den ambulanten Farrenschwanz und die Prügelsuppenscene. Wir würden Hrn. Größer nachsagen, daß er den alten Doktor nicht eben so gut, als Hr. Hassel nach-, vorgespielt, wenn es gebräuchlich wäre, von dem ersten Liebhaber charakteristisches Spiel zu verlangen. Hr. Dupre bewährte mehr Virtuosität in den Beinen als der Kehle. Frau Hofmann wie immer; Frau Brauer gut bei Stimme, so daß wir gewünscht hätten, sie mehr zu hören als das Stück erlaubte.

Theater-Anzeige.

Montag den 30. December. Das war ich, Lustsp. Hierauf: Die Onkeley, Lustsp. Zum Beschluß: Nummer 777, Posse.

Mittwoch den 1. Januar. Prolog. Hierauf: Die Entführung aus dem Serail, Oper (Constanze: Dem. Hollenstein).

Donnerstag den 2. Donna Diana, Schausp.

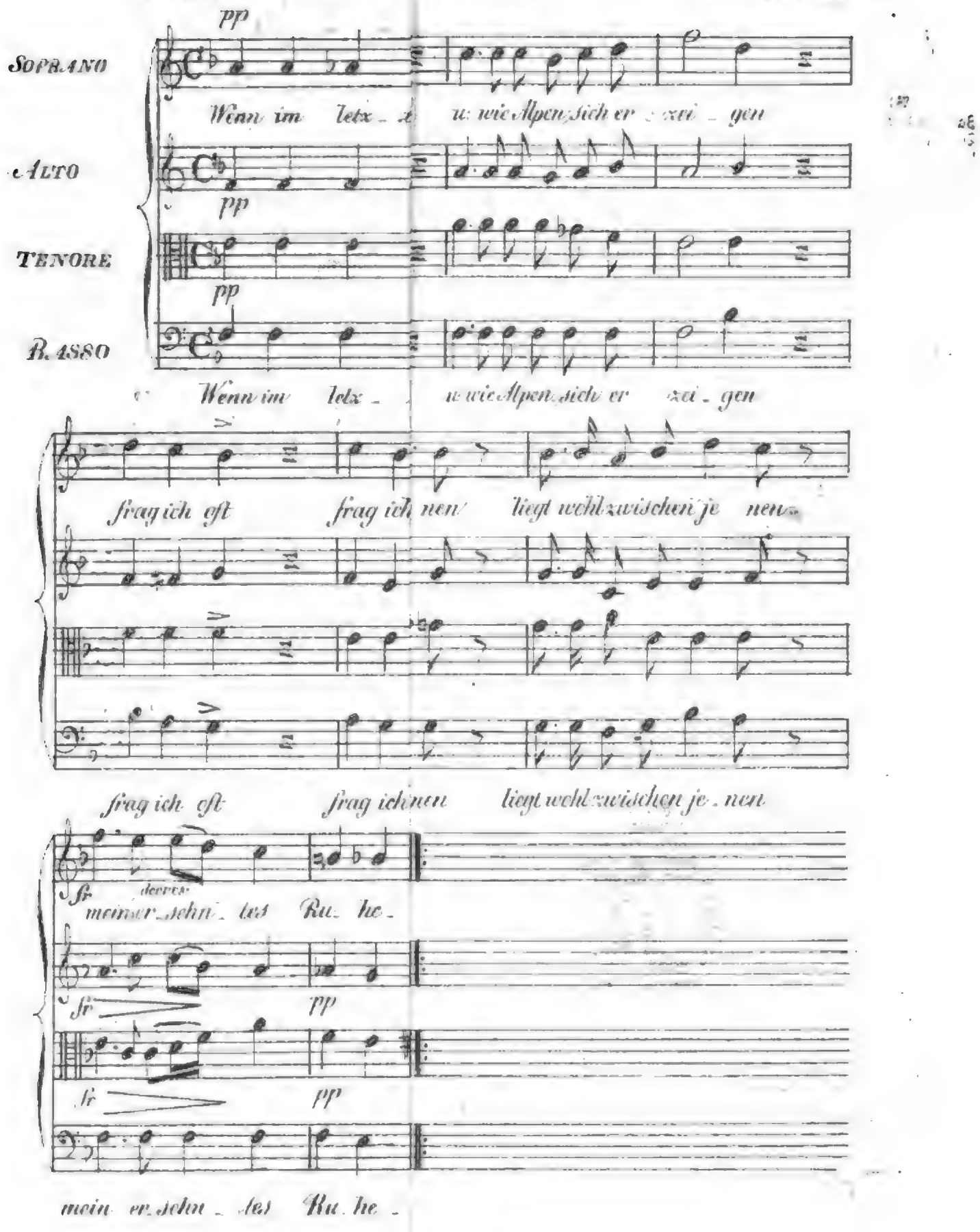
Samstag den 4. Axur, Oper.

Sonntag den 5. Die Quälgeister, Lustsp.

(Hierbei eine Musikbeilage: das Ruhethal.)

Das Ruhethal vo setzt
ile.

Andante
Wenn im letz. ten A_bend_strahl goldnen sich er
Piano Forte
pp
zei_ gen frag ich oft frag ich oft _nen
liegt wohl zwichen je nen mein er_sehn_tes Ru_he_tha
f
pp
cres
sf


pp
Soprano
Wenn im letz - te wie Alpen sich er - zei - gen
Alto
pp
Tenore
pp
Basso
Wenn im letz - te wie Alpen sich er - zei - gen
frag ich oft frag ich nen liegt wohl zwischen je - nen
frag ich oft frag ich nen liegt wohl zwischen je - nen
fr
decres.
mein er - sehn - tes Ru - he -
fr
pp
fr
pp
mein er - sehn - tes Ru - he -

Register zur Iris. (Jahrgang 1822).

Gedichte.

Der Blumenkranz v. Theodora. Seite 6. Alcanzor und Zaide 13. Apollo's Rache, v. Edgar 17. Die Jungfrau auf d. Drachenfels, v. Hagenbach 21. Morgenbetrachtung eines Verbannten in Botany-Bay, a. d. Engl. des R. Southey 25. Belisars Liebe, nach Lope de Vega, v. Adrian 29. An den Schlaf, a. d. Span. 34. Stanzen a. Lord Byron's Don Juan 35. Julia's Abschiedsbrief, nach Byron, v. Adrian 35. Alt-Spanische Romanzen, übers. v. Dietz 39. 42. Der Splitterträger, n. d. Griech, v. G. Schwab 47. Gedenke mein, v Rückert 49. Sängers Herbstlied 54. Liebespein, v. Flemming 61. Triolette 65. Aus L. Byrons Marino Falieri 69. Abendwehmuth d. Penelope 73. Auf d. See, nach Moore 74. O Traum, nach Moore 74. Dauer d. Liebe, v. Heidelberg 78. Frühlingsempfindung, v. Jenzen 79. Distichen, v. Conz 79. Sehnen, v. Bernstein 80. Kindeslust, v. Bernstein 80. Am Grabe Matthäs 85. Sterben 85. Die Rose 89. Die weinende Rose 89. Die erste Veilchen 93. Die Liebende 93. Sonnett 93. Immortellen 93. Zauber, v. Heidelberg 97. Das Blättchen 97. Das Heimweh 97. Die Stunde der Dämmerung 103. An die Kreuzfahrer, v. Haro Haring 111. Unsterblichkeit 121. Norna's Beschwörung des Sturms, nach Walter Scott 125. Ode d. Horaz, v. Nürnberger 125. An die Entfernte 129. Gita Gowinda, a. d. Ind. v. Feuerbach 134. Des Liebsten Wort, nach Gray 141. An einen fliegenden Fisch, nach T. Moore 143. Der Schmerz, v. Rückert 149. Widerstand 153. Furcht u. Liebe, nach Petrarca 157. Romanze v. Helmine 166. Die Musik, v. Tiek 169. 317. Ungewisse Hoffnung, v. Tiek 173. Homer, Ossian, Milton 177. Abschied, nach Byron 181. Zukunft 185. Vergessenheit u. Erinnerung, v. Herder 186. Sonntag Morgen, v. E. 189. Abschied v. Athen, nach Byron 193. Sonntag Abend, v. Theodora 197. Leichter Sinn, v. Theodora 201. Die tröstende Natur, v. Bernuth 205. Verschiedene Wirkung, v. Lindenhan 205. Die Freunde 209. Mitleid, v. Salis 213. Lied, nach Th. Moore 217. Lebens-Abend, v. Theodora 229. Zuruf 233. Die Reise, v. Maltiz 237. An ihn, v. Theodora 241. In L...s Stammbuch, v. Theodora 242 Was besteht! v. Theodora 245. Die dürre Linde, v. Müller 249. Nachtempfindung, v. Neuber 249. Jugend, Rausch u. Liebe, v. Rückert 253. Süße Minne, v. Theodora 257. Beengter Weg 257. Sommers letzte Rose, nach Th. Moore 269. Die Tonkunst, v. Krampitz 269. Vesperstunde, v Fr. Brun 273. Herbstnächte 273. Wechsel 277. An mein Boot a. d. Engl. 281. An die Entfernte 285. An die Zurückgekehrte 285. Schönste — Süßeste — Geliebteste 289. Des Harfners Gesang, nach W. Scott 293. Das Herz, v. Gambs 297. Herbstgedanken, v. A. Kuhn 297. Das Unglück 301. Hymnus an die Thorheit, v. Gambs 305. Luftschlösser 309. Die Ruinen d. Campo Vaccino in Rom, v. Grillparzer 313. Der Kirchhof 321. Der Bach, a. d. Russ 325. Das große Herz — das Göttliche — Gebet, v. Petrick 337. Das Mitleid, v. E Brachmann 341. Die stille Herberge 345. Resignation 361. König Lear u. seine Töchter, v. Schuster 365. An den Mond, nach W Scott 371. Die drei Lieder 377. Ludmilla 377. Freundschaft 377. Menschenloos, v. Wyß 381. Abschied, a. d. Span. 381. Die Gefangene, a. d Russ. 385. Trost 388. Distichen, v. Nehrlich 390. Der Mensch im Spiegel, v. Mr. 400. Skolion (auf Miaulys Heldenthat) 405. Requiem 409.

Erzählungen.

Der Stolz des Dorfes, Seite 14. Peter von Arragonien 29. Liebe u. Pflicht 37. Der Kirchhof d. Pater La Chaise 41. Die Redoute 65. Bellarosa 94. Die Westmünster-Abtey 141. Der Maler Kaiser 157. Fünf Tage a. d. Leben eines Schauspielers 165. Die Quellen der Vergessenheit 185. Der arme Jonas 202. Omar Ben Alkhattab 213. Der Ring 218. Der Arm 243. Die drei merkwürdigsten Tage meines Lebens, v. Dardenne 250. Die Pachterin 283. Die Abtey d. beiden Liebenden 305. Der Notar Fungles 309. Das lange Paquet 321. Das verlorne Capitel aus Don Quixote 352—55. Der Schottische Freibeuter 337. Paul Marron 339. Die Wittwe u. ihr Sohn 361. Ahnung u. Traum 369. Der Weihnachtsabend 386. Elisabeth Kikuta, v. Schweizer 411.

Historische u. biograph. Züge (auch Anekdoten).

Die Entstehung von Frankfurt, v. N. Vogt, Seite 1. Der Professor Engel 26. Die Hütte d Jungfrau v. Orleans 36. Die Caponi u. Napoleon, v. Lady Morgan 67. A. d. Leben d. Dichterin Karschin 76. Der Doge v. Venedig in Paris 84. Edwin 121. Jastram u. Hieron. Snitger 129 Ebba Brahe 135. Der Delinquent 140. Schicksale von Männern von Genie 143. Aus Nelson's Leben 150. Lord Byrons Gedächtnißrede auf Sheridan 161. Die Sängerin Mara 163 Weibliche Verschwiegenheit 186. A. d. Leben Peter d. Großen 196. Boscosel de Chastelard 217. Edle Weiblichkeit 233. Die drei Töchter Gretry's 255. Contraste 268 Griechische Sitten 270. Das türk. Reich u. Griechenland 273. 277. 281. 293. 297. 301. 404. 409. Verschiedene Anekdoten 292. 316. Mahler u. Dichter 300. Talma 307. Theater-Anekdote 308. Luise Brachmann 314. Erinnerung an Garrick 323. Wilhelm Herschel 414.

Vermischte Aufsätze.

Das Museum am 18. Januar, Seite 18. Am 25. Jan. 28. Am 8. Februar 43 Das Museum zu Bremen, von Storck 43. Das Land der Hyparktier 57. Schwarze Schminke 84. Der Giftbaum auf Java 191. Bericht über ein Niedersteigen in der Taucherglocke 263. Anfrage über eine Stelle in Schillers „Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet" 415.

Litteratur und Kritik.

Byrons Sardanapal, die Foscari, Cain, Seite 10. Kleists Prinz v. Homburg, v. Dr. Weil 19. Die Seeräuber v. Walter Scott 44. Verwitterte Betrachtungen über Kritik v. E. 51. Englische Litteratur 59. Ueber Schillers Don Carlos, v. Dr. Weil 98. Die deutsche u die französ. Maria Stuart, v. Dr Weil 105. 113. Der Segen kommt von oben, v. U. E. 118. Ueber die (falschen) Wanderjahre 146. Wörterbuch der Blumensprache 172. Der Styl, v. Müllner 193. Ueber die Oper, der Freischütz, v. E. 198. Einige Bemerkungen über die Darstellungen der Dem. Lindner, v. Mr. 225. Briefe von Gluck 325. 329. 331. Litterarischer Fund 352. Ueber Rossini's Oper, Cyrus in Babylon 348. Göthe und die Frösche 355. Kunstnachrichten 356. Charaktere aus Shakespeares dramat. Werken, nach Hazlitt, von Berly 357. Taschenbuch-Litteratur 370.

Kurze Sätze und Denksprüche.

Der Unglaube. Freundschaft. Sehnsucht des Herzens. Zweck der Tugend 36. Bekannte Sachen 247. Bemerkungen 276. Spanische Sprüchwörter 291.

Kupfertafeln und Musik.

Abbildung zu R. Vogt's Entstehung von Frankfurt (Nr. 4). Griechinnen aus Andros, Sulli, Argentiera, Mitylene, Samos, Scio; in 7 Abbildungen (zu Nr. 100). Das Ruhethal (v. Uhland) in Musik gesetzt v. Scheible; einstimmig m. Begleitung des Piano-Forte — und dasselbe vierstimmig (zu Nr. 103).

Charaden.

Abelung 168. Aepfelwein 231. Band 279. Blitzableiter 263. Darmstadt 23. Diebstahl 160. 184. Feldbinde 104. Fortdauer 319. Freischütz 287. 349. Fuchsschwanz 279. Glückwünsche 2. Grosvaterstuhl 240. Hochzeit 207. Immergrün 247. Insekt 16. Kanzellist 152. Kirchhof 335. Kronleuchter 191. Marathon 112. Mehlthau 311. Meineyd 366. Nachtlicht 335. Naturforscher 136. Nekarsteinach 144. Obendrüber 95. Pantöffelchen 7 Paukenschläger 222. Rabenstein 374. Saalband 406. Schatzgräber 175. Seeland 200. Siegurt 391. Stimmgabel und Stimmhammer 31. Theuerdank 48. Vielleicht 119. Wallenstein 327. Wegweiser 55. 343. Windbeutel 359. Zapfenstreich 255.

Räthsel und Anagramme.

Die Glocke 327. Gras — Sarg 247. Der Buchstabe L. 71. Leihbibliothek 319. Pantoffel 302. Das Punktum 384. Räthsel 272. Reue, Euer 63. Die Römer 311. Stets 264. Strauß 295. Der Buchstabe T. 87. Die Zeit 343.

Logogryphe.

Burg, Grube 23. Gastronomie u. Astronomie 128. Kartenhäuser — Karthäuser 215. Leda, Adel, Lade 39. Schein, Hein 79.

Concerte.

Des Cäcilien-Vereins am 2. Jan. Seite 2. Des Hrn. Heigel am 7. Jan. 6. Des Hrn. Faubel am 28. Jan 30. Des Hrn. Conc. Mstr. Hofmann am 4 März 72. Des Hrn. Cap. Mstr. Guhr am 25. Decbr. 416.

Theater-Nachrichten.

Von Braunschweig Seite 91. Von Wien 92. 356. Ueber Talma 307. Theater-Anecdote 308. Ueber den Gesang d. Dem. Canzi (v. Stuttgard) 356.

Theater-Chronik.

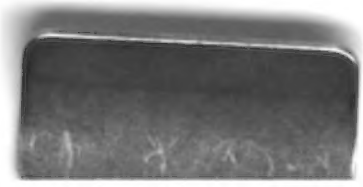
NB. (S. bedeutet Schauspiel, L. Lustspiel, T. Trauerspiel, O. Oper, D. Drama, M. Melodrama, P. Posse.)

Adolph u. Clara, O. Seite 4. 16. 255. 311. 396. Die Ahnfrau, T. 192. 248. Aline, O. 72. Das Alpenröslein, Patent u. Shawl, S. 3. 104. Der Alte muß, L. 200. Der Apotheker u. Doctor, O. 8. Aschenbrödel, O. 216. (2). 350. 384. Aurelia, S. 4. 96. 200. Arur, O 376. Band u. Halstuch, L. 296. Der Barbier v. Sevilla, O. 128. 144. 200. 288. 304. Bayard, S. 128. 208. 319. Die Beichte, L. 119. 152. 216. 264. Beniowsky, S. 8. Die Bestürmung v. Smolensk, S. 72. Der Bethlehemitische Kindermord, D. 396. Das Bild, T. 223. 288 Die beiden Billets, L. 304. Blind u. Lahm, L. 96. 240. Der Bräutigam aus Merico, L. 128. 136. 152. 223. 264. 288. 352. 416. Die Brandschatzung, L. 136. Brief u. Antwort, L. 119. 256. Der Bürger-Capitain, L. 4. 56. 232. Die Bürger in Wien, oder Staberl, P. 360. (2). Der Calif von Bagdad, O. 32. 152. 368. 413. Camilla, O. 40. 48. Capitain Belronde, L. 396. Clavigo, T. 222. Die diebische Elster, O. 23. 144. 192. 344. Dom Carlos, T. 95. 112. 280. Don Juan, O 48. 295. 328. 396. Donna Diana, S. 295. 350. Der Doppelpapa, P. 16. 304. Der Dorfbarbier, O. 79. 88. 383. Die Drillinge, L. 16. Egmont, T. 25. Die Einladungscarte, L. 328. Die eifersüchtige Frau, L. 16. 328. Elise v. Valberg, S. 3. 208. Elisabeth, O. 248. 272. 396 408. Die Entdeckung, L. 72. 176. Die Entführung L. 88. 112. 168. 320. Die Entführung a. d. Serail, O. 88 104. 128. 232. Eusebio, O. 112. Fanchon, O. 72. 272. Faniska, O. 24. Faust, O. 40. 176. 184. Ferdinand Cortez, O. 16. 207. Figaros Hochzeit, O. 136. 160. 287. 359. Fluch u. Segen, D. 32. 288. Der Freimaurer, L. 48. 184. Der Freischütz, O. 104. 119. 120. 128. 160. 168. 216. 256. 264. 287. 295. 311. 320. 356. 376. 407. Fridolin, S. 16. Gabrielle d'Etrees, O. 3. 16. Das Gasthaus zur goldnen Sonne, L. 264. 279. Das Geheimniß, O. 16. Der Geizige, L. 144 264 Der Graf v. Burgund, S. 48. Der grade Weg der beste, L. 128. 168. Die beiden Grenadiere, L. 40. 48. 80. 128. 216. Der neue Gutsherr, O. 56. 64. 176. 192. 272. 303. Der Hahnenschlag, S. 256. Hamlet, T. 256. 391. 400. Der Haupttreffer in der Güterlotterie, L. 32. Hedwig, D. 64. 120. Der Herbsttag, L. 408. Jacob und seine Söhne, O. 8. 63. 119. 304. 376. Die Jäger, S. 40. 152. Das Intermezzo, L. 24. Johann v. Finland, S. 95. 279. Johann v. Paris, O. 80. 248. 328. 360. Johanna v. Montfaucon, S. 24. 407. Der Jude, S. 8. Die Jungfrau v. Orleans, T. 144. Kabale u Liebe, T. 176. 381. Das Kätchen von Heilbronn, S. 320. 328. 344. Die beiden Klingsberge, L. 160. 272. Des Königs Befehl, L. 296. 303. 356. 396. Die Kreuzfahrer, S. 120. Künstlers Erdenwallen, L. 200. 248. Das Leben ein Traum, D. 87. 160. Der Leuchtthurm, T. 72. Liebes-Intriguen auf der Frankfurter Messe, P. 40. Der leichtsinnige Lügner, L. 88. 136. 240. Der Lügner und sein Sohn, P. 32. 40. Macbeth, T. 208. 232. Die Macht d. Verhältnisse, T. 56. 72. Maria Stuart, T. 80. 136. Minna v. Barnhelm, L. 303. Mittel u. Wege, P. 288. 368. Die Mohrin, S. 311. Moses, O. 200. 352. 360. Die Müllerin, O. 144. 215. Die gefährl. Nachbarschaft, L. 80. 232. Die unruhige Nachbarschaft, O. 356. (2). 368. Das Nachtlager in Granada, S. 223. Nummer 777, P. (32). 72. 119. 176. 280. 311. 368. Der Obrist, O. 144. 152. 232. 256. 287. 359. Das unterbrochene Opferfest, O. 31. 56. 136. 152. 208. Othello, O. 303. 328. Otto v. Wittelsbach, S. 272. Der arme Poet, S. 120. 240. 311. Das Portrait der Mutter, L. 64. 120. Die Proberollen, P. 80. 264. Der Quartierzettel, L. 184. Die Reise nach Dieppe, L. 216. 232. 287. 407. Die Reise zur Hochzeit, L. 200. Richard Löwenherz, O. 40. Die Rosen des Malesherbes, O. 40. 184. 296. 384. Rothkäpchen, O 64. 344. Der Sänger u. der Schneider, O. 23. 31. Saul, M. 344. Die Schachmaschine, L 384. Die Schauspieler, L. 152. Der Schauspieler wider Willen, L. 24 396. Die Schweitzerfamilie, O. 96. 232. Die Schwestern von Prag, O. 416. Der Secretair u. der Koch, L. 3. 8. 96. 192. Selbstbeherrschung, S. 104. Siegmar, O. 279. 280. Solimann d. Zweite, O. 112. Der Stadtrichter v. Saardam, L. 23. 31. Doctor Stakelbein, P. 383 Stille Wasser sind tief, L. 176. 328. Tancred, O. 80. 87. 176. 184. 240. 319. 344. Die Talentprobe, L. 120. 407. Das Taschenbuch, D. 160. 384. Der Tausch, O. 356. Tell, S. 335. Das Testament d. Onkels, L. 48. Die Teufelsmühle, O. 56. Der Teufelsstein, 256. 264. 295. 366. Titus, O 95. 240. 383. Die Tochter Pharaonis, L. 192. 216. Toni, D. 40. 272. U. A. w. g. oder die Einladungskarte, L. 176. 328. Unser Verkehr, P. 32. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Vorsp. 3. Verlegenheit u. List, L. 8. 255. 303. Der Verräther, L. 160. 312. Die Versöhnung, S. 184. Die Vertrauten, L. 88. Die Vestalin, O. 16. 208. 223. 296. Der Vetter aus Bremen, L. 112. 320. Das Vogelschiessen, L. 376. Die Waise aus Genf, D. 184. (2). 240. 356. Die Waise u. der Mörder, D. 280. 374. Waldemar, O. 192. 223. 303. Wallensteins Tod, T. 63. 104. 200. Welche ist die Braut? L. 350. Welcher ist der Bräutigam? L. 320. Der Wittwer, L. 320. 367. Die beiden Wittwen, L. 356. 360. Der Wunderschrank, L. 367. 368. Die Zerstreuten, L. 72. 128. 192. Zriny, T. 415. Zwei Worte, O. 48. 96. 312. 415. Der häusliche Zwist, L. 312.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE BOUND TO PLEASE
Heckman Bindery INC.
OCT. 64
N. MANCHESTER, INDIANA



Digitized by Google